Süddeutsche Monatshefte

UNTER MITWIRKUNG VON

PAUL NIKOLAUS COSSMANN ◦ JOSEF HOFMILLER
FRIEDRICH NAUMANN ◦ HANS PFITZNER
HANS THOMA HERAUSGEGEBEN VON
WILHELM WEIGAND

Erster Jahrgang ✲ Erster Band

1904

Januar bis Juni

MÜNCHEN UND LEIPZIG
VERLAG DER SÜDDEUTSCHEN MONATSHEFTE G. M. B. H.
IM BUCHHANDEL BEI GEORG MÜLLER

Inhaltsverzeichnis.

Der deutsche Süden.

Von Friedrich Naumann in Schöneberg.

Lassen Sie uns zuerst etwas Statistik treiben, um dann aus den Zahlen einige Schlüsse zu ziehen!

Süddeutschland umfasst fast 1/4 der deutschen Bodenfläche (24,4 %) und etwas unter 1/4 der deutschen Bevölkerung (23,2 %), ist also eine Kleinigkeit hinter der deutschen Durchschnittsdichtigkeit der Bevölkerung zurück. Das ist an sich kein Unglück. Aber die Sache sieht schon anders aus, wenn man erfährt, dass im Jahre 1816 dieselben Länder, Bayern, Württemberg, Baden, Hessen und Elsass-Lothringen, noch beinahe 1/3 der Bevölkerung hatten, die damals auf dem Gebiet des jetzigen Deutschen Reiches sass (31,7 %), und dass selbst im Jahre 1855 die Süddeutschen noch 27,3 % der Gesamtzahl ausmachten. Der Anteil Süddeutschlands am deutschen Personenbestande geht zurück. Man sieht die Zeit kommen, wo die Süddeutschen nur noch 1/5 betragen werden. Ein solcher Rückgang kann nicht ohne Folgen für den Einfluss sein, den Süddeutschland auf die Politik und Kultur des Deutschtums im ganzen hat.

Wie erklärt sich der Rückgang? Natürlich handelt es sich um einen sehr zusammengesetzten Prozess, bei dem schwer zu sagen ist, welche Ursachen ersten und welche zweiten Grades sind. Der Ausgangspunkt der Untersuchung kann aber kaum anderswo liegen als bei der Frage nach der Gesundheit der Rasse an sich. In dieser Hinsicht steht Hessen über, das ganze übrige Süddeutschland aber unter Reichsdurchschnitt. Das ist nicht angenehm zu sagen, aber wir wollen ja uns nichts vormachen. Der Geburtenüberschuss, diese Grundziffer der Rassenbeurteilung, ist in Hessen 15,4 ‰, im Reich 15,1 ‰, in Bayern 14,2 ‰, in Baden 13,9 ‰, in Württemberg 13,5 ‰ und in Elsass-Lothringen 11,2 ‰. Allerdings ist die Entstehung des Fehlbetrages verschieden. Bayern ist ein Landesteil hoher Sterblichkeit bei guter Geburtenzahl,

Elsass-Lothringen ein Gebiet geringer Geburten bei relativ besserer Lebensdauer. Im Osten Süddeutschlands hat das Leben zu wenig Dauerhaftigkeit, im Westen zu wenig Zeugungskraft. Wie sich dieses wieder erklärt, ist nicht mit wenig Worten und vielleicht überhaupt nicht restlos zu sagen. Alkohol und Volkssitte, Art des bäuerlichen Erbrechtes und allgemeine handelspolitische Lage sprechen mit. Dazu kommt die Frage der Abwanderung aus Süddeutschland. Diese ist am auffälligsten in Württemberg. Leider lässt sich die Abwanderung der Württemberger nach ausserdeutschen Ländern nicht genau erfassen, wer aber etwas vom Ausland kennt, kennt auch die in alle Welt verstreuten Württemberger. Aber schon allein im Deutschen Reiche steht es so, dass es 100000 geborene Württemberger mehr gibt als Einwohner von Württemberg. Württemberg ist noch heute ein Auswanderungsland und ist es seit langer Zeit gewesen. Von den anderen süddeutschen Landesteilen gilt das nicht in gleich hohem Grade, aber von ihnen allen gilt, dass sie keine eigentlichen Einwanderungsländer sind wie etwa Westfalen und Sachsen. Dazu fehlt das Hinterland. Die Alpen und der Böhmerwald sind Wanderungsgrenzen, und Frankreich hat nichts nach Osten hin abzugeben, selbst wenn es wollte. Wenn Süddeutschland Kohle besässe, könnte manches anders sein, aber . . .

Der Süddeutsche hat ein gewisses Recht, neidisch zu sein, wenn er seiner Naturgüter gedenkt. Nicht als ob er an sich bei der Verteilung dieser Gaben schlecht weggekommen wäre, aber er erhielt keine grosse durchschlagende Besonderheit. Im Getreidebau steht im allgemeinen Süddeutschland in Roggen etwas über, in Weizen etwas unter Reichsdurchschnitt. Getreidebau ist es ja aber überhaupt nicht mehr, was ein europäisches Land reich macht. In Obstbau hat Süddeutschland, abgesehen von Bayern, einen bedeutenden Vorsprung, hier ist wohl auch noch sehr viel zu machen, aber ob Obstbau ausreicht, Mittelstück einer Kultur zu sein, bleibt dennoch fraglich. Hopfen und Wein bleiben auf bestimmte Gegenden beschränkt. Die Viehzucht steht, abgesehen von Elsass-Lothringen, über Durchschnitt, erreicht aber nirgends Ziffern wie in den Weidegebieten an der Nordsee. Es ist in allen diesen Richtungen kein Anlass zum Verzweifeln, es sind sogar teilweis recht erfreuliche Bestände, nur ist nichts da, was dem süddeutschen Lande Hoffnung gibt, sich auf Grund besonderer Naturgaben als Ausgangspunkt einer eigenen welterobernden Produktion anzusehen. Das aber ist es, was im Weltverkehrszeitalter die Grundlage des Erfolges ausmacht. Die Frage bleibt, ob sich Süddeutschland zur Heimat von Verarbeitungsindustrien machen kann, die ihm seinen eigenen Charakter in der Austauschswirtschaft der Neuzeit sichern. Das ist der eigentliche Kern der süddeutschen Frage. Dass Bayern Weltplatz für Bier ist, ist ein Erfolg. Bier allein reicht aber nicht aus. Es fragt sich, was sind sonst die Tätigkeiten, die gerade diese Landesteile zur vollen Auswirkung ihrer Kräfte kommen lassen? Solche Tätigkeiten zu suchen und zu fördern, ist eine Aufgabe, der alle Kräfte gewidmet werden müssen.

Das aber ist nicht eine Sache, die irgend jemand mit einigen Einzel-

vorschlägen erledigen kann. Es handelt sich darum, in jedem einzelnen Arbeitszweig die Entwicklungsmöglichkeiten Süddeutschlands zu prüfen. Um ein Beispiel zu bringen: Im Buchgewerbe, einem Industriezweig, für den es besonderer geographischer Vorbedingungen nicht bedarf, und für den die Kulturbedingungen Süddeutschlands sehr günstig sind, ist der Sachverhalt nach der Gewerbezählung von 1895 folgender: dass von den grossen Druckorten Deutschlands München an fünfter, Stuttgart an sechster, Nürnberg an achter und Strassburg an zwölfter Stelle steht. Diese vier Orte zusammen beschäftigen 15763 Arbeitskräfte, während Leipzig allein 19796 und Berlin 28280 beschäftigt. Natürlich sind uns die Gründe bekannt, weshalb Leipzig und Berlin einen grossen Vorsprung haben, aber warum sind ausser ihnen auch Dresden und Hamburg höher gekommen als München und Stuttgart? Im Photographieverlag beschäftigt München die meisten Personen, aber im Farbendruck ist es ganz klein, kleiner als Nürnberg. Stuttgart hat im Farbendruck nur 7 Betriebe mit 20 Personen! Sind das Zufallsergebnisse oder Notwendigkeiten?

Dies eine Beispiel soll also nur andeuten, in welcher Weise ein Verständnis für die Lage Süddeutschlands zu suchen ist. Es muss in höherem Grade als bisher mit Bewusstsein süddeutsche Wirtschaftspolitik getrieben werden. Das kann auch jemand aussprechen, der wie der Schreiber dieser Zeilen nicht Süddeutscher ist, dem aber am gleichmässigen Fortschritt aller deutschen Volksteile sehr viel gelegen ist. Eine solche Politik würde das Gegenteil von Partikularismus sein, denn sie würde von der Frage ausgehen: Wodurch sichert sich Süddeutschland seinen Platz in der Weltwirtschaft? Damit würden auch alle süddeutschen Verkehrsfragen ihres besonderen partikularistischen Charakters entkleidet werden. Es handelt sich einfach darum: Welche Einrichtung des Verkehrswesens erleichtert den Süddeutschen den Anschluss an den grossen Verkehr? Dieser Anschluss ist in seiner Gesamtwirkung viel mehr wert als jeder kleine staatsrechtliche oder fiskalische Vorteil, denn die geschichtliche Bedeutung der süddeutschen Staaten hängt mehr als an ihren Reservatrechten an ihrer volkswirtschaftlichen Leistung.

Es scheint nun aber, dass das allgemeine öffentliche Bewusstsein Süddeutschlands weniger in dieser mehr praktischen Richtung die Erhaltung des geschichtlichen Wertes des deutschen Südens sucht als in Vertretung gewisser politischer und kultureller Moralbegriffe. Überall in Süddeutschland hört man, dass die preussische Polizei- und Herrenmoral abstösst. Die demokratische Lebensauffassung ist hier mehr in Fleisch und Blut übergegangen. Man behandelt den Menschen anders als auf den pommerschen Rittergütern. Auch die Arbeiterfrage hat im Süden nicht die Schärfe wie im Norden. Der Mensch als solcher besitzt einen höheren Verkehrswert. Das ist der eigentümliche und berechtigte Stolz des Süddeutschen. In diesen Dingen liegt ein Ewigkeitswert des süddeutschen Volkstums gegenüber dem Deutschtum der altpreussischen Provinzen. Es fragt sich nur, auf welche Weise der Süddeutsche diese seine vortreffliche Eigenart zum Gemeingut des

deutschen Wesens überhaupt machen kann, oder, wenn er an diesem Ziel verzweifeln sollte, wie er sich selbst seinen Stolz am besten auf Kind und Kindeskind erhält.

Was ist es, das im letzten Grunde die öffentliche Moral macht? Wir reden jetzt nicht von der religiösen und privaten Moral, die der Priester beeinflusst, sondern von dem ungeschriebenen aber sehr realen Rechtsverhältnis, in dem der Mensch zum Menschen steht. Dieses Recht wird durch nichts stärker beeinflusst als durch die Betriebsformen. Überall wo Plantagenwirtschaft ist, Fideikommiss, Rittergut, Bergwerk, Hochofen, Grossbetrieb, ist die Gefahr der moralischen Herabwürdigung der Arbeitskräfte vorhanden. Je elementarer aber die Arbeit ist, desto grösser wird diese Gefahr. Deshalb haben alle Rohstoffsbetriebe, wenn sie grösser werden, die verhängnisvolle Neigung, in ihrer Leitung despotisch oder patriarchalisch zu werden. Das ist es, was den Bergwerksbesitzer mit dem Rittergutsbesitzer verbindet. Dieser Gefahr ist Süddeutschland nicht unterlegen, weil es ein Land kleinerer und mittlerer Betriebsformen war und im grossen und ganzen noch heute ist. Daher konnte auch die süddeutsche Lebensdemokratie zur Gesamttemperatur des Volkstums werden, ohne sich viel um Konfessionsgrenzen und Parteibekenntnisse zu kümmern. Sie ist weder Folge des Katholizismus noch des Protestantismus, noch des hier und da bemerkbaren Italienerblutes, sie ist das natürliche Bekenntnis eines Landes ohne starken alten Adel und ohne Kohlen. Darin liegt aber schon die Schwierigkeit, diese Gesinnung beliebig zu verbreiten. Darin liegt auch die Gefahr, die ihr selbst im neuen Zeitalter droht.

Wenn in Deutschland die grosse Rohstoffindustrie die Alleinherrschaft bekommt, dann wird die demokratische Moral von ihr zerdrückt. Man mache sich nur klar, welche Macht der Gesinnungsbeeinflussung in den Syndikaten der sogenannten schweren Industrien vorhanden ist! Noch ist Süddeutschland relativ frei davon, aber es lebt doch nicht wie eine Insel im Meer. Die allgemeine Zeitmoral macht nicht am Mainstrom Halt. Will also der Süddeutsche sein Stück eigene Menschheitskultur wahren, so wird er sich an dem Kampfe beteiligen müssen, der zwischen Rohstoffproduktion und Fertigfabrikation sich langsam einstellt. Die freiheitlichen Hoffnungen Deutschlands hängen mit dem Sieg derjenigen Betriebsformen zusammen, die auf Qualitätsmenschen angewiesen sind. Das sind aber die Betriebsformen, auf deren Pflege Süddeutschland durch seine Geographie und Weltlage so wie so hingewiesen ist. Man soll nicht denken, das Geistige vom Wirtschaftlichen trennen zu können. Jede neue Fabrik, in der etwas Bestimmtes gelernt werden muss, stärkt den Gesamtgeist, der den Menschen achtet.

Die süddeutsche Frage, von der wir reden, hat nun neben der technischen und der moralischen Seite auch eine finanzielle. Wo arbeitet das süddeutsche Kapital? Wo arbeitet beispielsweise das württembergische Kapital? Diese Seite der Angelegenheit kann aber nur von Leuten erörtert werden, die mitten im süddeutschen Bankwesen

stehen, hier muss es genügen, von ihrem Vorhandensein zu reden. Es ist nämlich wahrscheinlich, dass mehr süddeutsches Kapital auswärts arbeitet als auswärtiges Kapital in Süddeutschland und dass dadurch mit süddeutschen Mitteln die Abwanderung leistungsfähiger Kräfte befördert wird, von der wir im Anfang redeten. Das Kapital, auch das süddeutsche, geht dahin, wo es am meisten verdient. Mit guten Worten allein wird man es nicht im Lande halten können, aber vielleicht ist es möglich, eine allgemeine Wirtschaftspolitik zu fördern, die mehr wirkt als gute Worte, eine Wirtschaftspolitik bewusster süddeutscher Gewerbsentwicklung. Diese liegt im Zug der Zeit, viele dienen ihr, teils mit Absicht, teils ohne Absicht; was nötig scheint, ist nur, dass man diese Wirtschaftspolitik in immer weiteren Kreisen mit Bewusstsein will. Dass dabei das Zentrum nicht als treibender Faktor in Betracht kommt, ist leider wahr. Doch davon können wir ja ein anderes Mal reden.



Die Selbständigkeit der Biologie und ihre Probleme.

Von Hans Driesch in Heidelberg.

In der zweiten Hälfte des verflossenen Jahrhunderts hat die Lehre vom Leben ihren meisten Vertretern nicht als eine selbständige Disziplin, nicht als Grundwissenschaft gegolten. Ja, nicht selten konnte man es sogar hören, dass sie überhaupt keine auf die Ermittlung von Gesetzen gerichtete, keine „rationelle" Wissenschaft, dass sie durchaus Historie sei.

Die materialistische Naturauffassung und die Lehren von der Deszendenz der Arten und vom Kampf ums Dasein waren die Grundlagen dieser Urteile.

Der gesunden, unvoreingenommenen Auffassung Robert Mayers zum Trotz, sahen die Hauptvertreter der Physik und der Chemie in einer Auflösung in Atommechanik das Ziel nicht nur der anorganischen, sondern aller Wissenschaft: als einzige Grundwissenschaft blieb bei solcher Wendung der Sachlage des Geschehens die Mechanik übrig; alles andere wurde „angewandtes" Grundwissen.

Die Deszendenztheorie aber in Form des Darwinismus machte, von der anderen Seite her, die organischen Formen und Funktionen zu Produkten, die in demselben Sinne „zufällig", das heisst ziellos, entstanden

seien, wie Inseln und Seen zufällig entstanden sind: damit war die Frage nach einem biologischen Grundwissen von vornherein abgelehnt.

Das alles hat sich nun geändert.

Bereits in den achtziger Jahren machte auf anorganischem Gebiete die mechanische Universaltheorie einer fiktiv und metaphysisch ungetrübten, einer auf die Erscheinungen gerichteten, „phänomenalistischen" Auffassung der physiko-chemischen Gesetzlichkeiten Platz. Mach ist es bekanntlich, dem hier der Preis gebührt, aber auch der Energetiker, vor allem Helms und Ostwalds soll hier in Achtung gedacht sein, mag es sich auch herausstellen, dass die „energetische" Wendung der Naturphänomene etwas gar zu wenig aussagt. Die neueste sogenannte „immanente" Wendung der Philosophie, wie sie in Schuppe, Leclair, Kaufmann u. a. ihre Vertreter hatte, sowie die Philosophie von Avenarius waren der Wissenschaftsreform im Anorganischen wohl auch förderlich.

Die Mechanik war also nicht mehr die Grundwissenschaft, sondern es gab so viele Grundwissenschaften, wie es in sich durch die Qualitäten verknüpfte Gruppen von Elementargesetzen gab. Die Frage nach dem angeblichen „Erklären" der Wärme oder der Elektrizität oder der chemischen Verwandtschaft war damit als ein falsch aufgestelltes, als ein nur scheinbares „Problem" beseitigt worden.

Letzt analysiertes, elementares Formulieren nahm den Platz des „Erklärens" ein.

Es verdient besondere Hervorhebung, dass schon den beiden grossen Antipoden Hegel und Schopenhauer solche Gedanken in allgemeiner Fassung geläufig gewesen waren.

Wurden so die Prätensionen der mechanischen oder „fiktiven"[1]) Physik durch Herausarbeiten des wahren, das heisst des erkenntniskritisch einzig möglichen Sachverhaltes ersetzt, wobei man die grossen positiven Leistungen der Vertreter jener falschen Ansprüche hochschätzen und übernehmen konnte, so erging es den Anmassungen der historischen Zufallsbiologie weit schlimmer.

Die sogenannte Selektionstheorie Darwins war zwar schon gleich nach ihrem Erscheinen von einsichtigen, wissenschaftlich durchgebildeten Männern, zumal von Mivart, Wigand, C. E. v. Baer u. a. als ein Gebäude von Unklarheiten, Zirkeln und Trugschlüssen erkannt worden, immerhin fristete sie noch ihr Dasein bis in die achtziger Jahre, als Nägeli (1884) und vornehmlich G. Wolff (1890) ebenso kurz wie klar ihr logisches Ungenügen nachwiesen: dass Nichtexistenzfähiges nicht existieren könne, dieser zweifelsohne wahre, aber doch nicht sehr inhaltreiche Satz war das einzige, was vom Darwinismus übrig blieb.

---

[1]) So genannt, weil sie den gegebenen, durch Qualitäten gekennzeichneten Erscheinungen „Fiktionen", d. h. erdichtete Bilder, und zwar mechanischer Art, z. B. „Atome", „bewegte Moleküle" substituiert, ja, wohl gar diese Bilder für das „Wirkliche" hält. Erscheinungen und Bilder mussten natürlich gewisse (quantitative) Kennzeichen gemeinsam besitzen.

In der Tat kann der Darwinismus jetzt als in urteilsfähigen Kreisen definitiv überwunden gelten.

Mit dem Ansehen der Deszendenztheorie, als der allgemeinen Annahme einer Abstammung der verschiedenen Lebensformen voneinander, ging es langsamer bergab: in unbestimmter Weise als wahrscheinlich muss diese Theorie jedem Unbefangenen gelten, auch der Autor dieser Zeilen vertritt sie in diesem Sinne. Es hat aber lange gedauert, bis man zu der Ansicht durchdrang, und auch heute ist dieselbe unter Biologen noch nichts weniger als Allgemeingut, dass mit der allgemeinen, unbestimmten Wahrscheinlichkeit von Deszendenz überhaupt recht wenig gewonnen sei.

Nachdem die biologische „Zufallstheorie" als hinfällig erkannt war, musste man nach den Gesetzen der Umwandlung fragen; darüber war aber gar nichts bekannt; durch mühevolle Einzelarbeit von Männern wie Galton, Weldon, de Vries, Bateson, Correns u. a. befinden wir uns hier jetzt wenigstens in den allerersten Anfängen des Wissens.

Auf der andern Seite musste die ganz allgemeine, unbestimmte Deszendenzvorstellung offenbar durch etwas Konkreteres ersetzt werden. Aber wie das anfangen, wo man von Umwandlungsgesetzen gar nichts kennt?

Man hat auf dem eben erwähnten Gebiete ja freilich unter dem Titel einer Stammesgeschichte oder „Phylogenie" alles mögliche versucht. Aber was hier geleistet ist, steht an Sicherheit wahrlich nicht höher als die Leistungen der vielgeschmähten älteren Naturphilosophie, unterscheidet sich aber von ihr nicht zum Vorteil durch die Tiefe des Standpunktes.

Denn Schelling, Hegel und ihre Nachfolger wollten Logik in der Natur erkennen; der moderne Phylogenetiker will Geschichte aufdecken.

Wir bewerten zwar Geschichte nicht so hoch wie rationelle Wissenschaft, doch sind wir ferne davon ihre Bedeutung zu verkennen.

Aber eine „Geschichte" da, wo man vom „Geschehen" gar nichts weiss, muss das nicht ein, glimpflich ausgedrückt, seltsames Ding werden?

Man stelle sich einmal vor, dass man die Menschheit als reines Objekt betrachte und nun Menschheits-„Geschichte" mitgeteilt bekäme, ohne von der Existenz von deren beiden Grundfaktoren, von Sprache und Schrift, ja ohne überhaupt von Psychologischem irgend etwas zu wissen. Was wäre das für eine „Geschichte", selbst wenn die Daten derselben ganz sicher wären? Oder man stelle sich die Lehren der historischen Geologie vor ohne jede Kenntnis von Physik und Chemie. Günstigstenfalls hätte man hier einen Faktenkatalog, aber nichts mehr.

Und nun sind noch dazu die angeblichen Fakten der Phylogenie gänzlich unsicher, höchstens in einigen ganz allgemeinen oder auch in einigen allerspeziellsten Zügen durch die Funde aus der Vorzeit kontrollierbar.

Die Phylogenie ist also im tatsächlichen höchst unsicher, kennt ferner keine ihrem Gebiet eigentümlichen Elementargesetze und würde

endlich günstigstenfalls überhaupt nur Geschichte aber nicht rationelle Wissenschaft liefern können.

Angesichts dieser Umstände darf denn wohl wahrlich offen ausgesprochen werden, dass der „Gedanke“ der „Deszendenz“ recht wenig zur Gewinnung wissenschaftlicher Erkenntnis beigetragen hat.

So haben wir also eingesehen, dass die beiden Grundpfeiler der Gegnerschaft gegen eine selbständige Biologie zusammengebrochen sind: die mechanische Physiko-Chemie auf der einen Seite ist durch etwas Besseres ersetzt; auf der andern Seite ist der Darwinismus überwunden, die Deszendenztheorie als ein nur allgemein regulativer Gedanke erkannt; etwas „Besseres“ haben wir hier noch nicht.

Man sollte denken, dass das alles wenigstens der hypothetischen Auffassung der Biologie als einer Grundwissenschaft günstig gewesen wäre. Das war aber nicht der Fall; selbst viele, welche vom Darwinismus nichts, von der Deszendenztheorie wenig halten, und von der Richtigkeit der Wissenschaftsreform im Anorganischen überzeugt sind, lehnen die wahre Selbständigkeit der Biologie principiell und dogmatisch ab: „es kann nur physikalisch-chemisches Geschehen geben“, so heisst es jetzt; „es kann nur mechanisches Geschehen geben“, so hiess es früher. Für die Biologie als solche kommt dieser Unterschied in der Äusserung des Dogmatismus naturgemäss gar nicht so sehr in Frage.

Wenn ich nun daran gehe, die neueste Wendung in der Biologiegeschichte, welche in der langsam erreichten Erkämpfung des Anerkenntnisses biologischer Selbständigkeit gipfelt, zu schildern, so wird der Leser es mir gestatten, die Darstellung etwas persönlicher zu gestalten. Soll doch Selbsterlebtes im folgenden geschildert werden. Auch darf ich bei dieser Gelegenheit nicht verschweigen, dass die im vorstehenden versuchte Reduktion des Wertes der Deszendenztheorie auf ihr rechtes, also auf ein recht bescheidenes Mass zurzeit noch leider nur meine und weniger anderer experimentell arbeitenden Forscher Überzeugung darstellt, während in der Verwerfung der materialistischen Dogmatik und des Darwinismus (Lehre von der natürlichen Zuchtwahl) grössere Übereinstimmung herrscht. Diese Übereinstimmung wird sicherlich auch dann über die Deszendenztheorie herrschen, wenn Besseres, also namentlich Sicheres und Bestimmtes den Platz ihrer zu unbestimmten hypothetischen Allgemeinheiten — von ihren Phantasien ganz abgesehen — eingenommen haben wird.

Sicher und bestimmt die Unabhängigkeit der wissenschaftlichen Biologie darzutun, dieser Aufgabe wollen wir uns nun zuwenden.

In den Jahren 1887—1893 traten G. Bunge,[1]) G. Wolff[2]) und ich, nacheinander, aber auf wesentlich verschiedenen Wegen, für die Berechtigung der teleologischen Betrachtung der organischen Geschehnisse und Formen ein, damit einen Gedanken verfechtend, den in aller Klarheit bereits Kant ausgesprochen hatte, und der auch in den

---

[1]) Lehrbuch d. physiol. u. pathol. Chemie. Leipzig 1887.

[2]) Beiträge zur Kritik d. darwin. Lehre Biol. Centr. 10. 1890. Auch separat.

allermaterialistischsten Zeiten wenigstens von einigen Naturforschern[1]), wie z. B. von Wigand und C. E. v. Baer, weitergegeben worden war.

„Die Biologie als selbständige Grundwissenschaft" nannte ich die kleine Schrift[2]), die dem Ausdruck meiner Gedanken gewidmet war. Ich liess in ihr die rein physikalisch-chemische Natur der Einzelgeschehnisse des Lebens hypothetisch zu; nur die Gesamtheit alles einzelnen und damit dessen Beziehungen, kurz das Geformte und Geordnete an den Organismen sollte einer mechanistisch-kausalen Auffassung unzugänglich und nur teleologisch beurteilbar sein.

Man sieht, dass so sehr viel an der von mir verfochtenen „Selbständigkeit" der Biologie gar nicht daran war.

Meinen eigenen Gedanken weiter nachgehend, habe ich als „Maschinentheorie des Lebens" die letzten Konsequenzen einer bloss formal-teleologisch beurteilenden Auffassungsart des Lebendigen gezogen[3]) und damit die „Selbständigkeit" der Biologie eigentlich noch weiter zurückgedrängt:

Ausdrücklich erklärte ich alles Einzelgeschehen an Organismen für physikalisch-chemisch, gleichgültig ob das im engeren Sinne physiologische Getriebe der Funktionen und Leistungen, ob Entwicklungs- und andere Formbildungsvorgänge, ja auch, ob die Vorgänge einer hypothetischen Artumwandlung, einer Phylogenie in Betracht kommen möchten.

Es sei, so sagte ich, allemal eine Struktur, eine Tektonik zu ersinnen, sei sie auch höchstkomplizierter, alle denkbaren stofflichen Verschiedenheiten und deren Konsequenzen einschliessender Art, auf deren gegebener Basis alles Einzelgeschehen verlaufe nach keinen anderen als den aus dem Anorganischen bekannten Elementargesetzen.

Mit Recht konnte ich jene stets ersinnbare gegebene Struktur als Maschine und meine Ansicht als Maschinentheorie des Lebens bezeichnen: das physiologische Getriebe würde sich nach dieser Auffassung auf Basis der eigentlichen Organismus-Maschine, das Entwicklungsgeschehen auf Basis der Ei-Maschine, die hypothetische Stammesgeschichte bis zu ersten Lebewesen hinab auf Basis einer natürlich ganz hypothetischen aber prinzipiell nicht undenkbaren Evolutionsmaschine abspielen.

Die Maschine sei jedesmal gegeben, aber für die beiden erstgenannten Kategorien des Lebensgeschehens, für das Physiologische und für die Formbildung sei doch nur von einem relativen Gegebensein die Rede, da jede der hier zu Grunde liegenden „Maschinen" bei ihrer Entstehung eine weiterzurückliegende Maschine als Basis gehabt habe. Absolut gegeben sei die Evolutionsmaschine, die Urstruktur.

---

[1]) Auch die Mehrzahl der Philosophen stellte sich zur Selbständigkeit der Biologie in Gegnerschaft. E. v. Hartmann bildet hier bekanntlich vor allem eine Ausnahme.

[2]) Leipzig 1893.

[3]) Biolog. Centralbl. Bd. 16. 1896 p. 353. Vgl. auch meine „Analytische Theorie d. organ. Entw." Leipzig 1894.

Ich habe später diesen Auffassungskomplex als statische Teleologie im Gegensatz zu einer eventuellen dynamischen Teleologie bezeichnet.

Handelte es sich hier doch nicht nur um den allgemeinen Begriff des Teleologischen als einer formalen, neben der kausalen einherlaufenden Beurteilungsart; in diesem letzten Sinne hat, wenigstens nach meiner nicht allgemein geteilten Auffassung, Kant in seiner „Kritik der Urteilskraft“ den Begriff des Teleologischen gefasst, und in diesem allgemeinen Sinne redet auch der moderne Kritiker des Teleologiebegriffs, P. N. Cossmann,[1]) von Zweckmässigkeit.

Meine Aussagen waren realer: sie behaupteten ausdrücklich, dass in etwas Gegebenem das Teleologische gelegen sei, in einer Ordnung, einer Tektonik. Für das als anorganisch ausgegebene Einzelgeschehen, für Geschehen überhaupt, kam das Teleologische gar nicht in Frage.

Es ist klar, dass das „Selbständige“ der Biologie hier bloss als mögliche Beschreibung in Frage kam, nämlich als Beschreibung der gegebenen Strukturen, ja im Grunde nur der Urstruktur. Eine selbständige Biologie als Geschehenswissenschaft aber konnte es für mich auf diesem Standpunkt nicht, oder doch höchstens im Sinne vorläufiger, nicht aber endgültiger Forschung geben.

Wenn ich mich nun dazu wende in grossen Zügen zu schildern, wie ich dazu gezwungen wurde, meine „statische Teleologie“, die „Maschinentheorie des Lebens“, als für die geistige Bewältigung der Lebensphänomene genügende Grundlage aufzugeben und die Elemente einer dynamischen Teleologie, eines „Vitalismus“ zu schaffen und von einer Autonomie der Lebensvorgänge zu reden, so geht das nicht wohl an, ohne dass auf einige Ergebnisse der neuesten experimentell-morphologischen Forschung und auf die Wandlung der neuesten entwicklungsphysiologischen Ansichten Bezug genommen wird. Ich habe beide Abschnitte der jüngsten Biologiegeschichte vor kurzem zusammenfassend dargestellt, den ersten derselben[2]) in leicht zugänglicher Form; auf diese Aufsätze muss der Leser, welcher mehr zu erfahren wünscht, als hier geboten werden kann, verwiesen sein.

Die Ergebnisse der sogenannten „entwicklungsmechanischen“ Forschung, zu denen bekanntlich die bahnbrechenden Arbeiten von W. Roux den ersten Grund gelegt hatten, schienen anfänglich, und zwar gerade so weit meine eigene Beteiligung hier in Betracht kam, einer maschinentheoretischen Auffassung das Wort zu reden. Man hatte nach dem Vorbilde Roux' und Weismanns eine ausserordentlich komplizierte Struktur im Keim der Organismen annehmen zu müssen und die Entwicklung durch eine Zerlegung dieser Struktur „erklären“ zu können geglaubt: nun zeigte sich, dass die ersten Zellen des sich

---

[1]) Elemente der empirischen Teleologie. Stuttgart 1899.

[2]) Politisch-Anthropol. Revue 1903. Hier sind die wichtigsten der Versuche, auf welche sich der unten mitzuteilende „erste Beweis“ der Lebensautonomie stützt, gemeinverständlich dargestellt. — Die Wandlung der entwicklungsphysiologischen Theorien ist geschildert im Biol. Centr. 22, 1902, p. 151.

furchenden Keimes, wenn sie isoliert werden, je für sich einen ganzen, nur proportional verkleinerten Organismus zu liefern imstande, dass sie gleichwertig seien. Zerlegung einer sehr komplizierten Struktur erschien da ausgeschlossen, ja eine komplizierte Struktur überhaupt erschien nicht vonnöten; Wirkungen der einzelnen Keimesteile auf einander konnten wohl das grosse Heer der hervorgebildeten Verschiedenheiten, der „Differenzierungen", am gleichförmigen Keim leisten, und in der Tat sind, zumal von Herbst, eine grosse Zahl solcher differenzierenden Wirkungen der Keimesteile auf einander wahrscheinlich oder gar sicher gemacht worden.

Je tiefer man aber drang, um so unverständlicher erschien das scheinbar Einfache; hatte ich anfänglich den Schluss ziehen zu können geglaubt: nicht einmal eine komplizierte Struktur ist als Grundlage der Entwicklungsphänomene anzunehmen nötig, es genügt sogar eine relativ einfache Tektonik, so musste ich bald sagen: hier wird überhaupt der Begriff „Struktur" hinfällig, da die zugrunde liegenden Phänomene in gewisser Hinsicht so „kompliziert" sind, dass sie der Begriff „Struktur" nicht einmal in seiner denkbar „kompliziertesten" Form decken kann.

Eine ganz bestimmte Reihe von Phänomenen mit trotz äusserlicher Verschiedenheit immer wiederkehrenden allgemein-reallogischen Charakterzügen war es zunächst, die mir einen Abbruch und einen Wandel meiner Grundvorstellungen vom Leben geradezu aufzwang.

An jungen Larven von Seeigeln und Seesternen, an gewissen niederen Pflanzentieren (Hydroidpolypen), an einer Ascidienform hatte ich experimentelle Ergebnisse erzielt, die immer ein und dasselbe Allgemeinste wieder ergaben:

Man konnte den jeweils in Frage kommenden einfachen oder zusammengesetzten Organen oder Organismen einen beliebigen Substanzteil durch einen Operationsschnitt nehmen, sie also auf eine durchaus beliebige absolute Gesamtgrösse bringen: sie vollzogen ihre formbildenden Leistungen stets als Totalität, nicht als Bruchstück, d. h. sie lieferten stets ein Ganzes, das zwar verkleinert war, dessen einzelne Teile aber in demselben Verhältnis an Grösse und Lage zu einander standen, in welchem sie bei durchaus ungestörter „normaler" Entwicklung gestanden haben würden. So konnte ich z. B. den abgefurchten Keim, die sogenannte Blastula, der Seeigel und Seesterne, welche eine von etwa 1000 Zellen umkleidete Hohlkugel darstellt, beliebig durchschneiden und erhielt stets einen kleinen ganzen Organismus als Entwicklungsresultat (1895); entsprechendes gelang mit späteren Stadien (mit der „Gastrula") dieser Tiere. Ein Stück des Stammes der Polypenform Tubularia wandelt sich stets in einen ganzen, proportional gestalteten Organismus um, gleichgültig woher es stamme und wie gross es sei (1897). Ganz beliebig herausgeschnittene Stücke des Wurmes Planaria (Experimente von Morgan 1898) oder der Kieme der Ascidie Clavellina (Versuche von Driesch 1902) liefern ein verkleinertes ganzes Tier usw.

Was bedeutete das?

Wenn man ein beliebiges Substanzelement, also etwa eine Zelle, oder allgemeiner einen Querschnitt der zu den Experimenten verwendeten Objekte ins Auge fasst, so hatte der Versuch jedenfalls dieses ergeben: der fixierte Querschnitt, das fixierte Element leistete jeweils in der Gesamtheit der Formleistungen etwas anderes, je nachdem der ganz beliebige Operationsschnitt es näher oder entfernter dem einen Ende des Ganzen gebracht, und auch je nachdem dieser Schnitt dieses Ganze auf die Grösse A oder etwa auf die Grösse B oder C gebracht hatte.

Jeder Querschnitt, jedes Element konnte also jedes Einzelne an dem zu erzielenden Ganzen leisten; was im jeweiligen Falle geleistet ward, hing von der durchaus zufälligen relativen Lage des Teiles in dem seiner Grösse nach durchaus zufälligen Ganzen ab, wobei aber alles einzelne Geleistete derart zu einander in Harmonie stand, dass eine proportionale Ganzleistung als Endresultat herauskam.

Wegen dieser ihrer entwicklungsphysiologischen Grundkennzeichen habe ich Organismen oder Organismenteile der betrachteten Art als „harmonisch-äquipotentielle Systeme“ bezeichnet.

Und nun stelle man sich einmal eine „Maschine“, eine „Struktur“ als Grundlage der Entwicklungsphänomene an dem so benannten Systeme vor: sie wäre vielleicht prinzipiell ersinnbar, wenn es nur normale ungestörte Ganzentwicklung gäbe und wenn jede Entnahme von Material die Entwicklung nur eines Bruchstücks vom Ganzen zur Folge hätte. Was aber kann von einer „Struktur“ als Grundlage des geordneten Geschehens vorhanden sein, wenn jeder Ort Ausgang jeder Einzelbildung werden kann? Da müsste auch an jedem Ort jeder Elementarbestandteil der Maschine, welche die Grundlage des Geschehens bilden soll, vorhanden sein. Das ist aber offenbar unsinnig, das hebt den Begriff der „Maschine“ auf. Also kann nicht eine Struktur irgendwie ersinnbarer Art die Basis der Differenzierung harmonisch-äquipotentieller Systeme sein.

In kurzen Umrissen ist das die Schlusskette, welche ich als ersten Beweis der Autonomie von Lebensvorgängen bezeichnet habe.[1]

Mit der Maschinentheorie ist gebrochen, sie genügt nicht zur geistigen Bewältigung zunächst wenigstens einer gewissen Gruppe von Lebensphänomenen. Wir brauchen etwas neues Elementares; es wird sich zeigen, was. Das neue Schaffende zeigt sich im Geschehen selbst. Aus der statischen ist dynamische Teleologie geworden. —

Dauernde Beschäftigung mit den Problemen der Formbildung liess mich bald einen zweiten Beweis der Autonomie von Lebens-

[1]) Zuerst mitgeteilt in meiner Schrift: Die Lokalisation morphogenetischer Vorgänge, ein Beweis vitalistischen Geschehens. Arch. Entw. Mech. 8. 1899. Auch separat. Weiter ausgeführt in meinen „Organischen Regulationen“ Leipzig 1901. Daselbst findet sich auch der „zweite Beweis“ und weiteres.

vorgängen finden: wenn der Ausgangspunkt von Entwicklung, also etwa das Ei, eine komplizierte Maschine als Geschehensgrundlage bergen würde, wie wäre es dann möglich, dass, wie es doch bei den meisten Tieren der Fall ist, sehr viele Eier aus einem Urei, um dieses wohl verständliche Wort anzuwenden, hervorgehen durch wiederholte Teilung? Eine Maschine, die nach den drei Richtungen des Raumes verschieden organisiert sein müsste, kann sich doch nicht fortgesetzt teilen und immer ganz bleiben. Doch mag diese kurze Andeutung des zweiten Autonomiebeweises, dem das Studium der „Genese von äquipotentiellen Systemen mit komplexen Potenzen" zugrunde liegt, hier genügen. „Komplexäquipotentielle Systeme" zeigten sich auch, wenn ich (1892) aus den vier ersten Furchungszellen des Seeigeleies, die ich isoliert hatte, jeweils ganze Organismen aufzog: hier kann jedes Element der höheren Einheit dieselbe Leistung vollziehen, die vier Elemente stammen aber von einem her. — Gewissermassen ein Gegenstück zu diesem und ähnlichem war es, wenn zwei junge Keime zur Verschmelzung gebracht werden konnten und dann einen normalen grossen Organismus lieferten (1900).

Auf eines darf ich nun wohl an dieser Stelle, die fortlaufende Darstellung kurz unterbrechend, den Leser ganz besonders hinweisen: mein Vorgehen ist ein streng erfahrungsgemässes, empirisches, ich schaffe keine „Theorie" für alles. Für gewisse Klassen von Lebensphänomenen behaupte ich und werde ich noch behaupten eine Selbstgesetzlichkeit, ein Ungenügen maschineller Auffassung bewiesen zu haben. Hypothetisch sind meine Darlegungen nicht, und noch weniger sind sie „fiktiv". Durch gedankliche Analyse empirisch gewonnener Tatsachen sind sie erarbeitet. —

Der dritte und der vierte Beweis der Autonomie von Lebensgeschehnissen beziehen sich auf die Handlungen des Menschen und auf diejenigen kombinierten Bewegungsreaktionen der Tiere, welche ihnen im Grade ähneln. Populär gesprochen handelt es sich also wenigstens teilweise um Äusserungen des „Seelenlebens", es ward aber ausdrücklich betont, dass für den Naturforscher nur Bewegungen hier Objekt der Untersuchung sein können, und dass eben die Frage diese ist, ob sich die Gesetzlichkeit aller tierischen Bewegungen maschinell begreifen lasse oder nicht.

Der Leser sieht hier, ein wie ausserordentlich weiter Umfang nach unserer Auffassung der Biologie zukommt: der handelnde, ja der sprechende und schreibende Mensch ist uns ebenso ihr naturwissenschaftliches Objekt wie das sich entwickelnde Ei oder das resorbierende Darmepithel. Was Leben ist, ist der Biologie Gegenstand; gerade auf „zoologischer" Seite ist leider die Fühlung mit dem Ganzen des Lebendigen oft, engbegrenzter Systematik und Anatomie zu liebe, verloren worden.

Inhaltlich besagt mein dritter Autonomiebeweis, dass viele Bewegungsreaktionen höherer Organismen deshalb maschinell unverständlich seien, weil sich in ihnen eine jeweilige ganz bestimmte Zuordnung von Reiz und Effekt zeigt, während gleichzeitig sowohl Reiz wie Effekt,

obwohl aus Einzelheiten zusammengesetzt, je ein Ganzes, ein Individualisiertes bilden und die einzelnen Bestandteile des Reizes nicht jeweils für sich als Ursache der Einzelheiten des Effektes gelten können. Es kommt hier z. B. alles das in Betracht, was die Logiker Abstraktion und Begriffsbildung nennen; die Analyse der Sprache ist besonders lehrreich. Es besteht also zwischen Reiz und Effekt oftmals eine maschinell prinzipiell unfassbare „Individualität der Zuordnung".

Dass viele Bewegungsreaktionen höherer Tiere auf „historisch gewordener Reaktionsbasis" geschehen, gibt den vierten Beweis der Lebensautonomie ab. Populär und erkenntniskritisch ungenau spricht man hier von „Gedächtnis" und „Erfahrung". Das reagierende System wird das, was es ist, in seiner Spezifität durch die Spezifität aller Reize, die es bis zum Zeitpunkte der Reaktion getroffen haben; aber nicht etwa in dem Sinne, dass es diese Reize, wie etwa der Phonograph, individuell reproduzieren kann, sondern derart, dass es einer freien kombinatorischen Verwendung der Elemente jener Reize fähig ist.

Da, wie mir scheint, die nähere Ausführung der beiden letzten Autonomiebeweise, in meiner Schrift „Die ‚Seele' als elementarer Naturfaktor"[1]) in einer Form geboten ist, welche die Aufnahmefähigkeit eines gebildeten Allgemeinpublikums nicht übersteigt, glaube ich von einer weiteren Verfolgung des Gegenstandes hier absehen zu können.

Es ist klar, dass durch den dritten und vierten meiner Beweise der sogenannte „psycho-physische Parallelismus", welcher in seinem physischen Teil die maschinelle, chemo-physikalische Verständlichkeit der Handlung vertritt, hinfällig wird. Ich berühre mich hier mit manchen neueren Philosophen und Psychologen; E. v. Hartmann, Busse, Sigwart, Stumpf seien besonders genannt.

An Stelle des Parallelismus tritt die Lehre vom „Psychoid" als elementarem Naturfaktor. „Seele" oder „Psyche" darf nicht gesagt werden,[2]) da nur von Naturobjekten gehandelt wird; auch geht die Frage nach „Bewusstsein" meine ganze Beweisführung nichts an; dieselbe ruht durchaus auf der Basis des kritischen subjektiven Idealismus. —

An vier Stellen der Gesamtheit des Lebensgeschehens glaube ich also die Notwendigkeit der Zulassung einer Autonomie desselben bewiesen zu haben; manche andere Geschehensreihen, die als „Indizien" eben dieser Selbstgesetzlichkeit möchten gelten können, sollen hier unerwähnt bleiben.

Was lässt sich nun Positives über unsere Autonomie, welche die Biologie zu einer wirklich selbständigen Geschehenswissenschaft macht, aussagen?

Zunächst lässt sich ein wichtiger Begriff aus der Analyse alles Mitgeteilten gewinnen: der „Faktor", das „Agens", welches, sowohl bei

---

[1]) Leipzig 1903.

[2]) Darum steht im Titel meiner Schrift das Wort „Seele" in Anführungszeichen!

entwicklungsphysiologischen Differenzierungen wie bei Bewegungsreaktionen, das Spezifische der Effekte bestimmt, bei ersteren namentlich für die Örtlichkeit des einzelnen Geschehens massgebend ist, ist als Naturfaktor eins, ein Einheitliches; kennzeichnen, beschreiben lässt es sich aber nur durch einen ganzen Satz, durch eine Begriffsreihe. Ich habe daher unsere Agens als intensive Mannigfaltigkeit bezeichnet; das Verschiedene finden wir hier nicht nebeneinander, sondern gleichsam „in" einander; vorstellbar ist hier nichts. Ich glaube, nicht mit Unrecht den alten aristotelischen Begriff der „Entelechie" hier wieder, kritisch geklärt, eingeführt und geradezu terminologisch verwendet zu haben.

Des weiteren ermittelt nun die Analyse, dass die „Entelechie" eine Naturkonstante ist, die sich nur dem Grade der Komplikation nach von physikalischen, chemischen und kristallographischen Konstanten unterscheidet.

Das Kausalgetriebe wird nirgends durchbrochen; die Energiesätze bleiben gewahrte; das „Teleologische" liegt in Strenge in den Bedingungen des Systems. Die Conditio finalis tritt an Stelle der unzulässigen „Causa finalis".

Doch ist das eigentliche Begriffsanalytische, das von mir bisher im Anschluss an den Entelechiebegriff entwickelt worden ist, bisher noch grösstenteils vorläufig gewesen. Ein umfassenderer Versuch in dieser Richtung, also namentlich eine Auseinandersetzung der autonomen Biologie mit den von der kritischen Wissenschaft des Anorganischen gewonnenen Begriffen ist in Vorbereitung; vielleicht ist es mir später einmal vergönnt, an dieser Stelle über das Ergebnis dieses Versuchs kurz zu berichten. —

Welche grossen Problemgruppen sind es nun, welche der Biologie, die sich in ihrer Selbständigkeit der Physik und der Chemie als gleichberechtigte Schwester an die Seite stellt, zur begrifflichen Bewältigung vorliegen? Auf diese Frage sei am Beschluss unserer Betrachtungen noch wenigstens flüchtig ein Blick geworfen.

Dass alle Beschreibung von Lebensgeschehnissen, wie sie unter den Namen „Systematik", „Anatomie", „vergleichende Anatomie", „Histologie", „Embryologie" usw. bisher in ausserordentlich reichem Masse geübt wurde, nie überflüssig werden kann, ist selbstverständlich: man muss das unmittelbar gegebene Objekt der wissenschaftlichen Forschung zunächst einmal kennen. Naturgemäss ist diese ganze Tätigkeit nicht mehr als eine Art Vorwissenschaft und von wirklicher „Systematik" tieferen Sinnes ist hier, wie wir gleich sehen werden, noch nicht viel die Rede. Was neben dem blossen gegenständlichen Bekanntmachen hier produziert wird, ist eine Art Übersichtskatalog alles Vorhandenen, der provisorisch den Namen „System" trägt.

Nicht unwichtig erscheint die Bemerkung, dass auch der grösste Teil der heutigen Physiologie nur Leistungen produziert, die in die Klasse der gegenständlichen Beschreibungen gehören. Zwar werden hier Vorgänge beschrieben, aber es wird bei den ohne weiteres in den

Objekten gegebenen Kollektivbegriffen, wie „Herz", „Lunge", „Keimblatt", „Zellkern" verharrt; nicht werden durch Trennung des ursprünglich gegebenen und nachträgliche logische Zusammenfügung des durch Trennung gewonnenen eigentlich wissenschaftliche Begriffe geschaffen.

Der beschreibenden Vorwissenschaft tritt nun die eigentliche Wissenschaft der Biologie gegenüber:

Ihre erste Aufgabe bezieht sich auf den Begriff des lebendigen Geschehens überhaupt, auf vitale Veränderungen und deren Gesetz.

Als erster Teil dieser Aufgabe erscheint ein Forschungszweig, den man „Eliminationsforschung" nennen könnte: es wird alles das von Vorgängen an Organismen „eliminiert", was nicht eigentlich vitales Geschehen, sondern physiko-chemisches Geschehen ist. Haben doch die Organismen auch, und zwar in gewissen Teilen besonders hervorstechend, chemische und physikalische Eigenschaften. Berthold, Bütschli, Dreyer und Rhumbler verdanken wir eine Reihe zum Teil sehr scharfsinniger Untersuchungen der geschilderten Art.

Der zweite Teil meiner ersten Aufgabe müsste eigentlich die Lösung des ersten voraussetzen, doch liegt es in der Natur der Objekte begründet, dass seine Bearbeitung praktisch neben derjenigen jenes einherging: es wird das vitale Geschehen selbst studiert, auf jedem der biologischen Sondergebiete, als welche sich die Lehren von der Formbildung, dem Stoffwechsel, der Bewegung, der Formumwandlung ohne weiteres ergeben. Das Experiment wird hier zum wichtigen Hilfsmittel. Aber das Experiment allein liefert auch nur Vorbereitendes, und das eigentliche Ideal dieser Forschung ist ein durch denkende Analyse gewonnenes Begriffssystem, wie es in verwandtem Sinne vollendet etwa in der mechanischen Wärmetheorie vorliegt und wie es in seinen ersten Anfängen im Vorstehenden zu skizzieren versucht ward. Es liegt in der Natur des Gegenstandes, dass Mathematik im Gebiete der theoretischen Biologie nie eine sehr weitgehende Anwendung finden kann; Logik kann eine solche Anwendung finden. Kants Definition, dass in jeder besonderen Naturlehre nur soviel eigentliche Wissenschaft angetroffen werden könne, als darin Mathematik angetroffen ist, scheint mir gar zu eng begrenzt zu sein.

Die zweite grosse Aufgabe wissenschaftlicher Biologie handelt nicht vom Geschehen, sondern handelt von den typischen Verschiedenheiten im Rahmen des Geschehens. Hier ist eine ideale Systematik das Endziel; aber die Systematik müsste etwas ganz anderes sein, als das ist, was sich heute so nennt. Ist es doch dieser idealen Systematik letzte Aufgabe, einen zureichenden Grund dafür anzugeben, warum es gerade so viele und gerade solche spezifische organische Formen gibt, wie sie nun einmal da sind. In der Kristallographie ist dieses Ideal erreicht, in der Chemie ist man im „periodischen System der Elemente" wohl wenigstens auf dem Wege zur Erreichung; im Biologischen verdanken wir de Vries und einigen anderen Forschern erst allererste

Anfänge. Das Historische wird sich wahrer biologischer Systematik vielleicht einst als nebensächlicher Anhang angliedern. Im ganzen hat der moderne Betrieb historischer Biologie vom Ideal wahrhaft systematischer Forschung geradezu abgelenkt, und man kann sagen, dass Cuvier und seine unmittelbaren Nachfolger diesem Ideal näher waren als unsere „vergleichenden" Morphologen. —

Wir haben in diesem Aufsatz so oft davon geredet, dass ein Wissensgebiet nur „Vorbereitung" für etwas anderes sei: am Beschlusse des Ganzen dürfen wir es nun wohl auch noch aussprechen, dass uns Naturwissenschaft überhaupt als nicht mehr denn als Vorbereitung gelten kann; als Vorbereitung für wahre Naturphilosophie.

Wir verstehen aber unter Naturphilosophie nicht eine blosse Analyse naturwissenschaftlich gewonnener Begriffe, wie sie etwa die theoretische Physik leistet, sondern wir verstehen unter Naturphilosophie ein System, ein wahres System, der Naturbegriffe. Man weiss aber, was wir ein wahres System nennen.

Die älteren vielgeschmähten Naturphilosophen wollten ein solches System schaffen und damit die höchste Aufgabe, die es über Natur überhaupt gibt, leisten. Die Leistung ist missglückt; die Aufgabe bleibt, und sie gesehen zu haben bleibt ein unvergängliches Verdienst zumal Hegels.

Es wird nicht übersehen werden, dass vieles, was sich gerade in unseren Tagen „Naturphilosophie" nennt, darauf nach unserer Auffassung nicht im geringsten irgend welchen Anspruch hat.

An der zukünftigen Ausgestaltung wahrer Naturphilosophie wird die junge selbständige Biologie regen vorbereitenden Anteil nehmen: gerade ihre Selbständigkeit berechtigt sie dazu.

Aus der Pathologie.

Neue Antworten auf alte Fragen.

Von Eugen Albrecht in München.

I.

„Ob wir nicht doch wieder einmal am Turm von Babel bauen mit unsern hundert Wissenschaften und Spezialfächern? mit unsern tausend Hypothesen und Theorien über alles mögliche? mit unserm ganz unübersehbaren Vorrat von gefundenen Tatsachen, denen wir rastlos

schaffend allerorts neue anfügen? Wenn die ‚Erkenntnis der Welt‘ in der gegenwärtigen Weise fortschreitet, wird da die Summe nicht am Ende genau so einen ungeheuren Haufen von unvereinbaren Begriffen darstellen, als wir vordem einem unentwirrbaren Getriebe der Ereignisse gegenüberstanden? Wenn ich heute schon einen Meister der höhern Mathematik und einen Lehrer der organischen Chemie einander ihre Funde mitteilen lasse: wird einer von dem andern viel mehr verstehen als ein Sizilianer von einem Russen?“

So klagte mir ein Freund vor, als wir von einem unserer Dispute ausruhten. In der Tat, man muss ihm wohl ein wenig recht geben. Als ich neulich unter den für die Naturforscherversammlung in Kassel angemeldeten Vorträgen jene der mathematischen Sektion durchflog, fand ich eine ganze Reihe, von deren Titeln schon bloss die Partikeln und Artikel mir ganz verständlich waren. Das ist denn doch ein wenig niederdrückend, zumal wenn man an die vielen andern Gebiete denkt, in denen einem das Gleiche passieren würde; und es kann kaum trösten, wenn ich im Handumdrehen aus dem Bestande unseres medizinischen Vokabulars einen Satz zu formen vermag, in dessen Worten kein Mathematiker, nicht einmal ein Philologe den Sinn zu ahnen vermöchte.

Und dabei wollen wir doch alle neben den besonderen Absichten, die jeder Arbeitszweig verfolgt: neben der Richtung auf die praktischen Ergebnisse, auf die Beherrschung der Natur, auf die Förderung des Allgemeinwohles — etwas Gemeinsames, etwas Einheitliches, dem wir alle zuzustreben meinen, dem wir unsere kleine oder grosse Arbeit weihen: Erkenntnis, Verständnis des ungeheuren Unbekannten, das in uns, um uns flutet und wirbelt, entsteht und vergeht; Erkenntnis von Welt und Ich, von Natur und Seele oder wie wir es sonst mit Namen nennen mögen!

Dieses Gemeinsame, dieses Streben nach Zusammenhang und Zusammendenken ist denn auch in den letzten Jahren mehr und mehr wieder gegenüber und neben der unheimlich fördernden Einzelarbeit in den Vordergrund getreten. Zum Teil vorläufig in Philosophemen und weltumspannenden Theorien oft bedenklicher Art, mit Erinnerungen an die klangvollen Worte und dunklen Wege der alten Naturphilosophie und Teleologie; zum nicht geringen Teil aber auch als wirklich fördernde Aussprache, Mitteilung des allgemein Wertvollen, das der Einzelne fand mit den besondern Methoden und Fragen und Denkgewohnheiten seines Gebietes und nützlich erachtete zur Lösung weiterreichender Fragen. Der Physiker gab dem Chemiker wie dem Erkenntnistheoretiker, dem Biologen, der Psychologe dem Physiologen, jedem Naturforscher; und so ging es zwischen vielen Disziplinen an ein gegenseitiges Schenken und Nehmen: gemeinsame Aufgaben, gemeinsame Methoden, auch gemeinsame Grenzen wurden erkannt. Und neben und über den getrennten Arbeitszielen der Wissenschaften leuchtet wieder das alte gemeinsame Endziel: Wissen! Verstehen!

Dies soll kein Dithyrambus werden und nicht einmal eine Vorrede dazu. Unser letztes Wissensziel ist bescheiden, ganz entsetzlich be-

scheiden geworden gegenüber jenem, von dem die Jugend der Menschheit träumte. Wir können heute in einer, der wichtigsten Richtung so ziemlich voraussagen, was unser Endergebnis sein wird. Wir, irgend eine ferne Zukunft der Menschheit wird eines Tages alles „wissen", was von der Aussenwelt erkannt werden kann: dann werden wir — alles in die Sprache unserer Sinne Übersetzbare übersetzt haben. Was uns auf irgend eine Weise, direkt oder auf Umwegen sichtbar, hörbar, schmeckbar u. s. w. gemacht werden kann, das wird eines Tages auch durch systematisches Suchen oder durch zufälliges Finden, sichtbar, hörbar u. s. w. gemacht sein: Elektrizität, Röntgenstrahlen, verborgene Elemente; und wir werden vielleicht all dies „Ausser uns" sogar, unter Abzug freilich aller besondern Qualitäten, in ein Allgemeinschema der „Bewegung" passen oder in ein paar mathematischen Gleichungen einheitlich ausdrücken können. Damit wird unsere Erkenntnis der Welt vollendet — aber auch, sofern sie Erkenntnis der „wirklichen", von unserer Sinneswahrnehmung unabhängigen Welt werden wollte, ad absurdum geführt sein: denn von alle dem, was unsere „Oberflächen" in keiner Weise zu verändern vermag, werden wir durch kein Suchen, kein Denken und Dichten jemals Kunde erhalten; von dem übrigen nur die Veränderung selbst wahrnehmen, niemals deren Ursache jenseits der Wahrnehmung. Dass jenes „Wirkliche hinter der Erscheinung" seit den Indern und Griechen allezeit und vor allem gesucht wurde, wird bis dahin hoffentlich — vergessen sein.

Nicht besser steht es aber auch mit der Erkenntnis des Innern, unseres eigenen Ich. Auch hier werden wir mehr und mehr Erscheinungen und ihre Beziehungen erforschen, verborgene Tiefen ausspüren lernen und dennoch, so sehr wir von dem Gegenteil überzeugt sein mögen, an der Erscheinung auch in unserm Eigensten haften bleiben, unkundig des Übrigen. Es denkt, fühlt, lebt in uns: diese böse Weisheit des alten Lichtenberg wird auch alle Hoffnungen jener überdauern, die durch Versenkung in die Abgründe der eignen Seele den Schlüssel zum Verständnis der Welt zu gewinnen suchen.

Aber innerhalb dieser doppelten, dauernden, unentrinnbaren Begrenzung aller Erkenntnis gilt es, mit resigniertem, doch darum nicht weniger frischem Mute sich zu verständigen, zu vereinigen, gegenseitig zu fördern. Und in einem weiteren Sinn gilt dies nicht bloss für die Arbeiter in den verschiedenen getrennten Bereichen der Wissenschaftsgebiete, sondern für alle jene, denen je die grossen und kleinen Rätselfragen des Daseins auf der Seele gebrannt haben. In jeder Wissenschaft liegt ein Kern von letzten Fragen, tiefinnerstem Bedürfnis, gemeinsamer Hoffnung der Menschheit; was jede Einzelwissenschaft zu diesen Forderungen im kleinen und im grossen findet, darauf haben alle ein begründetes Anrecht.

In diesem letztern Umstande liegt, wie ich meine, ein Hauptgrund für die Berechtigung allgemein verständlicher, im guten Sinne populärer Darstellungen von Ergebnissen der Sonderwissenschaften; und nicht bloss ihrer fertigen Ergebnisse, sondern zu Zeiten auch der erreichten, erarbeiteten Probleme und Methoden. Das Einzelne wird ja zu einem

nicht geringen Teil ohne besondere Einarbeitung in die Vorstellungen, die Arbeits- und Sprechweise des betreffenden Faches dem Draussenstehenden schwer oder nicht verständlich, zum grossen Teile auch als Handwerkswissen ihm ohne Interesse sein: aber es stünde schlimm um jene Wissenschaft, die nichts darüber Hinausgehendes und allgemein Wertvolles zu geben hätte.

Solche Art der Mitteilung scheint mir aber auch in einem nicht geringen Grade für die Einzelwissenschaften selbst vom Vorteil zu sein. Es gibt wohl keinen grundlegenden Satz in irgend einem Wissensgebiete, der sich nicht nach Einführung einiger weniger Voraussetzungen mit einfachen Worten allen verständlich ausdrücken liesse. Je mehr dunkle Worte und mäandrisch verwickelte Sätze irgend ein System und irgend eine Definition bedarf, desto unwahrscheinlicher ist, dass sie wirklich klar und einwandsfrei das zu bezeichnende ausdrücken. So wird die Mitteilung von Ergebnissen in möglichst einfacher Sprache zu einer Prüfung des eigenen Bestandes von wirklich verarbeiteter und durchschauter Erfahrung; und damit zu einer Gewissenserforschung, die man nicht oft genug wiederholen kann. Ich denke, meine Fachgenossen werden mit mir die Meinung teilen, dass in der Pathologie ebenso wie in anderen Zweigen der Biologie vieles, Altes und Neues in Fragen und Antworten vorliegt, was reif ist, um in solchen „einfachen Sätzen" ausgesprochen zu werden; und dass auch sie demgemäss den folgenden Versuch mit Sympathie und folglich mit der nötigen Nachsicht beurteilen werden. Die Absicht ist, aus jenen Gebieten der allgemeinen und speziellen Krankheitslehre, die für das Verständnis physiologischer Vorgänge und von allgemein biologischen Gesichtspunkten aus besonderes Interesse haben, das wichtigste in übersichtlicher Weise und ohne andere als die nötigsten Voraussetzungen darzustellen. Jedes Kapitel wird neben seiner besonderen Aufgabe einer zweiten und dritten gerecht zu werden versuchen: die besprochenen Erscheinungen und Gesetzmässigkeiten in ihrem Verhältnis zu den Vorgängen im gesunden Körper und ihrer Bedeutung für denselben zu beleuchten; ausserdem aber auch sie im Rahmen unserer allgemeinen Vorstellungen vom Leben zu betrachten und einzureihen und dasjenige hervorzuheben, was sie für unsere Auffassung vom Leben beizutragen vermögen. So werden, wie ich hoffe, auch diese Aufsätze in bescheidenem Umfange einen Beweis dafür liefern, dass Virchow die Pathologie mit Recht eine biologische Wissenschaft genannt hat. Sie schafft aus dem Leben für das Leben — in der Theorie so gut wie in der praktischen Betätigung.

II.

Es mag als ein verwegenes Unterfangen erscheinen, diese Aufsätze mit einer Auseinandersetzung über Geschwülste zu eröffnen. Ihre erschöpfende Besprechung würde die Kenntnis der ganzen übrigen Pathologie voraussetzen. Aber welches Gebiet im Biologischen setzt

schliesslich nicht die Kenntnis aller oder fast aller übrigen voraus? Und welches hinwiederum erlaubte nicht, mit den ganz konkreten Vorstellungen seines besondern Kreises gleichfalls zu einer gewissen abgerundeten Erkenntnis zu gelangen? So denke ich, dass wir im folgenden eine Anzahl von heranzuziehenden normalen und krankhaften Vorgängen nur andeutungsweise oder in anschaulichen Beispielen — „wie wenn wir sie verstünden" — erwähnen dürfen, deren erneute und eingehende Besprechung späterer gesonderter Betrachtung in anderem Zusammenhange vorbehalten sein mag. Und wenn die Absicht gelingt, so hoffe ich, dass der Leser am Ende der geplanten Serie von Aufsätzen ungeachtet der vielen Lücken in jedem einzelnen doch genügende Kenntnis der wesentlichen Punkte und genügendes Interesse für die behandelten Gegenstände gewonnen haben wird, um das Ganze gewissermassen mit anderen Augen noch einmal zu überblicken und zu einem lebendigen Bilde abzurunden.

Leider kann ich nicht ganz „voraussetzungslos" beginnen. Wir müssen uns über ein paar Definitionen und Vorstellungen einigen, die wir dauernd als unentbehrliches Handwerkszeug zu verwerten haben werden. Keine allgemeinen Begriffe, beileibe nicht: die sollen uns erst zum Schlusse vielleicht erwachsen. Als ich zum erstenmal vor Jahren den Plan hegte, über allgemeine Pathologie zu schreiben, schien es mir selbstverständlich, zuerst die „Krankheit" einwandsfrei zu definieren. Natürlich blieb ich im ersten Kapitel und unfern der ersten Seite stecken. Beginnen wir also mit etwas Konkretem: mit der Zelle.

Das folgende wird zu neun Zehnteln von Zellen und ihren Schicksalen handeln. Was sind Zellen? In ihrer einfachsten Form winzige Klümpchen einer zäh- flüssigen Masse, die aus einer seltsamen Mischung von eiweissartigen, fettartigen, kohlehydrat- (d. h. zucker- oder stärke-) artigen Substanzen und verschiedenen Salzen in dem gemeinsamen Lösungsmittel Wasser zusammengesetzt ist. Diese Masse heisst Protoplasma, lebende Substanz, und besitzt alle wesentlichen Eigenschaften belebter Materie: sie vermag unter entsprechenden Bedingungen sich zu bewegen, Nahrung aufzunehmen und zu verdauen, sich zu vergrössern und durch Teilung neue gleichartige Klümpchen hervorzubringen. Im Innern jeder voll ausgebildeten Zelle befindet sich ein meist rundlicher oder ovaler Tropfen einer von dem Übrigen zum Teil verschiedenartig zusammengesetzten Substanz, der sogenannte Zellkern. Dieser fällt besonders während der Teilung der Zelle durch eigenartige Umwandlungen auf und wird zumeist mit ziemlicher Genauigkeit bei derselben halbiert und den Tochterzellen mitgegeben. Ein drittes anscheinend regelmässig in den Zellen vorhandenes Gebilde, das „Zentralkörperchen", soll vorläufig nur erwähnt werden. Für die längerdauernde Ausführung der wichtigen Lebensprozesse der Zelle ist das Vorhandensein sowohl des Kerns als der umgebenden Protoplasmamasse, des Zellleibs unbedingtes Erfordernis. Eine Entstehung von Zellen erfolgt nach unsern gegenwärtigen Kenntnissen jeweils nur wieder aus Zellen, ebenso wie

für den Kern nur ein Hervorgehen aus einem bereits bestehenden Kern nachgewiesen worden ist.

Alle Lebenserscheinungen, auch jene der grössten, höchst zusammengesetzten Lebewesen gehen in letzter Instanz auf Lebenserscheinungen von Zellen und Gruppen von Zellen zurück. Bei den höheren Organismen haben dieselben durch Arbeitsteilung eine ausserordentlich feine und vielartige Differenzierung ihrer Tätigkeiten und ihres Baues erhalten, sie sind grösstenteils in Wände eingeschlossen, in bestimmter fester Ordnung gelagert, haben vielfach Fasern und Härchen ausgebildet, sich untereinander verkittet, verfilzt, durch Einlagerung fester Substanzen zwischen sich Knorpel, Knochen geschaffen usw. Unser Nervensystem besteht ebenso aus Zellen und faserigen Bildungen derselben wie unsere Muskeln und Sehnen und Knochen; unsere Haut mit Nägeln, Haaren und Drüsen ebenso aus lauter Zellen und Zellgebilden wie Auge und Ohr, Leber und Niere. Die einzelnen Arten von Zellen treten fast überall in mehr oder weniger engen Verbänden, den „Geweben" auf; in den eben genannten und fast allen anderen „Organen" sind regelmässig mehrere Zell- bezw. Gewebsarten ineinander verwebt, deren eine z. B. das Gerüst liefert, während andere die Ernährung besorgen, wieder andre die besondre Tätigkeit des Organs ermöglichen, andere die Erregungen z. B. von den Nervenzentren leiten usw. Auf einzelnes wird später von Fall zu Fall einzugehen sein.

Von den ungeheuren Zellmassen, welche einen höheren Organismus zusammensetzen, gewinnt man einen ungefähren Begriff, wenn man z. B. erwägt, dass in dem Blute eines erwachsenen Menschen 20 bis 25 Billionen von roten Blutkörperchen, die alle umgewandelten Zellen entsprechen, dauernd zirkulieren, und dass die gesamte Blutmenge des Körpers — die zu weniger als $^1/_3$ aus Blutkörperchen besteht — nur ungefähr $^1/_{13}$ von seinem Gesamtgewichte beträgt. Oder man versuche sich vorzustellen, dass die Leber, eines der zellreichsten Organe des Körpers, beim Menschen im Durchschnitt ca. 1500 g wiegend, schätzungsweise zu zwei Dritteln aufgebaut ist aus Zellen, deren jede etwa 0,000015 cbmm Rauminhalt hat.

Jedes dieser lebenden Zellgebäude, jeder „Organismus" geht aus der Vereinigung zweier Zellen, der männlichen und weiblichen Keimzelle, hervor und erwächst unter fortdauernden Teilungen und Umwandlungen dieser Zellen und ihrer Brut in seine fertige Form. Auch der menschliche Organismus entsteht so, wächst in wenigen Jahren zu einer enormen Masse von Zellen und Zellprodukten heran und repräsentiert nach Umlauf dieser Zeit einen beweglichen Zellstaat von etwa $1^1/_2$ Quadratmeter Oberfläche, einen Rauminhalt von etwa 68000 ccm und etwa 70 kg Gewicht. Die Verfassung dieses Staates ist im wesentlichen eine „oligarchische" — die Nervenzellen, freilich auch wohl über eine halbe Billion zählend, stellen gewissermassen die regierende Zellenklasse dar. Im Kleinen wie im Grossen ist er ein aufs feinste und präziseste gearbeitetes chemisches und physikalisches Wunderwerk, in dem, von festen Teilen gestützt und umhüllt, Flüssigkeitsströme in unzähligen

geschlossenen Kanälen rinnen, hier verdampfen, dort eingesaugt werden, in dem Nervenströme dauernd nach allen Richtungen laufen, Muskelbündel als komplizierte Hebe-Apparate durch Umwandlung angespeicherter chemischer Energie die Knochen stützen, gegeneinander und voneinander bewegen, oder das Pumpwerk des Herzens treiben, die Nahrung im Verdauungskanal vorwärts schaffen usw.; in dem ein vielfach differenziertes Rohr, der Verdauungsschlauch, nach bestimmten Regeln die Nahrung vorbereitet, verarbeitet, aufsaugt, unterstützt von mächtigen Drüsenapparaten, die ihm ihre Ausscheidungen mitteilen, während gleichzeitig fortdauernd Nieren, Schweissdrüsen usw. die Wegschaffung von Abfallstoffen besorgen. So oft wir ein Stück tiefer gedrungen zu sein glauben in dieses Rätselwerk, tut sich eine neue Endlosigkeit von Verwicklungen auf: das Blutwasser z. B., welches vor wenigen Jahren noch sehr einfach zusammengesetzt erschien, ist jetzt als ein vorläufig unfassbar verwickeltes Gemenge der verschiedensten Nahrungs-, Schutz- und Abfallstoffe erkannt; und ebenso ergeht es uns in jedem andern Bereich des Organismus. Die wesentlichsten Entdeckungen und Anwendungen der in der Natur vorhandenen Energie sind in ihrer Anwendung bereits in den lebenden Körpern vorweg genommen, und wir werden vermutlich gerade aus ihren Einrichtungen noch die Kenntnis von neuen Nutzbarmachungen mannigfacher Art entnehmen können.

Wenn man den lebenden Organismus von diesen Gesichtspunkten aus betrachtet, so wird es begreiflich, dass wir trotz unerhörter Arbeit eines Jahrhunderts erst an den Anfängen des Verständnisses stehen: fast ein Wunder muss es erscheinen, dass die verwirrende Mannigfaltigkeit des Getriebes im Innern dennoch schon eine ganze Zahl bestimmter Wege und Linien auffinden liess, die wenigstens im groben leiteten zu Plänen und Versuchen und zur Erkennung fester Gesetzmässigkeiten. Ein Glück, dass die Erforschung des Lebens begonnen wurde, ehe jemand von dieser Kompliziertheit in Zusammensetzung des Körpers und Ineinandergreifen der Prozesse eine Ahnung hatte, zu einer Zeit, als noch die Hoffnung bestand, mit ein paar kecken Griffen den Schleier zu lüften. Wer hätte sonst in dies Wirrsal zu tauchen gewagt? Heute reissen die Ströme der aufgewirbelten Fragen den Theoretiker mit dem gleichen Zwange vorwärts, mit welchem der Kampf ums Dasein den praktischen Forscher zu immer neuen Versuchen über das Errungene hinaus nötigt. Welch ein Glück auch, möchte ein Spötter sagen, dass wir den Aufbau unseres eigenen Körpers mit dem blinden Eifer der Notwendigkeit und ohne Beihilfe menschlichen Witzes aufführten! In der Tat: Das Höchste und Grandioseste, was der Verstand eines Menschen ersann und jemals schaffen mag, es wird wie Kinderspiel und schwächliches Tappen und Tasten sich immerdar ausnehmen gegenüber jenem unsäglich Wunderbaren, das er ohne Wissen und Willen fügte und baute, als er sich selber formte von der dunklen Grenze des Seins her bis in die reife, fertige Gestalt.

Was ich aus diesen paar Worten, aus dieser ganz groben Skizze

vom Aufbau unseres Körpers den Leser vor allem zu folgern bitte, ist dies: dass bei allen unsern Erwägungen und Untersuchungen über Vorgänge im Lebenden, und gar an den höheren Organismen eins zuerst und immer am Platze ist: Ehrfurcht und Bescheidenheit; dass mit allgemeinen Erklärungen und tönenden Worten gegenüber dieser Unendlichkeit der Komplikationen und Schwierigkeiten nichts gefördert wird, sondern geduldige Arbeit und immer neue Zweifel an der Richtigkeit des Gefundenen der einzige Weg sind, der vorwärts führen kann, soweit überhaupt ein Weg in dies Labyrinth führt. Soviel ist gewiss: wo uns am lebenden Körper heute irgend etwas einfach und leicht verständlich erscheint, da verstehen wir es nicht; und jeder wirkliche Schritt, den wir in der Erkenntnis eines Lebensvorganges vorwärts gemacht haben, kennzeichnet sich vorläufig dadurch, dass er statt einer alten Frage uns eine Anzahl neuer stellt.

Fahren wir nach dieser scheinbaren Abschweifung in unserer Registrierung notwendiger Begriffe fort. Aus Zellen und aus von Zellen geschaffenen Gebilden setzt sich jeder Organismus, jedes noch so eigenartige Gebilde desselben zusammen. Jede Lebenstätigkeit ist demnach in einem gewissen letzten Sinne Zelltätigkeit. Dabei können auch in den Zwischenflüssigkeiten und Hartgebilden des Körpers sich viele Prozesse mit einer gewissen Selbständigkeit abspielen: z. B. Flüssigkeitsaustausch, Verbiegung der Knochen durch äussere Einwirkungen usw. Die wechselseitigen Beziehungen der Zellen untereinander werden teilweise durch Vermittlung des Nervensystems (Nervenfasern, Nervenzellen), zum nicht geringen Teil aber auch durch direckte Beeinflussung der Zellen untereinander — gegenseitige Druckverhältnisse, Beziehung zu den ernährenden Gefässen und abführenden Ausführwegen usw. — reguliert. Für den gesunden wie für den kranken Körper ist daran festzuhalten, dass das Charakteristische der Veränderungen in irgend einer Weise immer wieder von den charakteristischen Besonderheiten gewisser Zellarten und Zellterritorien und einer mehr oder weniger kombinierten Folge und Zusammenfügung von „Antwortveränderungen“, Reaktionen derselben abhängig ist. Und wie es sich in krankhaften Prozessen um die gleichen Zellen handelt wie im normalen Körper, so sind auch alle Abweichungen der Vorgänge in Zeiten der Krankheit nur verschiedene Kombinationen und gradweise Abweichungen von denjenigen Vorgängen, welche wir im physiologischen Leben der Zellen und Organe verfolgen können.

In Hinsicht des groben Aufbaus der zusammengesetzten Gebilde des Körpers darf ich wohl eine Kenntnis der wichtigeren Organe und ihrer hauptsächlichsten Bedeutung voraussetzen. Alles übrige wird sich, soweit nötig, an Ort und Stelle einschalten lassen.

III.

Man pflegt sich in der Regel nur für dasjenige wirklich lebhaft zu interessieren, was einen im Guten oder Schlimmen persönlich angeht.

Ich möchte deswegen dem Leser sogleich mitteilen, dass das Folgende ein Stück weit von ihm selbst handelt, dass wahrscheinlich auch er in seinem Körper eine oder mehrere Geschwülste trägt, und zwar sogar sichtbar an seiner Oberfläche. Jeder von uns kennt z. B. die kleinen, hell bis schwärzlich braunen, leicht erhabenen Fleckchen in der Haut, von denen wenige Menschen ganz frei sind; jeder die Warzen verschiedener Art und Grösse; vielen werden aus eigenster Erfahrung bekannt sein kleine rundliche weiche Anhänge der Haut, die harmlos an einem kurzen Stiele pendeln; andere wissen von einzelnen oder zahlreichen mehr oder weniger unverschieblichen höckerigen Knoten, die unter ihrer Haut liegen. Alles dies sind verschiedene Formen von Geschwülsten; einzelne darunter sind obendrein nahe Vettern zu den bösartigsten „Gewächsen", zu denjenigen, an welche der Laie zunächst denkt, wenn ihm vor der Möglichkeit einer Geschwulst in seinem eigenen Körper bangt. Und diese Verwandtschaft ist durchaus keine rein theoretische: nach vielen Erfahrungen kann man sagen, dass von einzelnen Klassen jener Geschwülste wohl jede, auch die scheinbar gutartigste und kleinste, wirklich die Fähigkeit besitzt, unter gewissen, nur zum Teil bekannten Bedingungen sich in eine bösartige Form umzuwandeln. Wenn wir nun weiter überlegen, dass die Haut das einzige Organ ist, das uns die Natur schon am Lebenden gewissermassen „in die Fläche ausgebreitet" hat und das wegen seiner Färbung usw. schon bei flüchtiger Betrachtung das Vorhandensein oder Nichtvorhandensein von Abnormitäten erkennen lässt, so stellt sich wohl von selbst die Frage: wie mag es dann erst im Innern unseres Körpers in dieser Hinsicht aussehen? Dies ist aber gerade einer von jenen Punkten, die uns später beschäftigen müssen. Vorläufig wollen wir ihn auf sich beruhen lassen und, nach diesem Appell an den Leser, uns der Frage zuwenden: was sind Geschwülste?

Durch Einlagerung und Heranwachsen des sogenannten Blasenwurms in der Leber entstehen grosse Blasen und Knoten, welche unter Umständen ihrem Bau nach mit gewissen Geschwülsten verwechselt werden könnten. Wir trennen diese und ähnliche Bildungen ohne weiteres von den Geschwülsten ab: sie sind nicht aus Geweben des eigenen Körpers hervorgegangen. Ebensowenig rechnen wir zu den Geschwülsten z. B. jene Anschwellungen, welche bei Herzkranken infolge Erlahmens der Herzkraft in den abhängigen Teilen des Körpers auftreten, und welche einem vermehrten Austritt von Flüssigkeit infolge zu geringer Kraft der flüssigkeitsbewegenden Pumpe, des Herzens, ihre Entstehung verdanken. Zumeist sind sie nicht scharf abgegrenzt; sie können wieder verschwinden, wenn die Herzkraft gesteigert wird. Weder hier noch bei den mehr umschriebenen Flüssigkeitsansammlungen in Hohlräumen (Gelenken, Herzbeutel, Bauchhöhle, Drüsen mit verstopften Ausführungsgängen; Blutergüsse unter die Haut usw.) findet notwendig eine Neubildung von Geweben statt. Eine dritte Kategorie: die „entzündlichen" Schwellungen. Denken wir etwa an die schmerzhafte Handanschwellung, welche ein Bienenstich hervorbringt; Vergrösserung und

Eiteransammlung einer Talgdrüse, einen „Furunkel"; an die Anschwellung der Gaumenmandeln bei Mandelentzündung oder an die Verdickungen chronisch entzündeter Gelenke. Das Gemeinsame der Beispiele liegt darin, dass infolge eines Reizes, den wir als Entzündungsreiz bezeichnen, unter stärkerer Blutzufuhr eine Ausschwitzung von Flüssigkeit ins Gewebe, ein Austritt der wanderfähigen farblosen Blutkörperchen aus den feinsten Gefässen und weiterhin verschiedene Veränderungen, z. B. Vergrösserung und Vermehrung, teilweise auch Absterben der festsitzenden Gewebszellen eintreten, welche Prozesse insgesamt eben die Anschwellung herbeiführen. Derartige, bald mehr, bald weniger umschriebene Schwellungen, welche auch den *Entzündungsreiz* hervorgerufen, mit dessen Wegfall wieder mehr oder weniger vollständig verschwinden, gehören gleichfalls nicht zu den Geschwülsten.

Endlich kennen wir Vergrösserungen einzelner Organe und Körperteile, welche auf Vergrösserung, daneben z. T. auch Vermehrung der vorhandenen Zellen, mit mehr oder weniger gleichmässiger Beteiligung des *ganzen Organs* beruhen. Dies ist z. B. der Fall bei der durch erhöhte Anstrengung bedingten Vergrösserung des Herzens oder anderer Muskeln; bei der Fettablagerung im Unterhautbindegewebe korpulenter Personen; bei dem Wachstum des Uterus um die eingeschlossene Frucht usw.

In allen bisher angeführten Fällen war die Vergrösserung, Schwellung der Körperteile entweder keine scharf abgegrenzte, oder sie beruhte nicht auf einer Vermehrung der Körperzellen, oder sie betraf eine grössere Anzahl von Geweben derart, dass nur eine Vergrösserung oder Vergröberung im Aufbau des normalen Organes zuwege kam. Ausserdem vermögen wir in diesen Fällen jedesmal bestimmte normale oder krankhafte Ursachen anzugeben, nach deren Wegfall die Vergrösserung wieder zurückzugehen pflegt. Damit haben wir bereits für die, im Einzelfalle freilich nicht so ganz einfache Unterscheidung geschwulstiger gegenüber anderen Schwellungen eine Anzahl wesentlicher Unterscheidungsmerkmale gewonnen. Wir bezeichnen als Geschwülste *umschriebene nicht entzündliche Vergrösserungen von Organen, entstanden durch Neubildung von Geweben des eigenen Körpers.*

Ehe wir eine weitere Charakterisierung der Geschwülste versuchen, stellen wir eine zweite Frage: *Was kann alles im Körper Geschwülste bilden? Wo kommen Geschwülste vor?*

Die Antwort ist einfach. So viel Gewebe vorhanden sind, so viel Zellarten können zu Geschwülsten Anlass geben. Dabei haben wir indessen gewisse ziemlich charakteristische Verschiedenheiten in bezug auf die Häufigkeit, mit der die einzelnen Zellarten sowohl als auch die einzelnen Organe von Geschwulstbildungen betroffen werden; ferner Verschiedenheiten der Häufigkeit nach Geschlecht und Alter. So sind die Geschwülste des Nervensystems und der Muskeln sehr selten, jene des Darms, der Haut, der weiblichen Brustdrüse sehr häufig.

Die Zusammenstellung, welche vom Komitee für Krebsforschung gemacht wurde, ergab z. B. für den Krebs folgende Zahlen:

Beim Manne:

Krebs des Magendarmkanals . . .	700	unter 1000	Krebsfällen
„ von Lippen, Mundhöhle, Zunge	111	„ „	„
„ der Geschlechtsorgane . . .	24	„ „	„
„ der Gallenblase	3	„ „	„

Beim Weibe:

Krebs des Magendarmkanals . . .	323	„ „	„
„ der Lippen, Mundhöhle, Zunge	13	„ „	„
„ der Geschlechtsorgane . . .	546	„ „	„
„ der Gallenblase	8	„ „	„

Für die anderen Geschwulstarten sind derartige Erhebungen nicht gemacht und auch zur Zeit kaum ausführbar; doch sind auch hier gesetzmässige Häufigkeitsverhältnisse deutlich.

Im allgemeinen bilden sich Geschwülste an Orten, welche die betreffenden Zellarten in der Norm enthalten; daraus ergibt sich, dass z. B. Fettgeschwülste besonders unter der Haut, Knochengeschwülste fast nur an Knochen entstehen usw.; woraus wieder eine gewisse Bevorzugung einzelner Organe seitens bestimmter Geschwülste sich erklärt.

Wir können die Notwendigkeit nicht länger umgehen, Einiges über die verschiedenen Gewebsarten zu sagen, welche Geschwülste bilden können, und über die Art, wie sie solche zusammensetzen. Wir unterscheiden im Körper zwei besonders reichlich vorhandene und in dem Aufbau der meisten Organe vertretene Zellarten. Die eine nennen wir zusammenfassend Epithelien; das sind verhältnismässig grosse, mit grossem Kern und oft reichlichem Protoplasma ausgestattete Zellen, welche in der Regel in Form eines durch eine Art von Kitt verbundenen und gefestigten Pflasters von ganz platten oder würfelförmigen oder cylindrischen Gebilden neben einander liegen, oft auch mehrere Lagen über einander bilden. Epithelzellen sind die Ur- und Stammform aller „Organzellen“: in einer der allerersten Entwicklungsphasen besteht der Keim nur aus einer einzigen Lage solcher würfeliger, zumeist zu einem Bläschen gefügter Epithelzellen; aus diesem Bläschen gehen durch Einfaltung und Umwandlung in die Form eines doppelwandigen Bechers die beiden ersten „Elementarorgane“, das sog. äussere und innere Keimblatt, und in der Folge alle übrigen Organe hervor. Im ausgebildeten Körper haben sie vor allem zwei Aufgaben: Auskleidung von Oberflächen aller Art, Aufnahme und Abscheidung von Flüssigkeiten. Unsere ganze Hautoberfläche besteht z. B. aus einer Anzahl von Lagen derartiger, nach Art eines ganz eng geflochtenen Korbwerks von Fäserchen durchfilzter, obendrein nach aussen zu verhornender Epithelzellen; sie decken, je nach Bedarf viel- oder einschichtig, hoch oder flach, die Innenfläche von Mund und Nase, Luftröhre und Lungen, Magen und Darm, und pflastern alle Ausführgänge der Drüsen aus. Aber auch

in diesen letzteren selbst stellen sie, in einschichtiger Lage die Innenfläche feinster Röhrchen und Säckchen auskleidend, die wichtigsten, weil das besondere Sekret (Speichel, Galle, Milch, Harn, Schweiss usw.) bereitenden und absondernden Zellen dar.

Eben so wichtig wie diese erste ist für unsere nächsten Betrachtungen eine zweite Art von Geweben, welche die verschiedenen Arten von Gerüsten in unserem Körper herstellt, und diesem Zwecke genügt durch die mannigfachsten Ausscheidungen von widerstandsfähigen, mehr oder weniger festen Substanzen. In allen weichen Organen und Organteilen mit Ausnahme des Zentral-Nervensystems[1]) bildet die Grundlage, sozusagen das Skelett ein Fasergewebe, das in Bündeln die Gefässe und Nerven umhüllt, in Lamellen, Körben, Netzen, Fachwerken die einzelnen grösseren und feineren Abschnitte gleichzeitig hält und scheidet, indem es hier wieder die feinen und feinsten Gefässe bis zu den Organzellen trägt. In Röhren umgibt dieses „Bindegewebe" die röhrenförmigen Epithelbildungen, in grossen aus Längs- und Querfasern gewebten Platten umschliesst es die Muskeln und hält sie kräftig zusammen; als derbe Fäden, gebildet aus dicken und ganz eng gelagerten Fäserchen liefert es den Muskeln die Sehnen, mit denen sie sich an den Knochen ansetzen; mit Kalksalzen imprägniert liefern die röhren- und schalenförmig kunstvoll angeordneten Fasern und Lamellen das Knochengerüst. Auch der Knorpel gehört zu der gleichen Zellart, nur hat er in seiner häufigsten Form eine homogene nicht faserige Zwischenmasse ausgebildet, in welcher die „Knorpelzellen" in kleinen Höhlen eineschlossen liegen, ebenso wie auch in dem scheinbar toten Knochen die Knochenzellen in dichten Reihen eingekerkert forthausen.

Während bei den Epithelien zumeist das Protoplasma mit dem Kern den Hauptteil der Zellen bildet und diese demgemäss stets weich und leicht verletzlich bleiben, trotz feiner umhüllender Oberflächenmembranen, tritt bei den „Geweben der Bindesubstanzen", dem Knorpel-, Knochen- und Bindegewebe die Zelle gegenüber der ausgeschiedenen Zwischensubstanz zurück, sowohl relativ als absolut, indem sich der Zellleib und Kern meist verkleinern. Dagegen sind junge Zellen auch der Bindesubstanzgewebe stets mit reichlicherem Protoplasma und relativ grossem Kerne ausgestattet. Neben diesen beiden Hauptgruppen von Geweben treten die übrigen — also das Nerven-, das Muskel- und das gefäss-bildende Gewebe — in Hinsicht auf ihre Beteiligung an Geschwulstbildungen weit zurück.

Wir halten uns deswegen zunächst an die beiden ersten Gewebegruppen.

Da wird nun wieder ein charakteristischer Unterschied zwischen diesen beiden Gruppen dadurch bedingt, dass das Epithelgewebe nicht in der Lage ist, für sich allein kompliziertere Bildungen zu gestalten.

---

[1]) Das Stützgewebe des Nervensystems hat anderen Ursprung und verschiedene Besonderheiten gegenüber dem „Bindegewebe."

Einfache Schwielen mögen aus blosser Verdickung von Epithel hervorgehen; aber bereits in einer grösseren Warze, deren Oberfläche von einem weniger derben Epithel überdeckt ist, würde ein Aufbau nur aus Epithel höchstens zu einem ganz vergänglichen Gebilde führen: aus dem Grunde, weil ihm sowohl die nötige Festigung durch das gleichzeitig elastische und widerstandsfähige Bindegewebe abginge als auch die Nahrungszufuhr durch die Gefässe. Diese letzteren finden wir nämlich mit verschwindenden Ausnahmen überall im Körper in Begleitung und geschützt von Bindegewebe, nicht frei im Epithel, zwischen dessen Zellen die feinen Haargefässe nicht die nötige Sicherung gegen Kompression und Zerreissung haben würden. Wir erwähnten ja auch bereits, dass in allen normalen Organen das Bindegewebe als Träger der Gefässe und Gefässchen fungiert.

Dementsprechend sehen wir nun auch, dass in allen denjenigen Geschwulstbildungen, welche vom Epithel in ihrem wesentlichen Aufbau bestimmt werden, als Träger der Gefässe Bindegewebe vorhanden ist; so dass demnach alle epithelialen Geschwülste gewissermassen Doppelgeschwülste: Bindegewebs- und Epithel-Geschwülste sind.

Anders verhält es sich — naturgemäss möchte man sagen — mit dem Bindegewebe, Knorpel und Knochen. Diese Gewebe sind ja selbst skelettbildend und formen infolgedessen selbst die Gerüste, in denen ihre ernährenden kleinsten Gefässchen verlaufen. Dabei können die verschiedenen Gewebe der Bindesubstanzen, Knochen, Knorpel, Bindegewebe in derartigen Geschwülsten in mannigfachster Weise miteinander vermengt sein, ohne dass doch eine dieser Gewebsarten sich zu den anderen so verhielte, wie das Bindegewebe in den epithelialen Geschwülsten, nämlich das Gerüst bildend.

Da nun in den meisten Organen eben diese Zusammensetzung von gefässführendem Bindegewebe und mannigfach verteiltem und überkleidendem Epithel den hauptsächlichen Bautypus darstellt, so hat man gewöhnlich die epithelialen Geschwülste als „organartige“, „organoide“ der anderen Gruppe als den nur Gewebe repräsentierenden, gewebsartigen, „histioiden“ Geschwülsten gegenüber gesetzt. Die Muskel- und Nervengeschwülste verhalten sich in dieser Hinsicht etwas wechselnd. Regelmässig enthalten sie gefässführendes Bindegewebe und gehören darum streng genommen in die erste Gruppe; trotzdem werden sie gewöhnlich, da sie meist weitaus überwiegend aus Muskel- bezw. Nerven-Gewebe zusammengesetzt sind, inkonsequenter Weise zu den histioiden Geschwülsten gerechnet.

Ich muss gleich hier zu dieser Einteilung bemerken, dass sie nur eine teilweise berechtigte ist. Wir pflegen ja unsere Knochen und Knorpel gleichfalls als Organe zu bezeichnen, d. h. als umgrenzte, charakteristisch unterschiedene Vereinigungen von Geweben, mit bestimmter Leistung im Dienste des Ganzen. Eine Geschwulst nun, welche z. B. nur aus Knochen und Gefässen sich aufbaut, ist natürlich ebenso „organartig“ wie etwa ein Rippenknorpel; und eine Geschwulst, welche nur aus Bindegewebe und Gefässen sich zusammensetzt, hat ihr

physiologisches Pendant z. B. in einer Sehne oder einer bindegewebigen Muskelbinde.

Wenn nun also alle Geschwülste in gewissem Sinne „organartig" sind: worauf beruht dann ihr Unterschied gegenüber den Organen, die ja auch alle zu irgend einer Zeit ihrer Entwicklung „umschriebene Neubildungen von Geweben" sind? Er liegt vor allem darin, dass die Anordnung der zusammensetzenden Zellen gegenüber denen normaler Organe alle Grade von Abweichungen, Störungen, Unordnung aufweist. Daraus ergibt sich, dass die Geschwülste nicht eine zweckmässige Einfügung in den Gesamtbau des Körpers aufweisen, wie die Organe; und dass sie demgemäss für den Körper regelmässig nutzlos oder schädlich sind. Im besten Falle beanspruchen sie für ihre Ernährung Material, das den Organen entzogen wird, ohne entsprechende Gegenleistung — so z. B. die genannten Geschwülstchen der Haut —; in anderen Fällen bewirken sie durch Druck, Verdrängung anderer Organe usw. Schaden — man denke etwa an die grossen Geschwülste der Bauchhöhle und deren Folgen, an die Verlegung der Harnblasen- oder Harnleiteröffnungen durch Geschwülste usw. Endlich aber gibt es eine grosse Menge von Geschwülsten, welche nicht bloss durch einfaches Wachstum von innen heraus sich vergrössern, sondern welche, einem Parasiten gleich, fressend in das umgebende Gewebe vordringen, und es mehr oder weniger zerstören, indem sie sich an seine Stelle setzen; ja welche, indem ihre Zellen in die Lymph- und Blutgefässbahnen einbrechen, in irgend welche entfernte Organe des Körpers, unter Umständen in sämtliche Körperteile verschleppt werden, dort neue Tochtergeschwülste bilden und so ebenso schlimm wie irgend ein krankheiterregendes Kleinwesen den Körper gewissermassen von innen heraus zerstören und auffressen.

Wir haben mit dem eben hervorgehobenen Unterschied eine zweite Haupteinteilung der Geschwulstformen charakterisiert, welche nicht den Aufbau, sondern die vitale Bedeutung zum Ausgangspunkte nimmt. Jene Geschwülste, welche an Ort und Stelle wachsen, nur durch ihre Vergrösserung, durch die Ansprüche, die sie an die Ernährung stellen, den Druck, welchen sie auf andere Organe ausüben, schädigend wirken, pflegt man als „gutartige" zu bezeichnen. Sie sind es, deren Wachstum in der Regel wenigstens eine gewisse, je nachdem verschiedene Grösse nicht übersteigt, und welche, wenn sie z. B. durch das Messer des Chirurgen gründlich entfernt worden sind, nicht wieder auftreten. Ihnen gegenüber steht eine zweite Gruppe, die sogenannten „bösartigen", „malignen" Geschwülste. Sie zeigen von Anfang an die Tendenz vorzudringen, zu zerstören, sich rasch und unbegrenzt wachsend auszudehnen; da sie zu der Zeit, wo die Patienten wegen des zunehmenden Geschwulstwachstums den Arzt aufsuchen, meistens in Form einzelner bereits weiter vorgedrungener Zellen in dem die ursprüngliche Geschwulst umgebenden Gewebe stecken, so gelingt ihre radikale Entfernung seltener, indem die Abgrenzung gegen das Gesunde mit blossem Auge häufig nicht mit Sicherheit ausführbar ist. Sie kennzeichnen sich daher einerseits

durch eine besondere Neigung dazu, an Ort und Stelle wiederzukehren, zu rezidivieren, andrerseits führen sie, da sie weiter und weiter in die Umgebung und nach der Tiefe vordringen, oft zu grossen Zerstörungen der Organe und gelangen häufig auch in entfernt liegende Körperteile.

Diese drei Charakteristika: zerstörendes Vordringen, Neigung zur Wiederkehr, Verschleppung (sogenannte Metastasen-Bildung) sind es, welche die bösartigen Geschwülste hauptsächlich auszeichnen. Auf die Ursachen, welche diese Unterschiede im Verhalten bedingen, können wir erst später eingehen. Im mikroskopischen Aufbau entspricht im allgemeinen dem gutartigen Typus die relativ zellarme, noch sehr an den geordneten Organaufbau erinnernde und von mehr oder weniger gut ausgebildeten, zu fertigen Formen heranreifenden Zellen gebildete Geschwulst; während die Bösartigkeit sich vor allem in grosser Schnelligkeit der Zellneubildung äussert und dementsprechend diese Geschwülste sehr zellreich, von jungen unreifen Elementen aufgebaut sind und oft weit von aller bekannten Organstruktur abweichen, vielfach ganz in Unordnung wuchernd erscheinen.

Immerhin muss hier schon hervorgehoben werden, dass auch diese Unterschiede zwischen benignen und malignen Geschwülsten keine absolut feststehenden sind. Denn einmal wissen wir aus vielen Beispielen, dass anscheinend gutartige und lange in ihrem Wachstum stehen gebliebene Geschwülste allmählich oder mit einemmale in bösartige sich umwandeln können. Andererseits kommt es auch vor, dass solche Geschwülste, die wir in der Regel nur in gutartigen Formen auftreten sehen, auch einmal in Gefässe gelangen, und durch Verschleppung in entfernte Organe und weiteres Wachstum an den betreffenden Stellen die gleichen Folgen nach sich ziehen, wie die bösartigen Geschwülste im engeren Sinne. Endlich aber gibt es auch in der „Bösartigkeit“ maligner Geschwülste recht verschiedene Grade; und wir kennen genug unter ihnen, die nach einmaliger Entfernung fast sicher ausbleiben, sowie auch solche, die trotz des Aufbaues nach Art „bösartiger“ Geschwülste sich dauernd wie gutartige verhalten.

Die bösartigen Geschwülste der Epithelialreihe sind jene, die als Krebse (Carcinome) die Ehre der besonders häufigen Nennung in allen Journalen bereits geniessen. Die bösartigen Geschwülste der Bindegewebsreihe, die sogenannten Sarkome sind im Grund meist noch bedeutend schlimmere Gesellen; infolge ihres etwas selteneren Vorkommens sind sie jedoch in Laienkreisen weniger bekannt und haben bisher weniger Aufsehen und Angst erregt. Die beiden Gruppen zeigen, auch abgesehen von ihrem strukturellen Aufbau, manche Unterschiede, von denen wir einige anführen wollen. Krebse finden sich vorwiegend bei älteren Individuen und hier wieder besonders an gewissen Stellen des Verdauungsapparates, der Haut, der weiblichen Geschlechtsorgane und in der Brustdrüse. Bedeutend seltener entwickeln sie sich in versteckt liegenden, geschützten Organen, am häufigsten noch in der Leber, selten in Niere, Schilddrüse usw. Sie zeichnen sich im allgemeinen durch ein verhältnismässig langsames Fortschreiten in die Tiefe aus

und dadurch, dass sie meistens überwiegend in die Lymphbahnen und weiterhin in die sogenannten Lymphdrüsen, erst nach deren Passierung mit der Lymphe in die Blutadern, von da über die rechte Herzkammer in die Lungen und eventuell weiter gelangen. Entsprechend ihrer Lage an Oberflächen, welche mechanisch, chemisch, durch Bakterien gereizt und geschädigt werden, erfolgen häufig oberflächliche und allmählich tiefergreifende Geschwürsbildungen, welche unter Umständen zu ausgedehnten „fressenden Geschwüren" führen. Daneben kommen auch infolge von ungenügender Ausbildung der Blutgefässe in dem oft sehr stark und derb entwickelten Gerüste der Krebse und dadurch bedingter ungenügender Ernährung der Krebszellen nicht selten partielle Ernährungsstörungen, dadurch Absterben und eventuell Zerfall im Krebse zu wege. An sich also ist das Auftreten von derartigen Geschwürsbildungen und Zerfallserscheinungen nicht charakteristisch, sondern mehr durch die Zufälligkeiten von Lage und Zusammensetzung bedingt.

Die Sarkome oder bösartigen Geschwülste der Bindesubstanzreihe kennzeichnen sich in ihren ausgesprochenen Formen dadurch, dass die sie zusammensetzenden Zellen in besonders hohem Grade die Charaktere junger Gewebszellen beibehalten, oft auch an Grösse beträchtlich zunehmen; die in der Regel überstürzte Vermehrung dieser Zellen lässt es zu einer weitgehenden Ausbildung von Zwischensubstanz wie im normalen Bindegewebe häufig nicht kommen und führt andererseits zur Bildung sehr rasch wachsender und unter Umständen ganz kolossaler Geschwülste. Dem entspricht auch eine in der Regel sehr reichliche Ausbildung der ernährenden Gefässe und Gefässchen, welche andererseits zur Folge hat, dass häufig scheinbar von selbst oder durch geringe mechanische Schädigung, z. B. Quetschung, ausgedehnte Blutungen in solchen Sarkomen zustande kommen. „Blutschwamm" nannten die Alten solche von zahlreichen Blutungen durchsetzte gefässreiche Sarkome. Ihre intensive Wucherungsfähigkeit führt diese Zellen in der Regel viel rascher als jene des Krebses zerstörend ins umliegende Gewebe; die Gefässe, welchen sie begegnen, werden teils durch Druck verschlossen, teils von den Geschwulstzellen geradewegs durchwuchert; dadurch gelangen sie frühzeitig in den Blutkreislauf, werden in alle möglichen Organe, vor allem zunächst durch die Blutadern wieder in die Lunge verschleppt und bilden dort vermöge ihrer Wucherungsfähigkeit wiederum rasch massige Knoten. — Das Sarkom ist im Gegensatz zum Krebs überwiegend eine Krankheit des jugendlichen Alters, ohne dass es deswegen im höheren Alter vollkommen fehlt. Auf andere Unterschiede zwischen Carcinom und Sarkom, speziell auch in Hinsicht auf ihre Ursachen werden wir später zu sprechen kommen.

Es sind noch ein paar Punkte wenigstens kurz zu berühren, auf die wir nachher wieder zurückgreifen müssen. Wir sprachen schon eingangs von dem Auftreten mehrfacher Geschwulstbildungen. In der Regel ist es nur e i n e Geschwulstbildung, wegen deren der Patient den Arzt aufsucht. Gelegentlich aber kommen mehrfache Geschwülste sowohl der gleichen Art als verschiedener Arten vor, von einigen bis zu

Dutzenden; und es ist eine Erscheinung, auf die man erst in den letzten Jahren mehr Gewicht gelegt hat, dass recht häufig bei dem Vorhandensein und Hervortreten einer Geschwulst noch eine ganze Reihe kleinerer und kleinste für gewöhnlich nicht berücksichtigter Geschwülstchen hier und dort in den Organen stecken. — Von besonderem Interesse ist es, dass manche Geschwülste mit einer gewissen Regelmässigkeit symmetrisch auftreten. So kommt es vor, dass Fett- oder Bindegewebsgeschwülste dem Verlauf von Nerven an einer oder beiden Körperhälften ziemlich regelmässig folgen. Ein ähnliches gilt von den Nervengeschwülsten selbst.

Wir haben ausserdem noch einer Art von Gewebs-Neubildungen zu gedenken, deren Abgrenzung gegenüber den Geschwülsten vielfache Schwierigkeiten macht. Es sind dies eigenartige, oft mehr oder weniger organ-ähnliche Gebilde, welche in einzelnen ihrer Formen aber auch fast so wie eigentliche Geschwülste gebaut sind. Mit besonderer Vorliebe finden sich solche Geschwülste in den Keimdrüsen und an Stellen, wo in embryonaler Zeit Öffnungen bestanden, die sich später verschlossen: am vorderen und hinteren (embryonalen) Körperende, in der vorderen Mittellinie des Körpers, usw. Das eine Mal bilden sie einen kleinen Sack, in dessen Innenwand Haare sprossen oder Zähne eingelagert sind, das andere Mal ein buntes Durcheinander von mehr oder weniger ausgebildeten Organteilen, in denen neben Nervengewebe Knorpel, Netzhaut, usw. liegen, manchmal auch nur ein paar verschiedenartige aufbauende Gewebsarten. Häufig zeigen diese sämtlichen Gewebe in mehr oder weniger ausgeprägter Form diejenigen Zellenformen, welche wir beim Embryo oder Fötus vorfinden, und weisen dadurch daraufhin, dass sie entweder aus Zellen desselben Keimes hervorgegangen sind, dem das betreffende sie bergende Individuum selbst entstammt, oder aus dessen eigenen Keimzellen, welche aus irgendwelchen Ursachen ohne Befruchtung ihre formative, organbildende Tätigkeit in ungeordneter Weise aufnahmen. Welche von diesen beiden Möglichkeiten für die Entstehung dieser sogenannten Teratoide und Teratome zutrifft, werden wir später erörtern. Hier sei nur noch hervorgehoben, dass von ihnen vielfache Übergänge existieren bis zu jener Art von Missbildungen, welche repräsentiert wird durch einen mehr oder weniger vollständigen Fötus, der in einem inneren Organe eingeschlossen liegt: das eine Mal findet sich z. B. ein fertiger Zahn in einem kleinen Säckchen des Eierstocks, ein talg- und haargefüllter Balg in der Brusthöhle — ein andermal hängt an einer Niere ein Teratom, welches Schädelhöhle, Darm, männliche Geschlechtsorgane, Epithelblasen zeigen kann.

So scheint es also, wie wenn jenen klaren, geordneten Beziehungen der einzelnen Organe zueinander und zum Ganzen in all diesen vielartigen Gebilden eine Art von Karikatur zur Seite stünde: von kleinen Übertreibungen und Verzerrungen bis zum tollsten Durcheinander, von einzelnen missratenen Gewebsarten bis zu völligen Zerrbildern des ganzen Organismus. Hier ein kleiner Knoten, dessen sein Träger vielleicht all seine Lebtage nicht gewahr wird; dort ein wild wachsendes

Ungetüm, das in rasender Wucherung seinen Wirt und sich selbst zerstört; hier eine aus Fett- oder Bindegewebe gebildete Einlagerung, dort alle Bausteine eines Zwillingsgebildes, das, statt nach Art der siamesischen Zwillinge aussen angewachsen zu sein, verborgen in der Brust- oder Bauchhöhle oder im Rückenmarkskanale schlummern kann alle die Zeit, während deren sein Träger ein bewegtes Menschenleben durcheilt.

Gedanken.

Von August Pauly in München.

*

Auch an der Spitze der wissenschaftlichen Armee marschieren Tamboure, d. h. Leute niedrigen Grades, welche Lärm machen.

*

Irrtum und Wahrheit breiten sich in der Wissenschaft gleich schnell aus, werden gleich willig aufgenommen und gleich stark festgehalten, aber nicht gleich lang.

*

Für gewisse Naturforscher besteht das Welträtsel nur in der Existenz des Philosophen und der Philosophie. Das ist das Einzige in der Welt, worüber sie sich verwundern. Sonst sind ihnen nur noch einige Sachverhältnisse unbekannt, denen sie nachforschen.

*

Sie sind leicht mit den Gründen zufrieden, wenn ihnen nur die Behauptungen gefallen.

*

Überall, wo Autoritäten herrschen, gibt es verbotene Wege, und auf einem dieser Wege liegt gewöhnlich die nächste große Wahrheit.

*

Unter den Priestern der Wissenschaft hält sich eine merkwürdig große Anzahl lieber in der Nähe des Opferstocks, als in der Nähe des Heiligtums auf.

*

Menschen, welche alles auf den Kopf stellen, bringen dadurch zuweilen eine Wahrheit auf die Beine.

*

Es gibt Dinge im Leben und in der Wissenschaft, welche nur die kühnste Phantasie zu erfassen vermag, und andere, die nur der ruhigste Verstand sieht. Darum gehören so oft zwei Menschen dazu, um eine Sache ganz zu sehen.

*

Was ein Streber werden will, krümmt sich bei Zeiten.

*

Erst wenn zur Größe eines Geistes Fülle kommt, wirkt er über Völker und durch Zeiten.

*

Die Guten und die Schlechten, die Fähigen und die Unfähigen sind der Spiegel, in welchem wir uns im Laufe eines langen Lebens langsam kennen lernen.

*

Es ist ein sonderbarer Unterschied zwischen den Narren, die man einsperrt, und denen, die man in Freiheit läßt. Jene glauben nicht an ihre gegenseitigen Wahnideen, diese dagegen sammeln sich oft zu den größten Scharen unter der Fahne einer Verrücktheit.

*

Wenn die Menschen sich ihre Köpfe selbst heraussuchen dürften, bekämen die Meisten keine gescheiteren.

*

Wenn wir die Gedanken anderer lesen, stecken wir unseren Geist in fremde Kleider, und dieser hat vor dem Körper die Eigenschaft voraus, daß er sich, wenn sie ihm zu groß sind, in die fremden Kleider hinein dehnen, sie ausfüllen und sogar noch eine Zeitlang diese erworbene Größe behalten kann.

*

Eitelkeit ist eine untreue Dienerin. Sie macht ihren Herrn um soviel kleiner, als sie ihn größer zu machen vorgibt.

*

Große Künstler sind die einzigen Reichen, welche ihr ganzes Glück mit uns teilen.

*

Die edelste und geheimste Würde des Menschen ist diejenige, die sich in der Vornehmheit seines Geistes ausspricht. Er weiß nicht um sie, und sie gibt seinen Gedanken ihren großen Schritt. Sie ist die Haltung seiner Seele, bedeutet seinen Blick nach den Sternen; sie liegt in seinem Inneren, ehe er etwas von der Welt gesehen hat, läßt ihn nach den großen Dingen in ihr suchen und sie allein achten.

*

Unendlich ist die Welt und dennoch verschwindet ihre Unendlichkeit gegenüber dem Gehalt eines Kleinsten, wie es ein edler Mensch ist, über dessen Gewinn oder Verlust wir alle Sterne vergessen.

*

Es gibt Menschen, die nur so lange auf unserer Erde bleiben, als das Leben des Menschen ein engelhaftes ist, d. h. in der Kindheit, und uns dann lächelnd verlassen. Den Zurückbleibenden ist es dann, als ob sie einen Blick in den Himmel hätten tun dürfen und Engel spielen sehen.

*

Unser ganzes Leben hindurch zieht die Erde an uns, als wollte sie uns Flüchtlinge wieder haben, und endlich bekommt sie uns auch.

*

Eine unbekannte Macht schreitet über die Erde und löscht in der Menschheit große Geisteslichter aus. Hinter ihr entzünden sich andere, neue; aber wir finden nicht hin zu ihnen, oder sehen sie nicht, oder erleben sie nicht. Und so wird es mit dem Erlöschen dieser Menschensonnen um uns dunkel und kalt.

*

Es ist merkwürdig, wie unter der in Geschäften ernüchterten Menschheit sich immer wieder ein volles Herz erhebt und seine Empfindung über alle ausgießt und das verdorrende innere Leben derselben mit neuen Säften erfrischt.

*

Wir nennen es Helligkeit, wenn uns mit dem Aufgang der Sonne das Nahe sichtbar gemacht und die Sterne verfinstert werden.

*

Das Schönste, was man erlebt, wenn man alt zu werden anfängt, ist, daß einem ein eigenes Gefühl für die Jugend aufgeht, für ihre Frische, ihren Eifer, ihre Hoffnung uud ihre dunkle Zukunft. Und so empfindet man die Wiederaufstrebenden köstlich als eine aufziehende Ablösung der Scheidenden.

*

Frauen, welche in ihre Männer verliebt sind, schwören auf deren Worte. Und wenn sie dreimal nacheinander heiraten, ändern sie mit jeder Ehe diesen ihren Dienstleid.

*

Wir vertreiben uns die Zeit so lange, bis sie uns vertreibt.

*

Mit Empfindung der Welt beginnen wir vor allem Wissen; und in Empfindung endigt das gereifte Wissen.

*

In der Kunst die objektive Natur zu erreichen suchen, heißt die Natur in seinem eigenen Innern umbringen.

*

Es ist das Unglück aller Ideale, daß sie einen Brotkorb am Arm hängen haben, dem die Streber nachlaufen.

*

Die großen Menschen aller Zeiten bilden eine einzige Zeit.

*

Die Anfänge der Kunst.

Von Hans Thoma in Karlsruhe.

Über dies Thema ist schon sehr viel und sehr gut geschrieben worden und es ist gewiß von großem Interesse zu verfolgen, wann und wie der Mensch zuerst dazu gekommen ist, Gesehenes nachzubilden oder seiner Freude an der Erscheinung, in einer gewissen schmückenden Ordnung an seiner Umgebung, seinen Geräten und an sich selbst, Ausdruck zu geben.

Man fürchte aber nicht, daß ich hierüber nun auch meine Weisheit, die ich nicht habe, auskramen werde; ich verlasse mich hierin auf das, was Philosophen und Historiker zu berichten haben.

Wenn ich über den Anfang der Kunst nun doch schreibe, so bezieht sich das auf etwas was ich sicher weiß, was ich selber erfahren habe, und wenn es auch recht klein ist, über was ich berichten will, so ist zu bedenken, daß Anfänge meistens klein sind.

Ich wage es, darüber zu schreiben wie der Kunsttrieb in mir seinen Anfang genommen hat. In jedem Künstler nimmt dieser Trieb einmal einen Anfang; zugleich denke ich, da „die Kunst im Leben des Kindes" so einigermaßen an der Tagesordnung ist, so ist das, was ich hier erzählen will, auch „zeitgemäß".

Also meine älteste Erinnerung ist, daß ich in einer Ecke unserer Schwarzwälderstube saß mit einer Schiefertafel und mit einem Griffel; es war noch vor der Zeit da die Buben Hosen tragen dürfen. Ich machte Striche darauf durcheinander und freute mich daran, daß so etwas in meiner Hand lag zu machen. Ich lief zur Mutter und zeigte es ihr; die Immergute störte meine Freude nicht, sie sah sich die Sache genau an, machte wohl

noch ein paar Striche dazu oder davon und erklärte mir, das ist ein Haus, das ein Baum, ein Gartenzaun, der Kribbskrabs ist der Gockel, der gerade kräht usw. Sie erzählte wohl auch noch eine Geschichte, was alles in dem Hause vorgehe usw. So lief ich jedesmal mit der Tafel zur Mutter und sie mußte mir sagen was ich gemacht habe. Bald kam auch Wille in mein Gekritzel; ich fügte die Striche zusammen, es wurde etwas daraus was die Mutter deutlich als ein Schwein erkannte; auch ich sah es und so war das Schwein meine erste künstlerische Errungenschaft. Bald kam auch der Unterschied zwischen Schwein und Roß zustande, ein großer Fortschritt! Freilich kam der neckisch-kritische Nachbar und erklärte, das sei kein Roß, daß sei nur ein Esel, es habe zu lange Ohren, — das war die erste böse Kritik, die mich tief gekränkt hat. Es ist halt ein gewaltiger Unterschied zwischen liebend erkennenden Mutteraugen und kritischen Nachbarsaugen. In der Zeit schnitt ich auch, aus zusammengelegtem Papier, Ornamente aus und freute mich an der Symmetrie, die in vielfacher Art herauskam. Ich saß oft stundenlang damit beschäftigt in einer stillen Ecke. Ein menschenfreundlicher Hausierer kam einmal und war ganz erschrocken als er das kleine Kind mit der spitzigen Schere sah; er schimpfte und ließ nicht nach, bis man mir die Schere wegnahm, das war hart für mich und ich heulte.

Als Ende der 60er Jahre beinahe ein Ausstellungsverbot von einem Kunstverein an mich erging und in den siebenziger Jahren meine Bilder regelmäßig von den deutschen Kunstgenossenschaftsausstellungen abgewiesen wurden, war es mir nicht halb so hart.

Holzschnitte in einem Gebetbuch meiner Tante, auch der Kalender und besonders die bunten Spielkarten waren meine Kunstbildungsmittel. Der Schuflebub, an dem ein Hündlein heraufsprang, gefiel mir am besten; diesen „Hündlibub" zeichnete ich auch auf ein Papier mit Bleistift ab und schenkte ihn meinem Vater zum Namenstage. Ich war damals 5 Jahre alt und weiß die Zeit deshalb so gut zu bestimmen, weil wir, als ich 6 Jahre alt war, in ein benachbartes Haus umzogen und ich sehe noch die ganze Örtlichkeit an dem Morgen, da die Zeichnung überreicht wurde.

Der Trieb zur Kunst, der in dem einsamen Bernau über mich kam und zwar so stark, daß er mich mein Lebtag nicht mehr verlassen hat, war doch angeerbt und zwar von mütterlicher Seite. Der Großvater und auch die Brüder meiner Mutter waren Uhrenmacher; einer derselben war Uhrenschildmaler und in ihm lebte noch ein Rest einer nun verschwundenen Bauernkunst, die in ihrer Primitivheit weichen mußte vor dem modisch städtischen Kunstgewerbe, das seine Schnörkel in alle Dörfer hinein renaissancierte; ich weiß noch ganz gut, wo schönfarbig bunte mit Blumen bemalte Schränke mit Nußbaumfarbe überzogen wurden und man sich der Buntheit schämte, die man „Baurenkilbe" nannte. Die Brüder meiner Mutter hatten neben der täglichen Arbeit ihre Liebhaberei; sie trieben Künste, d. h. sie musizierten und hatten Freude am Gesang. Der Uhrenschildmaler malte für die Bauernstuben Tafeln auf Glas mit Ölfarben auf die Rückseite; sie mögen so schlecht gewesen sein wie sie wollen — es war immerhin Kunstübung und Handarbeit und hat den Zusammenhang mit der Kunsttätigkeit im Volke wachgehalten, den die fabrikationsweise hergestellten Farbendrucke niemals ersetzen können.

Ein Onkel beschäftigte sich mit Astronomie, d. h. er machte auf seiner Drehbank eine Erdkugel, die in Grade eingeteilt und mit den Weltteilen angemalt wurde; nun wurde ein langer Tisch gemacht — eine Lampe in der Mitte war die Sonne, eine kleine vergoldete Kugel war der Mond auf einem Drahtgestell, wie die Erdkugel auch. Durch die Umdrehung einer Kurbel kam Bewegung in die Welt, die Erde umlief die Sonne und mit ihr der Mond, der wieder um sie herumlief. Wir konnten Mond- und Sonnenfinsternisse machen. So fehlte es bei aller Bescheidenheit und Beschränktheit in der Dorferistenz doch gar nicht an Phantasieanregung und meine spätere Liebhaberei für Kalenderpoesie hat wohl auch ihren Ursprung in diesen frühesten Tagen, in denen mir die Weltbewegung und der Lauf der Zeiten so leibhaftig vorgeführt wurde, die ich gewissermaßen selbst veranlassen konnte!

Die Anfänge der Kunst! Ich bilde mir gewiß nicht ein, daß sie bei mir viel anders gewesen sind als bei anderen Künstlern auch, und ich würde gewiß nichts darüber veröffentlichen, wenn ich mir nach Überschreitung der Sechziger Jahre nicht das Recht herausnähme, auf diese meine Anfänge zurückzusehen. Die Jahre des Alters sind ja die Jahre des Zurückschauens, denn nach vorne liegt nicht mehr viel. — Die Vergangenheit fängt an reich zu werden, wenn einmal die Zukunft uns keine besonderen Träume mehr vorgaukeln will.

Es kam die Schulzeit. Ich habe aber immer nebenher gezeichnet, gemalt, geschnitzt, gepappt und mir eine kleine Welt gezimmert. Ich wurde mir auch immer mehr bewußt, wie schön die Welt sei; ich beobachtete die Wolken, die verschiedenen Zeiten des Jahres, die das Aussehen der Gegend so ganz veränderten, lange ehe ich daran denken konnte, so etwas zu malen, ehe ich wußte, daß man so etwas vielleicht auch malen könnte. Lange Zeit hindurch träumte ich von einem Zauberspiegel, in dem ich alle die wechselnden Stimmungen, die über mein liebes Bernauertal hinzogen, festhalten könnte — und sah inzwischen alles in bezug auf diesen Wunderspiegel hin an: genau so müßte der Spiegel es festhalten wie ich es sah. So sah ich es denn auch, als ob ich dieser Spiegel selber wäre. So möchte ich sagen, ich wurde ganz Auge, schon lange vorher ehe ich Mittel wußte uud kannte, durch die man diese intensive Sehlust einigermaßen fixieren könne. Als ich so 12—14 Jahre alt war, zeichnete ich viel nach allen möglichen Bildchen, die mir in die Hand kamen, die ich oft auch auf graues Packpapier vergrößerte.

Bald nachdem ich aus der Schule kam, wurde ich nach Basel zu einem Lithographen in die Lehre getan. Das Sitzen gefiel mir nicht. Ich bekam Heimweh nach Bernau und zugleich Brustschmerzen; ein Arzt riet auch, daß ich wieder nach Bernau gehe, wo es viel gesünder sei. Diese kurze Lehrzeit war aber doch nicht ganz verloren, denn 40 Jahre später machte ich wieder Lithographien und die Technik war mir nicht so fremd, wie sie es doch so manchem anderen Maler sein mag. Für ein gutes Vorstudium halte ich es auch, daß ich später ebenfalls in Basel zu einem Anstreicher und Lackierer in Arbeit kam; manches Handwerkliche, wenn auch nur Farbenreiben, gut und sachgemäß anstreichen und lackieren lernt man da kennen, wozu auf der Akademie keine Gelegenheit ist.

Gut angestrichen ist halb gemalt!

Bei einem Uhrenschildmaler in Furtwangen lernte ich wieder etwas mehr vom Malerhandwerk. Dort war ich freilich nur etwa 4 Wochen Probezeit, da die Mutter die Bedingungen des Lehrvertrags nicht erfüllen konnte. Mein Vater ist vorher schon im Jahre 54 gestorben.

Nach Bernau zurückgekehrt, verschaffte ich mir Ölfarben, grundierte Pappendeckel und Leinwände und malte kleine Bildchen, meist nach Holzschnitten aus Büchern, die ich in Farbe übersetzte. Doch malte ich auch eigene Erfindungen und wagte mich auch an Porträts nach der Natur. Manche dieser Sachen verkaufte ich auch in St. Blasien für wenig, aber für mich damals viel Geld. Ich fing auch an, im Freien nach der Natur zu zeichnen — ich tat das so viel wie möglich heimlich — versteckte das Mäppchen, mit dem ich meist Sonntags am liebsten in den tiefsten Wald hinausging, unter der Jacke, weil die Nachbarn diese Firlefanzereien nicht gerne sahen.

Wie und was mein eigentlicher Beruf sein sollte, wußte ich vor meinem neunzehnten Jahre noch nicht. — Die Mutter hatte ebenso wie an meinem einstigen Schiefertafelgekritzel ihre Freude an dem, was ich jetzt machte und sie verschaffte mir großem Bub mit aller eigenen Aufopferung so viel freie Zeit als nur möglich, daß ich meinen Liebhabereien nachhängen konnte.

Mein nicht erlahmender Kunsttrieb fand aber nach und nach bei Bekannten und anderen Herren der Amtsstadt St. Blasien Beachtung und durch Vermittlung von dort und nachdem der Direktor der Karlsruher Kunstschule, Schirmer, meine Arbeiten sehr günstig begutachtet hatte, ebneten einige Kunstfreunde und besonders der Großherzog die ersten Wege, so daß ich im Herbst 1859 in die Kunstschule aufgenommen wurde.

Hiermit hören meine Anfänge der Kunst auf und die akademische Erziehung fängt an.

Wenn ich nun zurückblicke, so finde ich, daß es doch eine gute Erziehung zur Kunst war, die ich als Vorbereitung zum eigentlichen Studium mitbrachte, und daß eigentlich nichts verloren gegangen ist, was ich mir erworben habe, wenn es auch weit vom Ziele abzuliegen schien.

So viel Bilder, wie man jetzt den Kindern zur Erziehung zur Kunst vorlegen kann, hatte ich freilich nicht; vielleicht hat aber gerade dieser Mangel meinen Kunsttrieb dahin gebracht, daß ich mir selber Bilder zu machen versuchte. Durch das Vorlegen aller möglichen Bilder werden die Kinder vielleicht Kunstkenner; Künstler werden doch nur die, in denen der geheimnisvolle Trieb zur eigenen Betätigung groß genug ist — denen er gleichsam angeboren ist. Nur diese besiegen alle Hindernisse.

Das ist auch gut, daß es so ist, denn dadurch wird der Kunst ihr höchstes Gut gewahrt, der Zusammenhang mit dem tiefsten Dasein, der gar oft sehr verschieden ist von dem, was sich die Schulweisheit als Kunst träumen lassen kann.

Das Behagen, das in der Ausübung einer Kunsttätigkeit liegt, ist sehr groß, und man darf wohl annehmen, daß der Künstler ein bevorzugter Mensch sei. Deshalb dürfte auch das bißchen Lebensmisère, auch wenn es oft viel ist, das zudem der Künstler mit allen anderen Menschen gleichmäßig zu tragen hat, nicht zu wichtig genommen werden. Das Verkennen der

Mitwelt, das ja leider hier und da auch vorkommt, dürfte auch nur dem Ehrgeiz einen Stoß geben, aber das eigentliche Wesen darf es nicht irritieren.

Die Anfänge der Kunst werden immer instinktiver Natur sein. Die Erziehung vollzieht sich unbewußt — die Grundlage wird gelegt zu einer nachfolgenden bewußten Erziehung und Ausbildung, welche immer so bewußt sein soll, daß sie die unbewußte Erziehung, dies Kapital respektiert.

In diese bewußte Erziehung kam ich in meinem zwanzigsten Lebensjahre. Die Lehrzeit, die in der Kunst nicht abzuschließen scheint. Es handelt sich doch um den Ausgleich zwischen dem Instinktiven mit dem voll Bewußten; dies macht die Wege der Kunst so schwer, zugleich aber auch so lebensvoll.

Ein Suchen und Ringen nach dem vollen Ausdruck seelischer Vorgänge, sinnlicher Vorstellungen, ein Objektivierenwollen der Welt, wie sie sich in unserem Sein und Sinn darstellt, ein Suchen nach den materiellen Mitteln, die diesem Ausdruck sich fügen müssen, das ist der weite Weg zur Kunst, unerreichbar und doch vorhanden auf jeder Stufe, zu der reines, unegoistisches Streben geführt hat.

Wie ich mir aber die systematische Erziehung zur Kunst auf einer Akadmie denke, habe ich versucht, in einem Vortrag zu erörtern, der in der „Allgemeinen Zeitung" abgedruckt wurde. Hier hätte sodann die reine Verstandesarbeit einzusetzen, die sich klar zu werden versucht über die Mittel und Formen, in die sich das Chaos der Empfindungen umsetzt zum klaren, präzisen Ausdruck.

Schließlich ist es doch der klare Verstand, der das Höchste in der Kunst hervorbringt; — aber der Verstand müßte so verständig werden, daß er sich immer vom lebendigen Gefühl leiten läßt.

Die Kunststadt München.

Von Paul Marsop in München.

Ein Stück Selbstbewusstsein: das geht dem Süddeutschen zur Zeit noch ab. Er ist gefestigt und stark in seiner Eigenheit: er hat alte Kultur; er erfindet und gestaltet aus der Fülle einer reichquellenden, von einer freigebigen Natur genährten Phantasie. Doch es widerstrebt ihm, die Summe seines Könnens, seiner Vorzüge zu ziehen. Widrig ist ihm, was irgendwie nach Eigenlob schmeckt. Rasch zur Tat gerüstet, aber just keiner der Mundfertigsten, wird er vollends wortkarg, wenn andere von sich zu sprechen beginnen. So stellt er oft sein geistig Gut

unter den Scheffel. Und so kommt es, dass ihn die unterschätzen, die nach dem Schein urteilen. Sorglos, verträglich, hier und da auch bequem, findet er sich darein — bis zu dem Grade, dass er sich schliesslich selbst unterschätzt und mit einem Rückplatz im Welttheater vorlieb nimmt. Er macht kein Wesens davon, dass er ideelle Werte schafft, welche die besten Reserven des Volkswohlstandes sind. Gewänne er volle Klarheit über das, was er vermag, so würde sein Selbstbewusstsein wachsen, seine Kraft sich steigern, sein Ansehen sich gewaltig heben, sein Einfluss in vielen Dingen entscheidend werden.

* * *

Vor einiger Zeit brachte ein hämischer Nörgler das Wort vom „Niedergang Münchens als Kunststadt" in Umlauf. Tat er's aus Originalitätshascherei oder im Auftrage anderer? Gleichviel: jenes Wort wurde begierig von den vielen aufgegriffen, die an ihren Vorurteilen gegen kernhafte baierische Art im besonderen, gegen freies süddeutsches Wesen im allgemeinen zäh festhalten. Sie schlugen auf München, sie meinten den gesamten deutschen Süden, den sie ein wenig zu ducken versuchen wollten. Dessen wurde man an der Isar nicht gewahr. Der Angriff war heimtückisch; die Abwehr fiel matt und ungeschickt aus.

Wie konnte man sich auf eine Erörterung über eine angebliche Nebenbuhlerschaft Münchens und Berlins auf dem Gebiete der Kunst überhaupt nur einlassen? Eine Kunststadt ist doch nur ein Ort zu nennen, an dem ein kräftiges, ursprüngliches Kunstschaffen sich jahraus jahrein offenbart und für das gesamte Gemeinwesen die beherrschende Note angibt — nicht ein Ort, der allerdings mit Recht als guter Bildermarkt und Tantièmen-Regulator angesehen wird, der jedoch, da er das politische, militärische und geschäftliche Zentrum des Reiches ist, just deshalb nur ausnahmsweise einmal einem Künstler gestattet, sich zwischen Kaserne und Stadtbahn nach seiner Weise auszuleben und auszuträumen? Ohne Entrüstungsausbrüche, ohne elegische Klagen hätte man den Tadlern und Neidern all das in gedrängter, übersichtlicher Zusammenstellung vorweisen sollen, was München als künstlerischer Vorort des deutschen Südens in den letzten dreissig bis vierzig Jahren seinem „Haben" zuzuschreiben imstande war. Nämlich:

Das Wiedererstarken des Kunstgewerbes. Die Begründung von Schulen und Werkstätten, in denen sich nach langen Perioden geistiger Abhängigkeit zuerst wieder eine Heimatkunst ihrer Zeit gemäss schöpferisch betätigt. Die Verpflanzung solcher Bestrebungen durch Münchner Künstler nach Stuttgart und Darmstadt, nach Dresden und Berlin, über die Alpen und über den Ozean.

Das Entstehen und Anwachsen neuer mächtiger Strömungen in der Malerei. Die erste deutsche „Sezession", hervorgerufen und befestigt durch Georg Hirth, gefördert durch einen hochsinnigen, vorurteilslosen Regenten. Das Hervortreten einer stattlichen Reihe junger, starker

Begabungen: die Rückkehr zur Natur, der Triumph der Hellmalerei, das Zurückdrängen überlebter Konventionen. Im Zusammenhang damit: eine durchgreifende Reform der Ausstellungstechnik, die bald für Inland und Ausland vorbildlich wird.

Fortschritte und ausschlaggebende Neuerungen im Bereiche der szenischen Künste. Das Münchener Residenztheater erschliesst als erste deutsche Hofbühne Henrik Ibsen seine Pforten: die Wendung zum Realismus, der Beginn der noch keineswegs ausgetragenen, für die Entwicklung der deutschen Dichtung und der modernen Darstellungskunst gleich bedeutsamen Kämpfe zwischen idealistisch gehobenem und realistisch ausdeutelndem Stil im gesprochenen Drama. Die Eröffnung des Münchner „Schauspielhauses", des ersten zweckvoll für die Wiedergabe des intimeren Gesellschaftsstückes angelegten und sinnvoll ausgeschmückten Theaters. — Wiederum auf der Hofbühne: die Einrichtung der vereinfachten, insbesondere für eine getreue Wiedergabe der Tragödien Schillers und Shakespeares geeigneten Szene: der erste, hoch dankenswerte Versuch, den verderblichen, durch die Meininger und ihre Nachtreter herrschend gewordenen Dekorations- und Ausstattungsluxus einzuschränken, den Schwerpunkt des Bühnenspieles wieder auf lebendig geführten Dialog, schlicht wirksames Spiel und klar gegliederte Gruppenplastik zu legen. — In der Oper: die Einbürgerung der Werke von Peter Cornelius. — Possart, der Generalissimus: die Logik eines meisterlich klugen, jeden Winkel der Handlung scharf beleuchtenden Realismus tritt in die Opernregie ein. Die Münchner Mozart-Renaissance, das schönste kulturhistorische Illustrationswerk für Musikfreunde. — Die Eröffnung des Prinzregententheaters: die Kunststadt München nennt unter allen grösseren Gemeinwesen des Reiches zuerst ein sich an das Vorbild des Bayreuther Theaters anlehnendes, echtes und rechtes deutsches Bühnenhaus ihr eigen. Die festlichen Aufführungen Wagnerscher Dramen. Die Klassiker-Vorstellungen an gleicher Stätte: eine vom Zuschauerraum völlig getrennte Bühne weist auf Möglichkeiten, auch im rezitierten Schauspiel wieder zu stilistisch abgeklärtem Vortrage zu gelangen. — Die Münchner Erfahrungen und Erfolge schlagen durch. Der Bau ähnlicher Häuser wird anderwärts in Aussicht genommen und vorbereitet. Eine Wendung in der Theatergeschichte kündigt sich an.

Im Entwicklungsgebiet der freien Musik: der Münchner Richard Strauss tritt das Erbe Franz Liszts an — Beginn der zweiten Periode der symphonischen Dichtung.

In der Architektur: das neue Nationalmuseum. — Das allmähliche Heraufkommen eines neuen, aus bodenständigen Traditionen einer fruchtbaren Vergangenheit organisch herauswachsenden Stiles. Was anderwärts bei mühsamem Tasten im einzelnen sich meist noch als spielerischer Versuch anlässt, erhält hier bereits künstlerische Gestalt. (Schwabing und Bogenhausen.) Monumentale Brunnen (Hildebrand) und Brücken.

Endlich: die Entstehung von Kunstzeitschriften ersten Ranges, mit erstaunlichen, bisher unerhörten Leistungen auf dem Gebiet der künst-

lerischen Reproduktion. — Die vordem noch unerreichte Verschwisterung von Bild, lyrischer oder satirischer Poesie und fein abgestimmter dekorativer Zutat, wie sie in der „Jugend" zutage trat. Der „Jugendstil" kann freilich mit billigen Mitteln schlecht nachgeäfft werden; dass er ein neues, triebkräftiges Element im gesamten modernen Kunstwesen darstellt, wird kein Verständiger bestreiten.

Dies also eine knappe, keineswegs lückenlose Aufrechnung dessen, Fortschritt heisst nicht: nervöses Aufspüren von etwas Verblüffendem, noch niemals Dagewesenem. Sondern rüstiges Vorwärtsschreiten auf der Entwicklungsbahn, welche die führenden Geister im Volke, welche vor allem die Genien der Kunst freilegen. So verschwimmen auch die Zukunftsaufgaben Münchens keineswegs im neurasthenischen Nebel. Vielmehr sind sie in ihren Umrissen deutlich zu erkennen. Es sei versucht, auch sie mit bündigem Wort zusammenzufassen. Was gilt es in Angriff zu nehmen und auszugestalten, was tut not?

Im Gebiet der bildenden Künste. Neuordnungen der grossen Staatssammlungen: Einteilung der Pinakotheken in Ehrensäle, welche die allseitig anerkannten Meisterwerke in sich vereinigen, Feierräume für ästhetische Erbauung und Erziehung sein sollen — und in historische Galerien, die den grossen Tross der Schulbilder beherbergen und in erster Linie Studienzwecken dienen. München müsste den Ehrgeiz haben, als erste Residenz seine Pinakotheken zu wahren Volksbildungs-Anstalten umzuschaffen. — Zu begründen ist ein städtisches Museum, das einen Überblick über das Werden der im engeren Sinne heimischen Kunst gewährte. — Durchgreifende Reform der grossen Kunstausstellungen, die in ihrer jetzigen Einrichtung sich überlebt haben und nicht mehr recht „zugkräftig" sind. Bau eines Ausstellungshauses auf dem Terrain des Glaspalastes, mit durchgängig guten Lichtverhältnissen. Mindestens ein Drittel des Flächeninhaltes wird im vornherein dem Kunstgewerbe vorbehalten. Wiedervereinigung der getrennten Künstlergruppen unter staatlicher Ägide. Abwechselnd, ein Jahr um das andere: eine deutsche Kunstausstellung, und eine internationale mit Ausschluss Deutschlands, um hier wie dort genugsam Eigenartiges und Wertvolles bieten zu können. Nicht mehr als zwölf Säle für die Malerei, drei für die Plastik, und die entsprechenden Räume für die Schwarz-Weiss-Künste, sowie für architektonische Pläne und Modelle. — Begründung einer staatlichen Hochschule oder Akademie für Kunstgewerbe, mit ausgedehnten Werkstätten und ständigen Ausstellungs-Lokalitäten.

Im Bereich der szenischen Künste. Vor allem: systematische Ausnützung aller ideellen Vorteile und praktischen Gegebenheiten, die das Prinzregenten-Theater mit seiner besonderen Bühnenkonstruktion, seinem verdeckten Orchester und seinem amphitheatralisch ansteigendem Zuschauerraum bietet. Kein Zögern, damit München die Priorität des Fortschritts auf allen hier in Frage kommenden Teilgebieten der dramatischen Darstellung gewahrt bleibe. Mit das wichtigste: das Prinzregenten-Theater muss die Kontinuität der Entwicklung im musikalischen Drama aufzeigen, muss ein „Bayreuth der Jungen" werden. Vor einem

halben Jahr veröffentlichte ich einen „erweiterten Festspielplan" für dieses Haus; ich bringe ihn hier wieder in Erinnerung:
was die Kunststadt München während der letzten Jahrzehnte für sich, für Deutschland, für die zivilisierte Welt geschaffen und ins Werk gesetzt hat.

* * *

Im Zeichen des entschiedenen, jeweilig mit Notwendigkeit rücksichtslos vordringenden Fortschrittes auf allen Gebieten der Kunst hat sich München seine Stellung im neuen Reich erobert. Solchergestalt kam der Freisinn des deutschen Südens zum Ausdruck. Bleibt München die Stadt der Jungen und sich jung Erhaltenden, der Wagenden, derer, die mit jedem lebfrischen Heute gegen jedes kopfhängerische Gestern revolutionieren, dann wird ihm die Zukunft gehören. Wenn nicht, wird es mit der Zeit einschlafen, sich aus den Zentren regsamen Lebens ausschalten, und im dumpfen Brodem eines kleinstaatlich angehauchten Philisteriums verkümmern.

I. Im Frühling, um die Pfingstzeit:
   A. Zyklische Darstellungen von Werken Schillers, Goethes, Shakespeares, Kleists, Hebbels, Grillparzers.
   B. Aufführungen von musikalisch-dramatischen Werken zeitgenössischer Tonsetzer.

II. Im August und September: Aufführungen von Werken Richard Wagners.

III. In der Weihnachts-, sowie vor und in der Karwoche: Aufführungen von Tonschöpfungen religiösen Charakters, die eine szenische Wiedergabe zulassen.

IV. An historischen Gedenktagen und anlässlich allgemeiner Landesfeierlichkeiten: festliche Aufführungen von Werken, in denen ein edler patriotischer Geist sich künstlerisch ausspricht — von Kleists „Herrmannsschlacht" bis zu Martin Greifs Dramen aus der bayerischen Geschichte.

V. Fest- und Volkskonzerte bei geschlossenem Bühnenvorhang, in Benutzung des verdeckten Orchesterraumes und bei abgedämpfter Saalbeleuchtung, mit älterer und neuerer symphonischer Musik.

Für spätere Zeiten, bei wachsender Einwohnerzahl: Bau eines architektonisch ganz einfach gehaltenen, der Stadt München gehörenden und von ihr verwalteten Volkstheaters, womöglich in Fachwerk, gleichfalls mit amphitheatralisch gehaltenem Zuschauerraum und verdecktem Orchester.

Auf dem Felde des öffentlichen Musiklebens: Bildung eines städtischen Orchesters, beziehungsweise Umwandlung des Kaim-Orchesters in ein städtisches. — Bildung eines grossen gemischten Chores, dessen Dirigent völlig unabhängig, also an keinem staatlichen Institut tätig ist. — Bildung eines Volkschores. — Bau eines den An-

forderungen unserer Zeit genügenden Unterrichtsgebäudes für die endlich nach den Vorschlägen Richard Wagners und Hans von Bülows zu reorganisierende „Akademie der Tonkunst"; darin Bühnen- und Konzertsaal — beide mit verdecktem Orchesterraum. Zwei Seitenflügel; im einen wäre eine unter historischen Gesichtspunkten geordnete Instrumentensammlung, im anderen die musikalische Abteilung der Staatsbibliothek unterzubringen.

* * *

Noch eines ist für die Zukunft der Kunststadt München von höchster Bedeutung: Erhaltung der landschaftlichen Schönheit der engeren und weiteren Umgebung. Durch gewerbliche Anlagen, durch die Häufung von Landhäusern, die dem Charakter der Gegend nicht immer mit Verständnis und Geschmack angepasst wurden, hat man schon manches verdorben. Für Fremde und Einheimische werden der Starnberger See und das Isartal nach wie vor die erfreulichsten „Ausstellungsobjekte" sein — so lange man sie nicht entstellt. Und für die Künstler sprudeln im Alpenvorland unerschöpfliche Quellen der Anregung und Erfrischung — sofern es die Spekulation nicht schändet. Die Könige haben Künstler nach München gerufen, die Natur hat sie festgehalten. Sie liess sie sich dem Boden assimilieren, mit ihren Gedanken hier Wurzel fassen; sie fesselte ihre Phantasie. Durch sie lernten sie Sinn und Herz des Volkes verstehen, durch sie wurden sie zu frohgemuten Münchnern. Wer einmal zur guten Stunde vors Tor, am rauschenden Bergstrom entlang gewandert ist und das Fest- und Feierspiel eines Sonnenunterganges im Duft, im Goldglanz, in den tausend Farbenbrechungen der Atmosphäre des Hochmoors entzückt und dankbar genoss, der schwur sich Isar-Athen für immer zu. Möge diese Aureole der Kunststadt nie zerstört werden!

* * *

Wie der Einzelne, so garantiert sich auch die Gesamtheit ihre Unabhängigkeit am besten durch positive Leistungen. Gleichviel auf welchem Felde sie vollbracht werden: mit ihnen erzwingt man sich Respekt, mit ihnen erweitert man seinen Machtbereich. Löst der Süddeutsche durch den festen Willen, sich frei und stark zu erhalten, alle in ihm noch schlummernden Kräfte aus, rafft er das, was er bisher sorglos in heiterem Spiel hierhin und dorthin verstreute, zur Förderung ernster Arbeit zusammen, so wird sich bei gesteigertem Selbstbewusstsein sein Können in Bälde erstaunlich mehren. Es ist an der Zeit, sich tüchtig zu rühren, mit der Tat zu erweisen, was man zwischen Main, Rhein, den deutschen Alpen uud den böhmischen Grenzgebirgen auf allen Gebieten geistigen Lebens aus Eigenem erzielen kann.

„Los von Berlin" zu rufen, das bringen schliesslich auch Schulbuben fertig. Doch dem fragwürdigen Luxusgeschmack, dem Geschäftsvirtuosentum, der literarischen Grosssprecherei einen gesunden, ge-

festigten, farbechten Münchner Stil entgegenzusetzen, das wäre das Tun ernster Männer, die den rechten Heimatstolz haben. War die Neigung zum politischen Partikularismus für Deutschland von jeher ein Unglück, so haben ihm im Ringen um die höchsten Kulturgüter die Dezentralisation und der Wettbewerb der verschiedensten Lehr- und Schaffensstätten immer zum Segen gereicht, ja seine Grösse heraufgeführt. Wohin die persönlichen Neigungen der zukünftigen Herrscher Bayerns nur immer gehen mögen: sie werden sich ihres edelsten Reservatrechtes, der grosssinnigen Pflege von Kunst und Wissenschaft, niemals entäussern. Sie werden auch jede Begabung nach ihrer Art schalten lassen, ohne ästhetische Exerzierreglements aufzustellen. Jedes Opfer, das sie, das grossherzige, begüterte Patrioten, die dem gegebenen Beispiel nacheifern, für ideale Zwecke bringen, kommt im verzehnfachten Masse dem Volkswohlstande zugute. Und jeder Sieg der Münchner Kunst bedeutet eine neue Bürgschaft für den starken, dauernden, moralischen Einfluss Bayerns und Süddeutschlands im Reiche.

Deutsches Theater.

Von Josef Hofmiller in München.

I.

Die Grundsäule des deutschen Theaters ist die französische Posse. Das Münchner Schauspielhaus hat in der Zeit vom 1. April 1902 bis zum 31. März 1903 ungefähr 120 Abende den Franzosen (darunter ungefähr 80 Abende der französischen Posse), 20 den Russen, 25 den Norwegern und 12 d'Annunzio gewidmet. Anzengruber kam an 5 Abenden, Hebbel ein Mal zu Wort. Man glaube ja nicht, dass es an andern Bühnen wesentlich besser stehe. Wenn man über das deutsche Theater unserer Tage schreiben will, muss man mit den Ausländern beginnen. Wenn man das Theater der Gegenwart als das auffasst, was es seinem Wesen nach ist: als ein im allgemeinen mittelmässig reinliches Geschäft, so ist es nicht mehr als billig, als dass man vor allem von der französischen Posse spreche. Das sind die Tatsachen. Soweit sind wir gekommen.

Es gibt zwei Möglichkeiten, sich mit diesen Tatsachen abzufinden: die eine ist, darüber zu schimpfen; die andere, ihren Gründen nachzugehen. In jedem Fall muss man eines tun: sie anerkennen; leugnen

hilft nichts mehr. Am 4. März 1900 hat Sudermann das deutsche Drama gepriesen, „das nicht mehr den Franzosen ihre Kniffe und Schliche abguckt." Das war, um nicht unhöflich zu werden, lediglich eine Sudermännische Behauptung. Das Gegenteil ist wahr. Niemals war der Einfluss der Franzosen grösser als jetzt. Niemals ihre Herrschaft unumstrittener. Zwischen früher und jetzt besteht nur ein, allerdings wesentlicher Unterschied: früher kamen nur die besten Franzosen zu uns, Augier, Dumas, Sardou, Pailleron, Meilhac, Gondinet, und wurden hauptsächlich in den Residenztheatern gespielt. Jetzt kommen vor allem die Possenzoten und Zotenpossen zu uns, Capus, Bilhaud, Hennequin, Véber, Feydeau, während die feineren französischen Dramatiker der Gegenwart entweder gar nicht zu uns herüberkommen, oder aber abgelehnt werden: Lemaître, Lavedan, Rostand, Courteline Donnay, de Curel, Hermant, Fabre, Guinon; gespielt werden diese Possen in den ursprünglich fürs naturalistische Drama bestimmten Schauspielhäusern.

Man muss etwas weiter ausholen, um den Grund dieser bedauerlichen Erscheinung zu finden. Der Grund ist nämlich der, dass sich seit ungefähr zwanzig Jahren eine Spaltung des Publikums in mehrere Lager vollzogen hat, eine Spaltung, die wohl an ästhetischen Symptomen erkannt wird, aber auf ökonomische Ursachen zurückzuführen ist. Die Leute, die früher in die Hoftheater gingen, waren aus allen Lagern zusammengesetzt, aber den Kern bildeten die Gebildeten; sie bestimmten den Geschmack, sie gaben den Ton an, in ihr Urteil stimmte die weniger gebildete Minorität ein, auch wenn sie es nicht teilte. Dieses Verhältnis verschob sich sachte, aber unaufhaltsam. Eines schönen Tages war die Minorität zur Majorität geworden und wollte eine Kunst haben, die ihr gefiel, nicht den andern. Das zweite Publikum war da. Für dieses zweite Publikum wurden die modernen Schauspielhäuser erbaut, die modernen Konzertsäle, die modernen Kunstausstellungsgebäude. Das alte Publikum hatte mehr Geschmack als Geld gehabt; das neue hat mehr Geld als Geschmack. Das alte war geneigt, die neue Kunst um dessentwillen abzulehnen, weil sie neu war. Das neue Publikum schwärmte für Kunstwerke, wenn und weil sie modern waren. Jenes alte Publikum war konservativ, aristokratisch und füllte die abonnierten billigen Logen. Das neue Publikum ist ohne Kontakt mit der künstlerischen Tradition, denn es besteht fast nur aus Parvenüs; es ist demokratisch, kokettiert mit dem Sozialismus; es sucht in der Kunst nicht Kunst, sondern Nervenkitzel, Aufregung, Skandal; es füllt die teuern Sperrsitze, es besucht alles Moderne, weil es modern ist; es kauft teure Plätze, weil sie teuer sind; es ist überall vorne daran, wo man gesehen wird; es schwärmt für Gutes und Schlechtes, Bestes und Gemeinstes unterschiedlos, wenn es nur vom Neuen das Neueste ist. Das alte Publikum bestimmte eine Richtung, das neue bestimmt den Marktwert. Der Geschmack des alten war schwächlich, der des neuen ist direkt schlecht; es hat überhaupt keinen Geschmack; es hat nur Geld; und darum will es seine Kunst haben. Das ältere Publikum

hatte im Drama eine Welt gesucht, grossartiger als die seine, freier, edler, vornehmer, als die seine; darum hatte es die guten Franzosen bevorzugt. Das neue Publikum will entweder seinesgleichen sehen, also Parvenüs ohne Geschmack, ohne Tradition, Alltagsmenschen, die von möglichst ordinären Beweggründen geleitet werden; oder aber es will warm und weich im Parkett sitzen und auf der Bühne recht viel Elend sehen, graues, eintöniges, unendliches Elend: die feistesten Protzen haben am meisten für die „Weber" geschwärmt; oder endlich, es will Zoten. Zoten will es immer. Möglichst eindeutige, möglichst saftige, möglichst dicke, ordinäre und vor allem dumme Zoten.

Inzwischen machte der Naturalismus bankrott. Was ein französischer Kritiker von den Franzosen gesagt hat, gilt mit viel mehr Recht von unsern Jungen: „Le fait littéraire le plus notable de ces dix dernières années, c'est la faillite universelle de la jeune littérature, l'abdication totale des nouvelles générations littéraires. On n'a vu nul écrivain nouveau progresser régulièrement, parvenir graduellement à la domination des esprits contemporains. Non, quelques talents ont paru, puis disparu. Et on est dès aujourd'hui contraint d'affirmer que rien ne justifiait l'espoir qu'on avait reposé sur eux, rien, absolument rien."

So standen die Dinge auch bei uns, gerade um jene Zeit, da Sudermann mit Sudermännischen Argumenten eine Sudermännische Wahrheit verkündete. Damals teilte sich auch das neue Publikum, und zwar in drei Lager: Die einen zogen sich von der Literatur und vom Theater zurück und legten ihr Theatergeld — (Bücher hatten sie ohnehin nie gekauft) — in seidenen Kleidern, Parfums, Zigarren, Trüffeln, Mädchen, Badereisen, Gemälden und Terrainaktien an. Die andern wollten die Zote mit möglichst wenig Sauce: sie füllten die um jene Zeit entstehenden Überbrettl. Die dritten wollten eppes e Spannung, eppes e Bildung und eppes e Zot': sie blieben dem deutschen Theater, d. h. der französischen Posse, treu. Von ihnen leben unsere Schauspielhäuser. Ohne sie wären sie leer. Sie bestimmen den Geschmack, sie geben den Ton an, sie machen den Kurs. Daneben fristen die vom ältern Publikum damals bevorzugten Schauspielhäuser, besonders die Hoftheater ein kärgliches Dasein: sie nehmen vom Unkünstlerischen das relativ Künstlerische, vom Unanständigen das relativ Anständige, vom Blödsinnigen das relativ Verständige. Sie nehmen den Schlafwagenkontrolleur und die Medaille; sie nehmen den Hochtouristen und Es lebe das Leben. Die besten Stücke, die am meisten einbringen, dürfen sie nicht erwerben: denn sie haben eine Tradition, die sie nicht auf einmal, sondern ratenweise opfern. Die besten Stücke aber, die am meisten einbringen, sind heutzutage die ganz unanständigen, die ganz unkünstlerischen, die ganz blödsinnigen.

Das sind die Tatsachen. Soweit sind wir gekommen. Was können wir dem allen gegenüber tun? Die Augen aufmachen, uns nichts vormachen lassen, rücksichtlos die Diagnose stellen, rücksichtlos die Wahrheit sagen, Niemanden und Nichts schonen, nicht die Direktoren

noch die Verleger noch die sogenannten Dichter, am allerwenigsten aber das Publikum. Und das — werden wir. —

II.

Die Deutschen haben keine Tradition im Drama. Welche Vorteile sie dem Werdenden böte, lässt sich nicht ermessen. Sie gäbe ihm den Boden, auf dem er frei sich bewegte. Sie brächte ihn in unmittelbare Beziehung zu den Grossen und Glücklichen, die vor ihm geschaffen haben. Vor Geschmacklosigkeit bewahrte sie ihn wie vor Konvention; sie lockte sein Persönliches und Eigentümliches ans Licht; denn damit nur könnte er sich unterscheiden. Aber jeder deutsche Dramatiker muss wieder von vorn anfangen. Das bedeutet für den Einzelnen eine Kraftverschwendung, die tief zu beklagen ist. Unsere Stärksten, Hebbel und Otto Ludwig, haben sich überanstrengt und sind erschöpft auf halbem Wege znsammengebrochen.

Das dramatische Elend aber, an dem wir seit dem Ende der achtziger Jahre laborieren, ist unerhört. Haben wir gegenwärtig überhaupt ein deutsches Drama? Oder hat das deutsche Drama der Gegenwart seinen Namen davon, dass es weder deutsch noch dramatisch ist? Gehört es zur traurigen Sorte der alkoholfreien Weine, der nikotinfreien Zigarren? Sicher ist, dass durch alkoholfreie Weine und nikotinfreie Zigarren nur Geschmack und Geruch, durch die Dramen des jetzigen deutschen Theaters aber alle fünf Sinne auf einmal beleidigt werden. Daher ist auch der unfähigen Dramatikern mit Recht verhasste Theaterkritiker unter allen Rezensenten der am meisten und aufrichtigsten zu bedauernde. Welche Meisterwerke hat die moderne Malerei, welch starke Talente die gegenwärtige Musik aufzuweisen! Die Literatur ist ja im allgemeinen wertlos, aber die Möglichkeit ist wenigstens nicht ganz ausgeschlossen, dass auf neun Romane von Ompteda einer von Rosegger trifft. Der dramatische Kritiker jedoch, der sich in die erste Aufführung eines neuen Stückes begibt, ist fast stets in der fatalen Lage eines Polizisten, der freundlich eingeladen worden ist, die Begehung eines groben Unfugs mit seiner Gegenwart zu verschönern. Jeder neue Dramenjahrgang ist so sauer wie der vorige; jedesmal wird uns versprochen, heuer sei es ganz bestimmt ein edler und kräftiger Tropfen, — aber ach, es ist immer wieder Schreiberhauer Milieuwinkel oder Griensteidler Geniehöhle. Ist es ein Wunder, wenn wir allgemach ungeduldig werden?

Ungeduldig sind wir in der Tat geworden, höhnisch und erbittert. Wir waren so gutmütig, wir Süddeutschen, gutmütig und phlegmatisch wie wir von je waren, uns von einem halben Dutzend Ostelbier sachte aus unserem Theater hinausdrängen zu lassen. Unser Münchner Theater schien eine Zeitlang am Weichselzopf erkrankt zu sein und ein Hausierer aus Krotoschin, der sich etwa hinein verirrt hätte, hätte sich zuhause gefühlt und lauter bekannte Typen auf der Bühne gesehen. Widerlich ist uns diese aus Berlin importierte dumpfe trübe trostlose Dramatik geworden,

widerlich das Lügengetöse, mit dem ein Nichtdramatiker nach dem andern, ein klägliches Werk nach dem anderen als Zierde unserer deutschen Literatur ausposaunt wurde. Das Widerlichste aber war uns die unanständige Hast, mit der all diese Herren produzierten. Seit Jahren haben sie uns daran gewöhnt, dass jeder der konzessionierten Dramatiker deutscher Nation pünktlich im Oktober sein dramatisches Ei legte, ein naturalistisches, gemässigt-realistisches, mythisch-symbolistisches Ei, je nachdem der Tantiemenwind pfiff. Seit 1892 hat Max Halbe elf Dramen, dazu noch zwei erzählende Werke veröffentlicht, Hartleben elf Komödien und beinahe ein Dutzend Novellen, Hauptmann gar 13 lange Dramen. Stärkere und tiefere Talente als die der Genannten — sie sind weder stark noch tief — müssen dabei zu Grunde gehen. Innerhalb desselben Zeitraums hat der alte Ibsen, der glänzendste dramatische Techniker unserer Zeit, nur fünf Stücke geschrieben, mit denen kein einziges Werk von Hauptmann oder Halbe an Tiefe der Psychologie, Wucht der Charakteristik, Grossartigkeit und Fülle der Probleme, Genialität des Baus und Feinheit des dramatischen Dialogs auch nur von fernster Ferne verglichen werden kann. Man hat oft ungemein richtig den dichterischen Prozess mit dem ehrwürdigen Zustande der Schwangerschaft verglichen: man denke die Analogie zu Ende: ein Dutzend Kinder in zehn Jahren — welche Versündigung am Kostbarsten! Dürfen wir uns wundern, wenn diese dramatischen Siebenmonatkinder alle kränklich, greisenhaft müde und mit dem Todeskeime auf die Welt kommen, wenn sie gespensterhaft und unlebendig uns anstarren, die kläglichen unausgetragenen Geschöpfe? Goethe hat ein vernichtendes Wort über die Schriftsteller gesagt, die schon „Annum perdidi“ jammern, wenn sie versäumt haben, ihr Saisonstück säuberlich zum kontraktlichen Termine abzuliefern: „Wem ich ein besseres Schicksal gönnte? Es sind die erkünstelten Talente. An diesem, an jenem, am besten gebricht's. Sie mühen und zwängen und kommen zu nichts“. Wie von fürstlichen Kindbetterinnen, werden auch von unseren Dramatikern Bulletins herausgegeben, in welchem Stadium der Schwangerschaft sie sich befinden, wann das Kind das Licht der Welt erblicken und wie es getauft werden soll. Ein possenhafter Reklameapparat spielt, ehe das Stück nur bis zum letzten Akt gediehen ist. Sieht denn keiner dieser Herren ein, dass es unwürdig ist, sich über seine dichterischen Absichten interviewen zu lassen, unwürdig, in der Pose schöpferischer Augenblicke für die „Woche“ Modell zu sitzen, unwürdig, sich zum Klatschobjekt herzugeben für gelangweilte Weiber und Kaféhausliteraten, die noch hinter den Ohren feucht sind? Dass es nicht nur unwürdig, sondernauch dumm ist, zwecklos und schädlich? „Jenes ungestörte, unschuldige, nachtwandlerische Schaffen, wodurch allein etwas Grosses gedeihen kann, ist gar nicht mehr möglich. Unsere jetzigen Talente liegen alle auf dem Präsentierteller der Öffentlichkeit.“ Als Goethe diese Worte schrieb, waren die Zustände idyllisch im Vergleich mit den unseren. Berliner Dramatik und Berliner Erfolge sind Mache, und einander wert. Der Dichter sank zum Spekulationspapier; wir erlebten die Emission, die Hausse und die Baisse des Naturalismus und

des Symbolismus für die Armen im Geiste. Die Premièren wurden immer pöbelhafter; die leisesten Stücke, aus feiner novellistischer Psychologie und lyrischen Zärtlichkeiten gewoben, wurden von literarischen Jobbern, Maklern und Buchmachern umbrüllt. Dass die Berliner Kritik, mit einziger, aber glänzender Ausnahme Maximilian Hardens, zu diesen skandalösen Zuständen ein Jahrzehnt lang geschwiegen hat, um das Geschäft nicht zu verderben, — ist ein Symptom der Fäulnis; nicht dass man Sudermann bekämpfte, ihn mit Hohn und Spott behandelte, sondern dass man einen Sudermann als Dramatiker ernst nahm, ihn als Repräsentanten des deutschen Schrifttums duldete, — das bewies Verrohung in der Theaterkritik.

Wenn von den Dokumenten geistigen Lebens der letzten fünfzehn Jahre nur die Dramen allein übrig blieben, und ein später Nachkomme nähme sie geduldig vor und versuchte, aus ihnen sich ein Bild vom damaligen Deutschland zu machen, — welchen Begriff müsste er notwendigerweise bekommen? Die Gesellschaft die in diesen Dramen sich malt: eine kranke unanständige Rotte mit tierischen Instinkten, belastet mit grauenhafter Nervosität, eine dumme Sorte von Menschen im Grunde: albern, arrogant, haltlos, kindisch; hilflose Jämmerlinge, die es für ein Weltereignis ansehen, wenn sie sich einen Schuss in ihr winziges Hirn jagen; geile Bengel, deren Horizont nicht über einen Unterrock hinausreicht; ekelhafte Weiber, die sich für Genies halten; — „es muss in dem damaligen Deutschland keine anständigen Menschen gegeben haben“, würde unser Nachkomme seufzen; „die damaligen Deutschen scheinen den Kontakt mit ihrer grossen Vergangenheit völlig verloren zu haben; sie hatten keine Weltanschauung; sie renommieren in ihren Dramen mit ihrer Geistesfreiheit; diese scheint jedoch nur darin bestanden zu haben, dass sie ihre Dogmen aus Jena anstatt aus Rom bezogen. Die damaligen Deutschen sprachen einen ziemlich tiefstehenden Dialekt; selten redeten sie in zusammenhängenden Sätzen; am liebsten in Interjektionen, wie 'nja, 'tja, ju na na, ju ne ne. Sie hatten keinen Geist und waren gesellschaftlich rüpelhaft. Da süddeutsche Dokumente fast vollständig fehlen, scheint Süddeutschland damals von Analphabeten besiedelt gewesen zu sein.“

In der That, — und damit berühren wir den Kern der Frage: ist die traurige Rolle, die Süddeutschland in den letzten Dezennien geistig gespielt hat, nicht beschämend? Was ist eigentlich von den Spielplänen der Münchner Theater süddeutsch? sie können ebensogut in Breslau oder Königsberg gespielt werden. Deutschland aber ist glücklicherweise nicht geschaffen für eine Zentralisation nach französischem Vorbilde. Das Leben der Provinz ist zu selbständig, und jede dezentralisierende Strömung ist ein Glück für unser Land. Es gibt nichts, das so unerträglich langweilig wäre wie die französische Provinz. Am allerwenigsten aber darf Berlin, der Parvenü unter den Städten, das geistige Zentrum Deutschlands werden; Paris ist wenigstens von jeher ein Sitz und Hort alter Kultur gewesen; Berlin jedoch, die fleissigste und rührigste deutsche Stadt, ist kein Boden für irgend welche

Kunst. Dass die Dramatik der letzten Jahre von Berlin aus gleich einer literarischen Influenza sich verbreiten konnte, dass wir nur mit den von den Berlinern abgelegten Dramen beglückt wurden, dass wir uns das all die Jahre her gefallen liessen, — das ist eine Schande für uns.

Nun ist unsere Geduld zu Ende. Wir wollen ein wenig Inventur halten mit unserem gegenwärtigen theatralischen Besitz. Wir wollen uns unsre grossen Dichter genauer besehen. . . . So also sehen sie aus! Das also sind ihre Meisterwerke! Das ist das Linsenmus, für das wir beinahe unsre Erstgeburt hingegeben hätten! . . .

III.

Als Hauptmann vor der Frage stand, wie er die Fabrikantenfamilie der Weber taufen sollte, wählte er statt des wirklichen Namens Zwanziger, um niemanden zu beleidigen, Dreissiger. Der unbedeutende Zug enthüllt seine Schwäche besser, als der lauteste Panegyrikus Schlenthers sie drapiert. Sogar in so kleinlichen Dingen, wie der Wahl eines Namens, ist der angeblich grösste Dramatiker des gegenwärtigen Deutschland bis zur Hilflosigkeit abhängig vom Alltagszufall. Wenn seine neueren Dramen immer mehr den fatalen Eindruck des Gezwungenen und Konstruierten machen, so ist zum guten Teile das Versagen seiner Jugenderinnerungen die Ursache davon: er hat es nie vermocht, aus der Fülle zu gestalten; allzeit war er nur ein ängstlicher, aber ungemein sauberer Nachzeichner der ihm zufällig bekannten Realität. Er steht dem Leben kühl rechnend gegenüber. Wenn er es steigern, in die Poesie erhöhen will, addiert er; er verfährt arithmetisch, nicht künstlerisch. Er sieht das Zufällige, nicht das Notwendige. Er macht tausend dünne Tüpfelchen und schmale Strichelchen und winzig zierliche Kratzer dazu, setzt geduldig und sorgfältig Licht um Licht auf und sucht durch Häufung unbedeutender Züge den Eindruck des Bedeutenden zu machen. Aus Zwanzig kann er Dreissig machen, aber nicht aus Leben Poesie, nicht aus Konflikten ein Drama. Er kann addieren, aber nicht potenzieren.

Seinen Johannes Vockerat hat schon Lessing beschrieben: „Sie nennen ihn alle den Philosophen. Den Philosophen! Ich möchte wissen, was der junge Mensch in der ganzen Geschichte spricht oder tut, wodurch er diesen Namen verdient? In meinen Augen ist er der albernste Mensch von der Welt, der in allgemeinen Ausrufungen Vernunft und Weisheit bis in den Himmel erhebt und nicht den geringsten Funken davon besitzt . . . Er setzt das stolzeste Zutrauen in seine Vernunft und ist dennoch nicht entschlossen genug, den kleinsten Schritt zu tun, ohne von seiner Schülerin oder von seinem Freunde an der Hand geführt zu werden . . . Er ist weiter nichts als ein kleiner eingebildeter Pedant, der aus seiner Schwachheit eine Tugend macht und sich sehr beleidigt findet, dass man seinem zärtlichen Herzchen nicht durchgängig will Gerechtigkeit widerfahren lassen . . .“ Eine dumpfe

feuchte trübe Atmosphäre einen Augenblick lang von scharfem Luftstrome durchzogen, eine Sekunde müde lächelnder und zweifelnder Hoffnung, der sogleich die ödeste und trostloseste Verkümmerung folgt: das ist die typische Situation der älteren Dramen Hauptmanns. Und nur diese älteren sind echt! die triste Echtheit ist ihr einziger Wert! Johannes Vockerat ist noch echt, der Glockengiesser Heinrich hat sich schon in den grossen Stil hinaufgelogen. Anna Mahr mit dem Loch im Ärmel ist ziemlich echt; wenn sie sich aber als Rautendelein maskiert und uns weissmachen will, sie sei ein Elementargeist, schicken wir sie zum Teufel. Einsame Menschen! Wir können heute nicht mehr begreifen, wie man angesichts dieses dramatischen Müggelsees ein Thalatta-Geschrei erheben konnte! Es gehörte ein so gänzlich kunstunverständiges Publikum wie das Berliner dazu, um diese feine und stimmungsvolle Dialognovelle für ein Drama, für das Drama zu halten. Johannes Vockerat, der kleine Möchte-gern und Nichts-könner, der mit unklaren Zukunftsverheissungen auf der Bühne herumfährt und sich und andern einreden will, was wunder für ein Genie er sei, — das musste den Berlinern freilich imponieren: das war nicht nur Heinrich Hart, das war geradezu Bruno Wille. Warum doch reizte es Hauptmann immer wieder, diesen Typus hinzustellen? Den begabten Menschen, dem zum Genie das „Letzte" fehlt? Erst hiess er Vockerat, dann zog er ein Lederkoller an, das ihm zu gross war und nannte sich Florian Geyer, dann stieg er als Glockengiesser hinauf in den Märchenwald aus Leinwand und Pappendeckel, zuletzt philosophierte er als Michael Kramer. Es scheint ein böses „Erkenne dich selbst" über Hauptmanns Arbeitszimmer zu stehen ....

In den Einsamen Menschen hatte Hauptmann die Grenzen seiner unleugbaren Begabung ausgefüllt; er hatte gezeigt, was er konnte, als Organ einer Zeit, das feine aber schwächliche Organ einer morschen Übergangszeit. Von da ab arbeitet er mit deutlicher Absicht auf das Publikum. Seine späteren Werke können nur zeigen, was ihm versagt ist. Sein Streben sich in den hohen Stil hinaufzuringen hat in seiner nutzlosen Tragik etwas rührendes. Die Weber! Man versprach sich eine Revolution, wenn nicht der Gesellschaft, so doch des Theaters von dem Stücke. Hauptmann widerfuhr das grösste Heil, das einem deutschen Dramatiker widerfahren kann: er wurde verboten. Und heute? Kein Mensch spricht mehr von dieser Serie äusserlich aneinandergereihter kinematographischer Bilder. Hauptmann war nur der Regisseur, nicht der Dichter des Weberaufstandes. Er sah sich zum erstenmal einer grössern Aufgabe gegenüber: seine Kraft versagte, und von da an missriet ihm jeder neue Versuch. College Crampton wurde sofort von Hauptmanns gut gedrillter Heulsarmee als Erholung nach dem Riesenwerk der Weber verkündet. Stolz stand auf dem Titel das Wort „Komödie", das seither von allen möglichen Undramatikern missbraucht worden ist. Als ob man durch rotgoldne Bauchbinden eine Siebenpfennigzigarre zu einer Henry Clay machen könnte! College Crampton war eine fleissige Studie, ein scheinbar flott skizzierter Lenbach. Kein

guter Lenbach. Immerhin aber eine Konzession an die Theater. In Hanneles Himmelfahrt schloss der Dichter vollends seinen Frieden mit den Hoftheatern: seinen Getreuen bot er die Rüpelszenen des Armenhauses, seinem zu gewinnenden Fünfmarkpublikum die weihevoll parfümierten Verse des verlogenen Traumhimmels. Die Hauptmannioten waren entzückt: ihr Favorit war auf dem Wege, Klassiker zu werden. Berlin W. war nicht minder entzückt: Zaghaftere sprachen von Tolstoi, die Mutigeren, deren Ignoranz sich auch auf die Schwesterkünste erstreckte, wagten Vergleiche mit Uhde, mit Parsifal, mit Rembrandt. Beim Biberpelz erdreisteten sich literarisch gebildetere Reporter bereits, an den Zerbrochenen Krug zu erinnern, obgleich das Werk höchstens mit der *comédie rosse* eines Becque, Ancey, Jullien in einem Atem genannt werden darf. Wie jene war auch Hauptmanns Stück oppositionell und pessimistisch in der Auffassung der gesellschaftlichen Erscheinungen, brutal und kleinlich in der Zeichnung entwicklungsunfähiger Charaktere. Die „teilnahmslose genaue Schilderung der Sichtbarkeit", die einst Herder in seiner Adrastea Goethen vorgeworfen hatte, verhalf dem Schlesier zu einem Erfolge. Für einen Schwank zu langweilig, sittlich widerlich, für eine soziale Satire zu verstimmend absichtlich mit Possenmätzchen aufgeputzt, ohne rechte Lustigkeit, ohne Mut zur freien politischen Satire, verbreitete der matte Schwank, wie sein Abklatsch, der Rote Hahn, wieder jene mufflige Kleinleuteatmosphäre, von der sich der Bildungspöbel so angeheimelt fühlte. Beiden, dem Dichter und seinem Publikum, fehlte die Gesundheit und der triumphierende Übermut, der allein die Komödie rechtfertigt, fehlte der Geist, der mit Gestalten und Sinnbildern schaltet und spielt, fehlte die vornehme Männlichkeit. Noch mehr zeigte das der Florian Geyer, anlässlich dessen einige Anhänger Hauptmanns zum ersten Male Goethes Goetz in der Reclamausgabe lasen, um seine Inferiorität der neuen Historie gegenüber nachweisen zu können. Doch als Hauptmann den Schatten des fränkischen Ritters heraufbeschwor, konnte er ihm jenes Eine nicht geben, das allein die Schatten zwingt und lockt: Blut. Kein Wunder, dass der von so ohnmächtigem Banne Gerufene lautlos in dunkle Vergessenheit zurückglitt. Erst in der Versunkenen Glocke schuf Hauptmann das Werk, nach dem sein Publikum brünstig verlangte: das Ideendrama ohne Ideen und das Märchenstück für den reiferen Spiessbürger. Mit jenem Fleisse, der seine eigentliche Stärke ist, las er die 1000 Seiten der Deutschen Mythologie von Jacob Grimm durch, besonders das sechzehnte Kapitel: Wichte und Elbe. Aus unsern lieben herrlichen Märchen zerrte er die ergreifendsten Züge auf die Bretter; er plünderte resolut den ganzen reichen Schatz volkstümlicher Vorstellungen, Sagen und Bräuche. Er konstruierte sich Fabelwesen, bei deren Anblick die höhere Tochter vor Entzücken laut aufkreischte: „Jotte doch, der reene Beckliehn!" Als Handlung übernahm er die der Einsamen Menschen, und übersetzte sie aus dem Bürgerlich-Lamoryanten ins Opernhaft-Dekorative. Das Unzulängliche ward fünfaktiges Ereignis in sirupsüssen Jamben. Frau Adah Barzinowsky fühlte sich als Rautendelein, wie sie sich einige

Jahre später als Monna Vanna fühlen sollte. In Sätzen wie dieser: „Ich weiss, dass Leben Tod ist und Tod das Leben“ kündigte sich der weihevolle Schmarren des Papa Kramerschen Nekrologes leise an. Es ist unglaublich, dass dieses durch und durch verlogene Werk anfänglich von dem grössten Teile der deutschen Kritik ernst genommen wurde. Eine Zeitlang gab's für philosophisch gebildete Schmöcke kein profitlicheres Geschäftchen, als über den Sinn des ahnungsvollen Gebimmels eine Broschüre zu fabrizieren. Noch mehr: auch der mit der „Moderne“ kokettierende Teil der Literaturprofessoren schwenkte mit fliegenden Fahnen ins neue Lager. „Meine jungen Leute haben sich brav gehalten“ rühmte am Tage nach der ersten Aufführung ein bekannter Germanist von den zum Applause kommandierten Mitgliedern seines Seminars. Aus dem Märchenwalde in die Sauerkrautatmosphäre des Fuhrmanns Henschel, vom Ausstattungsfaust zum Proletariermelodram — es gehörte die geistige Neutralität Hauptmanns dazu, einen so weiten Schritt zu tun, und die Kautschukästhetik der Berliner Kritik, auch diesen Schritt mit verzückten Hymnen zu begleiten. Die rüde Shakespeareverballhornung Schluck und Jau, der larmoyante Michael Kramer, der gänzlich verunglückte Arme Heinrich — Misserfolg auf Misserfolg! „Wie fing sich der Handel so glücklich an und wie fast gewaltig, und wie gehet er gar so kläglich aus!“ Als Hauptmann diese Worte im Schlusse des Florian Geyer schrieb, ahnte er nicht, mit welch gutem Rechte sie auf sein eigenes Schaffen einst angewendet würden. Die Schuld aber fällt vor allem auf jene zurück, die den ausgesprochenen Nicht-Dramatiker zum Dramatiker fälschten, ihn aus den Gleisen seiner feinen und zarten novellistischen Begabung herausrissen, ihn zum Kurspapier für ihre Theaterbörse erniedrigten und ihm jedes Jahr ein neues Stück abpressten.

Das einzig Wertvolle, das sich aus der Betrachtung von Hauptmanns Werken ergibt, ist die Erkenntnis vom unveränderlichen Charakter des Dramas. Das Drama kann vor allem die Handlung nicht entbehren, die ungestüm nach vorwärts drängende, aus den Charakteren selbst entspringende Handlung. Das Drama steht und fällt mit dem tragischen Kausalnexus; äusserliches Aneinanderreihen von Szenen, sei es noch so fein und genau beobachtet, gibt nie ein Drama. Das Drama lebt von Leidenschaften, die sich bekämpfen, von der Entfaltung des Willens, der sich durchsetzen will, von Kraft und Wucht; es kommt einher nicht wie unausgesetzt träufelnder grauer Landregen, sondern in Sturm und Gewittern, mit Donner und Blitz. Zustandmalerei ist kein Drama. Der beste novellistische ist der schlechteste dramatische Dialog. Die tragischen Probleme sind ewige, keine Zeit- oder gar Tagesprobleme. Das Drama als ein lebendiger Organismus besteht überhaupt nicht aus Einzelheiten. Tragische Menschen sind wollende Menschen, kämpfende Menschen, keine deterministischen Marionetten, die sich vor dem Schicksal wehleidig auf die Seite legen. Nicht zart getönte Dämmerungskunst wollen wir im Theater sehen, sondern starke, kühne Linien, kräftige leuchtende Farben. Nicht gedrückt und gedemütigt wollen wir das

Theater verlassen, sondern in festlicher Begeisterung, stolz und hochgemut, und noch im Trauermarsche wollen wir ferne Triumphfanfaren vernehmen. Darum weisen wir Hauptmann und seine ganze, im kleinen grosse Kunst zurück. Er ist kein Tragiker, weil er uns nicht erschüttert. Kein Dramatiker, weil er keinen Sinn für Komposition und innere Notwendigkeit hat. Kein grosser Dichter, weil ihm eine Hauptsache fehlt: die grosse, tiefe Weltanschauung.

Der Messiaszüchter.

Eine Erzählung von Wilhelm Weigand in München-Bogenhausen.

1.

An einem heißen Julinachmittage ging der Münchener Litteraturdoktor Markus Miltner mit einem zusammengeballten Zeitungsblatte in der Hand in seinem Arbeitszimmer auf und ab. Er war einfach wütend!

Einige Tage zuvor war in einer kleinen Stadt Süddeutschlands ein Schuß gefallen, der in dem sogenannten deutschen Blätterwalde ein merkwürdig lautes Echo geweckt hatte: ein siebzehnjähriger dichtender Primaner, namens Ludwig Halbscheid, hatte sich eine Kugel durch den Kopf gejagt, und in einem Briefe, den man bei dem gefallenen Jüngling fand, stand zu lesen, daß er am gleichen Tage sein Lebenswerk, einen „Ich-Roman“ in fünf Bänden abgeschlossen habe und nun als Vollendeter der schalen Lebensposse entfliehe, die selbst ein Sonnenwanderer aus dem Samen Zarathustras nicht auszuhalten vermöge. Dieser Brief, der in den Herzen aller jungen Überwinder einen heißen Schauer brüderlicher Ehrfurcht „ausgelöst“ hatte, gab indessen einigen Zeilenschindern Gelegenheit zu übelriechenden Kommentaren, die eine unglaubliche Unerfahrenheit in allen Höhendingen verrieten. Diese blöden Schmierfinken hatten offenbar keine blasse Ahnung von dem eigentlichen Leben der neuen Götter, die soeben, in der Zeit der neuen Renaissance, wieder auferstanden waren und in überlangen Gehröcken, schwermütig oder schimpfend, aber stets in Schönheit, durch die Straßen Isarathens nach dem Café Stefanie wandelten, wo sich die Verschmelzung aller Weltanschauungen im Zwielicht mokkaduftiger Nächte vollzog; denn hier kam es vor, daß Jungfrauen, die durch Zufall oder auch mit Absicht ein Kindlein auf die Welt gebracht, als Mütter moderner Heilande angebetet wurden und von Titanen, die im Olymp des Schauspielhauses die Welt in Fetzen reißen sahen, den Weihekuß der neuen Zeiten auf den lauten Mund empfingen.

Hier verkehrten die Messiasse, deren Seelen grünlich glänzten wie der Absinth, den sie schlürften, deren Hoffnungen feurig waren wie die „Aurora" Nietzsches, den sie nicht lasen, und deren Wäsche den Mondschein jener Nächte getrunken hatte, die Stern um Sterne fallen sahen; hier saßen sie und tranken mit den Neuhellenen, die nicht nur den alten Homer übertrafen, indem sie den ganzen Tag verschliefen, sondern auch, als wandelnde Epheben, die Kehrseiten des griechischen Lebens in die moderne Zeit herüber zu retten suchten, damit nur ja keine schöne Geste verloren gehe auf dem Teppich des Lebens.

In einem der unendlich hämischen Artikel, die das gefallene Titänchen in Verbindung mit den jungen Messiassen brachte, war auch der Doktor Markus Miltner als deren Förderer und Gönner genannt; ja, der Zeitungsschreiber scheute sich nicht zu sagen, der Kritiker trage die Hauptschuld an dem messianischen Unfug, der in Deutschland die Welt auf den Kopf stelle, indem er zuerst kleine Kirchen oder neue Gemeinschaften gründe, um nachher den dazu gehörigen Heiland zu erwarten. Der Anwurf schloß mit der Wendung, gegen solche Messiaszüchter sollte eigentlich im Interesse aller Väter phantasievoller Jünglinge der Staatsanwalt einschreiten.

Dieser Artikel also war der Grund, warum Markus Miltner in grollender Wut in seinem Arbeitszimmer auf und ab ging und seine Stirn, wo die Gedanken blitzten, gewitterhaft zusammenzog: Wie durfte, so fragte er sich selbst, dieser namenlose Schmierfink es wagen, ihn mit diesen Kaffeehauslitteraten, diesen Stimmungsakrobaten, diesen Düftlern in Verbindung zu bringen? Seit zehn Jahren wurde er nicht müde, die selige Gesundheit zu predigen, die nach Schollenbrodem duftet und durch das abgründige Leben wie durch eine Via triumphalis schreitet, an deren Grabdenkmälern noch der Sinn des Lebens in himmlischen Gestalten Schönheit lacht; seit zehn Jahren kämpfte er, als einflußreichster Redakteur der „Süddeutschen Presse", den heiligen Kampf der Schönheit gegen Banausen und Protzen, gegen Bierseligkeit und Bauchkriecherei, gegen ästhetisches Muckertum und Lendenlahmheit; seit zehn Jahren suchte er den Barbarossageist seines Volkes zu wecken und die Raben, deren Zahl auf eine ungeheure Fäulnis schließen ließ, in goldne Adler Zarathustras umzuzüchten; seit zehn Jahren klopfte kein junges Talent, kein unbekannter Dichter, keine sehnende Frauenseele — (ach, es gibt so viel Frauenseelen, die dem Licht entgegenlangen!) — vergeblich an seine bescheidene Schreiberstube; seit zehn Jahren rieb er sich förmlich auf, um Licht und Schönheit unter das Volk zu bringen und dem ungefügen Riesen Michel jenen Tanz beizubringen, der nur stumme Andacht ist.

Wohl mochte es allerdings auch ihm begegnet sein, daß er die schüchterne Einsendung eines jungen Mannes, die ihn im Augenblick an die himmlische Dumpfheit des jungen Goethe erinnerte, oder gar die schmerzlichen Aufschreie einer brünstigen Frauenseele zu günstig beurteilt und dadurch Hoffnungen geweckt hatte, die sich, in Anbetracht der Unsicherheit alles Seelenlebens, nun einmal vielleicht nicht ganz erfüllen konnten. Wohl mochte zuweilen seiner Feder sogar das Wort Messias entschlüpft sein, wenn aus ungefügen Strophen eine offenbare Heilandsseele zu lodern schien. Allein, war es denn seine Schuld, daß zurzeit ein richtiges Heilandssehnen

diese Welt durchzitterte? Und wer durfte sich rühmen, das Wachstum einer Menschenseele vorauszusehen? War es nicht auf alle Fälle besser, das arme Flämmchen einer Götterhoffnung zu hellen Gluten anzufachen, als das arme Lichtlein, aus dem am Ende ein heilsamer Weltbrand entstehen konnte, mir nichts, dir nichts auszublasen und einer zartbesaiteten Dichterseele, die vielleicht in schmählichen Verhältnissen verschmachtete, weh zu tun? Hatte er sie nicht alle geliebt, die, im Vertrauen auf seine mächtige Stimme, zu ihm kamen: die Naturalisten und Symbolisten, die Realisten und Idealisten, die Pessimisten und Optimisten, die Heidenchristen, die Hellenisten, die Archaisten, die Koloristen, die Heimatskünstler und Schollenriecher, ohne selbst die Berliner auszuschließen? Hatte er nicht, um auch jene Schönheit, die mit nackten Füßen auf eisigen Gipfeln geht, nicht zu beleidigen, vor kurzem erst die Gründung des „Marabu's" gut geheißen, dessen zart ätherisches Einleitungsgedicht, aus der zitternden Seele des Überästheten Ernst Rudolf Rasselkamp, das Programm aller Überzarten aufgestellt hatte: „Wir wollen etwas glücklich sein?"

Sein Ingrimm wuchs, als er den Artikel ein zweites Mal überlas und nun das darin verborgene Gift erst recht erkannte. Er warf sich in seinen Schreibstuhl und starrte finsteren Blickes brütend vor sich hin. Was sollte er nun tun? Reden oder schweigen? Er entschied sich, nach langer Überlegung, für vornehmes Schweigen, ohne indessen in diesem Entschlusse eine Erleichterung zu finden, da er im stillen die Wahrheit mancher Vorwürfe anerkennen mußte; vielmehr quoll ein Gefühl unsäglichen Ekels vor diesem ganzen Schreiberleben, in das ihn Wille und Schicksal verflochten, langsam und mächtig in ihm auf. Es war nicht das erste Mal, daß ihn dieses Gefühl übermannte und die Sehnsucht nach einem reineren, edleren Leben, nach freier Himmelsweite und dem sommerlichen Dufte goldener Felder, vor denen er ein abgeklärtes Werk zu vollenden hoffte, in seiner tiefsten Seele weckte.

Wenn er auf die letzten Jahre seines lauten Lebens zurückblickte, sah er eine lange Schar von Männern und von grünen Jünglingen, von jungen und von älteren jungen Damen in der Erinnerung vorüberwandeln, und doch, wie selten blickte ihn ein reines gütiges Menschenauge an! Wer aber trug die Schuld daran? Der Moloch Großstadt, der die Menschen der Natur entfremdet? Der Zwiespalt zwischen Sein und Schein, der jeden quält, der sich für einen Schöpfer hält? Wie manche herrliche Idee war nicht als reine Venus Anadyomene der neuen Zeit dem Meere einer Brust entstiegen und doch in kürzester Zeit, in einem Jahre oder zweien, zu einer schmutzigen Dirne herabgesunken, die schamlos auf des Pöbels Gassen ging!

Und wieder wandelte er mit hastigen Schritten in dem Raume auf und ab, wo sich das Leben eines Büchermenschen abspielte. Da aber hob sich plötzlich vor seinem inneren Auge eine Gestalt empor, der er nur selten gestattete, aus dem Reiche der Erinnerung in sein tagwaches Leben hereinzuschreiten. Heute aber mochte sie mit anderen Gestalten kommen, um die bittere Stimmung seiner Seele zu verstärken! Er ging an seinen Schreibtisch und entnahm einem Seitenfache ein schmales Lichtbild in silbernem Rahmen, das eine hochgewachsene jugendliche Frauengestalt in griechischer Gewandung zeigte,

mit einem herrlichen Gesicht von musenhafter Bildung und gesenkten Augen, die über ihr eigenes Schicksal nachzusinnen scheinen. Dieses Bild war die letzte Erinnerung an ein glänzendes Kostümfest im Hoftheater; ganz unten am Rande stand der Name Stephanie Hilbert in schöner klarer Schrift und das Datum, der 13. Januar 1896. Auch sie war einst, als junge Unbekannte, mit einem Päckchen zarter Lieder zu ihm gekommen, aus denen eine feine, gedrückte Frauenseele klagte. Er hatte sie ermuntert, die Lieder in Zeitschriften der Öffentlichkeit mitgeteilt und die schöne Dichterin, die im Hause eines Münchener Brauers als arme Erzieherin lebte, in die Kreise eingeführt, wo alle Hoffnungen der neuen Zeit in jungen Menschen lebten. Als er jedoch zu bemerken glaubte, daß ihm das Mädchen ein tieferes Interesse entgegenbringe, hatte er sich langsam von ihr zurückgezogen, trotzdem ihn dieses Gefühl heimlich tief beglückte; er war damals nicht gesonnen, ein fremdes Schicksal mit allen Kümmernissen und Sorgen auf sich zu nehmen und sein Leben, das noch in unbekannten Wundern vor ihm herglänzte, in den goldenen Käfig einer Liebesehe einzusperren und um alles Jugendglück der Männerfreiheit zu bringen. Die geliebte Dichterin aber, die sein Zurückweichen wohl gefühlt haben mußte, hatte bald darauf in dem aufgeregten Poetenkreise einen jungen Mann kennen gelernt, der eben als der leidende Messias des Jahres durch die Straßen Münchens schritt. Mit ihm, dem alle jungen Neutöner die herrlichste Zukunft prophezeiten, war sie, in deren Seele ein tiefes Verlangen nach Beglückung lebte, dann nach Berlin gegangen, wo man bald nichts mehr von dem Paare hörte. Markus Miltner selbst gedachte der Entschwundenen nur noch zuweilen mit jenem schwärenden Unbehagen, das an den Gestalten haftet, denen wir ein Unrecht zugefügt haben. In diesem Augenblick jedoch ließ ihn der Anblick der verschollenen Gestalt die Öde seines eigenen Lebens nur noch tiefer empfinden. Was hatte er, als Mann von siebenunddreißig Jahren, denn selbst erreicht? Kein holdes Weib saß ihm voll Glück an langen Winterabenden zur Seite; kein helles Kinderlachen füllte seine Räume mit dem Glanz der Jugend; keine Furcht und keine Hoffnung verband seinen Werktag mit einer schönen frohen Zukunft.

Ein wundersames Sehnen, wie ein Heimweh nach den lichten Tagen seiner Jugend, quoll in seiner Brust empor. Fern, fern aus Höhenduft und Schimmer ragten die Mauern des Bauernstädtchens Vilzheim, seines Heimatsortes, in den Glanz der fränkischen Luft, und tief im Tale, aus weicherem Glanze, fuhren die Türme Frankenthals, wo er das Gymnasium besucht, in selig seidenes Himmelsblau. Dort rauschten in dem Silberduft der kurzen Sommernächte die Röhrenbrunnen auf den alten Plätzen alte Mären. Dort fiel aus dunklen Stuben, wo erloschene Geschlechter froh gezecht, weinseliges Gelächter in die engen Gassen, wo in der Dämmerung die Mädchen paarweise gingen und mit leiser Stimme, in denen eine alte selige Sehnsucht klagte, vom Scheiden und vom Meiden wunde Lieder sangen. Dort lag in hohen gotischen Fensterrosen des Tages letzter Schein, und über dem schattigen Gewirr der spitzen Ziegeldächer stand der breite goldne Mond. Dort war die weiche Luft vom Duft der Rosen und von Nachtigallenliedern, von Küssen und von süßen Blicken schwer. Dort stand mit einem halben Kind ein junger

Schüler vor einem fließenden Brunnen und tauchte zaghaft eine Hand in kühles Wasser, in dessen Tiefen sich zwei Köpfe zueinander bogen, als wollten sie sich schwankend küssen in der Dunkelheit, in die der Schlag der alten Uhren mächtig dröhnend niederklang. Dort gab das Zungenspiel des berühmten Mohrenkopfes auf dem alten Wachtturm dem seligen Gedicht zu seinen Füßen erst die helle Deutung, daß keine Träne aus dem Aug' des Mannes quelle, der überschattet ist vom Wandel aller Zeit. Mit feuchtem Auge starrte er dem Zug der Schatten nach, die aus goldenem Dufte zu ihm herübergrüßten.

Da aber zuckte plötzlich wie ein Sommerblitz die Erinnerung durch die Seele des Träumenden, daß einstmals auch aus Frankenthal drei Dichterbriefe an ihn gekommen waren, die ihm, dem Franken, den Beweis geliefert hatten, daß auch die schönste aller Frankenstädte, in deren Nähe Goethe seinen ersten Schrei getan, endlich gewillt war, neue Dichter hervorzubringen. Es wäre auch, so mußte er sich sagen, ein Wunder gewesen, wenn der Geist dieser Stadt nicht nach schöner Ewigkeit in Sang und Sagen verlangt hätte. Er entsann sich noch, daß er, hocherfreut und glücklich über diesen Aufschwung seiner Schulstadt, diese Briefe sofort in heller Begeisterung beantwortet hatte.

Und schon stand er vor einem kleinen Schranke, wo er seine menschlichen Dokumente aufzubewahren pflegte, um diese Heimatbriefe nun ein zweites Mal zu erleben. Zwar hatte er, trotz seiner eifrigen Ermunterung, nichts mehr von den drei dichterischen Seelen Frankenthals gehört; allein wenn er dieses Schweigen recht überdachte, so sprach es nur für die Echtheit der Begabung, deren ersten Aufschrei er belauscht hatte; denn alles Echte offenbarte sich eben von je nur dadurch, daß es, keusch und tief, das Schweigen liebte, in welchem alle großen Dinge, die Menschen und die Götter für den Tag heranreifen, an dem sich ihr Schicksal erfüllt.

Endlich, nach langem Wühlen in dem vollgepfropften Schränkchen, dem ein süßlich-ranziger Mischduft entstieg, hielt er die drei gesuchten Briefe in seiner Hand. Der erste war auf einen rosenroten Bogen geschrieben, auf dem nur ganz unten ein mächtig großer Fettfleck glänzte, und zeigte die flüchtigen Züge einer starken Frauenhand; er war nicht datiert und lautete:

Hochverehrtester Herr Doktor!

Soeben habe ich Ihren Artikel über das neue Weib gelesen und kann ich nicht umhin, Ihnen, wenn auch unbekannter Weise, meine glühende Bewunderung auszudrücken. Sie haben das erlösende Wort gefunden: Das neue Weib ist da! Ja, es ist nicht mehr zu leugnen: Das neue Weib ist da! So langsam ist es in der Stille, wie eine köstlich süße Frucht herangereift an dem Baum der Welten, daß alle, die es als strahlendste der Früchte aufleuchten sahen, verblüfft davor standen. Das Weib selbst am allermeisten! Um eine brünstige Ewigkeit ist das neue Weib seinen zurückgebliebenen Schwestern voraus. Aus dem mystisch unterschiedslosen Drange nach dem Mann an sich, aus der selbstsicheren Triebsgewalt seines niedergehaltenen Urbewußtseins hat sein wahlsicherer Wille sich eine lichtsehend gewordene Psyche geschaffen, die um die Schauer neuer Wonnen und neuer Leiden weiß. Das Weib ist endlich Mensch

geworden! Aus dem Traumwandel in der erdigen Finsternis ist sein Gehirn erwacht, zu Schmerzen erwacht; denn jetzt sieht sein Gehirn, daß seine herrlichen Leiden nur selten in der gebenden und nehmenden Liebe ihre Wesensganzheit offenbaren können. Noch ist der neue Mann nicht da, der nach der Herrlichkeit des neuen Weibes hungert. (Der Mann liebt nur das alte Weib!) Noch sind die Augen des Mannes für die neuen Morgenröten nicht stark genug. Noch nimmt er unsere harrenden Seelen als etwas Augenergötzliches, die Sinne Reizendes. Noch glaubt er nicht an unseren Willen zur Höhe, an die große Katharsis des neuen Werdens, die sich aus den Finsternissen unseres Urseins zu Sonnentälern hob und unsere Psyche mit dem Reiz des Mittagsglücks umspielt.

Doch glauben Sie nicht, hochverehrter Herr Doktor, daß eine Männerhasserin zu Ihnen spricht. Wir hassen nicht den Mann, wenn wir ihn auch anders empfinden, als das alte Weib. Auch wir brauchen noch den Mann; denn er ist und bleibt dem Weibe die Erlösung zu seiner letzten tiefsten Schönheit. Wir klagen nur, daß er den neuen Mittag seines Glückes noch nicht ahnt und kennt.

Ach, soviel noch könnte ich Ihnen, hochverehrter Herr Doktor, über diese neue Weibessehnsucht schreiben. Doch werden Sie meine Anschauung über die neue Weibspsyche besser aus der Novelle kennen lernen, die ich Ihnen beilege. Ich wäre Ihnen unendlich verbunden, wenn Sie mir eine Empfehlung an die „Deutsche Rundschau", oder, wenn dies seine Schwierigkeiten haben sollte, an die „Gartenlaube" geben würden. Ich bin überzeugt, daß mir ein Wort von Ihnen alle Türen öffnen wird. Wir dürfen nicht länger schweigen! Wir müssen endlich reden! Wir müssen unsre Sehnsüchte in die Welt hinausschreien! Denn die Zeit unsres großen Mittags ist gekommen! — — —

Darf ich um eine umgehende Antwort bitten?

Ich zeichne mit dichterischem Gruße

als Ihre begeisterte Verehrerin

Katharina Hotschenreiter.

Markus Miltner konnte sich mit dem besten Willen nicht an die Novelle entsinnen, die ihm mit diesem schwärmerischem Frauenbrief ins Haus geflattert war, so wenig ihm die Antwort einfallen wollte, die er dem neuen Weibe geschrieben hatte. Nun fragte er sich selbst im Sinnen: Was mag aus dieser gärenden Frauenseele, die da im unreifen Überschwang der Jugend sich selbst enthüllt, in der kleinen Stadt geworden sein? Und als Antwort zeigte ihm die eigene Phantasie ein dunkles Lockenhaupt und herbe edle Züge, aus denen heiße blaue Augen fragend in die Welt herniedersahen; mit jedem Augenblicke wurde die Gestalt ein bißchen deutlicher und klarer, bis ihn endlich das Bild vollendet grüßte. Dann erst griff er nach dem zweiten Briefe, dessen unklare hastige Schriftzüge schon vergilbt waren, und der folgendermaßen lautete:

Frankenthal, im Wonnemonat 1894.

Hochverehrter Herr Kollege!

Wollen Sie einem Ringenden die rettende Hand reichen? Wollen Sie einem Totgeschwiegenen Ihre mächtige Stimme leihen? Ich darf wohl annehmen, daß Ihnen, der mit bekannter Liebe alle werdenden Talente verfolgt, mein Name nicht ganz unbekannt ist. Ich habe fünf Bändchen Lyrika („Sehnsüchte“, „Der Fröstelnde“, „Der entgötterte Gott“, „Höhenlieder eines Schwangeren“, „Weltbrandflammen“) auf den Tisch der Schöpfung geworfen, und einige meiner Lieder sind von meinem großen Freunde Arthur Geißler (dem genialen Schöpfer der großen kosmischen Symphonie „Die Weltschöpfung und das Weltgericht“ für verstärktes Orchester und große Orgel), vertont worden und im Verlag „Tanzende Ringe“ in Leipzig unter dem Titel „Sehet die Schmerzen, die wir leiden!“ erschienen. Heute gestatte ich mir, Ihnen mein neuestes Werk „Nackende Menschen, Jauchzen der Zukunft!“ mit einer persönlichen Widmung zu überreichen. Es ist, wie Sie sehen, auf fleischfarbenes Papier gedruckt, um auch durch das physische Substrat den neurenaissancelichen Gehalt des Werkes symbolisch anzudeuten. Ich habe darin mit aller Konvention radikal gebrochen. Als der Erste! Als der Einzige! Wie unser Landsmann Hutten kann ich sagen: Ich hab's gewagt! Sehen will ich, wer den Mut hat, mir nachzufolgen! Sie werden in dem Büchlein (das natürlich wieder totgeschwiegen werden wird!) weder Reime noch auch freie Rhythmen finden. Mit diesen blödsinnigen Konventionen habe ich aufgeräumt. Für immer! Was ist denn ein Gedicht? Ein Stimmungsauslöser! Das heißt: je mehr Stimmung ein Gedicht auslöst, desto dichterischer ist es. Es gibt Worte, die bluten, wenn man sie anschneidet. Es gibt Worte, die duften. Es gibt Worte, die ganz Delinqueszenz sind. Es gibt Worte, die alle kriechenden Schauer des Unterirdischen haben. Es gibt Worte, deren Stimmungsgehalt reicher ist, als der ganze zweite „Faust“. Nach solchen Worten habe ich getastet. Gesucht. Gerungen. Geblutet! Wie Sie sehen, besteht jedes Gedicht meines Werkes nur aus einem einzigen Verse. Zuerst zwölf Reihen Gedankenstriche; dann, um ein Beispiel anzuführen: „Du müßtest mir durch die Gemächer schreiten!“ Sie sehen, ich mache die Phantasie mit Gewalt zur Schöpferin. Sie ergänzt die Suggestion, die ich souverän hinstelle. Jede Phantasie muß diese Schreitende in Schönheit zu Ende dichten. Wir müssen Schöpfer werden. Und wir müssen alle zu Schöpfern machen. Besonders die Frauen! Oder nehmen Sie ein anderes Beispiel aus der Sammlung: „Der Mondstrahl ist von nacktem Schicksal schwanger!“ Die Ruhe des Mondstrahls und die Wehen der Schwangerschaft sind Gegensätze, die geradezu transzendente Perspektiven eröffnen. Doch — ich will Ihnen nicht meine Theorien vortragen. Was liegt auch an den Theorien eines Dichters! Nichts! Oder nicht viel! Oder allzuviel!

Mir ist der Aufstieg nicht leicht geworden. Ich habe schon viel unter mir. Oder über mir. Oder noch nicht vor mir. Ich habe schon viele Sprachen gesprochen. Aber die Sprachen haben nicht mich gesprochen.

Das ist der Unterschied! Das ist aber auch alles! Jetzt lebe ich nur meinen Plänen. Ich träume von einem kosmischen Epos „Die Schöpfungsleiter“ (oder „Das Lied der Menschheit“), in achtundvierzig Gesängen, auf der die Geschöpfe in ewig brünstiger Entwicklung aufwärts steigen, um sich sodann beim Hochzeitsmahl des ersten Übermenschenpaares den Vermählungskuß des Geistes und der Sinne auf die rosenumkränzte Stirne zu drücken. (Mein genialer Freund Arthur Geißler hat schon die Hochzeitsmusik dazu skizziert: Göttermorgendämmerungsmusik!) Ich denke auch an ein Drama „Sanctus Diabolus“. (Personen: ein Mondstrahl, eine Kröte, ein Kirchenfenster, ein Ephebe, eine Grabspinne, der Teufel, ein Brahmine und Ernst Häckel.) Ich möchte — doch nein, ich will von meinen Schmerzen schweigen. Denn meine Werke sind meine Schmerzen. Und mehr! Das Schicksal hat mich in diese kleine Stadt verschlagen. Noch weiß ich nicht, ob ich es segnen soll. Doch — ich liebe das Schicksal! Amor fati — das ist auch mein Leitspruch. Das ist auch meine Ruhe. Und auch hier stehe ich auf dem heiligen Boden der Tragödie!

Werden Sie mein Buch besprechen?

Mit kollegialischem Gruße
Ihr Otto Erich Steinbeis.

Nachdem Markus Miltner diesen Brief gelesen hatte, überschlich ihn ein wachsendes Unbehagen, das indessen doch einem Gefühl stiller Achtung wich, als er sich des vornehmen andauernden Schweigens entsann, mit dem dieser unreife Himmelsstürmer seine Worte der Ermunterung hingenommen hatte. Er griff nun gleich, um dieses Gefühl ganz loszuwerden, nach dem dritten Briefe, der eigentlich nur eine schmale Karte war, und überflog die feinen Zeilen, die wie hingeperlt auf der schmalen Fläche standen.

Sehr geehrter Herr Doktor!

Darf sich eine Unbekannte, die keine andere Empfehlung hat, als eine gelegentliche Leserin Ihrer Kritiken zu sein, die Bitte erlauben, beifolgendes Packet einer freundlichen Prüfung zu unterziehen? Es sind Gedichte, und ich bin ihre Verfasserin. Ich weiß nicht, ob ich Talent habe. Eine meiner Freundinnen, die auch Sie kennen, meint es, und ich selbst glaube es zuweilen. Aber ich möchte es gerne aus berufenem Munde hören. Ich verachte jede Mittelmäßigkeit, besonders aber die Dichterei gewisser Damen. Denken Sie, Sie hätten die Arbeit eines Kollegen zu beurteilen und verzeihen Sie mir meine Unbescheidenheit, die einem aufrichtigen Bedürfnis nach Klarheit entspringt.

In ausgezeichneter Hochachtung und mit verbindlichstem Dank zum voraus

ergebenst
Malwine Dietz.

Eine saubere Seele, wenn auch vielleicht ein bißchen nüchtern, dachte Markus Miltner, als er die Karte zu den beiden Briefen legte. Doch auch hier zeigte ihm seine Phantasie, die überall Schönheit sah und sehen mußte, das Wesen, das hinter dieser Karte stand: aus den Zeilen stieg ein Blondkopf empor

mit einem Schelmenaug' voll Licht, mit einer krausen Fülle strahlend goldenen Haares, das seinen Schimmer auf ein weißes Hälschen warf, und mit einem feinsten Purpurmund, den ein Weben goldner Laune froh umspielte. Doch als die Züge neckisch in dem Duft zerrannen, der um werdende Gestalten schwimmt, kam auch das dunkle Haupt der ersten Dichterin wieder herbei, und dazwischen zeigte sich wie ein schönes Rätsel ein ernster Jünglingskopf mit edlen Dichteraugen. Und sinnend spielte er mit der Frage, was wohl aus diesen drei Menschenkindern geworden sein mochte.

Und plötzlich durchflammte ihn wie ein schönes Glück der Gedanke, daß es nur an ihm liege, diese Hoffnungen der Heimat noch einmal zu grüßen und dabei eine schöne Sommerwoche in der alten Mainstadt zu verleben; auch entging er durch diese rasche Reise dem Gerede, das der giftige Angriff des Schmierfinken auf seine weitragende Persönlichkeit doch erregen würde, und außerdem hoffte er in der Berührung mit der heimischen Erde wieder einmal jene Kraft aufzufrischen, die ihn bis jetzt mit starken Bauernfüßen über alles Narrenelend der Großstadt hinweggetragen hatte. Er beschloß, seinen Chef zu bitten, ihm morgen schon vier oder fünf Tage Ferien zu geben; denn als feiner Schmecker wußte er, daß das Glück rasch gepflückt und ebenso rasch genossen werden müsse.

Auf der Eilfahrt durch das glänzend grüne Sommerland leisteten ihm die drei dichterischen Gestalten, deren Briefe er in seiner Tasche sorgsam mit sich führte, prächtigste Gesellschaft; wenn er müde war, das edle dunkle Haupt der einen Dichterin klar und deutlich vor seine Seele zu zwingen, so tauchte der berückende Blondkopf der anderen wie ein goldnes Wölkchen dahinter auf und zeigte sich von mehr unbeständiger Art, die sein übermütiges Ferienbehagen nur noch seliger durchsonnte. Nur in Würzburg, wo er sich am Bahnhof den „Fränkischen Boten" kaufte, kam plötzlich ein böses Schmäcklein des ererbten Litteraturelends auf seine Zunge: das Anfangskapitel des Romans „Die Millionenbraut oder der Segen der Armut" von Herbert von Norden erschien ihm so kolportagemäßig schlecht, daß er sich vornahm, mit seiner Meinung über diese schmähliche Volkskunst zunächst in seiner Schulstadt nicht hinterm Zaun zu halten.

2.

Über der betürmten Reichsstadt Frankenthal stand ein flammendes Gewitter, als der Zug, der den Doktor Miltner und seine Hoffnungen langsam dahertrug, in den kleinen Bahnhof aus rotem Sandstein einfuhr. Der Reisende übergab seinen Handkoffer einem halbwüchsigen Eingeborenen und blieb erwartungsvoll in der Vorhalle stehen, bis sich das rasche Wetter, das in hellen Stürzen niederging, verzogen hatte; denn er wünschte die ersten Eindrücke als weihevoller Fußgänger genießen. Eine wonnige berauschende Frische lag in der sommerlichen Luft, als er in leichter Erregung die summende Werktagsstadt betrat, durch deren Gossen trübe Bäche gurgelnden Gewitterwassers schossen. Doch ein seltsames Staunen überkam ihn, als er die alte heimische Herrlichkeit, die vor seiner Phantasie in alter Größe hergeglänzt,

so klein geworden und wie zusammengeschrumpft vor seinen Augen liegen sah. Es war ihm fast zumute, als gerate er in eine fremde Welt, in der ihm nur das unaufhörliche Geklingel der Ladenschellen und der Ton eines schwindsüchtigen Klaviers, auf dem eine ungeübte Hand den „Traum einer Jungfrau" träumte, vertraut vorkam, und ganz allmählich legte sich ein verlorenes Gefühl der Einsamkeit, das nach Menschen verlangte, schwer auf seine heimatliche Seele.

Nachdem er das beste Zimmer im „Goldenen Engel" bezogen hatte, machte er sich unverzüglich daran, die dicke Wirtin, die von dem Mittelfenster des Bauernzimmers aus den Markt beherrschte, über die Dame Hotschenreiter auszufragen. Die Engelwirtin wußte anfangs gar nicht, um wen es sich handelte; dann aber fiel es ihr plötzlich ein, das Kätherle, die „überspannte Grethel", habe den Leimbachs Valtin geheiratet und wohne hinten im Lochboden, Hausnummer sieben. Markus Miltner wollte nichts weiter wissen; er nahm rasch Abschied von der freundlichen Frau, um nicht hören zu müssen, wie eine spießige Kleinstadtseele eine Dichterin beurteilte, und machte sich, voll seltsamer Unrast, sofort auf den Weg nach dem Lochboden, wo er also nicht nur ein neues Weib, sondern auch einen neuen Mann erwarten durfte, den er mit ausgesuchter Höflichkeit zu behandeln gedachte.

Er fand die Nummer sieben an einem alten, hochgiebeligen Hause, aus dessen Fenstern ein brennend roter Nelkenflor herabhing; eine schmale, ausgetretene Treppe aus rotem Sandstein führte auf einen breiten Flur, der durch ein Lattengitter mit einer Türe in zwei Hälften abgeteilt war und in dem es nach altem Wein roch. Der Besucher zog unverweilt an einem Glockenstrange, der neben der Tür herabhing, jeden Augenblicks gewärtig, eine musenhaft herrliche Erscheinung aus einer Seitentüre hervortreten zu sehen. Es dauerte indessen eine geraume Weile, bis eine alte, runzelige Magd in niedergetretenen Filzpantoffeln daherschlurfte und ihn auf seine Frage, ob er Frau Leimbach sprechen könne, in ein Zimmer treten ließ, nachdem sie seine Karte, ohne ein Wort zu verlieren, in Empfang genommen hatte. Das üppige Blumengitter vor dem Fenster dämpfte das Licht des hohen Gemaches, das mit verschossenen roten Plüschmöbeln ausstaffiert war, die über und über mit weißen gehäkelten Deckchen in allen Formaten, mit Sternen und Kreuzen und Bändern bedeckt und besteckt waren. Auf einer bauchigen Kommode stand ein kleiner Amor aus Alabaster, der ein zerbrochenes Herz in der Hand hielt und mit weinerlichem Gesichte auf den unheilbaren Bruch herabsah, und vor dem Fenster hüpfte ein Kanarienvogel in einem kleinen Käfig auf und ab. Den Besucher überschlich ein scheues Mitleid, als er den Raum gemustert und begriffen hatte, daß hier eine Dichterseele leben und reifen mußte.

Nach einer ziemlichen Weile öffnete sich endlich eine Seitentüre und eine mächtige Frauengestalt, die fast ebenso breit als lang war, wälzte sich gewandt herein. Der Kopf der blaßblonden Dame, die in einem schwarzen Kleide wie in einem Panzer steckte, war klein und rund, und ihr glänzendes Kinn legte sich in dreifacher Falte auf einen übermächtigen Busen.

„Frau Leimbach?" fragte Markus Miltner mit unsicherer Stimme.

„Ja, das bin ich! Ach, das freut mich aber, daß ich Sie einmal kennen lerne, Herr Doktor. Früher, wie ich noch mehr Zeit gehabt hab', da hab' ich alle Ihre Sachen gelesen. Sie schreiben großartig. Wir haben sogar einmal mit einander korrespondiert. Wie haben Sie's denn erfahren, daß ich verheiratet bin? Von der Engelwirtin?"

Markus Miltner wußte nicht sogleich, was er der lebhaften Frau vor ihm entgegnen sollte; es war ihm, als müsse er die auseinander geflossene Gestalt bemitleiden, weil sie nicht dem glänzenden Idealbilde entsprach, das er sich, voll der schenkenden Güte, von der Dichterin gemacht hatte. Doch die runde Dame, von der ein starker Duft guten Weinessigs ausging, fuhr ganz unbefangen eifrig fort: „Wollen Sie nicht Platz nehmen, Herr Doktor? Bitt' schön! Das ist eigentlich sehr schmeichelhaft für mich, daß Sie sich noch an meine Dummheit erinnern."

Markus Miltner brachte nur ein gepreßtes „Oh" heraus; doch die Frankenthalerin fuhr fort: „Sie müssen schon entschuldigen, daß ich Sie so lang hab' warten lassen. Aber ich hab' grad' süße Pfeffergurken eingemacht, und das versteh' nur ich so, wie sie mein Mann haben will zum Rindfleisch. Der ist nämlich furchtbar heikel. Der ißt nichts Schlecht's. Sie lieben doch auch Süßes?"

Der Kritiker nickte ernsthaft zum Zeichen, daß auch er Süßigkeiten nicht verschmähe.

„Ich hab' nämlich ein ganz ausgezeichnetes Rezept von meiner Urgroßmutter geerbt; die hat's von einer Köchin, die beim seligen Bischof von Häberle gedient hat und in Würzburg in der Maingasse gestorben ist. Die geistlichen Herren halten Ihnen was auf ein gut's Essen. Da kann eine tüchtige Köchin schon was lernen. Wenn ich denk', was mir meine Großmutter immer erzählt hat von den geistlichen Herrenessen! Die haben gleich fünf Stunden gedauert. Gott, verdenken kann man's den Herren Prälaten auch nicht, daß sie gern was Gut's wickeln."

„Und was machen Ihre litterarischen Arbeiten?" fragte Markus Miltner, dessen Blick nicht von den kleinen fetten Händen der Frau vor ihm loskam, fast schüchtern.

Die Frankenthalerin aber brach in ein schallendes Gelächter aus: „Gelt, ich bin Ihnen wohl recht überspannt vorgekommen? Sagen Sie's nur."

Markus Miltner protestierte lebhaft; er hatte noch niemals eine weibliche Seele für überspannt gehalten.

Doch die runde Frau fuhr lebhaft fort: „Ja, das ist halt damals so zugegangen: Ich hab' grad sehr viel Zeit übrig gehabt zum Lesen, und eine Freundin in München, die für Sie schwärmt, hat mir all den neuen Schund geschickt, der jedes Jahr herauskommt. Ein bißle überspannt bin ich ja wirklich auch gewesen, und meinen Bräutigam hab' ich auch noch net gekannt. Das Dichten ist mir damals so furchtbar leicht vorgekommen, und wenn ich hie und da eine Kritik über eines von den neuen Büchern gelesen hab', da hab' ich mir gedacht: Sowas kannst du auch machen! Später, wie ich dann meinen Mann kennen gelernt hab' und wir geheiratet haben und ein Kind nach dem andern gekommen ist, sind mir die Dummheiten von selbst vergangen. Mein Mann, der Valtin, macht sich auch gar nichts aus

der Litteratur. Er liest nur Busch. Er ist auch fast immer auf Reisen. Er reist in Weinen für das Haus Gramlich. Er kommt erst in drei Wochen wieder heim. Schad', daß Sie ihn versäumt haben. Ich werd's ihm sagen, daß er Ihnen einen Prospekt schicken soll. Die Münchener Herren Dichter trinken gewiß auch was Gut's."

„Gnädige Frau haben Kinder?" fragte Markus Miltner, der gar nicht wußte, wie er das Gespräch wieder in höhere Regionen zurückführen sollte.

„Sechs, und zwei sind gestorben. Sie sind gewiß auch ein Kinderfreund? Alle guten Menschen haben die Kinder gern. Darf ich Ihnen net meine Kleinen zeigen?" Und ohne eine Antwort abzuwarten, lief sie an die Flurtüre und rief mit schallender Stimme in den Flur hinaus: „Josef, Fabian, August! Mali, Mali! Wo steckt ihr denn schon wieder! Es ist ein fremder Onkel da, der euch sehen will! Kommt ein bißle her!" Da sich aber kein Kind sehen ließ, lief die Ruferin in die Dämmerung des weiten Hausflurs, um ihre Schar hereinzuholen.

Markus Miltner aber saß wie zu Boden geschmettert in gedrücktem Schweigen da: Also dies war die Dichterin? Also dies war die Titanide! Aus einer feinen Frauenseele mit Titanenflügeln und der großen Lebenssehnsucht hatte die Ehe mit einem Spießer ein Halbtier gemacht, das sich offenbar seiner Entwürdigung nicht einmal bewußt war! Doch der Eintritt der Mutter, die fünf blondköpfige Buben in Wachstuchschürzen vor sich herschob und ein kleines rosiges Mädchen, das ein Gummipüppchen in der Hand hielt, auf den Armen trug, machte seiner nachdenklichen Traurigkeit rasch ein Ende.

„So, gebt dem fremden Onkel eine Patschhand," sagte die Mutter, deren üppiges Gesicht in sanfter Röte strahlte, zu ihrer Schar. Markus Miltner bekam der Reihe nach die Hände von fünf Knaben zu fassen, die wie eine scharfäugige Schutzwehr um ihre Mutter herumstanden; nur das kleine Mädchen verbarg sein Gesichtchen an der Schulter seiner Mutter, die in überwallender Zärtlichkeit bemerkte: „Es zahnt grad. Sonst ist sie gar net scheu. Gelt, Mali?"

„Sie haben Ihre Pflicht an der Menschheit erfüllt," sagte der Besucher nach einer kleinen Pause leise, während ein seltsames Gefühl seine Augen mit einem tiefen Schimmer füllte.

„Zwei sind mir gestorben. Kinder sind ein Sorgengut," entgegnete die Frankenthalerin mit leis umflorter Stimme, die aber gleich die alte Klarheit wieder erlangte, als sie mit leichtem Zwinkern sagte: „Mein Mann wird Augen machen, wenn er erfährt, was für feinen Besuch ich gehabt hab'. Ich hab' ihm nämlich die Geschichte mit dem Brief einmal erzählt, wie er grad' ein klein's Räuschle gehabt hat. Er hat mir's gar net übel genommen. Er hat mich nur ins Ohrläpple gezwickt. Das tut er alle heiligen Pfingsten nur einmal. Wenn er ein bißle bespitzt is, hab' ich ihn nämlich gar zu gern. Da hat er was, was nicht alle Tag in ihm herauskommt. Meine Novelle hab' ich ihm aber doch net zu lesen gegeben, haha —"

„Vielleicht habe ich nochmals die Ehre, gnädige Frau," entgegnete Markus Miltner, der sich nicht mehr gesetzt hatte und nun trachtete, rasch aus dem Hause hinauszukommen. „Ich habe vor, einige Tage hier zu

bleiben, um alte Erinnerungen aufzufrischen. Ich habe noch einige Besuche zu machen —"

„Gelt, hier ist's schön," sagte die Frankenthalerin und reichte ihm die Hand zum Abschied; er aber bückte sich in einer plötzlichen Aufwallung darauf nieder und drückte einen leichten Kuß darauf, mit dem er gleichsam Abschied von einem schönen Traume nahm.

Draußen aber, in der wonnig frischen Sommerluft, die von tausend Düften fränkischer Erde duftete, zogen die Bilder der letzten Minuten noch einmal an seinem Geiste vorüber, und er legte sich den Fall sofort als Kritikus zurecht, indem er aus seinem Höhendasein grübelnd goldene Gedankenfäden in diesen Winkel herunterspann: Weib, Weib, du ewiges Rätsel, schneiderhaftes Geschlecht! Aus all den goldenen Geweben, welche die Jahrhunderte, die großen Weber, gewoben, schneidern sie mit flinken Fingern Kleider zurecht für ihre Seelen, als Putz und Tand und Flitterschmuck. Wozu? Nur um das uralt ewige Spiel in neuen Seelenschleiern auszuspielen und ein Schönheitserbe zu verschwenden, im schlauen Werben um den Mann, der die erborgte oder auch gestohlene Schönheit erst in Mutterglück und Sorgen löse. Die Mode herrscht, und Sitten, Töne, wilder Verse Duft sind weiter nichts als Hüllen, Hüllen, die sie neuheitslüstern tragen. Ertrug denn je ein Weib den Anblick seiner nackten Seele? O Weibespsyche, ewige Schneiderin, die auch in Lumpen und in Fetzen geht, wenn es der Mann verlangt!

Mitten im raschen Gehen durch die alten Gassen empfand er den pochenden Rhythmus der Gedanken, die ihn mit überlegener Klarheit erfüllten, als freies Seelenglück, und die Gestalt des Dichters Otto Erich Steinbeis bekam etwas von diesem Glanze ab, der von dem zerstörten Traum in seiner Seele geblieben war; er nahm sich auch sofort vor, dieses abgründige Kapitel so bald als möglich einmal mit einem erprobten Kenner zu besprechen und dabei rücksichtslos auf den tiefsten Grund zu gehen.

Auf dem Marktplatze, auf dem sich schon die abendlichen Giebelschatten der Häuser streckten, fragte er einen kleinen barfüßigen Frankenthaler, der in einer Straßenrinne daherpantschte, nach der Wohnung des Herrn Doktors Steinbeis; der Kleine machte sofort Kehrt, ohne die Rinne zu verlassen, und wies den fremden Herrn in einer Seitengasse in ein schmutziges Gebäude, an dessen erster Flügeltüre rechts zu lesen stand: „Redaktion des Fränkischen Boten."

Der Besucher nickte verständnisvoll: also auch diese Feuerseele war verurteilt, das bittere Zeitungsbrot zu essen, dessen Geschmack nicht einmal die allwissenden Götter kennen! Als Markus Miltner an der Türe klopfte, brüllte eine heisere Weinstimme „Herein", und auf seine Frage nach dem Herrn Doktor Steinbeis wurde er von einem kleinen schmierigen Männchen, das mit einem Kleistertopf in der Hand mitten im Zimmer stand, in ein düsteres Hintergemach geschickt. Hier saß und schrieb an einem rohen schmutzigen Tisch aus Tannenholz ein dicker Mann von etwa dreißig Jahren; er war in Hemdärmeln und auf seiner glänzenden Glatze saß ein verwaschener Tintenflecken wie ein schwindsüchtiger Mondkrater. Neben ihm stand ein hohes halbgeleertes Glas Schorlemorle.

„Womit kann ich dienen?“ fragte der Schreiber mit mürrischer Miene und hochgezogener Nase, als er den fein gekleideten Besucher bemerkte, ohne aufzustehen.

„Mein Name ist Doktor Markus Miltner.“

Der Redakteur brachte ein langgedehntes „Ah!“ heraus und erhob sich langsam von seinem Sitze.

Markus Miltner reichte dem Kollegen die Hand und sagte herzlich: „Es war mir ein wirkliches Herzensbedürfnis, Sie bei meiner Anwesenheit in Ihrer Wahlheimat zu begrüßen und einer schriftlichen Bekanntschaft endlich auch die persönliche folgen zu lassen —“

„Das ist sehr liebenswürdig von Ihnen“, entgegnete der Dicke ohne sonderliches Entzücken, und da er die umherschweifenden Blicke seines Besuchers bemerkte, fügte er nach einer Pause säuerlich hinzu: „Sie sind wohl erstaunt, mich in einer solchen Umgebung zu finden? Das Leben, das Leben, mein verehrter Herr Kollege! Ich habe mir das Erstaunen abgewöhnt. Sie haben es ja weiter gebracht.“

Markus Miltner empfand einiges Befremden darüber, daß sich der Schutzbefohlene mit einer Grimasse des Neids so ohne weiteres auf die Höhe schwang, auf welcher er sich selbst als verdienstvoller Meister fühlte; dann fragte er weiter: „Sie sind in dieser halbländlichen Stille gewiß recht fleißig gewesen? Sie schrieben mir damals von einem kosmischen Epos —“

Otto Erich Steinbeis machte eine Bewegung, als wolle er andeuten, daß der Kollege von einer Bagatelle spreche, und sagte: „Ja, ich trug mich mal mit einem solchen Plan. Eigentlich eine feine Sache! Es ist nicht meine Schuld, daß nichts daraus geworden ist —“

„Aber —“, wollte Markus Miltner beginnen; doch Otto Erich Steinbeis, der wieder Platz genommen hatte, ließ ihn nicht zu Wort kommen: „Sie haben gut reden, verehrter Herr Kollege. Gott ja, ich habe auch meine Zeit gehabt, wo ich von der neuen Menschheit träumte, für die man in Schönheit leben und vor allem dichten müsse. Und doch sitze ich Otto Erich Steinbeis, wie Sie sehen, hier auf diesem Sessel, in diesem blödsinnigen Weinnest. Das ist eine Tatsache, über die ich mich übrigens längst nicht mehr wundere. Glauben Sie mir, mein Verehrtester, unter solchen Umständen zu leben, will mehr heißen, als ein kosmisches Epos in die Welt zu schleudern oder so 'n modernes Entrüstungsdrama hinzustellen.“

Markus Miltner wußte nicht sofort, was er entgegnen sollte; doch Otto Erich Steinbeis hatte nun die Höhe gefunden, auf welcher er sich vor seinem berühmten Kollegen zu halten gedachte: „Gott ja, ich kann mir ungefähr vorstellen, was Sie denken: Ich habe mich geduckt. Ich bin untergekrochen. Ich bin Provinzjournalist geworden! Mais que voulez-vous? Man muß ja leider leben. Aber nicht jeder hätte das fertig gebracht, was ich fertig gebracht habe, das kann ich Ihnen sagen. Ich weiß, wie das Brot der täglichen Verkennung schmeckt; aber daß ich es hier ausgehalten habe, das ist meine Rache an dieser spießigen Welt —“

„Ich verstehe nicht —“, sagte Markus Miltner, der einen Stuhl herangezogen und sich gesetzt hatte, ganz naiv und erwartungsvoll.

Otto Erich Steinbeis beschrieb mit seiner fetten Hand einen Kreis in

der Luft, als wolle er etwas hinwegschleudern, und fuhr fort: „Gott, — ich lebe hier unter diesen Weinspießern und schreibe ihnen ihre Zeitung, und keiner kennt mich eigentlich. Ich sitze mit ihnen an ihrem Stammtisch, und keiner hat eine Ahnung, wer ich eigentlich bin. Ich sehe zu, wie dieses himmlische Volk lebt und verdaut, wie es Hochzeiten hält und Kinder in die Welt setzt, und keiner weiß, welcher Mensch eigentlich unter ihnen wandelt. Manchmal möchte ich aufmucken und schreien: Ihr verdammtes Schweinepack — und so weiter! Aber dann denk' ich mir: Nein, lieber nicht! Man muß wissen, mit wem man spricht. Schätze könnt' ich ihnen hinwerfen, und ich tu' es nicht. Ideen könnt' ich ihnen geben, von denen sie keine Ahnung haben. Aufrütteln könnt' ich sie aus ihrem hundertjährigen Schlaf; aber — ich hüte mich. Das ist meine Rache an dieser Winkelwelt, daß sie nie mein wahres Angesicht zu sehen bekommt. Mit einer wahren Wollust hüte ich das, was ich mir errungen habe. Denn ich habe gekämpft —"

„Sie leben in innerer Herrlichkeit", entgegnete Markus Miltner mit leisem Spotte, den der Dichter indessen nicht merkte.

„Ob ich es leben nennen soll, weiß ich nicht. Wer lebt denn überhaupt bei uns? Das, was ich leben heiße? Sie vielleicht —?"

Markus Miltner aber war es zu Mute, als ob ihm hier ein spöttisches Echo eigener Gedanken entgegenklänge und ein frecher Mund ein reingeborenes Gefühl seiner Seele entweihte.

Doch in diesem Augenblick kam ein blaubeschürztes Männchen hereingelaufen und rief, mit einem unwilligen Seitenblick auf den Besuch, weinerlich: „Das Wort in der Fortsetzung da kann ich absolut nicht lesen. Sie schreiben aber auch gar zu schlecht, Herr Doktor. Ich habe Ihnen doch schon oft gesagt, daß Sie besser schreiben sollen. Heißt es Konstipation oder Konstellation?"

„Es heißt Konstellation", entgegnete Herr Steinbeis würdevoll ruhig, während er nach dem Weinglase langte und einen mächtigen Zug tat. Das Männchen aber verschwand sofort wieder und die beiden Männer der Feder saßen einige Augenblicke schweigend vor einander, ohne sich anzusehen. —

Markus Miltner brach zuerst das Schweigen: „Ich will Sie nicht länger in Ihrer Arbeit stören, Herr Doktor. Ich bleibe übrigens einige Tage hier, und es würde mich sehr freuen, mich einmal mit Ihnen über allerlei Dinge auszusprechen. Vielleicht machen Sie mir einmal das Vergnügen, mit mir zu Abend zu essen? Ich wohne im Engel. Ist Ihnen der morgige Abend vielleicht recht?"

Otto Erich Steinbeis verneigte sich zustimmend und zog seine Zunge über seine fetten Lippen: „Man ißt sehr gut im Engel; nur ein bißle teuer. Lassen Sie sich nur ja Bratwürste von der Wirtin machen. Die sind nämlich großartig —".

Markus Miltner versprach, sich diesen Genuß nicht entgehen zu lassen und trat aufatmend in die Stadt zurück, die nun vom Braus des sommerlichen Abendlebens widerhallte. Ein leichtes Gefühl der Beschämung lag in seiner Brust; er empfand das dringende Bedürfnis, sein Leibliches zu stärken, und eilte raschen Schrittes dem goldenen Engel zu, wo in einer Ecke des Herrenzimmers schon für ihn gedeckt war. Als er aber vor seinem offenen

Schoppen Fankenthaler Weißen saß und die röschen Bratwürste vor ihm dampften, überkam ihn plötzlich ein unsägliches Gefühl innerer Heiterkeit: er war glücklich, daß er das schimmernde Spiel des Lebens wieder einmal durchschaut hatte, und um den Tag würdig abzuschließen, probierte er zunächst einige bessere Frankenthaler Weinsorten durch und ließ sich dann, zur nächtlichen Nachfeier, eine Flasche Steinwein geben, dessen würzig goldener Duft sein heimisches Behagen erst recht durchwärmte. Er war nun auch darauf gefaßt, am nächsten Tage seine dritte Enttäuschung zu erleben und malte sich in heller Vorfreude die zweite Dichterin in wilden Farben aus, die er dem üppigen Bilde der Frau Leimbach entlieh; ja, er dachte sich, welch ein famoser Spaß es doch eigentlich wäre, die drei entgleisten Dichterseelen zu einem lustigen Musenmahl zu vereinigen und den Herrn Otto Erich Steinbeis im Kreise der Frauen zu genießen.

An einem runden Nebentische schöppelte inzwischen eine duckmäusige Gesellschaft einheimischer Honoratioren, die ihm nicht die mindeste Beachtung schenkten, obwohl er wußte, daß sie sich genau nach dem fremden Gaste, den sie ohnehin kennen mußten, erkundigt hatten. Es schien, als wollten sie ihren Krätzer kühl erhalten, so unnahbar und eisig hockten sie mit eingezogenem Buckel an ihrem Tisch beisammen.

„Ja, so sind sie, meine lieben Frankenthaler", dachte Markus Miltner, als er mit heiteren Augen vor dem letzten Glas des edeln Nasses saß; „treu-goldig wie ihr Wein, und voll köstlicher Schalkhaftigkeit! Aber auch sie gleichen, als echte Deutsche, dem berühmten Tempel Salomonis: ihre Herrlichkeit ist innen und nicht außen; sie verschließen sie in ihrer biederen Brust, damit sie ja nicht schimmelig werde, anstatt sich gegenseitig eine Freude zu machen und das herrliche Spiel des Lebens im Austausch ihrer Menschlichkeit zu genießen. Und jeder weiß ganz genau, daß sein Gemüt in reinster Schönheit blüht; wenn er nur wollte, könnte er die halbe Welt durchsonnen. Sollte das Schicksal wirklich witzig sein und Witze machen? Vielleicht paßt dieser Otto Erich gar nicht so übel hier herein in diese stille Herrlichkeit."

Als Markus Miltner gleich darauf mit sieghaften Schritten an den Honoratioren vorbeiging, um in sein Zimmer hinaufzusteigen, grüßte er sie mit vollendeter Höflichkeit.

3.

Als ihm aber am nächsten Morgen in dem alten breiten Bette, dessen Pfülmen wie ein weißer Berg sich vor ihm türmte, die Erinnerung an die Erlebnisse des entschwundenen Tages überdämmerte, geriet er sofort in eine übermütige Stimmung: jetzt war er in der Laune, in der man glückliche Abenteuer nicht nur zu würdigen, sondern auch als Künstler, der über seinem Stoffe steht, zu meistern und mit Liebe zu genießen weiß. Als Morgengruß grüßte ihn im Geiste schon das hallende Bechergeläute des beschlossenen Dichterschmauses, mit dem er seinen Aufenthalt in Frankenthal

würdig zu krönen gedachte. Beim Frühstück, dessen hellen heimischen Honig er dick auf das köstliche Roggenbrot strich, erfuhr er dann auch zu seiner Freude von der Engelwirtin, daß das Fräulein Malwine Dietz noch immer als selbständiges Wesen existiere und im Kressenwinkel hinten wohne; er vermied es aber sorgfältig, weitere Fragen nach der dichtenden Dame zu stellen, damit er das Kommende ja in schönster Unbefangenheit und Heiterkeit genießen könne.

Um sich jedoch auf alle Fälle die nötige Stimmung zu sichern, beschloß er, noch zuvor in dem berühmten Weinstübchen zum Rebstöckle, wo die ausgepichten Frankenthaler, als verwöhnte Kostgänger Gottes, seit Urväterzeiten ihr Frühschöppchen zu trinken pflegen, ein kühles Stündchen zu versitzen. Er fand den leichten weißen Wein, der da vom kühlen Faß verzapft wurde, ganz ausgezeichnet und die rundlichen Herren, die da an den braunen, ungedeckten Tischen ihre Weinwitze machten und Dividenden abschätzten, ziemlich genießbar, obwohl sich einige der lauten Stecher allzunahe an ihn heranmachten, um auf Umwegen zu erfahren, was der feine schlanke Herr, der seinen blonden Knebelbart in vornehmer Haltung strich, eigentlich in ihrem Frankenthal wolle. Markus Miltner ließ jedoch nichts davon verlauten, und nach einer Stunde stillen Zuhörens und andächtigen Trinkens in der alten Zechstube war er wieder soweit, die verschiedenen Sorten lokaler Weinsümpfe auseinanderhalten zu können; nur blieb er im Zweifel, in welcher Sorte der heitere Genius des Ortes am allerspaßigsten sein Wesen treibe, in den Sapperlötern oder den Küchenmicheln, die von Zeit zu Zeit schnüffelnd in dem angerauchten Flur verschwanden, oder in den Wurstmampfern, oder gar in den Kraut- und Erbsenfressern, die sich aus allen Ständen ergänzten. Ehe er die kühle Stube verließ, um seinen Gang anzutreten, schrieb er noch ein paar Zeilen an die Dame Leimbach, ob sie ihm das Vergnügen machen wolle, am heutigen Abend mit ihm und einigen Bekannten im Engel zu speisen. Dann beglückte er die kleine blonde Kellnerin mit einem sanften Kniff in die pfirsichzarten Backen und mit einem fetten Trinkgeld, tauschte einige saftige Händedrücke mit seinen freundlichen Nachbarn aus und trat strahlenden Auges in den sommerlichen Morgenglanz hinaus, gefolgt von einem feinen Abzugsgeläute zusammenklingender Gläser, in dem die zurückbleibenden Schoppenstecher ihre Meinung über den hereingeschneiten Fremden zu tönendem Ausdruck brachten.

Markus Miltner aber war jetzt zum ersten Male wieder ganz imstande, die verblichene Schönheit der alten Stadt zu genießen: er füllte die herrlichen Balkone, die, mit ihrem reichen feinen Schmiedewerk aus der besten Zeit des 18. Jahrhunderts, kunstvollen Blumenkörben glichen, aus denen an seligen Festen noch immer der schönste Frauenflor in die Gassen niederlachte, mit goldenem Leben und freute sich als Kenner an den alten Ladenschildern, oder an den Mohren, Türken und Rittern, die über den alten geschnitzten Türen prangten. Er warf auch einen Blick in die alte Kilianskirche, an deren Wänden, im kühlen Dunkel der Seitenschiffe, die alten Grabdenkmäler der Geschlechter standen, und lauschte vor den kleinen Gärten, die sich mit ihren Rosen an den Resten der alten Ringmauer hinzogen, auf das gedämpfte Rollen der Kegelkugeln, die wie das dumpfe

Schicksalsgrollen einer bunten Bühne in das sommerliche Leben hereinklangen.

So gelangte er endlich, behaglich schlendernd, in den Kressenwinkel vor ein einstöckiges schmales Haus, das sich mit der Hinterwand an die alte Stadtmauer lehnte, und dessen Vorderfront in einen hohen spitzen Giebel auslief, in den ein zopfiger heiliger Georg mit seinem Drachen hineingemalt war. Die breite Seite des Baues ging auf einen eingeschlossenen Garten, und zur Linken stieg der steile Waldhang des Stöckicht empor und erfüllte den alten winkeligen Platz, der im kühlen Morgenschatten dalag, mit seinem würzigen Dufte. Markus Miltner aber betrat nach kurzer Umschau den schmalen Flur des Hauses und klopfte gleich an der ersten Türe rechts.

Eine zarte Frauenstimme rief herein, und vor dem Eintretenden erhob sich von einem Stuhl, der auf einem niederen Podium vor einem offenen Gartenfenster stand, ein mittelgroßes Fräulein in einem gelben Sommerkleid, das in losen Falten an ihrer schlanken Gestalt herniederfiel. Als Markus Miltner höflich grüßend seinen Namen nannte, überflog ein feiner Hauch das schmale, feine Gesicht der jungen Dame, und ihre Blicke senkten sich auf ihre Hände; erst nach einer kleinen Pause brachte sie die Frage heraus: „Was verschafft mir die Ehre Ihres Besuches, Herr Doktor?"

„Ich bin auf der Durchreise hier und möchte mir bei dieser Gelegenheit nur gestatten, einer Korrespondenz, die mir als liebe Erinnerung im Gedächtnis geblieben ist, auch die persönliche Bekanntschaft folgen zu lassen."

Die junge Dame verharrte immer noch im Schweigen; da seine Blicke auf ihrem Gesicht ruhten, bemerkte er, daß sich ein leichter Schatten des Unmutes auf ihre Züge legte; er verlor mit einem Male seine Sicherheit und fuhr leicht stotternd fort: „Ich möchte Ihnen in keiner Weise indiskret erscheinen, mein gnädiges Fräulein; nur —"

Da traf ihn ein ernster Blick aus ihren hellen grauen Augen, und sie sagte mit ruhiger, sanfter Stimme: „Darf ich bitten, Platz zu nehmen, Herr Doktor."

Markus Miltner war in einiger Verlegenheit, wie er das Gespräch mit dem wortkargen Fräulein weiter führen sollte; er machte einige Bemerkungen über das herrliche Sommerwetter und seine Schulstadt und betrat dann wieder, einigermaßen zagend, den Weg, der ihn dahergeführt hatte: „Eigentlich war es nur der Anfang einer Korrespondenz, die mir vor einigen Tagen zufällig wieder unter die Hände geriet und den Wunsch erweckte, bei meiner Anwesenheit in Frankenthal die Schreiberin persönlich kennen zu lernen. Sie haben meine Aufmunterung allerdings mit stolzem Schweigen beantwortet —"

„Soll ich Ihnen sagen, warum?" entgegnete Malwine Dietz nach einer kleinen Pause, ohne von der Arbeit aufzusehen.

„Bitte sehr, mein gnädiges Fräulein."

„Ihre Antwort erschien mir nicht ganz ehrlich —"

Markus Miltner errötete und entgegnete lebhaft: „Und doch war sie es, wollen Sie mir glauben. Aber wenn man von Berufswegen so viel schreiben muß, begegnet es einem, daß man manchmal den Sinn für die

Nuance verliert und zu viel oder zu wenig sagt. Ich hoffe, Sie sind deswegen nicht der Muse untreu geworden. Sie haben Talent —"

Das Fräulein schüttelte ganz leicht ihren Kopf und erwiderte: „Ein bißchen, — für den Hausgebrauch. Damit hat man nicht das Recht, die Welt, in der es so viele gute Sachen gibt, zu belästigen. Ja, und dann hat auch das Leben das seinige dazu getan, mir mein bißchen Dichten abzugewöhnen. Ich habe in den letzten Jahren zu viel Elend gesehen. Meine Tante, die mich erzogen hat, wurde krank und lag hier im Hause drei Jahre gelähmt da. Ich habe sie gepflegt bis zu ihrem seligen Ende." Sie hielt inne und blickte mit geneigtem Kopfe lauschend in den Garten hinaus, der wie ein tiefer Blumenkorb, dessen Boden von der hellsten Blnmenfülle überquoll, zwischen den alten grauen Mauern aufglänzte. Der Schimmer eines Lächelns huschte über ihr Gesicht und verschwand wieder, als sie fortfuhr: „Und ein Jahr später hat man eine andere Tote hier hinausgetragen, deren Schicksal mir gezeigt hat, daß das Leben der schrecklichste Dichter ist, der uns schweigen lehrt. Stephanie Hilbert ist in diesem Hause gestorben."

Ein jähes Entsetzen riß Markus Miltner von seinem Sitze auf und wortlos starrte er das Fräulein an, dessen Hände müßig auf ihrer Näharbeit ruhten, während die Bilder der Erinnerung, denen er noch gestern nachgehangen, in wildem Sturme und mit der Deutlichkeit einer ewigen Gegenwart durch seine Seele jagten.

„Stephanie ist gestorben?" stammelte er mit zugeschnürter Kehle, während er kein Auge von der Schweigenden verwandte, als müsse er nun etwas Grauenvolles hören, dem er nicht entfliehen könne.

Doch Malwine fuhr mit leiser Stimme, in der eine tiefe Erregung nachzitterte, fort: „Ja, hier, im Zimmer nebenan hat sie der Tod erlöst von allem Leid."

„In — in welcher Verbindung stehen Sie zu der — Toten?" fragte Markus Miltner.

„Sie war meine beste Freundin. Wir sind als Nachbarskinder aufgewachsen. Ihr Vater, der als Arzt nicht mehr praktizieren konnte, hatte sich hierher zurückgezogen. Da drüben haben sie gewohnt. Später nahm sie die Stelle einer Erzieherin in München an. Sie war es auch, die mich eigentlich ermunterte, an Sie zu schreiben."

Da nickte Markus Miltner, als ob er nun alles verstünde. Doch Malwine fuhr mit herber Stimme fort: „Später in ihrem namenlosen Elend hat sie sich zu mir hierher geflüchtet. In mir aber zittert noch immer die Empörung nach, wenn ich daran denke, was das Leben aus diesem herrlichen Geschöpf gemacht hat. Und wie es die Ärmste an Leib und Seele geschändet hat. Warum? Weil sie ihre Seele einem Menschen hingegeben! Seit jener Zeit seh' ich die ganze Welt mit anderen Augen an."

„Es ist entsetzlich," sagte er mit matter Stimme, während zugleich der Gedanke in ihm aufblitzte, daß auch er in dieses jämmerliche Schicksal verstrickt sei und jeden Augenblick noch mehr des Entsetzlichen erfahren könne.

Malwine aber reckte ihre schlanke Gestalt, als ob sie einen Entschluß gefaßt habe, und sprach weiter: „Seit ich gesehen habe, wie ein Frauenleben zugrunde gehen kann, verstehe ich erst die Hoffnungen, die in den Seelen

unserer edelsten Frauen lebendig sind. Ich bin zwar nur eine kleine Zuschauerin und teile nicht alle diese Hoffnungen, die in der Welt draußen laut werden. Aber daß sie **leben**, ist mir ein heiliger Trost."

Markus Miltner schwieg. Malwine aber fuhr mit milderer Stimme fort: „Ach ja, so tröstet man sich, indem man sich von einem solchen Schicksal weg ins Allgemeine flüchtet. Es ist zwar ein schlechter Trost; aber — —. **Mich** hat der lange Anblick des Furchtbaren ganz still gemacht."

Markus Miltner, in dem nur ein einziger Gedanke lebte, fragte nach einer Weile, um nur etwas zu sagen: „Sie leben ganz allein?"

Ein Leuchten ging über die Züge des Fräuleins, und wieder lauschte sie einen Moment in den sonnigen Garten hinaus, der von Finkenrufen und dem Gezänke der Amseln widerhallte. „Nicht ganz. Es ist auch so traurig, wenn man gar niemand hat, für den man leben kann. Manchmal denk' ich mir aber auch, daß ich es ganz gut allein aushalten könnte. Ich meine: ein kleines Plätzchen auf dem Mantelsaum Gottes ist auch für mich übrig, und da legt man sich dann hin und sieht sich die Sterne an."

„Das ist herrlich, was Sie da sagen," wollte Markus Miltner entgegnen; doch in diesem Augenblicke öffnete sich die Türe und ein etwa vierjähriger braungelockter Knabe, mit hellen blauen Augen, der eine Peitsche in der Hand hielt, lief herein und rief feurig: „Mama, Mama, die Marie hat im Garten ein Nest gefunden."

Markus Miltner stand zum zweiten Male sprachlos von seinem Sessel auf.

„Ein Nest hat die Marie gefunden?" fragte Malwine mit gespieltem Erstaunen, während sich der Kleine zu ihr flüchtete und da, sich anschmiegend und plötzlich eingeschüchtert, auf den fremden Mann starrte.

„Sieht er seiner Mama nicht ähnlich?" fragte Malwine, um deren Lippen ein strahlendes Lächeln spielte. „Er hat ganz ihre lieben Augen."

Markus Miltner, dem es nun klar war, wessen Kind vor ihm stand, wußte nichts anderes zu tun, als dem Knaben seine kräftige Hand hinzuhalten. Ehe er indessen eine weitere Frage an Malwine tun konnte, kamen andere Kinder, Knaben und Mädchen aus der Nachbarschaft hereingetrippelt, so daß er sich bald von neugierig glänzenden Augen umgeben sah. Malwine aber schien seine Anwesenheit mit einem Male ganz vergessen zu haben; sie zupfte dem einen sein Schürzchen zurecht und hob dem andern, lachend und fragend, das rosige Kinn empor, mit glücklicher Beweglichkeit, die ihr schmales Gesicht mit strahlendem Leben erfüllte. Bald füllte heiterer Kinderlärm den kleinen Raum.

Markus Miltner, der inzwischen nur an das Gehörte dachte und dabei Stephanies Gestalt, so wie er sie das erstemal gesehen, mit seltsamer Deutlichkeit empfand, sah dem kindlichen Treiben mit starren Augen eine Weile zu; er ließ seine Blicke, die doch nichts sahen, auch über die altväterische Einrichtung des Gemaches schweifen, an dessen getünchten Wänden, neben einigen Familienbildern, Riedingersche Jagdstücke in schmalen braunen Holzrähmchen hingen. Nun trippelten auch ein paar neugierige alte Weibchen herein, die einen Reiger nach dem andern vor dem fremden Herrn machten und alle in jämmerlichen Tönen bestätigten, daß es sehr heiß sei.

Markus Miltner blieb noch ein Weilchen stumm auf seinem Stuhl sitzen; dann aber überschlich ihn der Gedanke, daß er heute nichts mehr von Stephanie zu hören bekommen werde, und er erhob sich plötzlich, um Abschied zu nehmen. Malwine geleitete ihn bis an die Türe, und der Besucher dachte während des Gehens mit unsäglichem Widerwillen an das kleine Festmahl, zu dem auch Malwine als Gast erscheinen sollte. Doch der Gedanke, daß ihm der Abend wohl Gelegenheit bieten werde, noch einmal mit ihr über das Schicksal der Dahingegangenen zu sprechen, erfüllte ihn mit plötzlicher Wärme; er blieb in der Türöffnung stehen und sagte mit leiser, bittender Stimme: „Ich habe für heute Abend einen Kollegen und eine andere Dame zu Gast geladen. Um acht Uhr in den Engel. Wollen auch Sie mir die Freude machen, mein Gast zu sein? Ich bitte darum. Ich hätte so viel mit Ihnen zu besprechen —. Geben Sie mir keinen Korb —"

„Gut, ich werde mir erlauben —", sagte Malwine nach einer kleinen Weile, ohne ihre Augen zu erheben, während er keinen Blick von dem feinen Mund verwandte, um dessen Lippen wieder ein Schatten herber Strenge lag. —

Markus Miltner blieb noch einen Augenblick vor der schlanken Gestalt stehen; es schien ihm, als müsse er ein volles warmes Herzenswort finden, das wie eine sichere Brücke in die Zukunft hinüberführe; allein er fand nichts, was er ihrer würdig hielt, und so nahm er rasch und etwas förmlich vollends Abschied, zu dem sie ihm ihre schmale Hand reichte.

Er schlug aber nicht den Weg in die Stadt ein, sondern stieg auf den Waldpfaden des Stöckicht empor bis zur muldigen Hochebene, wo er nun, zugleich erregt und traumversunken, im Glanz des strahlend blauen Sommertages, durch silbern einherwogende Roggenfelder, dahinging. Die Gestalt der armen Toten wollte nicht von seiner Seele weichen, und es war ihm zumute, als sähe ihn ein ewig starres Auge, dem ein ungeheures Unrecht angetan worden war, wie eine bange Schicksalsfrage an: Trug er nicht auch eine halbe Schuld an diesem traurigen Los? Er hatte sie hineingeführt in dieses Leben, das ihr zum Schicksal werden sollte, und mußte sich nun fragen, was wohl aus dieser sonnigen Seele voll der Sehnsucht tiefsten Lebens geworden wäre, wenn er damals seinem eigenen Gefühl gestattet hätte, zur Freiheit des Glückes emporzureifen? Nun stand er zum zweitenmal vor ihr und ihrem Schicksal, das aber als ein Unwiederbringliches abgeschlossen war, und Blick und Wort und Geste, die ihm noch nachleuchtend in der Erinnerung lebten, bekamen in dem Schmerze des Augenblicks eine Bedeutung, die ihn immer wieder von neuem nachgrübeln ließ, welche Fäden dieses armen Menschenloses er selbst gewoben oder zerrissen hatte. Zum erstenmal bewegte ihn ein niederdrückendes Gefühl der Verantwortlichkeit, gegen das er kein Wort heimlichen Trostes fand und das nur in dem Gedanken an Malwine, aus deren Mund er volle Klarheit über Stephanies Leben erfahren mußte, den wehmutvollen Vorgenuß einer milden Ruhe in reiner Menschennähe empfand.

Seine Schläfen brannten und immer rascher ging er auf dem alten Feldwege dahin. Um den Schreitenden glühte die heimatliche Flur in voller heißer Sommerpracht; hoch im Blauen trillerten die Lerchen im leichten Wind, ein Falke stand auf Beute lauernd über einem Buchenwalde, und

dort glänzten auch die altersbraunen Ziegeldächer seines Heimatortes von einem sanften Höhenhang herüber. Allein es schien ihm jetzt in dieser innern Not unmöglich, noch anderen Erinnerungen nachzugehen, und so kehrte er denn auf einem andern Feldweg, den er einst als Schüler Tag für Tag zur Stadt herabgegangen war, zurück, während der Glanz der heißen duftigen Gefilde, die zitternd zarten Glockenblumen am Rande des Weges, die huscheligen Eidechsen am Rain, das Gesumm der Hummeln, die taumelnden Falter und Welt und Leben in ein bang empfundenes Wirrspiel ungeheurer Traumhaftigkeit, die doch tiefstes Fühlen war, vor seinen Augen ineinander flossen. —

4.

Frau Katharina Leimbach rauschte am Abend als die erste seiner Gäste in einem schweren schwarzen Seidenkleide an, auf dem das regelmäßig verteilte Gold ihres Schmuckwerkes glänzenden Spektakel machte; dann kam Malwine, mit einem feinen goldnen Kettlein um den Hals, und endlich stellte sich auch Herr Otto Erich Steinbeis ein, der, trotz der sommerlichen Hitze eine braune Samtjacke trug, die an den Ellenbogen wie Mondschein auf einem Weiher glänzte. Er wußte nicht recht, was er aus der Anwesenheit der beiden Damen machen sollte, in deren Gesellschaft ihn ein leckeres Mahl erwartete; denn er hatte, ehe er das Herrenzimmer beschritt, einen Abstecher in die Küche gemacht, um seine Nase mit einem Vorgeruch zu füllen und dabei den Speisezettel zu prüfen. Er hielt die Frankenthalerinnen, die er nur dem Namen nach kannte, für Bekannte des Kollegen von dessen Schulzeit her, und nahm sich vor, dem hübschen Fräulein Dietz, das ihm nicht die Hand zum Gruße gereicht hatte, als Mann von Welt und Geist gehörig zu imponieren.

Markus Miltner hatte in dem kleinen Stübchen neben dem Herrenzimmer decken lassen. Als er sich mit seinen Gästen zu Tische setzte, beherrschte ihn der trübe Gedanke, wie ganz anders er sich diesen Dichterschmaus ausgemalt hatte, nämlich als ein übermütiges Symposion, wo er von einem schönen Traume in halbem Selbstspott glücklich Abschied nehmen wollte. Nun mußte er sich zu heiterem Gespräche zwingen und durfte mit Malwine, deren vornehm stilles Wesen ihn in eine leichte Erregung versetzte, kein Wort von dem sprechen, was seine Seele den Tag über tief und schwer bewegt hatte.

Herr Otto Erich Steinbeis überhob ihn indessen bald der Pflicht des Redens; der Dichter war nach einigen Umschweifen über Frankenthal sofort auf die Litteratur gekommen, und es zeigte sich, daß er den meisten übeln Schlichen auf der Spur war, die da draußen in der Welt der großen Namen im gemeinen Schwange waren; er war unbarmherzig wie ein Totenrichter, und sein Ingrimm wurde erst recht lebendig, als die ersten Gläser des besten Frankenthaler Weißen über seine Zunge gelaufen waren. Er riß von einigen berühmten Dichterhäuptern so viele ungerecht erraffte Lorbeerkränze herunter, daß die Frankenthaler auf Jahre hinaus mit den schmalen

würzigen Blättern für ihre Bräten versorgt waren; er selbst aber nahm kein Blatt davon vor den Mund und erzählte von einigen gemachten Leuten Geschichten, die, wie er selbst bemerkte, wirklich nicht mehr schön waren. „Die ganze Litteratur ist ein Schweinestall. Ich bin froh, daß ich heraus bin. Die ganze Welt ist überhaupt ein Schweinestall!" schloß er voll Ingrimm, den er aber sofort durch ein vollgemessenes Glas Frankenthaler löschte. —

„Wo uns das Schicksal mästet," ergänzte Markus Miltner, der das Bedürfnis fühlte, etwas zu entgegnen. „Ihr Spezielles, Herr Kollege!"

Frau Leimbach, die Malwine mit überfreundlicher Hochachtung begegnete, hatte sich sofort auf deren kleines Adoptivsöhnchen gestürzt, und die beiden Damen waren bald tief in die entzückendsten Unarten der Kinder verstrickt. Der Zuhörer erfuhr bei dieser Gelegenheit auch, daß die kleine Dame Kunststickereien für ein Frankfurter Kaufhaus fertige, und der Gedanke, daß auch sie einen Teil ihres Lebensunterhaltes mit ihrer Hände Arbeit erwerben müsse, erfüllte ihn mit einem wohligen Gefühle und halbem Glücke.

Als aber die verheißenen Frankenthaler Spezialitäten, die üblichen göttlichen Bratwürste erschienen, verließ Otto Erich Steinbeis das unsichere Feld des deutschen Schrifttums und zeigte sich als echter, eingelebter Wahlfrankenthaler: „Das ist das einzige, was man hier hat," sagte er mit leichtem Schmatzen, während er die braunen glänzenden Gebilde mit kennerhaftem Ernst zersägte und ein zweites und drittes Mal davon nahm, nur, um dem Kollegen zu zeigen, wie man sie in Schönheit ihrer Bestimmung entgegenführen müsse.

„Die Metzger nehmen zu viel Pfeffer," meinte Frau Leimbach, die den Duft mit ihrer Nase prüfte. „Und dann weiß man nie, was in einer Wurst alles drinsteckt. Wir essen nur hausgemachte. Ich nehme auch immer ein paar Nägele dazu. Mein Mann ist darin sehr subtil."

„Die Wurst ist eigentlich, als philosophisches Gericht, das deutsche Essen par excellence", mischte sich nun Markus Miltner ein, der, trotz seiner unheiteren Stimmung, gern ein Lächeln auf Malwinens Lippen gesehen hätte. —

„Wie meinen Sie das, Herr Kollege?" fragte Otto Erich Steinbeis mit vollen Backen.

„Gott, die Haut da ist sozusagen der Begriff, in den man den Inhalt zuerst hineinstopft, Fett und Fleisch und Gewürze, um ihn dann wieder herauszunehmen und als durchaus notwendiges Füllsel einer tiefsinnigen Analyse zu unterwerfen!" Da sein Einfall aber nur mäßige Heiterkeit erweckte, führte er ihn, ohne inneres Behagen, noch näher aus, indem er bei einigen Zutaten verweilte. Herr Steinbeis aber hatte sich inzwischen redend zu Fräulein Dietz geneigt, und als Markus Miltner mit seinem Zwischenspiel zu Ende war, hörte er den kauenden Dichter sagen: „Wir alle müssen uns eine neue Seele anschaffen."

Malwine, die noch immer nicht auftauen wollte, sondern ziemlich einsilbig dasaß und auch keinen Wein trank, begrüßte diese Forderung mit einem leichten Nicken ihres feinen Kopfes. In Frau Leimbach aber, die im Rhythmus ihre Nase rümpfte, erwachte plötzlich die eingeschlafene Phantasie,

als man auf die fränkische Küche im allgemeinen zu sprechen kam, und bald segelte ihr schwer beladenes Küchenschiff in voller Pracht dahin. Otto Erich Steinbeis, der ein Glas Wein nach dem andern hinabstürzte, folgte ihr auf dieser Dichterfahrt mit lyrischer Begeisterung. Der frühere Poet erwies sich hierbei nicht nur als ein feiner Schmecker, sondern auch als ein wählerischer Kenner der Lokalgewächse, die ihren leichten Duft aus einem eigenen Rebenwinkel saugen, sowie der schmatzenden Geschmäcker aller Frankenthaler. Markus Miltner erfuhr, welche Zunge der Herr Landgerichtsrat a. D. Weinhöppel besitze, und es blieb ihm nicht verborgen, daß der Physikus ganz unmögliche Geschichten erzähle, wenn er zu viel geladen habe. Die Fülle des Lebens, die in Wein und Rosen duftet, äußerte sich in jedem dieser Schöppleinstecher als ein anderer Durst, der mit feinster Zunge Ort und Zeit und Stimmung wählte, um zu seinem angestammten Recht zu kommen; denn die Trinksitten der Eingeborenen waren offenbar so geheiligt, daß sie als Schicksalsmächte bei allen anderen Brüdern Anerkennung fanden. Fisch, Wildbret, Wald und Weide nährten in der alten Weinstadt Seelen, in denen der unendliche Reichtum des Lebens als ererbte Heimatschmeckerei sein Wesen trieb. Frau Katharina Leimbach, die nicht übel trank, erzählte endlich mit breitem Lachen von einem Nürnberger Kochbuch, dessen merkwürdiger Titel also lautete: „Der aus dem Parnasso ehemals entlaufenen vortrefflichen Köchin, welche bei den Göttinnen Ceres, Diana, Pomona viele Jahre gedient, hinterlassene und bishero, bei unterschiedlichen, der löblichen Kochkunst beflissenen Frauen zu Nürnberg zerstreut und in großer Geheim gehalten gewesene Gemerk-Zettul, woraus zu erlernen, wie man über anderthalbtausend sowohl gemein als rare Speisen: in Suppen, Musen, Pasteten, Brühen, Essigen, Salaten, Salzen, Sulzen, Vorrichten, Nebenessen, Eiern, gebraten, gebacken, gesotten und gedämpften Fischen, Wildpret, Geflügel, Fleisch, auch eingemachte Sachen, Torten und Zuckerwerk bestehend; mit Wohlgeschmack und leckerhaft nach eines Jeden Beutel zu bereiten und zu kochen." Sie leierte diesen Titel lachend wie eine Gebetsmaschine herunter und wußte auch die Jahreszahl des Erscheinens dieses klassischen Werkes, 1691, genau anzugeben.

Otto Erich Steinbeis aber, in dessen Lachen sich jetzt ein Glucksen mischte, ließ sich vernehmen: „Diese klassische Köchin ist famos. Es ist ewig schade, daß wir nichts wissen, was die hohen Götter eigentlich neben ihrem Nektar und Ambrosia noch gewickelt haben, vorausgesetzt, daß jede der hohen Herrschaften eigene Küche geführt hat. Sie wissen nicht, ob die klassische Küchenfee ein Tagebuch hinterlassen hat? Nunc pede libero — die Damen entschuldigen! Ich habe nämlich auch einmal Philologie studiert. Prost."

Frau Leimbach, die den Herrn Redakteur gottvoll fand, wußte nichts von einem Küchentagebuch, und Otto Erich Steinbeis begann die Geschichte der vom Parnaß entlaufenen Göttin weiter auszuspinnen, indem er zwinkernd ausmalte, welche Bedeutung der Klatsch in der klassischen Götterküche eigentlich für die menschliche Kulturgeschichte haben müßte, wenn er bekannt würde. Auch das berühmte goldene Gedüft um den Olymp sei, aller Wahrscheinlichkeit nach, nur glänzender Küchenrauch gewesen, wie er noch jeden Tag golddurchwoben von Frankenthal aus in den ewigen Äther emporschwebe. Und

so verband ein barockes Kochbuch das modernste Leben in einem sommerlichen Weinwinkel mit dem marmornen Hochsitz der ewigen Götter. —

Markus Miltner aber dachte an den Brief des Dichters Steinbeis und an das Hochzeitsmahl des ersten Übermenschenpaares, zu dem jetzt der Speisezettel und die klassische Köchin gefunden waren. Er hob sein Glas empor und trank Malwinen Dietz, die lächelnd dasaß, behaglich zu.

Frau Leimbach führte indessen das Gespräch aus göttlichen Höhen wieder in die Heimat zurück, indem sie zu Otto Erich Steinbeis sagte: „Sie sollten einmal in einem Roman eine altfränkische Prunkküche schildern. Vielleicht tun sie es noch in der ‚Millionenbraut'? Machen Sie nur, daß Elsa ihren armen Grafen bekommt. Sonst soll Sie's Mäusle beiße, haha." —

Als Markus Miltner, den der Wein mehr und mehr durchwärmte, hörte, daß der Dichter der „Millionenbraut" neben ihm tafle, stahl sich ein mildes Lächeln über seine Züge und seiner Sorge um die Dichterseele seines Kollegen, den er auf dem heiligen Boden der Tragödie zu finden gewähnt, war er nun mit einem Male ledig, besonders als er merkte, daß der Ertitane auch mit dem intimsten Lokalklatsch, der nun an die Reihe kam, aufs innigste vertraut war. Otto Erich Steinbeis, der einen sanften Wein trank, wurde dabei immer milder; zuweilen duckte er sich beim Lachen, und Markus Miltner, welcher seine Landsleute kannte, entsann sich dieser Geste als eines Zuges, an dem er jeden Frankenthaler selbst am Kongo zu erkennen glaubte. Auch Malwine war etwas heiterer geworden; sie warf hin und wieder eine schalkhafte Bemerkung in das Gespräch, die aber in Markus Miltners Brust ein leises Gefühl der Eifersucht erweckte, weil ihm selbst noch kein besonderer Gruß aus dieser Anmut zuteil geworden war; seine Miene wurde immer säuerlicher, während der Schimmer um den feinen schmalen Mund seiner Nachbarin immer häufiger erglänzte. Im Eifer des Gespräches bemerkten sie indessen nicht, daß die Nebenzimmertüre leise geöffnet worden war und draußen der stumme Chor der Komödie in Gestalt lauschender Frankenthaler stand, für die das Festmahl da drinnen ein gefundenes Fressen war; sie duckten sich zuweilen grinsend und zwinkerten, wenn der fette Zeitungsschreiber Steinbeis eine saftige Bemerkung machte; seit ihr Mitbürger Valtin Gramlich den verlorenen Mohrenkopf des Wachtturmes in einem falschen Hünengrab wiedergefunden und seiner Vaterstadt für die nächste Ewigkeit gestiftet hatte, war ihnen kein solch gelungener Jux mehr begegnet.

Als die Damen, die plötzlich an ihre Kleinen dachten, welche zu Hause schliefen, endlich aufbrachen, erbot sich Markus Miltner, sie zu begleiten, während Otto Erich Steinbeis von den neugierigen Honoratioren im Herrenzimmer festgehalten wurde. Frau Katharine Leimbach ließ es sich nicht nehmen, das Fräulein Dietz in den Kressenwinkel zu begleiten, und so ging denn Markus Miltner schweigend neben den beiden Damen her, durch schlummernde Gassen und über mondhelle Plätze, auf denen fließende Röhrenbrunnen rauschten. Frau Leimbach sprach im Gehen mit lauter Stimme von tausenderlei Dingen: von Senfgurken und Weinbeerblatz, vom Sockenstricken und vom Zahnen, von Fleißzetteln und von ihrer alten Magd

Madlene, einer reinen Perle, wie sie nicht mehr wachsen. Markus Miltner empfand einen wachsenden Widerwillen gegen diese fette Spießbürgerin, die ihm die Freude nahm, sich mit der schlank einherwandelnden Gestalt an seiner Seite zu unterhalten, und er rächte sich an dem Idealbilde einer kühnen Weiblichkeit, das er einen Tag lang in seiner Seele getragen, indem er sie in das Pfefferland wünschte. Er begriff nicht, wie Malwine solchen spießigen Gesprächen mit offenbarer Aufmerksamkeit zuhören konnte. Als das schlanke Fräulein in dem alten Haus des Kressenwinkels verschwunden war, ohne ihm, wie er meinte, einen freundlichen Abschiedsgruß zu gönnen, und auch Frau Katharine Leimbach, die sich laut und warm von ihm verabschiedete, den Heimweg nach dem Lochboden angetreten hatte, ging er langsam durch die hallenden Gassen in die Stadt zurück, von einem Tore bis zum andern und hinab zum Main, der in der milden Helle der lauschenden Sternennacht leise daherzog. Ein leises Wehen, von Duft und Frische schwer, kam zuweilen von den nahen Feldern des sanft ansteigenden rechten Ufers hergestrichen, und feierlichen Klanges verhallte der Schlag der Stundenglocken, die sich von nah und ferne Antwort gaben, im namenlosen Frieden der Julinacht. So hatte er sich diesen Dichterschmaus wahrhaftig nicht gedacht, und auch Malwinens vornehm anmutige Gestalt verlor im Lichte dieses Mahls, das nun auch vorüber war.

Ein Schauer tiefster Einsamkeit und leiser Trauer überschlich allmählich den Lauschenden: dort oben wandelte, in ewig blühender Reinheit, Stern an Stern, und hier unten atmete und schlief das bange Leben, das aus armen Augen träumt und glänzt. Wie viele von den Sternenaugen, die ihm selbst geglänzt, waren schon erloschen in der ewigen Nacht, und doch ging noch ein fester Schicksalsfaden her zu ihm und spann sich weiter zu den andern, die sich einst mit ihm an Glanz und Licht gefreut hatten. Ein wunderbares, grauenvolles, goldenes Verwobensein von Ton und Duft und Klang und Menschenwerk, damit ein jeder, wahnvoll darein verstrickt, Unaussprechliches erfahre! Das Leben, das er vor einigen Tagen noch geführt, schien ihm im atemlosen Schweigen dieser Nacht wie ein dumpfer Traum, der meilenfern am dunkeln Horizonte lag und brandete, und doch saß dort, im Wirrwarr heißen Drangs und einer ruhelos gemeinen Welt, das arme Schiffchen seines Lebens fest. Wozu? Wozu? Ein Gefühl unsäglicher Verlassenheit und bittern Ekels quoll langsam in ihm empor, und ziellos ging er, umfangen von der ungeheuren Einsamkeit alles Lebendigen, durch die Sommernacht dahin, in der ein Atem und ein Weben ging, von Stern zu Sternen und von Traum zu Träumen.

Als er sich, lange nach Mitternacht, dem Gasthof wieder näherte, torkelte gerade der Dichter Otto Erich Steinbeis im Selbstgespräch die breite Sandsteintreppe herunter; er war gänzlich betrunken und hielt seinen Stock wie einen Spieß vor sich hin.

„Na, haben Sie Ihre Nachbarin nach Haus gebracht?“ lallte er mit cynischem Lachen, als er den Kollegen so spät daherkommen sah.

„Mensch, Sie sind ja besoffen,“ entgegnete Markus Miltner, den dieses deutliche Lachen mit einem ingrimmigen Ekel erfüllte, ohne den Dicken, der sich fauchend vor ihn hinpflanzen wollte, weiter eines Blickes zu würdigen.

Während er die alte breite Holztreppe des Gasthofes hinanstieg, stand die Gestalt des Fräuleins aus dem Kressenwinkel in wundersamer Deutlichkeit vor seinen Augen, und eine verwegene Frage erhellte mit einem Male das Dunkel seiner Seele: Was würde wohl aus dem stillen Gartenglücke werden, wenn es in einer freieren Welt zum vollen Blühen käme und in voller Menschenfreude leuchtete? Auch der Gedanke, daß der Sohn der entschwundenen Freundin an Malwinens Hand in sein Leben treten und da, zu seiner eigenen Sühne, zu einem Vollmenschen heranwachsen sollte, war nur ein Mehrer des Zaubers, der von ihrer stillen anmutigen Natur ausging. In der leichten Trunkenheit und herrlichen Unrast, die ihn allmählich überkamen, schien es ihm, als hinge die Erfüllung dieser Träume nur von einem einzigen Worte ab, das er nur zur rechten Glückszeit sprechen dürfe.

Es war ihm ganz unmöglich, ein Auge zuzutun, und schlaflos in dem ungeheuren Bette liegend lauschte er auf die heimlichen Laute, die sich aus den alten Wänden lösten und draußen atmend durch das würzige Dunkel gingen, bis in der schauernden Erwartung der ersten Frühe jeder Laut verstummte. Dann überhauchte endlich ein leichter Schimmer die fahle Finsternis, und langsam, in Gold und Rosen, kam der reine Sommertag herauf, dessen Anbruch er mit einem festen Entschlusse in seiner Seele erwartete.

5.

Der strahlend helle Sonntagsmorgen widerhallte vom Braus des festlichen Lebens und dem Geläut der Glocken, als Markus Miltner seinen Weg in den Kressenwinkel antrat. Zu seinem Erstaunen mußte er im Gehen bemerken, daß einige Primaner, die an einer Straßenecke beisammenstanden, voll scheuer Ehrfurcht die grellrote Mütze vor ihm abzogen, und er entnahm aus diesem Gruß der Jugend, daß er nicht mehr unerkannt in Frankenthal weile, sondern als erkannter Fürst des Geistes das ehrwürdige Pflaster der alten Stadt trete.

Als er gegen zehn Uhr den Flur des kleinen Hauses im Kressenwinkel betrat, fand er zu seinem Schrecken die Zimmertüre rechts verschlossen; eine junge sonntäglich geputzte Magd, welche die Haustüre gehen gehört hatte, wies ihn jedoch durch eine Hinterpforte in den Garten, wo er Malwine mit dem kleinen Alfred, der in einem Haufen des schönsten Mainsandes herumschaufelte, in einer Geißblattlaube an der alten Ringmauer traf. Eine Küchenschürze säumend, saß sie ganz im warmen Schatten, aus dem ihm ihre Augen wie zwei tiefe Sterne entgegenleuchteten, vor einem alten steinernen Tisch, auf dem eine Majolikaschale voll frischer Rosen neben einigen dicken blauen Heften stand. Sie trug das gleiche Hausgewand wie am vorhergehenden Tage; nur um das rechte Handgelenk hatte sie ein feines Armband gelegt, an dem eine alte Münze hing. Sie begrüßte den Besucher mit heiterer Freundlichkeit und klaren Blicken; aber ihm schien es plötzlich ganz unmöglich, vor der Anmut dieses feinen Frauenwesens auch nur ein einziges Wort von dem vorzubringen, was ihn im Dunkel der entschwundenen Nacht als heimlicher Wunsch und mächtiges Verlangen bewegt hatte. Er

nahm vor dem Tische Platz; sie unterhielten sich zuerst von der Pracht des Sommerwetters, und dann wußte er das stockende Gespräch auf Stephanie zu lenken. Malwine sprach heute mit milder Ruhe von dem Los der dahingegangenen Freundin, und er erfuhr ungefähr das, was er sich selbst gedacht hatte: der Mensch, mit dem sie nach Berlin gegangen war, hatte sie nach vier Jahren verlassen, und sie hatte sich, an Leib und Seele krank und gebrochen, mit ihrem Kinde zu der einzigen Freundin geflüchtet, in deren Armen sie hinübergegangen war. Er empfand es als eine ungeheure Erleichterung, daß ihn keine Einzelheit dieses armen Lebens überraschte, sondern daß vielmehr auch das Schlimmste seinen Erwartungen entsprach.

Hierauf trat eine Pause ein, und er sah dem Spiele ihrer weißen Finger zu, die fleißig die Nadel führten. Dann begann er plötzlich, in einer leichten Aufwallung, von den Gründen und der Veranlassung seiner Reise zu erzählen. Malwine hob zuweilen den Kopf und sah ihn mit forschender Aufmerksamkeit an, während er sprach, und einmal, als er den Brief der Hotschenreiterin mit leicht nervöser Übertreibung zerpflückte, entfloh ein leichtes Lachen ihrem Munde, das ihn mit wonniger Erregung erfüllte. Auch das Dichtermahl hatte jetzt in seinem Geiste jene Färbung angenommen, die er am Abend selbst vermißte, und die Heiterkeit einer gemeinsamen Erinnerung ließ ihn lange bei dem Dichter Otto Erich verweilen, der seinen Olymp, seinen Nektar und sein Ambrosia in Frankenthal gefunden hatte. Im Laufe des Gesprächs kam er dann auch auf sein Münchner Leben, dessen schönste Seiten er mit leichter Übertreibung herausstrich. Dabei liefen ihm neben den glänzenden Gedanken, die er vor seiner Zuhörerin ausbreitete, noch andere Gedanken wie auf dunkeln Seitenpfaden her, und er staunte zuweilen, daß Malwine, die nicht mehr von ihrer Arbeit aufblickte, gerade diese Gedanken erriet und wie schöne Schmetterlinge aufspießte. Zuweilen hatte er auch das Gefühl, dies oder jenes Wort passe nicht in diesen stillen, sommerlichen Gartenwinkel, und dann geriet er jedesmal in ein leichtes Stottern, das die Erregung seiner Seele nur noch steigerte. So wurde er im bewegten Gespräche immer mitteilsamer, und er vertraute der Lauschenden allmählich Dinge an, über die er noch mit keinem Menschen gesprochen hatte. Er merkte bald, daß Malwine viele gute Sachen gelesen haben mußte, und die Einsicht in die Schattenseiten seines Berufes, die aus einigen ihrer Bemerkungen hervorging, berührte ihn ganz seltsam; sie meinte nämlich mit halbem Lächeln, es müsse doch eigentlich schrecklich sein, für jedes Buch und jeden Menschen gleich ein Wort bereit zu haben, da doch Menschen und Dinge ihr Angesicht erst nach und nach enthüllen könnten. Markus Miltner sprach dagegen mit leichter Übertreibung, die er selbst als solche empfand, von der ewig frischen Erneuerung der Seele im Strom des Lebens, und dabei verwandte er kein Auge von Malwinens schmalem Gesicht, von dem der Abglanz einer gleichmäßig ruhigen innern Heiterkeit nicht wich. Er bemerkte, daß sie in regelmäßigen Pausen von ihrer Arbeit aufblickte, um den spielenden Knaben nicht aus den Augen zu verlieren; als er endlich anfing, seine Ansichten über die künftige Erziehung der europäischen Menschheit vorzutragen, kam ein tieferes Leben in ihr ganzes Wesen. Sie meinte, der kleine Alfred müsse Arzt oder Landwirt werden, und auf diesem Grunde

zimmerten sie nun ein glänzendes Menschenschicksal zurecht, indem jedes von seinen eigenen Hoffnungen etwas dazu gab. Wenn Markus Miltner in den Garten zurückblickte, mußte er die Augen schließen vor der blendenden Sonnenflut, in der alle Farben brannten und glühten, und dann tauchte ihn das lichtdurchwobene Schattendunkel der Laube, in das der silberne Ruf eines Finken niederklang, allmählich in einen halben Traumzustand, in dem er ihre Gegenwart und die ganze friedlich schimmernde Umgebung in einem einzigen Gefühl empfand.

Als er endlich eine Pause machte, erhob sich Malwine plötzlich und sagte lächelnd: „Entschuldigen Sie mich, bitte, nur einen Augenblick. Mein Mädchen ist in die Kirche gegangen und da liegen gewisse Hausfrauenpflichten auf mir. Vielleicht werfen Sie indessen einen Blick in diese Hefte da. Ja?"

Markus Miltner sah der Lächelnden, die raschen Schrittes durch den Garten auf das Haus zuging, mit einigem Befremden nach und griff dann nach dem dicksten der Hefte, dessen erste Seite den Titel trug: „Catilina". Eine Tragödie in fünf Akten von Adolph Stubenrauch. Beim flüchtigen Blättern sah er, daß die geschwollenen Jamben, in denen die Dichtung einherstürmte, nur so vom Blute edler Römerwunden und von tugendhaftem Edelmute trieften. Er legte das Heft mit einem Zwinkern der Erinnerung an eigene Sünden beiseite und griff zum zweiten: dies war nun eine Ehebruchskomödie im blutrünstigsten Stil des Naturalismus, in welcher er sofort auf eine Scene stieß, die an Kühnheit nichts zu wünschen übrig ließ. Der Kritiker spitzte seine Lippen zu einem kurzen Pfiff und nahm rasch das dritte Manuskript, ein feines Album in Goldschnitt, zur Hand: es enthielt die Lieder eines „Glühenden", der mit dem Jubelrufe begann, daß sein Herz über der Welt schwebe und mit der Versicherung schloß, daß sein Haupt ein Nest voller Adler sei, die Zeus demnächst über die Meere fliegen lassen werde.

Das Gefühl, das der Lesende beim Genuß des Frankenthaler Sturms und Drangs empfand, setzte sich aus den verschiedensten Mischungen zusammen. „Hol' mich der Donner!" dachte er, „die jungen Herren sind auf dem Laufenden;" und zu Malwine, die soeben mit einem Brett, auf der eine bauchige Kristallflasche voll hellen Weines und zwei Gläser mit Gebäck standen, durch den Garten daherkam, sagte er: „Ich bin, scheint's, in einen litterarischen Hinterhalt geraten?"

„Es ist nicht so schlimm," entgegnete sie mit einem Lächeln, dessen Heiterkeit ihn mit einem leichten zaubervollen Übermut erfüllte. „Die jungen Leute, Söhne bekannter Familien, wären glücklich, wenn Sie Ihnen ein Wort der Aufmunterung sagen wollten. Dort hinten stehen sie. Ich habe ihren Bitten nicht widerstehen können, dem berühmten Kritiker ihre Erstlinge zu zeigen."

Markus Miltner wandte sich um und sah drei junge Gymnasiasten, zwei langaufgeschossene blasse Bengel mit Brillen neben einem kleinen Dicken, am Eingangspförtchen stehen. Als er die drei jungen Herren, die kein Auge von ihm verwandten, auf einen Wink Malwinens näher kommen sah, ergriff ihn der Übermut der Stunde. Der Dicke fragte indessen sofort vor-

laut: „Haben Sie meine Komödie gelesen?“ Doch Markus Miltner ging auf diese Frage nicht ein, sondern wandte sich mit dem Bewußtsein, daß er eine schöne Zuschauerin habe, an die drei jungen Herren und sagte: „Sie haben mir die Ehre erzeigt, mir Einblick in Ihre Erstlinge zu gönnen. Doch Sie kennen vielleicht die Schicksale aller Erstlinge: sie werden immer geopfert! Opfern auch Sie Ihre Erstlinge. Und kommen Sie in zehn Jahren wieder zu mir! Sie sind dann Männer geworden, und wenn ein Dichter unter Ihnen ist, soll er mir doppelt willkommen sein, als Mann und als Dichter. Wenn der Gott — ich bin etwas altmodisch — Sie zwingt zum Dichten, so tun Sie das im stillen Kämmerlein, und denken Sie an nichts, weder an Ruhm, noch an Geld, noch an die Genüsse der Erde. Lassen Sie die Spatzen von schmutzigen Dächern pfeifen, und vergessen Sie nicht, daß man noch immer mit Vorliebe Schweinsköpfe mit bitteren Lorbeerblättern ziert. Und wenn eines Tages das Flämmchen, das Sie für eine Pfingstflamme halten, in Ihrer Brust erlöschen sollte, so denken Sie nicht, daß es umsonst gebrannt habe. Wollen Sie sich lieber meines Wortes erinnern, daß nur ganz selten ein Dichter geboren wird. Es genügt nicht, daß man Verse mache und im eigenen Rausch vergehe, um Dichter zu sein; die Hand des Schicksals, das von Stern zu Stern Fäden spannt und im Tautropfen das Bild der Sonne spiegelt, muß auf den Herzen ruhen, die berufen sind, die Schönheit der Welt und den innigen Zusammenhang alles Lebens zu verkünden. Denn die Welt selbst ist nichts anderes als ein schmerzliches Geheimnis, das von Zeit zu Zeit einen Menschen erweckt, daß er es in Schönheit löse. Man nennt diese Menschen Dichter, und die Ewigkeit kennt keine notwendigeren Gestalten als diese Männer, die einem unbekannten Gotte dienen und zerbrochen werden, wenn sie das Wort gesprochen haben, zu dessen Verkündigung sie gesandt wurden.“

Während Markus Miltner redete, bemerkte er, daß den Mund des Dicken ein cynisches Lächeln umspielte; er hielt inne, während eine leichte Röte an seinen Schläfen emporwallte, und fuhr im Tone leichten Spottes fort: „Sie lächeln, mein verehrter junger Freund. Ich kenne dieses Lächeln, ich kenne es sogar sehr gut. So lächelt man auch in München und in Berlin. Es ist das Lächeln der Überwinder, welche ihre Laufbahn mit der Überwindung der Welt beginnen. Doch gibt es ältere Männer, welche behaupten, daß man so nur mit unreifer Phantasie lächeln könne. Denn auch diese Himmelstochter wächst und reift und welkt, wie alle Blüten, die in ihrem Kelch ein Geheimnis tragen. Junge Leute setzen in anderen Menschen gar zu gerne ihre eigene unreife Phantasie voraus. Lassen Sie vor allem Ihre Phantasie reif werden. Ich verkünde Ihnen keine Dogmen. Ich sage Ihnen nur, was ich fühle. Wenn Sie aber eine andere Ästhetik wünschen, so kann Ihnen auch geholfen werden. Hier am Orte selbst sprudelt der kastalische Quell!“

Und Markus Miltner griff in seine Seitentasche, holte den alten, vergilbten Brief des Herrn Otto Erich Steinbeis hervor und überreichte ihn dem Dicken: „Vielleicht haben Sie die Güte, diese historische Epistel mit meinem Abschiedsgruß Herrn Otto Erich Steinbeis zu überbringen. Er wird Sie verstehen. Das Schicksal führt die immer zusammen, die zu ein-

ander gehören. Und hier, meine Herren, sind Ihre Manuskripte. Es wird mir eine Ehre sein, eine schöne Sommerbekanntschaft in zehn Jahren wieder zu erneuern."

Die zwei magern Dichter, deren Backen wie Flammen glühten, machten einen verlegenen Bückling und schlichen mit ihren Werken durch den Garten hinaus; nur der Dicke pfiff im Gehen vor sich hin. Als sich Markus Miltner zu Malwine wandte, sah er, daß in ihren Augen ein tiefes Leuchten lag; sie sagte rasch: „So, nun sollen Sie aber von meinem Hauswein kosten. Sie werden Durst bekommen haben."

Sie schenkte ein und er hatte Muße, die leichte Anmut zu bewundern, mit der sie den Wein eingoß und sich um den schattigen Tisch herum bewegte. Als die feinen Gläser zusammenklangen und der zarte Hall unter dem Laubendach verschwebte, überkam ihn der Gedanke, wie schön es wäre, mit einer sicheren Hoffnung von hier wegzugehen.

„Was stand denn in dem Briefe?" fragte Malwine, die nur an dem Gold des Weines nippte, mit einem heiteren Zwinkern ihrer tiefen Augen.

„Wir wollen an schönere Dinge denken," sagte er ausweichend. „Wissen Sie, daß das Leben, das manchmal so unendlich traurig ist, zuweilen auch lustiger und schöner sein kann, wie unsere Träume?"

„Das dürfen wenige Menschen sagen," entgegnete sie lächelnd.

„Weil sie die Kunst nicht verstehen, den Dingen ihre Schönheit abzulauschen und ihre eigene Schönheit in die Welt hineinzulegen."

„Das Leben kümmert sich nicht um das, was wir Schönheit nennen."

„Darum eben müssen wir dem Leben unsere Seele schenken. Früher, als ich mich selbst noch für einen Dichter hielt, glaubte ich die Schönheit in den Situationen zu finden, wo die Menschen mit Pathos aufeinander platzen. Jetzt weiß ich, daß alles Köstliche und Große still in die Welt kommt und daß jede Minute ihr eigenes Glänzen hat und nur einmal aufblinkt aus dem dunkeln Strom, der uns alle dahinträgt."

Doch Malwine, die mit leuchtenden Augen vor sich hinblickte, gab keine Antwort.

Ein Schatten überdämmerte plötzlich seinen Sinn; er empfand es plötzlich mit erneuter Deutlichkeit, daß der Wunsch, der seine Seele in der entflossenen Nacht berauscht hatte, an diesem Tage noch keine Worte brauchen dürfe, und mit plötzlichem Entschlusse stand er auf, um zu gehen. „Darf ich wiederkommen, wenn mich das Schicksal wieder einmal in die Heimat führt?" fragte er ganz schüchtern, indem er ihre schmale Hand fest hielt, die sie ihm auch zögernd ließ.

„Es wird mich freuen," sagte sie nach einer Pause, indem sie ihn hell und klar ansah.

„Ich danke Ihnen," sagte er leise. „Sie geben mir eine liebe Hoffnung mit auf den Weg. Lassen Sie es sich recht gut gehen." Er blieb noch einen Augenblick vor ihr stehen, um die Gestalt voll in seine Seele aufzunehmen und ging dann in den schimmernden Garten hinaus. Als er vor den eifrig schaufelnden Knaben kam, dem die Locken um die blühenden Wangen hingen, ergriff er ihn plötzlich in einer Anwandlung übermütiger Zärtlichkeit und hob ihn hoch in die Luft empor; aber er wagte es nicht,

einen Kuß auf den Mund des erschreckten Kleinen zu drücken, sondern setzte ihn mit einem Kosewort ungeküßt wieder nieder. Er durchschritt auch den Garten, ohne sich umzusehen und trat mit versonnenen Augen auf den lauschigen Platz hinaus, auf dem in schattigen Ecken Kinder spielten und alte Leute in ihrem Sonntagsstaat schweigend beieinander saßen. In der Stadt lärmte und pochte das festlich heitere Leben des Sonntags; geputzte Menschen gingen durch die schattigen Gassen; ein Gespann rollte donnernd durchs Tor; die Brunnen rauschten und ein Hall von seligen Kinderstimmen verklang im Glanz der Höhe, durch deren Sonnenbläue Schwalben blitzten.

Doch ihm war es zumute, als ob vor seinen Augen ein goldener Schleier webte, der allen Dingen seinen Schimmer lieh; durch den Duft erglänzte, wie aus einer Ferne, die doch nahe war, ein Garten, dessen Blumenflut die Luft mit ihrem Purpurschein erfüllte, und ein lichtes Auge schwebte wie ein schöner Stern darüber. „Ich habe meine Insel der Seligen gefunden," sagte er halblaut vor sich hin, indem er seine kräftige Hand auf den Blondkopf eines Knäbleins legte, das grad' mit einem Rosenstrauß in der Hand an ihm vorüberging.

Deutsche Lyrik. I.

Ausgewählte Gedichte von Martin Greif in München.

Morgengang.

Ich geh' auf stillen Wegen
Frühtags ins grüne Feld,
Wie lacht mir da entgegen
Die junge Morgenwelt!

Wohl tausend Blüten schauen
Von Wald und Wiesen her,
Die alle tropfig tauen
Von edlen Perlen schwer.

Ich brech' mir ein Geschmeide
Von nassen Rosen ab:
Wärst du an meiner Seite,
Von der geträumt ich hab'!

Ich hing' dir's in die Locken
Als deinen Hochzeitskranz —
Da geh'n die Morgenglocken,
Ich steh' in Tränen ganz.

*

Jugendliebe.

Denkst du an den Sommertag,
Da wir früh uns fanden
Und allein am grünen Hag
Junge Rosen banden?

Lerchen in der blauen Luft
Sangen ungesehen,
Ferne lag der Morgenduft
Über allen Höhen.

Standen still uns zugewandt,
Mochten träumend scheinen —
Wohl ich fühlte deine Hand
Manchmal in der meinen.

Plötzlich schlugst du auf den Blick,
Alles war gestanden —
Sag', wohin ist Ruh' und Glück,
Seit wir dort uns fanden?

*

Juninächte.

Juninächte, sternenlose,
In dem Blütenmond der Rose!
Da das bange Herz dazu
Ließ' durchstürmte ohne Ruh'.

Blitzgezuck und Wetterleuchten!
Und die Nachtigall im feuchten,
Taubenetzten Busche tief
Wunderbare Laute rief.

Hatten uns so viel zu sagen,
Ließen hoch die Wolken jagen,
Blickten in den Flammenschein
Wie im tiefen Traum hinein.

*

Schattenleben.

Still ist's, wo die Gräber sind
Meiner Liebe.
Nur bisweilen klagt der Wind
Bang und trübe.

Seh' die Schattenwelt auf Erden
Rings vergehen,
Fühle alles spurlos werden
Und verwehen.

*

Nächtliche Trauer.

Was wollt ihr Sterne so leuchten
Auf mein einsames Lager hin?
Viel lieber die Wolken, die feuchten,
Säh' trüb ich vorüberflieh'n.

Die Sterne können nur scheinen
Und strahlen in seliger Pracht,
Die Wolken sind dunkel und weinen
Und weinen in meine Nacht.

Die Sterne sich droben umschließen
In blühender Ewigkeit,
Die Wolken verweh'n und zerfließen
Und sterben möcht' ich noch heut.

*

Abendlied.

Schallendes Hämmern
Tief unten im Tal,
Streitendes Dämmern
Mit sterbendem Strahl.

Nahe wie ferne
Der Glocken Geläut,
Leuchtende Sterne
Am Himmel zerstreut.

Frieden und Schlummer
Ihr kehret nun ein,
Scheuchet den Kummer
Und löset die Pein.

*

Herbstgefühl.

Wie ferne Tritte hörst du's schallen,
Doch weit umher ist nichts zu seh'n,
Als wie die Blätter träumend fallen
Und rauschend mit dem Wind verweh'n.

Es dringt hervor wie leise Klagen,
Die immer neuem Schmerz entsteh'n,
Wie Wehruf aus entschwund'nen Tagen,
Wie stetes Kommen und Vergeh'n.

Du hörst, wie durch der Bäume Gipfel
Die Stunden unaufhaltsam geh'n,
Der Nebel regnet in die Wipfel,
Du weinst und kannst es nicht versteh'n.

*

Turm-Choral.

Die Stadt liegt noch im Werktagsrauche
Und spiegelt trüb' im Fluß sich ab,
Da tönt uralt mit sanftem Hauche
Der Sonntagsgruß vom Turm herab.

Des Erzes weitgetrag'ne Stimmen
Erschallen in den reinen Höh'n,
Die Sterne fangen an zu glimmen
Und fromm verstummet das Getön.

*

Mittagsstille.

Am Waldsaum lieg' ich im stillen,
Rings tiefe Mittagsruh',
Nur Lerchen hör' ich und Grillen
Und summende Käfer dazu.

Die Falter flattern im Kreise,
Kein Blatt rührt sich am Baum,
Die Gräser beugen sich leise,
Halb wach' ich, halb lieg' ich im Traum.

*

Sternennacht.

Von frischer Kühle angezogen
Öffn' ich noch spät die Tür,
Da wölbt der tieferblaute Bogen
Sich lockend über mir.

Der Mond aus leiser Nebelhülle
Streut sachten Glanz umher,
Der Höhen reine Ätherfülle
Durchglüht ein Sonnenheer.

Ein jeder Stern an seiner Stelle,
O welche hehre Pracht!
Der Himmel strahlt in Zauberhelle,
Und doch ist tiefe Nacht.

* *
*

›niert von Hans Pfitzner.

Leidenschaftli

Seh' i und den letz-ten Klang ver-

fr.

fr.

fr.

›n 8va con 8va

flo - einst ge - haust des Lan-des

8va

p

Ret - ech, wenn's sonnig auf den Ber-gen,

8va

fr. *p*





Verantwortlich:

für den politischen Teil: Fr. Naumann in Schöneberg,
für den wissenschaftl. Teil: P. N. Cossmann in München,
für den litterarischen Teil: Jos. Hofmiller in München,
für den künstlerischen Teil: Wilh. Weigand in München-Bogenhausen.

Römische Herrschaft.

Von Friedrich Naumann in Schöneberg.

Es ist ein Unterschied, ob man von deutschem oder italienischem Boden aus über das Zentrum schreibt. Sässe ich jetzt in Berlin, so würde ich mir wohl die neuesten Reden der Nachfolger Windthorsts aus dem Zeitungsschranke holen, würde Abstimmungen vergleichen, Wahlziffern zusammenstellen, Programme kontrollieren und was dergleichen mehr ist. Das alles fällt hier, in Nervi bei Genua, weg, wo ich mich von einem Jahr vieler Arbeit kurze Zeit erhole. Dafür aber stellt sich etwas anderes ein: die Umgebung eines rein katholischen Landes, die Nähe Roms und ein gewisses Echo der politischen Kämpfe dieses Stammlandes des Ultramontanismus. Man verstatte, dass ich mit diesem letzteren beginne:

Italien hebt sich. Das ist der allgemeine Eindruck aller derer, die Gelegenheit gehabt haben, das Land früher und jetzt zu sehen. Besonders Oberitalien wird etwas anderes, als es gewesen ist. Es ist noch nicht viel über ein Menschenalter her, da war es höchst zweifelhaft, ob die liberale Einigung imstande sein würde, die Nation zu einem lebendig pulsierenden Körper zu machen. Es war graues, ruinenhaftes Elend, aus dem sich Italien herausarbeiten musste. Ich vergesse ein Gespräch nicht, das wir vor 5 Jahren in Athen hatten. Damals wurden am deutschen Tische allerlei Spässe über die neuen Hellenen gemacht, über ihren staubigen Pomp und ihre legendenhaften Schuldverhältnisse. Da sagte ein kluger, feiner Italiener zu uns: „Meine Herren, Sie können nicht wissen, wie es den Griechen zu Mute ist, aber wir Italiener wissen es, denn wir sind gerade so elend gewesen wie sie.“ Dieses Wort ist in aller seiner Schlichtheit der Hintergrund der neueren italienischen Geschichte. Noch ist das Elend nicht vorbei, aber man setzt neue Fenster ins alte Gemäuer, man füllt die leeren Räume mit Menschen, man baut nette Elementarschulen bis in alle Berge hinein,

das Betteln nimmt ab, der Verdienst nimmt zu. Die junge Generation macht schon äusserlich den Eindruck der grösseren Selbstachtung. Noch ist viel Mangel, aber der tote Punkt ist überwunden. Und das ist geschehen, während die Kirche sich nicht an der Politik beteiligte. Jetzt wird beraten, ob auch die frommen Katholiken sich am italienischen Staat beteiligen sollen oder nicht, jetzt, wo das grösste, was ein fast verlorenes Volk leisten kann, schon geleistet ist. Die Neugeburt Italiens hat ohne den Segen seiner Priester begonnen. Das spricht nicht gegen die Religion an sich, wohl aber dagegen, dass klerikale Politik das Heilmittel der Völker sei. Auch diejenigen, die Italien emporgehoben haben, sind Katholiken, nur keine von der Partei des Priestertums. Man kann angesichts der italienischen Entwicklung nicht sagen, dass es auf katholischem Boden überhaupt keine politische Verjüngung gebe. O ja! diese gibt es, nur aber da, wo die Leitung der Politik sich dem Dienste des Kirchentums entwindet.

Bei uns in Deutschland gewinnt es so leicht den Anschein, als sei jeder Kampf gegen das Zentrum zugleich Kampf für den Protestantismus. Das weiss die Zentrumspresse auszunutzen. Wo jemand ihr ins Gewebe greift, ruft sie, dass man die Konfession als solche verletze. Es ist deshalb für uns alle heilsam, die Vorgänge in katholischen Ländern im Auge zu behalten. In Italien, Frankreich und Belgien ist es nicht der Protestantismus, der die klerikale Politik bekämpft, denn dazu ist er in diesen Ländern viel zu schwach. Hier sind es Katholiken, die die Formen der Neuzeit den Priestern abringen müssen, und auch bei uns in Deutschland würde es einen starken katholischen Kampf gegen das Zentrum geben, wenn wir nicht die Fehler des Kulturkampfes noch zu tragen hätten, durch die fast alle Katholiken zur politischen Einheit zusammengepresst wurden.

Nun ist es ja für uns jetzt relativ leicht, von den Fehlern des Kulturkampfes zu reden. Heute will eigentlich niemand daran schuld gewesen sein, dass wir katholische Märtyrer gemacht haben. Aber es muss zugegeben werden, dass es kaum eine schwerere Aufgabe gibt, als das richtige Verhältnis des modernen weltlichen Staates zur Kirche zu finden. Eben komme ich aus der Predigt eines deutschen Jesuiten in Nervi. Davon, dass er die Reformatoren als Leute hinstellt, deren innerste Tendenz war, weggelaufene Nonnen heiraten zu können, will ich nicht reden. Das gehört zum Handwerk und hat mit Politik nicht viel zu tun, hat nur die üble Folge, dass vorhandene Verbitterung nicht geringer wird. Politisch wichtiger ist der tiefe Zug von Abneigung gegen den Staat, der in der ganzen Rede war und an verschiedenen Stellen durchbrach. Es war nicht der deutsche, französische oder italienische Staat, der angegriffen wurde, nein, es war der Staat an sich, der „sich an Christus ärgert." Schon Herodes, der Staatsmann, verfolgte einst das Kindlein und nahm dann ein trauriges Ende. Die „grossen Räuber", die ganze Länder rauben, lässt man laufen, während man die kleinen Diebe hängt. Es war das Gegenteil von politischem Denken, was mit Bewusstsein und Klarheit gegeben wurde. Es war

Antipolitik. Nun hat ja diese eine Predigt hier in Nervi gewiss wenig geschadet, aber man hat Ursache genug, sie für typisch zu halten. Eine solche methodische Volksbeeinflussung im antipolitischen Sinne ist es, was der Staat ruhig ertragen muss, weil diese Volksbeeinflussung von ihm gar nicht beseitigt werden kann, in der Tat eine schwere Anforderung an die, die für diesen Staat die Verantwortung haben! Man kann Strafgesetze machen, dann stärkt man nur die antipolitische Tendenz. Das ist die Not der Staatsmänner gegenüber diesen Predigern!

Wir brauchen bei dieser Darlegung mit Absicht das Wort „Antipolitik.“ Es trifft die Sache besser als der geläufigere Ausdruck „ultramontane Politik,“ denn das, was wir so nennen, ist nicht mehr Politik im eigentlichen Sinne des Wortes, war es schon lange nicht mehr. Um das verständlich zu machen, muss man etwas weit in die Vergangenheit zurückgehen und muss über die Grenzen der europäischen Einzelstaaten hinausschauen. Die ganze europäische Zivilisation ist in gewissem Sinne die Fortsetzung des alten grossen weströmischen Reiches. Man kann die Geschichte vom Kaiser Konstantin bis heute als die Geschichte der Dezentralisation der römischen Macht darstellen. Die Macht rückte von Rom nach Madrid, Paris und Wien und von da nach New-York, London und Berlin, ähnlich wie sie im Osten von Konstantinopel nach Petersburg zog. Je weiter sie sich entfernte, desto unrömischer wurde sie. Die alte römische Einheit aber lebte für die westeuropäische Kultur im Katholizismus weiter. Der Kreis der Machtorte Madrid, Paris und Wien blieb römisch, der neue weitere Kreis ist auch kulturell dezentralisiert. Nichts ist falscher als den Unterschied des neuen vom älteren Machtkreis nur in verschiedenen Glaubenslehren zu sehen. Die Glaubenslehre ist nur der theologisch formulierbare Teil der Angelegenheit. Im Grunde ist es eine in sich zusammenhängende Tradition des ganzen Lebens in Sitte, Gewohnheit, Denkweise, ein Kulturzustand in seiner ganzen Breite, der uns im Katholizismus vorliegt, es ist die alte römisch-europäische Gesellschaft, aus der sich im Laufe der Jahrhunderte die neuen Staaten herausgearbeitet haben. So lange diese Staaten nur Glieder der einen in Rom zentralisierten Gesellschaft bleiben wollen, so lange sie römische Provinzen sein wollen, fügen sie sich dem alten Weltbilde harmonisch ein, sobald sie aber souverän, unrömisch, modern politisch sein wollen, so wird diese Zentrifugaltendenz in Rom als Abfall, Untreue, Geschichtslosigkeit empfunden, dann bekämpft Rom den Staat, der sich ihm entzieht. Dieses könnte man nun Politik im eigentlichen Sinn des Wortes nennen, wenn das kirchliche Rom selbst noch daran dächte, staatbildend im Sinne eines abendländischen Riesenreiches aufzutreten. Darin liegt aber eben das unfassbare des ganzen Verhältnisses, dass Rom nicht mehr staatbildend in diesem Sinne sein kann, dass seine politische Zeit vorbei ist, und dass es doch den grandiosen Traum der alten Römermacht nicht fahren lassen kann. So stirbt ein Weltreich! So erklärt sich die Doppelheit in allem römischen Wesen, das be-

ständige Arbeiten in grosser Politik und dabei die Behauptung, wir vertreten nur einen Glauben, keinen Staat!

Wenn der Katholizismus nur als Religion gedacht wird und als nichts anderes, so hat er kein anderes politisches Bedürfnis als die Freiheit seiner religiösen Propaganda innerhalb des Staates. In diesem Fall hört er im grundsätzlich liberalen Staate auf, parteibildend zu sein. So können gute Katholiken die Sache ansehen, ohne ihrem Glauben etwas zu vergeben, und können von da aus der Liberalisierung des Staates im Interesse ihrer Religion dienen. Aber ob der Katholizismus nur als Religion gedacht werden kann und nicht gleichzeitig als Fortwirkung eines längst nicht mehr existierenden Staates, das ist die Vorfrage, die innerhalb katholischer Kreise ausgefochten werden muss. Der offizielle Katholizismus hat noch seine eigene politische Vertretung, ganz wie ein Staat, obgleich er kein Staat ist. Er hat Diplomatie, und Staatssekretariat und hilft mit, Staaten zu gruppieren und Machtverhältnisse ohne Militär zu verschieben, ein merkwürdiger waffenloser Körper mitten in den bewaffneten Staatsgefügen. Dieser Katholizismus ist es, der den Untergrund der deutschen Zentrumspartei bildet.

Was ist es nun, was die römische Macht im deutschen Gebiet erreichen will? Die Beantwortung dieser Frage ist deshalb so schwer, weil das Zentrum selbst nur die eine Seite der Machtwirkung darstellt, während über ihm die Diplomatie und Kabinetspolitik läuft, und weil auch das Zentrum sich niemals grundsätzlich darüber äussert. Alles was gesagt wird, sind Selbstverständlichkeiten und Allgemeinheiten: Freiheit der Religion, Schutz des Glaubens usw. Die Schwierigkeit vermehrt sich dadurch, dass offenbar selbst im innersten Kreise der katholischen Politik zwei Tendenzen noch unausgeglichen mit einander ringen und dass man naheliegende Gründe hat, die neuere Tendenz nicht unverschleiert auszusprechen, auch wo sie klar durchgedacht vorliegt. Es handelt sich darum, ob man die Machtzentren des weiteren Kreises, New-York, London und Berlin als zu bekämpfende oder zu gewinnende Stellen ansieht. Dass die Gedanken über London schwankende sind, weiss man. Die Versuche, die anglikanische Kirche wieder zu romanisieren, hören nicht auf. Ähnlich steht es mit Berlin. Als auf dem Schlachtfeld von Königgrätz sich der Machtwechsel von Wien nach Berlin vollzog, war der erste Eindruck in Rom, dass die neue Macht gebrochen werden müsse. Inzwischen aber hat sich eine andere Empfindungsweise eingeschoben. Man hat gelernt, die neue Macht als gesichert zu betrachten, und hält es für schwer möglich, die katholische Bevölkerung dauernd in Gegensatz gegen diese Macht zu erhalten, gleichzeitig wachsen die Zweifel an der Dauerhaftigkeit der alten Macht in Wien. Das Ergebnis ist die stille Absicht, Berlin an Rom zu binden, an jenen unsichtbaren, gewesenen Staat, von dem wir vorhin sprachen. Dieses geschichtliche Projekt hat aber für Rom selbst seine sehr unbequemen Seiten. Es verstösst gegen die Tradition alter Beziehungen zu Wien und es passt wenig zu dem Gedanken, Frankreich als führende katholische Macht zu betrachten, Gründe genug, nicht

deutlich vorzugehen. Immerhin darf angenommen werden, dass der „grossdeutsche" Gedanke jetzt von katholischer Seite aus in neuer Form gedacht wird. Solche Gedanken gehen langsam. In vielen Köpfen werden sie nur halb gedacht. Zweifellos ist es sehr auffällig, wie jetzt der Schutz der deutschen Katholiken im Ausland nicht mehr Frankreich sondern Deutschland zugeschoben wird und wie sehr der deutsche protestantische Kaiser wegen seines Glaubens gerühmt wird. Dem Kaiser macht sich das Zentrum und wohl auch die römische Diplomatie je länger desto mehr unentbehrlich, und Bülow, der in Rom gearbeitet hat, ist der rechte Mann für diese Periode.

Wenn man das alles im Auge hat, wird man nicht einfach sagen, der neu zu Tage tretende deutsche Patriotismus des Zentrums sei unwahr. Er kann in dem Masse wahr sein, als die Aussicht steigt, Berlin an Rom anzugliedern. Nur ist dieser Zentrumspatriotismus nie die reine nationalpolitische Hingebung an sich. Das ist eben das, was wir vorhin Antipolitik genannt haben, das Einbeziehen des Staatsgedankens in das Reich der gewesenen Macht. Es ist nicht die deutsche Staatsidee als solche, die die Gemüter beherrscht, sondern gerade der Bruch dieser Staatsidee durch Einordnung in das Römerreich. Man bewilligt dem Kaiser seine Flotte, weil auch diese Flotte einmal dem in der Luft noch fortlebenden Imperium dienen kann. Hätte man Berlin endgültig aufgegeben, würde man nicht bewilligen.

Wie anders dachte sich der Liberalismus vor 30 Jahren dieses neue deutsche Reich! Als Treitschke der Herold des neuen Reiches wurde, da zog er eine gerade Linie von Luther bis Wilhelm I. und liess das preussische Deutschland ein Ergebnis der Wittenberger Geistesbewegung sein. Dass jetzt Graf Ballestrem den Sitz einnimmt, den damals Simson hatte, erscheint wie ein Schlag in das Gesicht jenes Geschlechtes. Man dachte es sich so leicht, sich vom alten Römerreich zu dezentralisieren. Die damals Geschlagenen fangen aber an, wieder Herren zu werden. Was sie uns bringen werden, kann kein Mensch sagen, soviel nur ist klar: kurz wird die Zentrumsperiode nicht sein, in die wir eingetreten sind.

Um diese Periode in ihrer Besonderheit zu erfassen, genügt aber das noch nicht, was bisher gesagt wurde. Es ist nötig, den inneren Aufbau des deutschen Zentrums sich zu vergegenwärtigen. Er ist im allgemeinen bekannt. Den Kern des Zentrums bilden die konservativen Bestandteile der katholischen Gebiete. Das Zentrum ist der Konservatismus dieser Landesteile. Daran ändert es nichts, dass das Zentrum gelegentlich recht demokratisch auftritt. Das tun selbst die protestantischen Konservativen, wo es ihnen passend scheint. Das Wesen des Konservatismus ist es ja längst nicht mehr, alle Demagogie von sich zu weisen. Dieses Wesen liegt in der Vertretung des altgewohnten agrarisch-handwerkerlichen Wirtschaftszustandes. Konservativ sein heisst, gegen den werdenden Industriestaat protestieren. In diesem Sinn ist das Zentrum konservativ und hat seit 1893 die Führung in dieser Richtung. Es ist nicht so extrem wie die Agrarier im preussischen Osten,

desto mehr aber geeignet, seine Wirtschaftspolitik durchzusetzen. Nach aller menschlichen Wahrscheinlichkeit bekommen im Reichstag die protestantischen Konservativen die Führung nie wieder. Ihr letzter Sieg war 1887, ihr Abschied war 1890. Im preussischen Landtag behalten sie ihre Macht, bis — bis im Reichstag das Zentrum überwunden ist. Beide stützen sich gegenseitig und verteidigen ihre alte Welt vor der neuen.

Diese neue Welt aber ist es, in der wir Deutsche leben müssen. Das ist nicht unsere Willkür, sondern eine geschichtliche Notwendigkeit. Entweder wir werden das erste Industrievolk Europas oder wir ersticken an der Fülle von Leben, das sich auf unser begrenztes Territorium ausgiesst. Wir haben kein Rückwärts mehr. Die wachsenden Millionen von Menschen sind unsere Dränger. Alles hängt davon ab, wie schnell, wie intensiv wir technisch werden. Die Qualität unserer Leistungen ist unsere Zukunft. Wir brauchen eine Periode, wo alle Geister losgelassen werden, wo gearbeitet, geschafft, gelernt, erfunden, konstruiert und kalkuliert wird wie noch nie. Später, später mögen unsere Enkel ruhen! Jetzt ist die Zeit, wo der Wettlauf mit Nordamerika beginnt, wo die Engländer unsere Konkurrenz tief ernst zu nehmen anfangen, wo die Asiaten die billige Massenarbeit an sich zu reissen suchen, wo die Erdkugel ein Markt wird, der nur wenige grosse Verkäufer verträgt. Jetzt, wo wir jeden Nerv anspannen sollen, um alten Trödel hinter uns zu lassen, wo wir nicht veraltete Betriebe weiterschleppen und nicht zu den Lasten der Arbeit selbst uns noch künstliche Tribute auflegen dürfen, da steigt die alte Macht und hält uns nieder im alten Gang, im alten Trott. Die Vergangenheit kommt und schlingt ihre Arme um uns. Das Zentrum treibt agrarisch-antikapitalistische Wirtschaftspolitik, Handwerkerpolitik, Mittelstandspolitik, eine Politik der Angst vor dem Weltmarkt, vor der Wissenschaft, vor der freien Schule, eine Politik der Angst vor der ganzen noch unbekannten aber überall an unsere Türen klopfenden neuen Zeit, in der erst die Maschinen sich ausleben können und wir uns mit ihnen.

Jetzt brauchen wir in Deutschland keine in Devotion gebrochenen Willen. Nie sind uns selbständige Persönlichkeiten in allen Volksklassen nötiger gewesen als jetzt. Wir sind ein Volk, das einem Wagnis entgegengeht. Unsere Zukunft liegt auf dem Wasser. Am Lande aber steht der Zentrumsmann und lässt uns nicht in die Salzflut der rücksichtslosen Modernität. Er mag es gut meinen. Wer meint es schliesslich nicht gut? Aber wir müssen ihm trotzdem die Hände zerschlagen, mit denen er uns halten will, denn es handelt sich ums Leben der Nation.

Wohin sind alle die Länder gekommen, die im ersten Umkreis von Rom gelegen sind? Wir sehen nach Madrid, Paris und Wien. Wollen wir ebenso sein wie sie? In Paris kämpft man, um sich noch jetzt zu lösen. Zu spät! O die Vergangenheit ist mächtig! Wir haben es uns so leicht gedacht, ein neues deutsches Reich zu sein. Es war, als sei mit einem Male alles anders geworden. Nun aber kriecht das alte

heilige römische Reich deutscher Nation wieder aus allen seinen Löchern heraus. Und wenn wir gerade unseren Kaiser nicht hätten, so kröche es noch schneller. Wir fragen in Rom an, ob wir Schiffe bauen dürfen. Wir lassen uns unsere Schulbücher vom Mittelalter korrigieren. Und Goethe? Und die Philosophen? Und die Naturforscher? Und die Künstler? Die neue Lex Heinze wird kommen, das neue Schulgesetz, die zwangsweisen Berufsorganisationen, das Berufsparlament, die Kleinkrämerei in Permanenz, die Stagnation, die Scholastik. Im Namen Gottes und der Tugend wird man uns müde und mürbe machen wollen — Vestigia terrent.

Und wer soll da helfen? Die beste Hilfe könnte aus katholischen Kreisen selbst kommen, die nicht im Verdacht stehen, der Religion feindlich zu sein, wenn sie der römischen Politik entgegenarbeiten. Aber wir wissen, wie schwach selbst die Kraft eines Döllinger war. Der Autoritätsbegriff liegt den meisten von ihnen zu sehr im Blute und die Autorität selbst ist sich ihrer Macht bewusst. Die Bischöfe sind nicht mehr die freien deutschen Herren, wie damals, wo Wessenberg in Konstanz sass und Graf von Spiegel in Köln. Dazu wirkt der Kulturkampf nach. Das Volk glaubt noch an das Märtyrertum seiner Kirche. Man lasse darum möglichst bald die letzten Paragraphen fallen, die als Ausnahmerecht gelten! So unangenehm es sein mag, Bülow hat Recht: Das Jesuitengesetz muss fallen! Wir dürfen nur Gesetze haben, die jeden Staatsbürger in gleicher Weise treffen. Kein Katholik soll sagen können, er sei als solcher geringeren Rechtes. Aber dann wende man die Staatsgesetze, die man den Sozialdemokraten gegenüber so virtuos zu handhaben weiss, auch gegen alle in gleicher Weise an! Wenn der Jesuit Bevölkerungsklassen „verhetzt", dann ist er nicht besser als irgend ein Antisemit oder Sozialdemokrat, der dasselbe tut.

Aber freilich die Schützlinge der herrschenden Schicht werden es bei ihrer Heimkehr leichter haben als die Vertreter der beherrschten. Und Zentrum bleibt trotz allem und allem mindestens für weitere zehn Jahre Trumpf! Daran kann niemand etwas ändern. Da es, wie schon gesagt, eine protestantisch-konservative Führung des Reiches infolge der Ziffern der konservativen Parteien nicht wieder geben kann, und da es eine liberale Führung beim heutigen Zustand des Liberalismus und der Sozialdemokratie noch nicht geben kann, so bleibt das Zentrum ausschlaggebend, bis es sich durch seinen Sieg selbst zersetzt und bis die Linke fähig geworden sein wird, die Stelle des Zentrums einzunehmen.

Dass Parteien sich durch ihre Siege selbst ruinieren, ist eine alte politische Erfahrung. Das wird sie aber nie abhalten, nach Sieg zu streben. Das grösste Beispiel der Ruinierung durch Erfolg ist die nationalliberale Partei. So gründlich wie bei ihr wird aber die Ruinierung beim Zentrum nicht sein, weil das Zentrum durch die Organisation des katholischen Klerus eine unvergleichlich viel festere Grundlage hat. Immerhin kann auch das Zentrum nicht ungestraft mächtig sein, denn nun wird es zeigen sollen, was es positiv verwirklichen kann. Jetzt

geht es nicht mehr, die feindlichen Mächte als verantwortlich für alle Schäden, sich selbst aber als Garanten aller Besserung hinzustellen. Jetzt wird es immer schwerer, den Agrariern und den Arbeitern gleichzeitig Gerechtigkeit zu versprechen. Das grosse Spiel geht an. Der Versuch, eine belgische Herrschaft in Deutschland zu machen, beginnt. Aber Deutschland hat glücklicherweise noch andere Kräfte des Widerstandes als Belgien.

Jetzt zwar liegt der Gedanke der romfreien deutschen Nation sehr darnieder. Mit einer Selbstverständlichkeit, die wunderbar ist, lässt unser Volk die neue Ankettung an die alte Zentrale geschehen. Noch wird der Umschwung der politischen Lage des Deutschtums nicht eigentlich gefühlt. Das Zentrum ist klug, die Kurie ist klug, und wir werden langsam an das Joch gewöhnt. Aber die Geschichte der vorigen Generation ist doch noch nicht völlig erstorben. Wenn erst das deutsche Volk begreift, dass es sich um seine ganze technische, kommerzielle und geistige Kultur handelt, dann wird auch wohl wieder ein anderer politischer Wind zu wehen anfangen. Noch ist es nicht so weit. Alles was heute geschehen kann, ist kleine Vorarbeit für den noch fernen Tag, wo links vom Zentrum eine Majorität regierungsfähig sein wird. Diese neue Majorität wird die Trägerin des romfreien deutschen Staatsgedankens sein müssen. Dass diese Majorität nicht ohne Sozialdemokraten möglich ist, ist jedem klar. Hier beginnen aber neue Probleme, die für sich allein besprochen werden wollen.

Einführung in das Studium des Krieges.

Von General Wilhelm von Scherff in München.

1. Solange Staaten bestehen, d. h. in kurzer, aber für den vorliegenden Zweck ausreichender Begriffsbestimmung: solange auf eigenem Besitzstande in sich abgeschlossene Vereinigungen von Menschen ihre eigenen Angelegenheiten, im Gegensatze zu und in voller Unabhängigkeit von anderen solchen Gesamtheiten, selbstherrlich (souverän) zu ordnen und diese Ordnung nach innen und nach aussen aufrecht zu erhalten gewillt und imstande sind: solange gilt als die ideale Grundlage solcher Einheit: das Recht, als ihr reales Fundament: die Macht.

Das Recht verkörpert sich innerhalb der staatlichen Gemeinschaft im Gesetz, die Macht in der Gewalt.

Das Gesetz umfasst die Gesamtheit der Beziehungen unter den eigenen Staatsangehörigen, die Gewalt behauptet dieses Gesetz gegen seine inneren Übertreter und vertritt die staatliche Selbstherrlichkeit gegen ihre äusseren Feinde. (Widerstrebende Kräfte.)

Die Gesetzgebung ordnet Gesetz und Gewalt im Staate, die Staatsgewalt handhabt die gesetzliche Ordnung durch die Regierung, das geordnete Gesetz durch die Rechtspflege und die Gewalt durch die bewaffnete Macht.

Ein Zerrbild allerwege: der Staat, wo die Macht sich über das Gesetz hinwegsetzt; ein Jammerbild von jeher: der Staat, wo die Gewalt das eigene Recht nicht zur Geltung zu bringen vermag.

Insofern im modernen Staat die Gesamtheit der Staatsangehörigen der in ihrem persönlichsten Interesse erfolgenden Ordnung und Handhabung von Gesetz und Gewalt mit gleichen Rechten und gleichen Pflichten gegenübersteht, ist sie an jener Ordnung auch persönlich durch das (mehr oder weniger) allgemeine Stimmrecht, an dieser Handhabung durch die (mehr oder weniger) allgemeine Dienstpflicht beteiligt.

Bilden hiernach: die Regierung (als administrative), die Gesetzgebung (als legislative) und die Rechtspflege (als regulative Staatsgewalt) die drei Grundfunktionen eines jeden staatlichen Organismus unter (normalen) **Friedens**-Verhältnissen, so erscheint demgegenüber der **Krieg** als derjenige (anormale) Zustand, welcher allein die vierte Grundfunktion staatlicher Machtentfaltung (als äussere Exekutive) in Tätigkeit zu setzen berufen ist.

Damit stellt sich jenen drei, zur Erhaltung staatlicher Lebenstätigkeit notwendigerweise immer ununterbrochen wirksamen Kräften die staatliche Wehrkraft zunächst nur als die „in der Regel ruhende" d. h. nur gelegentlich zur Wirksamkeit berufene Staatskraft gegenüber, und es mag vielleicht schon in diesem Umstande eine gewisse Erklärung dafür gefunden werden können, dass in manchen Staatskörpern die Entwicklung dieses vierten Organes oft stark „verkümmert" erscheint.

Nun steht aber doch auch andererseits unzweifelhaft fest, dass das eigentlichste Wesen eines jeden (wie auch immer innerlich eigenausgestalteten) Staates auf seiner gewährleisteten Abgeschlossenheit in sich, d. i. auf seiner persönlichen Souveränität beruht, und dass somit die Fähigkeit (Macht!), diese Selbstherrlichkeit feindlichen Einflüssen jeder Art gegenüber nötigenfalls mit Gewalt wahren zu können: zu allen Zeiten als die unentbehrlichste (elementare) Hauptfunktion staatlicher Lebensfähigkeit betrachtet werden musste und betrachtet worden ist!

Während erfahrungsmässig ein Staatskörper sich von dem inneren Siechtum selbst schwererer Schäden und Mängel in Verwaltung, Gesetzgebung und Justiz durch rechtzeitigen Eingriff der Staatsgewalt oft ohne

ernstere Folgen vollkommen auszuheilen vermocht hat, beweist die Geschichte seit alten Zeiten, dass der Verfall gesunder Wehrkraft (freilich oft die Nachwirkung jenes inneren Siechtums!) entweder den Tod — die nicht hintanzuhaltende Auflösung — des staatlichen Organismus als solchen herbeigeführt hat, oder doch jedenfalls nicht ohne dauernde Nachteile (an Landverlust) für das an diesem Organ „erkrankte" Staatswesen geblieben ist.

So ist es denn aber auch einfach nur die Natur der Dinge selbst, welche die Wehrkraft des Staates bei seiner internationalen Wertabschätzung jedesmal an erste Stelle schiebt und schon allein damit seine Wehrordnung zur schlechthin wichtigsten (weil Lebens-) Frage seiner inneren Einrichtungen erhebt.

Keine, wie auch beschaffene Staatsverfassung kommt schliesslich über diese Tatsache fort, oder würde, wo sie dieselbe missachten wollte, das immer nur auf Kosten ihres persönlichen Selbst tun können, und sogar eine „Internationale Friedensliga", die als eine (soweit darin nicht schon ein Widerspruch in sich liegt) „universalstaatliche Institution" zwischenstaatliche Gegensätze durch Schiedsgerichte schlichten will, müsste unvermeidlicherweise in diesem Sinne ihre praktische Tätigkeit — mit der Bildung einer internationalen Exekutions-Armee beginnen!

So beruht denn aber doch, solange Staaten bestehen: ihre Eigen-Persönlichkeit immer nur auf der Eigen-Kraft ihres Heeres; wird, solange Einzelstaaten bestehen werden, immer nur darauf beruhen, und der „Staatsbegriff" deckt sich in letzter Instanz praktisch immer schlechthin mit seinem „Machtbegriff", wie er ja umgekehrt demselben allein auch seinen ersten Ursprung verdankt!

Es war notwendig, sich diese Verhältnisse — sei es auch nur in groben Umrissen — noch einmal kurz zu vergegenwärtigen, ehe hier in späterer Fortsetzung dieser Erörterungen den eigenartigen Ansprüchen nähergetreten werden soll, welche die Lösung ihrer kriegerischen Aufgabe dadurch an die bewaffnete Staatsmacht stellt, dass sie — im Gegensatze zu der friedlichen Tätigkeit der drei anderen staatlichen Grundfunktionen — statt **das Gesetz hinter sich** zu haben: allerwege nur **die Gewalt gegen sich** hat!

*

2. Dem Beamten, dem Gesetzgeber, dem Richter tritt in der Handhabung, der seinem Sonderberufe eigentümlichen Seite allgemeiner „Staatskunst" (wenn man in Analogie mit anderen „Künsten" so sagen darf) sein „Stoff" jedesmal nur als ein „dem Gesetze unterworfenes" und damit dem Gesetze gegenüber nur immer „passives Objekt" entgegen.

Die „Kriegskunst" hat es dagegen angesichts ihres „Feindes" immer nur mit einem „gegentätigen Subjekt" zu tun.

Umgekehrt ruft ja denn auch der Staat, wo seinen Gesetzen gegenüber der Staatsbürger zur subjektiven Gewalt greift, letztinstanzlich —

nach dem Soldaten! und äusserstenfalles wird dann auch der „Bürgerkrieg" zu einem — ausser dem Gesetze stehenden Gewaltzustande!

Die Gegensätzlichkeit (nach Objekt und Mittel), in welcher hiernach die Handhabung der „für den gewollten Zweck in Tätigkeit zu setzenden Kräfte" in Krieg und Frieden zu einander steht, hat von altersher die „Kriegskunst" als eine von der „Staatskunst im engeren Wortsinne" durchaus getrennte Fähigkeit erscheinen lassen, und die „Kriegswissenschaft", als „Lehre von der zweckentsprechenden Anwendung der verfügbaren Mittel im Kriege", hat sich deshalb auch ihrerseits den „Staatswissenschaften" im üblichen Sinne immer als eine in sich selbständig abgeschlossene Gedankenreihe gegenübergestellt.

Insofern nun aber doch der „Krieg selbst" (wo er nicht etwa als völkerrechtswideriges Freibeutertum auftritt) nur eine besondere Art der Betätigung der Staatsgewalt darstellt, bildet auch die „Kriegskunst" nur einen Teil der „Staatskunst im Vollsinn des Wortes" und ihre „Wissenschaft" nur einen Zweig der „allgemeinen Staatswissenschaften", dessen fachmännische Beherrschung für die ausübenden — „kriegführenden" — Organe der Staatsgewalt im Kriege und ihren militärischen Beruf ebenso unerlässlich ist, wie das — für jeden anderen staatlichen Beruf heutzutage nicht minder der Fall ist!

Trotz dieser allgemein anerkannten Notwendigkeit fachmännischer Vorbildung auch für die Handhabung der verschiedenen „friedlichen" Staatsfunktionen hat es nun schon lange, ehe die Gesamtheit des Volkes im modernen Staate (in Gemeinde, Gesetzgebung und als Geschworene) wieder zur Teilnahme an diesen verschiedenen Seiten staatlicher Lebensäusserungen berufen war, doch immer als eine Anforderung „allgemeiner Bildung" gegolten, darüber mindestens soviel wissen zu sollen, als zu einer richtigen Würdigung ihrer unerlässlichen Lebensbedürfnisse nötig erschien, und die grossen staatlichen Bildungsstätten haben denn schon seit alters Sorge getragen, auch dem Laien solches Wissen wenigstens in seinen Grundlineamenten zugänglich zu machen.

Es bedarf einer kurzen Erklärung, warum noch bis zur Stunde allein das militärische Wissen von solcher Allgemeinverbreitung so gut wie gänzlich ausgeschlossen erscheint.

*

3. Der erste und wohl auch triftigste Grund für diese, an sich einigermassen auffällige Erscheinung wird in der historischen Entwicklung der Dinge gesucht werden müssen.

Der Krieg, der in den barbarischen Uranfängen staatlicher Gebilde schlechthin den normalen Zustand im Wechselverkehr der Völker gebildet hatte (und noch bildet); der bis über die mittelalterlichen Zeiten weit hinaus mindestens immer noch eine keineswegs seltene Erscheinung zwischenstaatlicher Beziehungen geblieben war, tritt heut-

zutage, unter dem Einflusse der politischen, wirtschaftlichen und technischen Wandlungen, namentlich des letztverflossenen Jahrhunderts, zwischen modernen Kulturstaaten mehr und mehr nur noch als ein Ausnahmszustand auf.

Obgleich nun zwar später hier nachgewiesen werden soll, dass gerade deshalb dem „Wissen vom Kriege“ für die Gesamtheit der Nation erst recht eine erhöhte Bedeutung werde beigemessen werden müssen, so erklärt zunächst doch jene Tatsache selbst zur Genüge, dass das öffentliche Interesse an kriegerischen Fragen sich in der Gesamtheit entsprechend abmindern konnte!

Anderes und vielleicht noch einflussreicheres kommt hinzu.

Mit der Vervollkommnung der Waffen (namentlich seit Erfindung des Pulvers), war die Kriegführung, als „eigenartige Arbeit der bewaffneten Macht“, eine immer schwierigere und verwickeltere Aufgabe geworden, zu deren Lösung es im wachsenden Masse denn auch eines durchaus dafür vorgebildeten Instrumentes bedurfte!

Dem „bewaffneten allgemeinen Volks-Aufgebote“ älterer Zeiten hatte sich damit eine für den Krieg „besonders organisierte Körperschaft“, als ein in sich abgeschlossenes Ganze gegenübergestellt, welche in dem Grade, wie sie sich zur „stehenden Armee“ herausbildete, auch mehr und mehr die Fühlung mit den Friedensorganen staatlichen Lebens verlieren musste.

Umgekehrt gewöhnte man sich von dieser Seite immer mehr an den Gedanken, dass die „bewaffnete Macht“ einen durchaus selbständigen Organismus im Staate bilde, für den ausschliesslich nur die oberste Staatsgewalt die Verantwortung zu tragen habe, mit dem gemeinsame Berührungspunkte aber im übrigen nur in rein äusserlichen (im Grunde nur: Geld-) Fragen bestehen könnten.

Solange „Friede war“, lebte denn auch tatsächlich dieser Organismus, von der übrigen staatlichen Gemeinsamkeit unberührt, von ihr je nachdem bald mehr oder weniger bewundert, bald mehr oder weniger missachtet, sein mehr oder weniger „pflichttreues“ Leben in voller Vereinzelung dahin.

Wenn es dann aber „Krieg gab“, so bildete jene aussenstehende staatliche Gesamtheit nur das, an den Vorgängen in der Arena wohl mehr oder weniger interessierte, auch jetzt aber daran doch selbst so gut wie unbeteiligte Zuschauertum, welches erst „nach Schluss der Vorstellung“ sich mit ihren Ergebnissen abzufinden hatte.

Es ist hier nicht der Ort, noch der Zweck dieser Ausführungen: die Umwandlung historisch zu verfolgen und zu begründen, welche mit dem Ende des 18. und dem Beginn des 19. Jahrhunderts in diesem Verhältnis zwischen „Heer und Volk des Staates“ sich vollzogen und heutzutage (mit wenigen, durch ausserordentliche Verhältnisse bedingten Ausnahmen) wieder „die Armee zum Volk in Waffen“ gemacht hat.

Es genügt, dieses erneute Hineinwachsen des „Heeresorganes

in den staatlichen Gesamtorganismus" als eine Tatsache festzustellen, die aus sich selbst heraus die gegenseitigen Beziehungen von Grund aus umzugestalten geeignet erscheint.

*

4. In diesem Sinne wird zunächst im Zeitalter der allgemeinen Wehrpflicht und weitgreifender verfassungsmässiger Einflüsse der Volksvertretung auf die Ausgestaltung des staatlichen Heerwesens, angesichts einer Wehrordnung, welche einen grossen Prozentsatz der gebildeten männlichen Jugend in verantwortliche Führerstellen der bewaffneten Macht zu berufen gewillt ist: ein gewisses Verständnis für die eigenartigen Aufgaben der Armee füglich schon um deswillen wieder als ein allgemeines Bedürfnis empfunden werden müssen, weil doch nur eine richtige Vorstellung von den Anforderungen des Krieges gestattet, sich ein begründetes Urteil über die nötigen Vorbereitungen im Frieden zu bilden.

Tatsächlich ist ja denn auch durchaus nicht zu verkennen, dass, seit „Wehrpflicht und Staatsbürgertum" wieder in einem Begriff zusammengeflossen sind, und die Armee damit wieder „Blut vom Blute der Nation selbst" geworden ist: das öffentliche Interesse an den Wehrinstitutionen des Staates gegen frühere Zeiten sich wieder wesentlich gesteigert hat.

Schon in der Publizistik tritt diese Tatsache in der lebhaften Teilnahme hervor, mit welcher hier die Vorgänge im inneren Leben und äusseren Auftreten der Armee verfolgt, ihre physischen und moralischen Bedürfnisse erörtert, ihre scheinbaren und wirklichen Mängel aufgedeckt werden.

Insofern nun aber — wie das doch wohl unbedingt beabsichtigt ist — solch öffentliche Beteiligung an den Angelegenheiten des Heeres diesem selbst und damit weiterhin dann auch dem Staatsganzen wirklich zugute kommen soll: steht unbedingt fest, dass das nur in dem Grade mit Erfolg wird geschehen können, als solche Erörterungen über die Lebensbedürfnisse der Armee im Frieden sich auf eine klare Einsicht auch in die Eigenart ihrer Lebensäusserungen im Kriege zu stützen vermögen!

*

5. Nun ist schon oben betont, dass solche „Eigenart kriegerischer Tätigkeit" der Tatsache entspringt, dass hier ausschliesslich nur Gewalt der Gewalt gegenübersteht, und damit für diese Tätigkeit ein durchaus anderes Grundprinzip, als leitendes Motiv zum Handeln in Wirksamkeit tritt, wie da, wo im friedlichen Wechselverkehr Recht gegen Recht sich zur Geltung zu bringen strebt.

Die Gewalt anerkennt für ihr Handeln nur ihr eigenes Gesetz, für dessen Handhabung in vollster Willensfreiheit der Gegner erst

eine spätere Kultur im „internationalen Kriegsrecht" einige geringfügige Schranken gezogen hat.

Wo angesichts solcher Sachlage aber die moralische Gewalt des Rechtes, mangels einer höheren irdischen Instanz versagt, da entscheidet solcher Streit sich immer nur nach Massgabe einer überlegenen physischen Kraft-Betätigung!

Der Krieg in seiner tatsächlichen Erscheinung tritt damit zunächst (wie später ausführlich darauf zurückzukommen ist) immer nur als eine Abmessung dieser physischen Kräfte gegeneinander auf, in welcher geistige Kräfte sich nur innerhalb der für solche Wechselwirkung gültigen (bezw. als gültig erkannten) Gesetze materieller Natur geltend zu machen vermögen, und die Kenntnis dieser Gesetze in ihrer „zweckentsprechenden" Anwendung bildet denn auch bekanntlich die recht eigentliche Aufgabe aller „Kriegswissenschaft".

Während im täglichen Leben (z. B. auch der bildenden Künste) solche Handhabung physisch-materieller Kräfte (von Werkzeug und Materie) für einen bestimmten Zweck aber jedesmal nur nach einheitlichem Willen Platz greift, stellt sich im Kriege der von der einen Seite als „zweckentsprechend" erkannten Anwendung dieser Mittel der feindliche Wille jedesmal mit der Absicht entgegen, diesen „Zweck" zu vereiteln.

Die Erreichung des erstrebten Zweckes — d. h. hier kurzhin: eines „kriegerischen Erfolges" — erscheint damit einerseits ebenso sehr von der (jeseitigen) Grösse und (wirksameren) Handhabung der verfügbaren physischen Mittel, wie andererseits von der Stärke der (jeseitigen) Willenskraft abhängig.

Beide Faktoren des Erfolges sind im Kriege — wieder im Gegensatze zu ihrer Wechselwirkung im Frieden! — immer nur einseitig bekannt, indes ihre Grösse und Stärke auf feindlicher Seite nur allenfalls annähernd geschätzt, niemals zweifelsfrei bestimmt werden können.

Angesichts solcher Verhältnisse bewegt sich die kriegerische Handlung ununterbrochen in dem alle ihre Entschlüsse erschwerenden Element einer Ungewissheit, der gegenüber zunächst nur soviel feststeht, dass zwar eine an und für sich unzweckmässige (ihrer Natur widerstrebende) Handhabung der gegebenen Mittel wohl unbedingt den Erfolg ausschliessen, ihre (den natürlichen Wirkungsgesetzen entsprechende) zweckmässige Anwendung darum aber noch keineswegs den Erfolg auch da gewährleisten wird, wo der Gegner ihr seinerseits mit gleichzweckmässigen Massnahmen entgegentritt.

So kann denn aber doch das „zweckentsprechende" Handeln im Kriege sich jedesmal nur auf eine Wahrscheinlichkeitsrechnung stützen, die schon ihrem innersten Wesen nach, den Irrtum nicht hintanzuhalten vermag.

Mit dem möglichen Irrtum ist dann aber weiterhin auch dem Zufalle Tür und Tor geöffnet, und Glück und Unglück übernehmen damit eine Rolle im Kriege, wie in anderweitem menschlichem Tun ein Gleiches nur noch — im Spiel der Fall ist!

Und in gleicher Richtung wirkt noch ein zweites Moment.

Wie im Element der Ungewissheit, so verläuft die kriegerische Handlung in gleicher Ununterbrochenheit auch in dem Element einer andauernden Gefahr, der gegenüber die unerlässliche Grundtugend des Kriegers: der Mut sich je nach dem Charakter der handelnden Persönlichkeiten in wieder nur unberechenbarer Weise geltend machen wird. Je nachdem ob dieser Mut sich mit Vorliebe im kühnen Wagen oder in zäher Ausdauer betätigt, vom Glück begünstigt, vom Unglück verfolgt wird: gestaltet dann aber auch der Verlauf des Spieles sich jedesmal anders!

In letzter Instanz stellt sich somit aller Erfolg kriegerischer Tätigkeit im ganzen, wie in jedem ihrer Einzelakte — durchaus ähnlich den Stichen im Kartenspiel — als das zusammengesetzte Produkt:

einerseits einer auf der ständigen Natur der anzuwendenden Mittel beruhenden — damit wissenschaftlich festzulegenden — Handhabung dieser Mittel („nach bestimmten Spielregeln"),

andererseits einer Reihe, unter sachlichen und persönlichen Einflüssen ununterbrochen wechselnder — damit jeder Vorausberechnung entzogener — Einwirkungen auf diese Handhabung dar.

Es erschien notwendig, schon hier vorgreifend auf diese Doppelseitigkeit in dem Wesen praktischer Kriegführung hinzuweisen, weil erfahrungsmässig der Laie auf militärischem Gebiete nur allzu geneigt ist, vom Standpunkte des ihm allein geläufigen Begriffes eines gesetzmässigen Verlaufes aller Dinge aus die Imponderabilien kriegerischer Aktion zu übersehen und in diesem Sinn es namentlich liebt:

überall wo der kriegerische Erfolg ausbleibt: allein das Heeresinstrument dafür verantwortlich zu machen!

*

6. Politische, wirtschaftliche und technische Einflüsse haben in der Neuzeit mehr und mehr sich geltend gemacht, um den Krieg zwischen Kulturstaaten schon um deswillen seltener werden zu lassen, weil der Einsatz an Gut und Blut, der unter obwaltenden modernen Umständen im Kriegsfall verlangt wird, sich gegen früher ganz ausserordentlich gesteigert hat und mit dem erhöhten Risiko selbstredend auch die Scheu vor solch „ernstem Spiele" wachsen musste.

Wenn angesichts dieser Tatsache die „Friedensfreunde" sich der Hoffnung hingeben, dass mit der Zeit diese Einflüsse stark genug werden würden, künftige Kriege überhaupt unmöglich zu machen, so steht solcher Erwartung doch zunächst noch die unleugbare Erscheinung gegenüber, dass nach Massgabe gesteigerter eigener innerpolitischer Individualisierung (bezw. „Nationalisierung") der (grossen) Staaten in sich auch ihre nationalen Gegensätze untereinander sich

sehr viel schärfer herausgearbeitet haben, und dass nach Massgabe des Anwachsens der eigenen wirtschaftlichen Entwicklung innerhalb dieser abgeschlossenen Gebiete die Schwierigkeiten eines allseits befriedigenden Ausgleiches dieser konkurierenden Interessen gegeneinander immer grösser zu werden drohen!

Ob unter solchen Verhältnissen die technischen Fortschritte im Kriegswesen allein ein genügend schweres Gewicht in die Wagschale des „ewigen Friedens" zu werfen imstande sind, um die modernen Staaten lediglich aus „Blutscheu" zu verhindern: ihre persönliche Eigenart und ihre materielle Lebensexistenz nötigen Falles auch jetzt noch mit Gewalt zur Geltung bringen zu wollen: darf um so mehr bezweifelt werden, als es nach Analogie früherer Erfahrungen durchaus nicht feststeht, dass die verbesserten Waffen den — bei richtiger Ausnutzung ihrer Leistungsfähigkeit — noch jedesmal zu ermöglichenden Ausgleich ihrer Vor- und Nachteile für Freund und Feind jetzt plötzlich zur „Unmöglichkeit" machen müssten!

So hat sich denn auch bis zur Stunde noch kein moderner Staat geneigt erwiesen, den Anfang zur „Abschaffung des Krieges" auf dem Wege der „Abschaffung bezw. Abschwächung seines notwendigen Werkzeuges" (durch sogenannte „Abrüstung") zu machen, und schwerlich auch würde solcher Versuch zu einem günstigeren Ergebnisse für den Weltfrieden führen, wie die etwaige Absicht „Streit und Ungerechtigkeit zwischen den Menschen" auf dem Wege der „Abschaffung der Gerichte" hintanhalten zu wollen.

Überall vielmehr zeigen die Staatsgewalten sich bestrebt, gerade in richtiger Würdigung der „Werte", die bei einem möglichen Kriege für sie „auf dem Spiele stehen", ihrer Wehrkraft (zu Lande und zu Wasser) nach ziffermässiger Stärke und innerem Ausbau diejenige Ausgestaltung zu geben, die nach dem Stande moderner Kriegswissenschaft allein ihre wirksame Verwendung in einem solchen Kriege zu gewährleisten verspricht und etwaige, seitherige Versäumnisse in dieser Richtung nachzuholen.

*

7. Dass und warum die Verwendung dieser Wehrkraft im Ernstfalle nur in die Hand fachmännisch vorgebildeter Führer gelegt werden kann oder doch nur gelegt werden sollte: ist oben bereits nachgewiesen.

Gegenüber der gleichfalls hier schon erwähnten Notwendigkeit, die bewaffnete Macht — angesichts der modernen Waffen heute mehr noch, als schon immer — auf ihre kriegerische Aufgabe bereits im Frieden vorzubereiten, unterliegt es keinem Zweifel, dass auch für solche Ausbildung ausschliesslich nur fachmännische Lehrer verantwortlich werden gemacht werden können.

Für beide Aufgaben bleiben lediglich die Anforderungen der reinen Kriegswissenschaft, als „Lehre von der zweckentsprechenden Handhabung der Kriegsmittel“ massgebend und ihre Lösung wird um so vollkommener gelingen, in je weitere Schichten der „Führerschaft“ die Beherrschung solcher Wissenschaft vorgedrungen ist.

Insofern es sich dann aber vorerst doch immer um die Aufstellung einer bewaffneten Macht für den Bedarfsfall handeln muss, wird es allerwege die Aufgabe einer abwägenden Staatskunst bilden: in der Wehrverfassung den für das Staatsganze zweckentsprechendsten Ausgleich zwischen den besonderen Kriegs- und den allgemeinen Friedens-Bedürfnissen nach Massgabe der eigenartigen Verhältnisse zu finden, welche die inneren Lebensbedürfnisse des betreffenden Einzelstaates und seine äusseren Beziehungen zu anderen Staaten beherrschen.

Der Kriegswissenschaft als solcher stellt sich damit eine „Wissenschaft von den Bedingungen des Heerwesens“ zur Seite, von der zunächst hier nur soviel zu sagen ist, dass sie in ihrer praktischen Handhabung die Anforderungen der „Kriegslehre“ auch da jedenfalls nicht durchkreuzen darf, wo andere Rücksichten für sie massgebend werden müssen wie die rein kriegerischen.

Unter diesem Gesichtspunkt betrachtet, steht zunächst fest, dass bei der Gleichartigkeit der modernen Kriegsmittel (namentlich Waffen), die Heere heutiger Kulturstaaten in ihrer Zusammensetzung (nach Waffengattungen), ihrer Gliederung (nach Kommandoeinheiten) und ihren inneren Einrichtungen (nach Heeresanstalten) eine nahezu vollkommene Übereinstimmung aufweisen, dank deren die „mobilen Armeen“ sich heutzutage im Grunde nur noch nach ihren Stärken unterscheiden werden.

Die Heeresorganisation für den Krieg bildet hiernach denn auch einen nahezu konstanten Faktor, an den in der Heeresverfassung moderner Staaten immer nur auf Kosten der Kriegsbrauchbarkeit der Armee gerührt werden könnte und auf dessen, den Kriegsbedürfnissen entsprechender Aufrechterhaltung — selbstverständlich abgesehen von gelegentlichen, die Grundsätze nicht berührenden Varianten — deshalb auch die für diese Kriegsbrauchbarkeit verantwortliche Staatsgewalt niemals wird verzichten können.

Ganz anders liegen dann aber freilich die Dinge der Heereseinrichtung für den Frieden gegenüber, in bezug auf welche die Bedürfnisse des Staates als Gesamtpersönlichkeit den Vorrang vor den Anforderungen eines — sei es immerhin noch so wichtigen — seiner Organe mindestens insoweit zu beanspruchen berechtigt sind, als damit nicht die Lebensfunktionen dieses Organs selbst unterbunden würden.

In der geschichtlichen Entwicklung staatlicher Heeresverfassungen stehen sich nun bekanntlich in diesem Geiste: Miliz- und Söldner-Wesen als die beiden äussersten Gegensätze gegenüber, zwischen denen eine Reihe sehr verschiedener Abstufungen sich eingelagert hat.

Wieder liegt es nicht in der Absicht und Aufgabe dieser Ausführungen hier den Vor- und Nachteilen dieser wechselnden Grundlagen für die Aufstellung eines Heeres näherzutreten, die ja eben gerade ihres nur „kriegvorbereitenden" Charakters wegen ausschliesslich in das hier nicht weiter zu behandelnde Gebiet der „Lehre vom Heereswesen" — nicht in die „Lehre von der Kriegführung" selbst gehören.

Nur auf einen Punkt dieser Gegensätzlichkeit kommt es hier insoweit an, als in demselben sich die Wege gabeln, von denen der eine die Notwendigkeit eines gewissen Verständnisses für die eigentliche Kriegswissenschaft der staatlichen Volksgemeinschaft als solcher nahezu ganz entrückt, der andere — wie ich glaube — für dieselbe mindestens ein gewisses Mass solchen Wissens geradezu als staatsbürgerliche Pflicht erscheinen lässt.

*

8. Nach welchen organisatorischen Gesichtspunkten nämlich auch ein Heer gebildet sein mag, man wird in seiner Zusammensetzung stets die Führerschaft von der Mannschaft zu unterscheiden und die berufsmässige Fachkenntnis immer nur bei ersterer zu suchen haben.

Auch wo ein Heer im wesentlichen nur aus Berufs-Soldaten besteht, wird doch schon allein der Bildungsstand dieser „Masse" dieselbe von der „Kriegs- als Führer-Wissenschaft" fast gänzlich ausschliessen, und umgekehrt kann es erfahrungsmässig nicht schlechthin als eine Unmöglichkeit bezeichnet werden, eine neu zuströmende Mannschafts-Masse da noch während der kriegerischen Operation selbst einigermassen kriegsbrauchbar „auszubilden", wo nur genügend starke Berufs-Führerrahmen (Cadres) verhanden sind.

Nichtsdestoweniger wird niemand bestreiten wollen, dass gleichgut vorgebildete Führer und ebenbürtige sonstige Verhältnisse vorausgesetzt: eine aus „gedienter" Mannschaft bestehende Armee ein ausgesprochenes Übergewicht über ein „erst im Bedarfsfalle aufgestelltes" Heer besitzen wird, und dass die Verantwortung für ein solches Experiment deshalb nur unter ganz ausnahmsweisen Verhältnissen oder da wird getragen werden können, wo es gilt „aus der Not eine Tugend zu machen".

Auch dann aber würde die fachmännisch unterlegene Armee den möglichen Ausgleich für ihre anderweiten Schwächen ausschliesslich nur in ihren gesteigerten moralischen Eigenschaften finden können, die vor allem auch gross genug sein müssten, den Vorsprung einzuholen, den unbedingt der „ausgebildete" Gegner in der Ertragung kriegerischer Mühsale und Wechselfälle vor ihr voraus haben wird.

Derartige seelische Kräfte können nun aber die Massen einer heutigen Armee unzweifelhaft immer nur aus dem Urquell der nationalen Eigenschaften desjenigen Volkes schöpfen, dem sie entstammen, und wir stehen damit an demjenigen Punkte, wo die

kriegerischen Erfolge einer Armee sich als ein Produkt nicht nur ausschliesslich ihrer eigenen, sondern auch der kriegerischen Veranlagung ihres Volkes darzustellen beginnen.

Unter diesem Gesichtspunkte betrachtet, wird man nun zunächst sagen müssen, dass weder ein auf langdienende Berufssoldaten abzielendes (englisches!), noch ein auf kurzzielige Erwerbssoldaten gestütztes (amerikanisches!) Werbesystem dem Heere dasjenige Mannschaftsmaterial wird zuführen können, welches auch nur annähernd als Ausdruck der kriegerischen Eigenschaften der Nation würde angesehen werden dürfen, und umgekehrt wird man deshalb beiden Systemen der Heeresverfassung eine Berechtigung nur solange zugestehen können, wie ganz besondere Verhältnisse (lokaler Isolierung gegen einen überlegenen Feind!) voraussichtlich immer die Möglichkeit zu bieten versprechen, das kriegerische Spiel nötigenfalls früher abbrechen zu können, als es zu einem die eigene Selbstherrlichkeit oder die vitalen Interessen der Gesamtbevölkerung blossstellenden Einsatze zu führen imstande ist.

Überall dagegen, wo der nicht mehr hintanzuhaltende Krieg unter lokal nicht in erwähnter Weise abgeschlossenen Verhältnissen, gerade um so entschiedener zum äussersten zu führen droht, je länger vorher die Spannung schon gedauert hatte, und wo damit auch der höchste Krafteinsatz gleich von Hause aus zur unabweislichen Notwendigkeit wird: da kann allein die **allgemeine Wehrpflicht** dem Heere dasjenige Menschen-(als Mannschafts-)Material zuführen, dessen es unter solchen Umständen bedarf, um auf die Dauer den Anforderungen eines solchen Krieges genügen zu können. Gerade weil die Kriege der europäischen Kontinentalmächte seit Napoleonischen Zeiten jedesmal diesen Grundcharakter anzunehmen drohen, haben nach und nach alle diese Staaten auch zur Annahme jenes Wehrsystems für die Aufbringung ihrer Heere sich gezwungen gesehen.

In dem Masse, wie damit der Kern der Nation wieder zum ureigentlichsten Mittelpunkt der Armee geworden ist, wird jetzt aber:

> in solchem Heere der — kriegerische oder unkriegerische — Volkscharakter sich als ein wichtiger Faktor auch für seine militärische Leistungsfähigkeit erweisen und — namentlich kriegerischen Wechselfällen gegenüber — die heimische Volksstimmung niemals ganz ohne Widerhall bleiben können;

wird andererseits auch:

> von solchem Volke erwartet werden müssen, dass es sich unter allen Umständen der Zusammengehörigkeit mit seinem Heere bewusst bleibt und — namentlich auch unerwarteten Unglücksschlägen gegenüber — die Ausdauer eines gereiften Verständnisses für die natürlichen Schwankungen moderner Kriegführung zu beweisen imstande sein wird!

Wird so eine klarere Einsicht in das, was der Krieg verlangt und wie allein im Kriege die erwarteten Erfolge errungen werden können, die Nation befähigen: die persönlichen und materiellen

Lebensbedürfnisse der Armee im Frieden richtig zu beurteilen, so wird sie andererseits im Kriege selbst dem Volke diejenige Höhe seelischer Kraft verleihen, die der Armee auch den nötigen moralischen Nachersatz zu liefern imstande ist.

Wo die allgemeine Wehrpflicht die Muttererde des Heeres bildet, da sucht naturgemäss in schweren Stunden das waffengerüstete Volk am Feind seine Antäuskräfte in der Berührung mit dem wissensgerüsteten Volke daheim!

Dass es sie wirklich finde: dazu soll das Nachfolgende seinen kleinen Beitrag liefern.

Hygiene der Milchversorgung.*)

Von Franz von Soxhlet in München.

Der Ruf nach einer hygienisch besseren Milchversorgung wird allgemein mit dem Hinweis auf die grosse Kindersterblichkeit in den Städten begründet. Es sei Pflicht der öffentlichen Gesundheitspflege, dahin zu wirken, dass die erste Nahrung der Kinder, denen die Wohltat der Mutterbrust versagt ist, in tadelloser Güte der Bevölkerung geliefert werde. Aber alle hierauf gerichteten Bestrebungen waren bis jetzt ohne Erfolg, weil man die gestellte Forderung auf die ganze Milchversorgung der Stadt ausgedehnt und damit eine unerfüllbare Forderung gestellt hat. Sieht man von der zur Säuglingsernährung bestimmten Milch ab, so liegt irgend ein dringendes Bedürfnis für eine Reform der bisherigen Art der städtischen Milchversorgung nicht vor, vorausgesetzt, dass die Michbeschau nach den geltenden Grundsätzen und bestehenden Verordnungen ordnungsgemäss gehandhabt wird. Was aber die Beschaffung einer zur Säuglingsernährung tauglichen Milch betrifft, so ist nur für die wohlhabende Minderheit der Bevölkerung gesorgt, der eine zwar teure, sonst aber billigen Anforderungen entsprechende Kindermilch zur Verfügung steht. Die minderbemittelte Mehrheit der Bevölkerung dagegen ist auf die gewöhnliche Marktmilch angewiesen, die den Forderungen, die man an die Nahrung der Säuglinge stellen muss, nicht entspricht und nach den einmal gegebenen Produktionsbedingungen auch

*) Vortrag gehalten am 5. November 1903 zum Besten des Pettenkofer-Hauses.

nicht entsprechen kann. Hier ist also eine Änderung der bestehenden Verhältnisse dringend geboten, und sie ist auch durchführbar. Zur Begründung meiner Auffassung von Gegenwart und Zukunft der städtischen Milchversorgung muss ich auch die Frage der Säuglingsernährung in den Kreis meiner Betrachtungen ziehen.

Von den zwei Millionen Neugeborenen im Deutschen Reiche sterben im ersten Lebensjahre über 400000. Nach Russland hat das in der Kultur so hochstehende Deutschland die grösste Kindersterblichkeit. In den Jahren 1894—98 starben in den deutschen Städten durchschnittlich 22% der Säuglinge und davon über $^{1}/_{3}$ an Magen- und Darmkrankheiten. Die Sachverständigen berechnen aber, dass mittelbar und unmittelbar die Hälfte aller Todesfälle auf diese Art von Erkrankungen zurückzuführen sei, so dass man mit der Tatsache rechnen müsse: es sterben alljährlich in Deutschland 200000 Säuglinge an den Folgen von Magen- und Darmerkrankung. Statistik und ärztliche Erfahrung zeigen weiter, dass alljährlich in den heissen Sommermonaten explosionsartig Brechdurchfallepidemien auftreten, und dass dieser Würgengel die meisten seiner Opfer sich aus dem Kreise der künstlich ernährten Säuglinge holt, wogegen er die Brustkinder, aber auch die Flaschenkinder der Reichen fast ganz verschont.

Aus der Kenntnis dieser Tatsachen hat sich zunächst eine lebhafte Bewegung für die Rückkehr zur natürlichen Ernährung entwickelt, die in erschreckender Weise abgenommen hat. Unserm Mitbürger Dr. Hirth gebührt das Verdienst, in seiner Schrift über die Unentbehrlichkeit der Mutterbrust, den Müttern besonders eindringlich ins Gewissen geredet zu haben. Wohlgemerkt, die Mutterbrust und nicht die Ammenbrust. Das Ammenwesen trägt nichts zur Verminderung der Säuglingssterblichkeit bei und auch nichts zur Erstarkung des Menschengeschlechts. Im Gegenteil: Wie der Grazer Hygieniker Professor Prausnitz unwiderleglich gezeigt hat, stirbt kaum jemals ein Flaschenkind der Reichen an Verdauungskrankheiten, dagegen stirbt daran, wie allbekannt, fast sicher das Kind der Amme, weil es unter den ungünstigsten hygienischen Verhältnissen künstlich ernährt werden muss. Das vielleicht lebensschwache Stadtkind wird über Wasser gehalten, das lebensstarke gesunde Landkind muss dafür sterben. Gesamtwirkung: Absolute Zunahme der Sterblichkeit, allerdings nicht in der Stadt, sondern auf dem Lande und Verschlechterung der Rasse im ganzen.

Über die Ursache des zunehmenden Nichtstillens sind die Meinungen geteilt. Die einen behaupten, dass die grosse Mehrzahl der Frauen physisch dazu unfähig sei. Am schärfsten vertritt diese Meinung der geistvolle Baseler Physiologe Bunge. Die Unfähigkeit zu stillen sei erblich und die einmal verlorene Fähigkeit sei unwiederbringlich für alle kommenden Generationen verloren. Die Unfähigkeit zu stillen sei ebenso ein Symptom der Degeneration, wie die geringe Widerstandsfähigkeit gegen Tuberkulose, gegen Nervenleiden und Zahnkaries; diese Entartung sei hauptsächlich durch den Alkoholismus hervorgerufen worden. Von dieser erblichen Entartung könne die Menschheit nur durch Zuchtwahl befreit werden;

es sollen zur Erreichung dieses Ziels alle Mädchen von der Ehe ausgeschlossen werden, die aus tuberkulösen oder psychopathisch belasteten Familien stammen, die einen Trinker zum Vater oder — kariöse Zähne haben. Das zuletzt genannte Ehehindernis allein schon erweckt eine wenig erfreuliche Aussicht für die Väter unverheirateter Töchter; man denke nur an die überfüllten Wartezimmer der Zahnärzte!

Die andern, und dazu gehören jetzt wohl fast alle Ärzte, wollen als Ursache der beklagenswerten Erscheinung das Unvermögen nur als seltene Ausnahme, als Regel aber die Bequemlichkeit, die Eitelkeit und die Vorurteile der Mütter gelten lassen; sie müssen aber auch zugeben, dass ein grosser Teil der Mütter aus wirtschaftlicher Not sich dem Stillgeschäft nicht widmen kann. Gegen Lässigkeit und Torheit kann Warnung und Belehrung nützen, Erscheinungen die der Armut entspringen, müssen aber anders bekämpft werden und sie werden immer nur zu einem kleinen Teil beseitigt werden können. Frankreich, dem ja die Entvölkerung drohte, versucht durch Prämien die wenig bemittelten Mütter zum Stillen anzuspornen und für den Arbeitsentgang zu entschädigen. Keineswegs aber darf das Eintreten für die natürliche Ernährung uns davon abhalten, das Verfahren der künstlichen Ernährung zu verbessern und die gewonnenen Vorteile denen zugänglich zu machen, die ihrer bedürfen. Die Kinder, denen die Natur oder die Ungunst der wirtschaftlichen Verhältnisse die Wohltat der Mutterbrust vorenthalten hat, bedürfen doppelt unserer Fürsorge. Es können nur Fanatiker unter den Bekämpfern der künstlichen Ernährung sein, die immer und immer wieder darauf hinweisen, dass alle Erfolge in der Verbesserung der künstlichen Ernährung nur den Bemühungen entgegenarbeiten, die auf die Rückkehr zur Natur abzielen; je sicherer die künstliche Ernährung gestaltet werde, um so mehr werde es den Müttern erleichtert, sich ihrer Pflicht zu entziehen. Der Missbrauch einer Einrichtung spricht aber nicht gegen ihre Zweckmässigkeit, und überdies ist zu beachten, dass er sich mehr in den Kreisen der Wohlhabenden eingebürgert hat, die sich auch danach noch der geringsten Kindersterblichkeit erfreuten. Sicherlich hat auch der „Soxhlet" in diesen Kreisen weniger der Mutterbrust als dem Ammenwesen Abbruch getan, was aus den bereits angegebenen Gründen nicht zu beklagen ist.

Mit treffenden Worten entgegnet den Übereifrigen der Kinderarzt Dr. Paffenholz in Düsseldorf: Sollen wir etwa den Müttern zurufen: „Ihr habt eure Kinder nicht gestillt, sie werden also im Sommer erkranken und viele werden sterben; wir können dies zwar verhindern, werden es aber nicht tun, damit ihr seht, dass es besser ist, die Kinder zu stillen!" Der praktische Volkshygieniker muss sich auf den Boden der Tatsachen stellen und diese sind für unsere Frage die folgenden: Die Grösse der Sterblichkeitsziffer wird durch die Zahl der Todesfälle an Krankheiten der Verdauungsorgane, und zwar hauptsächlich an Sommerbrechdurchfall, beherrscht; bei den Kindern der Reichen findet man die geringste Sterblichkeit und fast nie stirbt, auch bei künstlicher Ernährung, ein Kind aus dieser Klasse an einer Verdauungskrankheit; bei den andern Bevölkerungsklassen ist die Kindersterblichkeit um so

grösser, je ärmer sie ist, und die höhere Sterblichkeit wird hier fast nur durch das häufigere Erkranken des Verdauungsapparats verursacht, was wieder um so häufiger eintritt, je mehr die künstliche Ernährung vorherrscht. Wenn der Wohlhabende zur künstlichen Ernährung greift, so wirkt auf sein Kind nur diese eine Schädlichkeit ein und er vermindert auch diese dadurch, bis auf einen kleinen Rest, dass er ohne Rücksicht auf die Kosten sich des relativ besten Ersatzmittels für die Muttermilch bedient; auf den Säugling des Armen stürmen die Schädlichkeiten schlechter Wohnung, schlechter Luft, mangelhafter Pflege, ungenügender Reinlichkeit und des Mangels an ärztlicher Hife zusammen ein, und wenn die Mutter nicht stillt, kommt noch dazu: eine an sich nach Menge und Beschaffenheit unzweckmässige Nahrung und vor allem die Schädlichkeiten, die aus dem Verderben dieser Nahrung entspringen. Wenn man die Armen nicht reich macht, wird es nie gelingen, alle Ursachen einer unnatürlich grossen Kindersterblichkeit*) zu beseitigen; aber der öffentlichen Wohlfahrtspflege muss es gelingen, die Hauptursache des Übels, nämlich den einen Unterschied zwischen arm und reich zu tilgen, der darin besteht, dass der Reiche sich ein taugliches Ersatzmittel für die Muttermilch beschaffen kann, der Arme nicht. Das ist in Deutschland bis jetzt so gut wie nicht geschehen und so erklärt sich die Tatsache, dass alle Errungenschaften auf dem Gebiete der künstlichen Ernährung in den letzten 20 Jahren die Kindersterblichkeit nur unwesentlich vermindert haben.

Die Hygiene, die Wissenschaft die sich die Aufgabe stellt, Krankheiten zu verhindern, hat in der Kuhmilch eine reichlich fliessende Quelle krankmachender Ursachen erkannt, und sie war seitdem auch eifrig bemüht, Abwehrmassregeln gegen diese Schädlinge ausfindig zu machen. Bei hygienischen und ärztlichen Kongressen findet man die Frage der Milchversorgung fast regelmässig auf der Tagesordnung und im Mai 1903 fand in Hamburg sogar eine besondere Ausstellung für hygienische Milchversorgung statt, bei der Hygieniker, Kinderärzte, Nahrungsmittelchemiker und Milchtechniker in Vorträgen und Berichten das Wort ergriffen.

Bei der Beurteilung der Milch als Nahrungsmittel im allgemeinen spielen ihre Verfälschungen eine verhältnismässig untergeordnete Rolle, deshalb dient die Milchbeschau nach der Art ihrer jetzigen Handhabung mehr dazu, uns vor Vermögensschädigung als vor gesundheitlichen Nachteilen zu schützen. Die Milch wird durch Zusatz von Wasser oder durch Entrahmen, manchmal gleichzeitig auch durch beides verfälscht. Andere Fälschungsarten, wie Einquirlen von Pferdehirn, Zusatz von Mehl, Seife oder gar mineralischen Stoffen, stehen wohl in den Büchern, kommen in Wirklichkeit aber nicht vor. Man braucht sie auch nicht, weil die zuerst genannten bequemer und auch nicht leicht nachzuweisen

---

*) „Es ist Pflicht der öffentlichen Gesundheitspflege, die Völker und Regierungen auf den engen Zusammenhang zwischen Pauperismus und Sterblichkeit im allgemeinen wie der Kindersterblichkeit im besonderen hinzuweisen.“ (Wasserfuhr, Ber. a. d. 43 Naturforscher-Versamml.)

sind, sobald nur der Fälscher sich mit bescheidenem Nutzen begnügt. In 90 von 100 Fällen besteht die Fälschung in der Beimischung von Wasser. Wenn das Wasser nicht selbst gesundheitsschädliche Eigenschaften hat, z. B. Typhusbazillen enthält, dann schädigt diese Fälschungsart nur unsern Geldbeutel. Der Säugling, dem ja meist gewässerte Milch verabreicht wird, korrigiert die Nachteile grösserer Verdünnung dadurch, dass er von solcher Milch mehr trinkt. Bedenklicher ist schon das Entrahmen, oder, was dasselbe ist, die Beimischung abgerahmter Milch zu Vollmilch. Solche Milch verhält sich wie eine schon längere Zeit gestandene, sie ist der Verderbnis näher gerückt; ausserdem ist sie, wegen des Entzugs von Butterfett, in ihrem Nährwert vermindert, und dagegen kann sich der Säugling durch Mehrtrinken nicht ungestraft wehren. Die Kuhmilch ist im Vergleich zur Muttermilch ohnedies schon zu eiweissreich und im Verhältnis dazu zu fettarm. Man muss sie um den schädlichen Überschuss an Käsestoff zu verringern mit Wasser oder einer Zuckerlösung verdünnen, womit aber auch der Fettgehalt verringert wird. Mischt man z. B. nach der am meisten befolgten Vorschrift Kuhmilch mit gleich viel einer 6%igen Milchzuckerlösung, so hat das Gemisch die Zusammensetzung einer halb eingedickten aber abgerahmten Frauenmilch, der man zu allem Überfluss auch noch die Hälfte des Milchzuckers entzogen hat. Unsere Bemühungen, mit Gemischen von Kuhmilch und Wasser oder Kuhmilch und Milchzuckerlösung einen Ersatz für die Muttermilch zu schaffen, haben zu nichts anderm geführt, als zu einem Ersatz für abgerahmte Frauenmilch. So etwas lässt sich ein Kalb nicht bieten; es lässt sich in den ersten Lebenswochen abgerahmte Kuhmilch als Nahrung absolut nicht gefallen und antwortet auf diese Zumutung mit Durchfall und elendem Wachstum. Dass sich der menschliche Säugling mit einer Nachahmung abgerahmter Frauenmilch meistens zufrieden gibt, spricht nur für seine erstaunliche Anpassungsfähigkeit, nicht aber für die menschliche Weisheit. Das Brustkind wird gewissermassen hauptsächlich mit Butter und Zucker, das Flaschenkind hauptsächlich mit Käse ernährt. An solchen Verkehrtheiten kann noch manches geändert und gebessert werden.

Der Zusatz von Konservierungsmitteln zur Milch ist verboten und glücklicherweise auch leicht und sicher nachzuweisen. Diese Stoffe sind als gesundheitsschädlich zu betrachten, weil alles, was die Entwicklung der Lebewesen in der Milch hemmt, auch der menschlichen Zelle nachteilig sein muss.

Aus dem Futter der Kühe können manche Stoffe mit dem Blut in die Milchdrüse eintreten und damit in die Milch gelangen; wohlschmeckende ebenso wie schlechtschmeckende; die einen wirken wie die Genussmittel günstig auf die Verdauung und unser Wohlbefinden, die andern als ihre Gegenfüssler in der entgegengesetzten Richtung. Welchen Anteil das Futter an diesen Eigenschaften der Milch hat, ist noch wenig bekannt. In der Regel stammt der üble Geschmack der Milch aus der Stallluft. Das in der Milch fein verteilte Fett verschluckt Riechstoffe sehr begierig. Oft wird die Milch im Stalle selbst gekühlt;

wenn sie über die wellige Fläche des Milchkühlers läuft, wird jeder Liter in dünnen, etwa 5 qm grossen Flüssigkeitsscheiben im Stalle ausgebreitet, und dann haben die in einem Liter Milch enthaltenen 4000 Milliarden Fetttröpfchen die beste Gelegenheit, sogenannte gesunde Landluft zu verdichten und festzuhalten.

In die Milch können dann weiter ebenso wie gewisse Arzneistoffe — namentlich Jod, Quecksilber, Arsen — auch Giftstoffe aus den Unkräutern des Heus übergehen. Vor wenigen Jahren hat Dr. Sonnenberger in Worms den Futtergiften als Ursache von Verdauungsstörungen besondere Bedeutung beigemessen und Professor Braungart in München bringt die grosse Kindersterblichkeit in gewissen kalkreichen Gegenden Bayerns mit der dort besonders gedeihenden Herbstzeitlose in Zusammenhang. Obermedizinalrat Hauser in Karlsruhe hat aber für Baden ein solches Zusammengehen von Kalkböden und grosser Kindersterblichkeit nicht gefunden.*) Ganz sicher ist es, dass die Hauptursache der grossen Kindersterblichkeit, der Sommer-Brechdurchfall, mit der Herbstzeitlose oder andern Giftkräutern nichts zu tun hat. Da indes ein gut beobachteter Fall vorliegt, wo das Herbstzeitlosengift — Colchicin — in die Milch von Ziegen überging und zur Erkrankung Erwachsener führte, so trete auch ich dafür ein, dass Giftpflanzen aus dem Futter ferngehalten werden sollen, besonders wenn es sich um die Gewinnung von Kindermilch handelt.

Ungemein harmlos sind alle die Schädlichkeiten, die auf die chemische Zusammensetzung der Milch zurückzuführen sind, im Vergleich zu denen, die dem Bakterienleben entspringen. Die unmittelbar aus dem Euter kommende Milch kann krankmachende Bakterien enthalten oder es können welche von aussen in die Milch gelangen und dort einen geeigneten Nährboden finden, oder es gelangen, und zwar von aussen, Bakterien in sie, die gewisse Milchbestandteile zersetzen und giftig wirkende Stoffe — Toxine — ausscheiden.

Obwohl es bis jetzt nur ein Mal gelungen ist, Typhuskeime in verdächtiger Milch nachzuweisen, so war doch mit Sicherheit eine grosse Anzahl von Unterleibstyphusepidemien auf den Genuss von Milch zurückzuführen, die durch Berührung mit den Ausscheidungen Typhuskranker oder durch verunreinigtes Wasser infiziert war. Professor Jensen in Kopenhagen, ein guter Kenner dieser Verhältnisse, spricht die Ansicht aus, dass in allen Städten mit hygienisch geordneter Wasserversorgung die Verschleppung des Unterleibstyphus durch die Milch am meisten in Betracht komme. Nicht ganz so scheint es sich mit den ziemlich häufig beobachteten Diphtherie-Milchepidemien zu verhalten; es überwiegt die Meinung, dass diese nicht auf den Genuss infizierter Milch, sondern auf

*) Die Statistik, von einigen als „zweischneidiges Schwert" bezeichnet, von einem Gynäkologen gar „Dirne" gescholten, gibt, je nach der Fragestellung, eine richtige oder unrichtige Antwort. So starben 1871/73 in Baden von protestantischen Säuglingen 25,2 von katholischen 28,4 und von jüdischen 1,76%. Selbstverständlich darf man daraus nichts anders folgern, als, dass drei Bevölkerungsklassen von verschiedener Wohlhabenheit verschiedene Sterblichkeit haben.

den Verkehr mit erkrankten Milchausträgern und dergleichen zurückzuführen waren, und für die Verbreitung des Scharlachs durch Milch lässt man überhaupt nur diesen Zusammenhang gelten.

Von den Krankheiten der Kuh können auf die Menschen übertragen werden: Die Tuberkulose, die Maul- und Klauenseuche, die Tollwut, die septische Darmentzündung und auch die verschiedenen Arten der Euterentzündung, deren Erreger Darmentzündungen beim Menschen herbeiführen können.

Seitdem Koch die unter den Rindern so stark verbreitete Perlsucht als Tuberkulose erkannt hat, hat man der Gefahr besondere Aufmerksamkeit geschenkt, die dem Menschen aus dem Genuss des Fleisches oder der Milch solcher Tiere erwachsen kann. Da trat bekanntlich Koch im Jahre 1901 beim Tuberkulose-Kongress in London mit der Behauptung auf, Rinder- und Menschentuberkulose seien nicht identisch. Diese Behauptung stiess aber sofort auf fast einstimmigen Widerspruch, dem auch der Kongress durch eine Resolution Ausdruck verliehen hat. Ganz entschieden hat sich v. Behring, der berühmte Bakteriologe und Entdecker des Diphtherieheilserums, vor kurzem bei der Naturforscherversammlung in Kassel gegen die neue Kochsche Lehre ausgesprochen. Seine Ausführungen gipfeln etwa in folgenden Sätzen: Die Rindertuberkelbazillen sind für den Menschen bösartiger und giftiger als die Menschentuberkelbazillen. Die Säuglingsmilch ist die Hauptquelle für die Schwindsuchtsentstehung. Der menschliche und ebenso der tierische Säugling entbehrt in seinem Verdauungsapparat der Schutzeinrichtung, die beim Erwachsenen das Eindringen von Krankheitserregern in die Gewebesäfte verhindert. Die Darmschleimhaut des Säuglings ist im Vergleich zu der des Erwachsenen ein grossporiges Filter. „Ein bisschen tuberkulös ist jeder von uns,“ aber die Infektion Erwachsener führt nicht zur Lungenschwindsucht. Für die Ernährung sehr jugendlicher Kinder soll unter allen Umständen nur tuberkelbazillenfreie Milch verwendet werden.

Wie mir von sachkundiger Seite versichert wird, stossen auch die Ausführungen v. Behrings über die Entstehung der Schwindsucht in massgebenden ärztlichen Kreisen auf entschiedenen Widerspruch, und auch dem Laien drängt sich der Gedanke auf, dass der Hauptsatz der Behringschen Lehre: „Die Säuglingsmilch ist die Hauptquelle für die Schwindsuchtsentstehung“ sich nicht gut mit der Tatsache verträgt, dass, in Deutschland wenigstens, die künstlich ernährten Säuglinge doch nur mit gekochter Milch ernährt werden, die ja frei von lebensfähigen Tuberkelbazillen ist. Jedenfalls wird man gut tun, nicht auf die volle Klärung dieser Frage zu warten, sondern mit der Möglichkeit der Tuberkuloseübertragung durch Milch als einer Gefahr für den Säugling und Erwachsenen zu rechnen.

Über Rindertuberkulose und ansteckungsfähige Milch ist noch folgendes zu sagen: Die Statistiken aller Länder verzeichnen einen erschreckend grossen Prozentsatz tuberkulöser Rinder. Nach den Schlachthofberichten sollen in Deutschland 20 % der Rinder, etwa 3 Millionen

Stück, mit äusserlich erkennbarer Tuberkulose behaftet sein; bei Kühen noch mehr, so z. B. in Sachsen 35 %. Bei der Prüfung der mehr als 4 Jahre alten Kühe mit Tuberkulin wurden in Berlin 99 % tuberkulös befunden. In Dänemark ist bei 31, in Schweden bei 42 % der Rinder Tuberkulose festgestellt worden. Bei Eutertuberkulose enthält die Milch immer Tuberkelbazillen. 4 % der tuberkulosen Kühe sollen mit Eutertuberkulose behaftet sein. Auch ohne dass Eutertuberkulose vorliegt, kann bei vorgeschrittener Tuberkulose die Milch tuberkelbazillenhaltig sein. Die Marktmilch und die zusammengemischte Milch der Molkereien enthält ungemein häufig nachweisbare Mengen lebender Tuberkelbazillen. Man ist überall eifrig an der Arbeit, die Tuberkulose unter den Rindern auszurotten, schon im eigenen Interesse der Landwirte. Dabei hat die Prüfung der Kühe mit Tuberkulin die wertvollsten Dienste geleistet und Behrings neues Verfahren, die Kälber durch Impfung für die Tuberkulose unempfänglich zu machen, rückt uns dem Ziele noch näher. Vorläufig werden aber die Organe der Lebensmittelaufsicht noch darüber wachen müssen, dass Milch von Kühen mit klinisch erkennbarer Tuberkulose nicht auf den Markt komme. Von einer Kindermilch verlangen sogar manche Sachverständige, dass sie von Kühen stamme, die die Tuberkulinprobe bestanden haben. Das zuverlässigste Mittel, die Übertragung der Tuberkulose durch Milch zu verhindern, wird aber immer das Erhitzen der Milch auf Siedetemperatur bleiben.

Der Erreger der unter den Rindern so verbreiteten Maul- und Klauenseuche ist noch nicht bekannt. Es steht aber fest, dass die Krankheit mit der Milch auf den Menschen übertragen werden kann. Die erste Nachricht darüber stammt schon aus dem Jahre 1695; 1834 hat Hertwig durch einen Versuch an sich selbst die Übertragbarkeit bewiesen. Innerhalb der Jahre 1878—96 wurde 16 mal ein seuchenhaftes Auftreten der Krankheit beim Menschen mit zusammen 75 Todesfällen beobachtet. In den Jahresberichten des Kaiserlichen Gesundheitsamtes für die Jahre 1886—96 sind 172 Fälle der Übertragung verzeichnet; in 66 Fällen fand sie durch Genuss ungekochter Milch, in einem Falle durch den Genuss von Butter statt. Der Verkauf ungekochter Milch aus verseuchten Stallungen ist seit 1880 reichsgesetzlich verboten.

Bei der bakteriellen und septischen Darmentzündung der Kühe kann die Milch durch Darmausscheidungen infiziert werden. Eine Cholerine-Epidemie in Christiania im Jahre 1888, bei der 6000 Personen erkrankten, war durch solche Milch heraufbeschworen, und einzelne Fälle dieser Art sind wiederholt festgestellt worden. Die Erreger der Krankheit, die Eitererreger: Staphylokokken und Streptokokken werden durch Aufkochen der Milch getötet.

Dieselben Bakterien sind die Urheber der Euterentzündungen, die bei den Kühen ungemein häufig auftreten. Die Milch solcher Art erkrankter Kühe kann im rohen Zustande bei Säuglingen ebenso wie bei Erwachsenen Magen- und Darmkatarrhe hervorrufen und muss immer als gesundheitsschädlich betrachtet werden. Bei vorgeschrittener Euter-

entzündung ist die Milch auch äusserlich verändert und unappetitlich. Euterentzündungen treten manchmal als ansteckende Seuchen auf und ebenso können Darmerkrankungen von Säuglingen, die durch die Milch euterkranker Kühe entstanden sind, durch Ansteckung auf gesunde Säuglinge übertragen werden.

Gegen alle diese Gefahren gibt es nur ein, aber unbedingt sicheres, Mittel, nämlich das gründliche Kochen der Milch. Auf einen Ersatz dafür, das Pasteurisieren komme ich noch zurück.

Die zweite Gruppe der Bakterien, die nichtpathogenen, gelangen nur von aussen in die Milch; so lange die Milch im Euter ist, ist sie, wenigstens bei gesunden Tieren, so gut wie keimfrei. Die Luft spielt bei der nun folgenden Verunreinigung nur eine untergeordnete Rolle, aber alles übrige, was mit der Milch in Berührung kommt, macht sie reich an Bakterien aller Art. Die Hände und Kleider der Melker, die äusseren Teile des Euters, das Futter, die Streu, eingetrockneter Kuhkot an der Haut der Kühe, Kuhhaare, der Melkeimer, der Milchseiher, der Milchkühler, die Milchkanne, das Messgefäss und zum Schluss der Milchtopf im Hause — alles gibt die Bakterien, die gerade da sind, an die Milch ab; ihnen allen bietet die Milch eine zusagende Wohnstätte und die günstigsten Bedingungen zur Vermehrung. Auf ihrem Leidenswege vom Euter bis in den Mund hat sie sich oft bis zur Unkenntlichkeit verändert, und zwar um so mehr, je länger dieser Weg war und je wärmer sie gehalten wurde. Im Jahre 1886 habe ich zuerst ausgesprochen, dass jede Milch Kuhkot enthält, und im Jahre 1892 habe ich bei einem Vortrage dem Münchner ärztlichen Verein auf einer Kristallschale einen veritablen Kuhfladen präsentiert, den ich mittels der Milchzentrifuge aus 20000 l Milch herauspräpariert hatte; daran habe ich die Frage geknüpft, ob jemand, der dabei zugesehen hat, von einer Milch trinken wollte, in die ich diese Masse wieder hineingequirlt hätte. Renk hat dann eine Methode angegeben, die Menge des sogenannten Milchschmutzes zu bestimmen und die Milchbeschau macht jetzt von dieser Prüfung vielfach Gebrauch. Er fand so in 1 l Milch in München bis 28, in Berlin bis 50 und in Halle bis 72 mg trockenen Milchschmutzes. Man kann schon zufrieden sein, wenn im Durchschnitt 10 mg gefunden werden. Bei solchem Schmutzgehalt werden in München mit der Milch alljährlich etwa 50 Ztr. Kuhkot mitverzehrt. Das könnte man sich am Ende noch gefallen lassen, wenn nur dieser Stoff nicht der Hauptträger der bösartigsten Gärungserreger wäre. In den grossen Blindsäcken des Darms der Wiederkäuer, wo der Futterbrei tagelang bei Brutwärme sich aufhält, gehen mächtige Gärungsvorgänge vor sich; der Kuhkot ist demgemäss ausserordentlich reich an Bakterien und die Arten von Bakterien, die sich darin finden, hängen von der Art des Futters ab, so dass die Art des Futters indirekt auf die Natur der bakteriellen Milchverunreinigung von Einfluss ist. Sonst ist ein besonderer Einfluss des Futters auf die Gedeihlichkeit der Milch weder erwiesen noch auch anzunehmen, und man kann auch für die Gewinnung von Kindermilch einen weiten Spielraum in der Auswahl unter den bekannten und gebräuchlichen Futtermitteln zulassen, wenn nur

an der Forderung festgehalten wird, dass bei dem Futter die Kühe dauernd gesund bleiben.

Die verhältnismässig unschuldigste Art der Milchzersetzung, die auch am meisten in die Augen fällt, ist die Milchsäuerung oder die Zerlegung des Milchzuckers in Milchsäure; gefährlicher sind die Zersetzungsprodukte des Käsestoffes, worunter sich Giftstoffe, Toxine, ähnlich dem Wurst- oder Käsegift, befinden; daneben treten Buttersäuregärung und Gärungen auf, die mit starker Gasentwicklung verbunden sind. Haben sich einmal Giftstoffe gebildet, dann ändert selbstverständlich Sterilisieren oder Pasteurisieren nichts mehr an der gesundheitsschädlichen Beschaffenheit der Milch. Die Zersetzungsvorgänge in der Milch setzen sich im Magen und Darm des Menschen und namentlich in dem des Säuglings fort; sie sind nach der übereinstimmenden Meinung der Sachverständigen die Hauptursache der Verdauungsstörungen beim künstlich ernährten Säugling und insbesondere die Ursache der gefürchteten Sommerdiarrhöen. Je weniger reinlich eine Milch gewonnen, und je höher die Temperatur ist, bei der sie aufbewahrt wird, um so rascher geht die Verderbnis vor sich. Eine ganz besonders reinlich gewonnene Milch enthält kurz nach dem Melken in 1 ccm, das sind etwa 15 Tropfen, 9000 Bakterien. Bewahrt man sie kühl auf — bei 15° C — so hat sie nach 6stündigem Stehen ihre Menge verfünffacht, und nach 24 Stunden enthält sie 5 Millionen Keime. In 1 ccm gewöhnlicher Marktmilch hat man im November bis 6, im August bis 45 Millionen Keime gefunden.

Um nun eine Verbesserung der bestehenden Verhältnisse herbeizuführen, hat man an die Milchproduktion, die Beaufsichtigung und die Organisation des Milchhandels verschiedene Forderungen gestellt:

1. Tierärztliche Überwachung des Gesundheitszustandes der Kühe. Sie ist in dem Umfange, wie sie notwendig wäre, um eine Gewähr für das Freisein der Milch von pathogenen Organismen zu erlangen, nicht durchführbar. Ebenso notwendig wäre eine Überwachung des Gesundheitszustandes der Personen, die bei der Gewinnung und beim Verkauf der Milch beschäftigt sind; aber auch diese Massregel wird sich ganz allgemein nicht durchführen lassen.

2. Die Verzettelung des Milchhandels auf Hunderte und Tausende kleiner Milchhändler macht eine wirksame Überwachung, insbesonders in hygienischer Hinsicht, fast unmöglich. Wie die städtischen Verwaltungen aus hygienischen Rücksichten den Schlachthauszwang eingeführt haben, sollte auch der Milchhandel zentralisiert werden, oder es sollten von den Milchproduzenten oder von Unternehmern grosse Zentralmolkereien eingerichtet werden, denen alle Vorteile des Grossbetriebs zur Verfügung stehen und die viel leichter strengeren Forderungen der Hygiene gerecht werden könnten. — Dagegen kann geltend gemacht werden, dass den Konsumenten eine zuweitgehende Zentralisierung des Handels mit Milch ebenso unerwünscht ist, wie die des Handels mit andern Lebensmitteln: Fleisch, Gemüse, Obst, Brot, Butter und dergleichen, und dass auch aus andern Rücksichten die Vernichtung zahlreicher kleiner Existenzen nicht erwünscht sein kann. Dagegen können die kleinen Milchhändler

zu einer Vereinigung zusammentreten und dann selbst zur Besserung der bestehenden Verhältnisse sehr viel beitragen: Gemeinsamer Einkauf von Eis, gegenseitige Überwachung und Verbreitung von Fachkenntnissen unter den Mitgliedern.

3. Grösste Reinlichkeit bei der Gewinnung der Milch ist jedenfalls die wichtigste Forderung, die die Hygiene zu stellen hat. Aber die „aseptisch gewonnene Milch", nach der jetzt so viel gerufen wird, wird ein Gelehrtentraum bleiben. Wer die Verhältnisse kennt und weiss, dass sie durch guten Willen allein nicht geändert werden können, wird sich von dem Glauben an das weitere Bestehen des jetzigen Zustandes nicht abbringen lassen. Dagegen ist es ausführbar, dass in einzelnen grossen Ställen, allerdings bei erheblich höheren Produktionskosten, eine Milch gewonnen wird, die allen billigen Anforderungen an Reinheit genügt, worauf ich noch zurückkomme. Von einer nachträglichen Reinigung schmutzig gewonnener Milch durch Zentrifugieren oder Filtrieren ist wenig zu erwarten. Es kann damit nur die äusserliche Unappetitlichkeit von ihr genommen werden, die ohnedies meist nicht sichtbar ist, nicht mehr aber die bakterielle Verunreinigung. Die Filtration kann, wenn sie ohne bakteriologisches Gewissen vorgenommen wird, eher noch zur Verunreinigung der Milch beitragen. Überhaupt je weniger Gefässe, Geräte und Operationen, um so besser.

4. Die Kühlung der Milch unmittelbar nach dem Melken und die Kühlerhaltung der Milch während des Feilhaltens, ebenso aber auch während der Aufbewahrung im Hause, muss allgemeiner als es geschieht durchgeführt werden. Bei einer Milch von mittlerer Haltbarkeit stellen sich die ersten Anzeichen der Zersetzung ein, wenn sie bei 35° C, also „kuhwarm" aufbewahrt wird, nach 8 Stunden, bei 17,5° C, also bei gewöhnlicher Zimmertemperatur aufbewahrt, nach 33 Stunden und bei 10° C erst nach 70 Stunden. Da die Kuhmilch zweimal an jedem Tage gewonnen wird, die heutigen Verkehrsverhältnisse es ermöglichen, die Milch vom Orte der Gewinnung innerhalb 2, längstens 3 Stunden in die Stadt zu bringen, und weil auch die längere Aufstapelung von Milchvorräten ganz überflüssig ist, so genügt es reichlich, wenn die Milch von der Gewinnung an bis zum Verbrauch etwa auf der Temperatur frischen Trinkwassers erhalten wird. In Berlin hat sich eine Gesellschaft mit beschränkter Haftung unter dem stolzen Namen „Allgemeine hygienische Milchversorgung" gebildet, die Berlin mit Milch nach dem Prinzip der sogenannten Tiefkühlung versorgt. Die von den Produzenten abgesandte Milch wird nach dem Eintreffen in Berlin mittels Kältemaschine nahezu auf den Gefrierpunkt abgekühlt und erst am nächsten Tage verkauft. Damit wird der Vorteil einer ruhigeren Abwicklung der Milchan- und Ablieferung geschaffen aber irgend etwas „Hygienisches" kann ich daran nicht finden, da ja alles andere davon unberührt bleibt, namentlich das, was beim Produzenten und was bis zum Eintreffen in die Stadt mit der Milch geschieht.

5. Von vielen wird die Forderung erhoben, dass alle in den Handel kommende Milch pasteurisiert sein soll.

Unter Pasteurisieren versteht man ganz verschiedene Dinge: Das Erhitzen der Milch bei Temperaturen, die zwischen 60 und 100° C liegen, während einer Zeitdauer, die, je nach der Temperaturhöhe, 1 bis 30 Minuten beträgt. In den modernen Apparaten für den Grossbetrieb wird die Milch innerhalb 2 Minuten auf 85° C erhitzt und darauf rasch abgekühlt: dies soll zur Tötung aller Krankheitserreger genügen. Selbstverständlich kann mit dem einfachen Aufkochen in den Haushaltungen nicht weniger, sondern es muss damit mehr erreicht werden, denn um die Milch zum Kochen zu bringen, muss sie von 85 noch auf 100° erhitzt werden und sie muss von da wieder auf 85° abkühlen, wobei mindestens 15 Minuten verstreichen. Pasteurisierapparate bedürfen einer sehr sorgfältigen Bedienung, wenn sie zuverlässig wirken sollen. Ausserdem gehen die Angaben der verschiedenen Autoren über die notwendige Dauer des Erhitzens bei Temperaturen unterhalb des Siedepunktes sehr auseinander. Deshalb trete ich entschieden für gründliches Kochen der Milch im Haushalt ein.

Vor zwei Jahren hat das Kaiserliche Gesundheitsamt Versuche über das Pasteurisieren in Molkereibetrieben angestellt und in dem Bericht darüber heisst es: Voraussetzung sei, dass saubere, frische und von Tieren mit gesunden Eutern stammende Milch erhitzt wird; es leuchte ein, dass die Wärme in der kurzen Zeit in Kotbestandteile und andere Schmutzstoffe nicht gleichmässig eindringen könne; das durchschnittlich vorhandene Molkereipersonal scheine nicht imstande zu sein, die Erhitzung der Milch auf einen bestimmten Temperaturgrad auch nur annähernd genau durchzuführen und deshalb sei eine häufige und eingehende Kontrolle der Molkereien notwendig. Das Reichsgesetz, betr. die Abwehr und Unterdrückung der Viehseuchen, verlangt deshalb mit Recht, dass die Milch aus Ställen, wo Maul- und Klauenseuche herrscht, vor dem Verkauf abgekocht, oder dass sie mindestens $^1/_4$ Stunde lang auf mindestens 90° C erhitzt werde.

Als Beispiel für die Unzulänglichkeit des Pasteurisierens führe ich den folgenden Fall an: Auf dem schwedischen Gute Näsbyholm hat man zur Erzielung eines tuberkelfreien Rindviehstammes die isolierten Kälber mit pasteurisierter Milch aufgezogen; 16,6 $^0/_0$ davon bestanden die Tuberkulinprobe nicht. Später verwendete man nur Milch die mindestens 15 Minuten lang gründlich aufgekocht war, mit dem Ergebnis, dass dann kaum mehr 1 $^0/_0$ auf Tuberkulin reagierte.

Auch der weitverbreitete Glaube, dass die im Grossbetriebe pasteurisierte Milch den Vorzug grösserer Haltbarkeit habe, beruht nach meinen Erfahrungen auf einem Irrtum. Wenn man es beobachtet hat, so war dies mehr auf das gute Abkühlen zurückzuführen, das nach dem Erhitzen folgt, als auf die kurze Hitzewirkung. Ich kann deshalb auch nicht der allgemeinen Ansicht beipflichten, dass die Gärungs- und Zersetzungserreger in solcher Milch wesentlich geschwächt oder gar vernichtet sind. Soweit dieses stattfindet, erstreckt es sich auf die gutartigen Milchsäurebakterien; diese räumen den sehr widerstandsfähigen und schnellwachsenden Fäulnisbakterien das Feld, die dann erst recht die Milch verschlechtern.

Wenn man daran zurückdenkt, was denn eigentlich zu dem Ruf nach einer hygienisch besseren Milchversorgung gedrängt hat, so kommt man zu Folgendem: Die bisherigen Bemühungen waren von wenig Erfolg gekrönt, weil man zu viel verlangt und weil man schwer erfüllbare Forderungen nicht auf die Fälle beschränkt hat, wo sie unbedingt gestellt werden müssen. Sieht man von der Milch für Säuglinge ab, so bestehen in Städten mit guter Milchbeschau nicht wesentliche Missstände. Man kann nicht verlangen, dass alle Marktmilch tadellose Kindermilch sei, aber man kann verlangen, dass es auch der weniger bemittelten Mehrzahl der Bevölkerung ermöglicht werde, ihre Kinder mit tadelloser Kindermilch zu ernähren. Der Reiche kann sich zur Ernährung des Säuglings die teure Kinder- oder Vorzugsmilch aus der Milchkuranstalt zweimal täglich frisch beschaffen, ihre Gärungserreger durch passendes Erhitzen in abgeteilten Trinkportionen unschädlich machen und vor Wiederinfektion bewahren; er kann durch Kühlstellen der so behandelten Milch abgeschwächte aber noch lebensfähige Keime am Erwachen verhindern und er kann durch passende Zusätze und zweckmässige Verdünnung die Kuhmilch, soweit dies überhaupt möglich ist, der Frauenmilch ähnlicher machen. Der Arme kann dies alles nicht: er ist auf die unreinlich gewonnene und schlecht behandelte Marktmilch angewiesen, in seinem Hause verdirbt sie noch weiter und zwar um so rascher, je unreinlicher die Weiterbehandlung ist und je wärmer die Milch bis zum Verbrauch aufbewahrt wird. Darin liegt die Hauptursache dessen, dass, wie Prausnitz gezeigt hat, von den Säuglingen, die an Magen- und Darmerkrankungen sterben, 0% auf die Reichen, 5% auf den Mittelstand und 95% auf die Armen und Notleidenden treffen. Damit ist auch gezeigt, wo der Hebel anzusetzen ist, wenn man die grosse Kindersterblichkeit bekämpfen will. Diese Betrachtung lehrt weiter, dass es mit der behaupteten Nutzlosigkeit aller Bestrebungen zur Verbesserung der künstlichen Ernährung keineswegs seine Richtigkeit hat. Diese Verbesserungen haben nur deshalb den erhofften Nutzen noch nicht gezeigt, weil sie nur den Reichen und einem kleinen Teil des Mittelstandes zugänglich gemacht worden sind. Es ist andererseits aber auch ungerecht, wenn die tatsächliche Besserung, wenigstens in manchen Städten oder Gegenden, nicht anerkannt wird. Gegenüber der Periode 1881—85 ist die Säuglingssterblichkeit in der Periode 1894—98 in Berlin um 5,8, in München um 4,1 und im Durchschnitt von 10 deutschen Städten um 3,3% zurückgegangen. Von den Neugeborenen sind in den letzten Jahren mehr als in früheren am Leben geblieben, und von diesen haben sicherlich nicht wenige ihr Leben den Fortschritten in der künstlichen Ernährung zu verdanken gehabt.

Eine Stadt mit 100 000 Einwohnern verbraucht täglich 33 000 l Milch; sie hat täglich 4000 Säuglinge zu ernähren, von denen die Hälfte auf künstliche Ernährung angewiesen sein und 1500 l Milch verbrauchen wird. 95% des Milchverbrauchs können also, wie die Erfahrung gezeigt hat, ohne Nachteil für Ernährung und Gesundheit in der bisherigen Weise produziert und verkauft werden; dann kann man al e Vorsicht

und die ganze Strenge der Lebensmittelaufsicht nur auf das eine Zwanzigstel, die Kindermilch, konzentrieren; dann sind auch die strengsten Forderungen erfüllbar, die an die Gesundheit der Tiere, an die Gesundheit der mit der Milch in Berührung kommenden Personen, an die zweckmässige Fütterung der Kühe, an die Reinlichkeit bei der Gewinnung und an die Frischerhaltung der Milch gestellt werden müssen. In einer Verhandlung des niederrheinischen Vereins für öffentliche Gesundheitspflege über diesen Gegenstand hat der sehr verdienstreiche Berichterstatter, Dr. Paffenholz in Düsseldorf, empfohlen, es sollten die Städteverwaltungen selbst die ganze Kindermilchproduktion übernehmen. Diesem Vorschlage kann ich mich nicht anschliessen, weil ich es für besser halte, dass die Behörde scharfe Aufsicht führt, als dass sie selber melkt, ausmistet und die Kühe striegelt. Aber die Städteverwaltungen werden sich nicht länger ihrer Pflicht entziehen können, die Versorgung der Minderbemittelten und Armen mit guter Kindermilch in ihr Programm der öffentlichen Wohlfahrtspflege aufzunehmen, und sie werden nicht länger zusehen dürfen, wie die Kinder der Unbemittelten und Armen der Gefahr einer schädlichen Nahrung schutzlos preisgegeben sind. Dabei handelt es sich nicht nur um die Herabminderung der Sterblichkeitsziffer, sondern auch um die Verhinderung späteren Siechtums. Die Städte, die zur Gesunderhaltung ihrer Bewohner mit Recht Riesensummen für Kanalisation und Beschaffung von gutem Trinkwasser aufwenden, müssen auch die Mittel finden, den Säuglingen der Armen gute Kuhmilch zu verschaffen. Dem Bedarf der Wohlhabenden genügen die sogenannten Milchkuranstalten und für die Minderbemittelten und Armen werden sich in der Nähe der Städte genug grössere Stallungen finden lassen, die für den Zweck passend eingerichtet werden können und wo unter ständiger Aufsicht und nach bestimmten Vorschriften Kindermilch erzeugt werden kann.

Damit ist aber freilich die ganze Aufgabe der öffentlichen Fürsorge für die Säuglingsernährung nicht erschöpft. Auch die beste Kindermilch wird in den Wohnungen der Armen zu gärendem Drachengift, weil sie dort unreinlich behandelt und in der Wärme aufbewahrt wird. Da wo man die Armut riecht, gibt es keine Milch-Aseptik. Die Meinung der Sachverständigen geht fast einstimmig dahin, dass bei der Bekämpfung der Sommerdiarrhöen es vor allem darauf ankommt, die schädliche Einwirkung der hohen Sommerwärme auf die Nahrung zu verhindern. Dies und der Ausschluss jeder Verunreinigung kann nur dadurch erzielt werden, dass den Minderbemittelten sterilisierte Kindermilch in verschlossenen Flaschen und abgeteilt in Trinkportionen geliefert wird. Diese Forderung hat bereits im vorigen Jahre der niederrheinische Verein für öffentliche Gesundheitspflege gestellt und wohl einer unserer ersten Autoritäten unter den Kinderärzten, Geheimrat Heubner in Berlin, hat in seinem Vortrage bei der Hamburger Ausstellung im Mai 1903 ausgerufen: „Wäre es nur möglich, gerade das Soxhlet-Verfahren der minder günstig gestellten Majorität der Bevölkerung zugänglich zu machen, für deren Kinder es ganz besonders nötig wäre!"

Die Bewegung für diese Art von Säuglingsfürsorge geht von Frankreich aus, dem Lande mit seiner bedenklich niedrigen Geburtenziffer. Anstatt auf die Wirkung der Fécondité Zolas zu warten, bekämpft es schon seit länger als zehn Jahren die Säuglingssterblichkeit durch seine über das ganze Land verbreiteten „Milchtropfen“ — „gouttes de lait“ — und durch seine Laiteries philanthropiques, die sterilisierte Milch in Mahlzeitsportionen zu billigem Preise oder an Arme kostenfrei abgeben. In England haben die Städteverwaltungen gleiche Einrichtungen mit ihren „Infant Milk Depots“ getroffen, so St. Helens, Ashton under Lyne, Leith (Schottland), Liverpool und der Londoner Bezirk Battersea. Auch in Schweden sind seit zwei Jahren von Vereinen „Milchtropfen“ ins Leben gerufen worden, zuerst in Stockholm, dann in Gotenburg, Malmö und Norrköping. Nebenbei bemerkt sind zur Bekämpfung des Missbrauchs geistiger Getränke in Stockholm sieben Warmmilchautomaten auf öffentlichen Plätzen aufgestellt, die für 5 $^1/_2$ Pfennig einen Becher — $^1/_4$ Liter — warme Milch liefern; im Winter 1903 wurden diesen Automaten 70000 Becher Milch entnommen.

In Deutschland, im Lande der grossen Kindersterblichkeit, hat merkwürdigerweise das Beispiel anderer Länder noch keine Nachahmung gefunden,*) auch nicht in Bayern, das unter allen Bundesstaaten neben Sachsen die grösste Kindersterblichkeit hat, und dessen Städte Regensburg und Ingolstadt in diesem Punkte auch alle ausserdeutschen Städte weit überragen. Es ist ein dringendes Gebot der öffentlichen Gesundheitspflege, der Humanität und auch das einer gesunden Sozialpolitik, dass man in Deutschland endlich einmal mit der Bekämpfung eines schlimmen Volksübels anfange und sich dazu eines Mittels bediene, dessen Wirksamkeit einleuchten muss und das sich tatsächlich in andern Ländern auch als wirksam erwiesen hat. Die zu errichtenden Kindermilch-Anstalten sollen keine Wohltätigkeits-, sondern öffentliche Wohlfahrtsanstalten sein, und sie sollen von den Städteverwaltungen errichtet werden. Die Anstalt soll aus Stallungen grösserer Güter in der Nähe der Stadt Kindermilch beziehen, die nach ihrer hygienischen Beschaffenheit mindestens der einer gut geleiteten Milchkuranstalt gleichkommt. In der Anstalt ist die Milch nach ärztlicher Vorschrift passend zu verdünnen, mit geeigneten Zusätzen zu versehen und, in Mahlzeitsportionen abgeteilt, zu sterilisieren. Die Abgabe muss an möglichst viel Stellen der Stadt erfolgen. Der Verkaufspreis soll nach den Erwerbsverhältnissen der Abnehmer bemessen werden. Arbeiterfamilien soll die Milch zum Preise gewöhnlicher Marktmilch, Armen noch billiger oder auch umsonst geliefert werden.

Da voraussichtlich und leider die Einrichtung anfangs in den Kreisen, für die sie bestimmt ist, nicht volles Verständnis finden wird, so kann zunächst mit kleineren Mitteln ein Anfang gemacht werden, und an die sicherlich langsam steigenden Ausgaben wird sich der Stadtsäckel ohne

---

*) In Hamburg ist, wie mir der Vorstand des Medizinalamts mitteilt, kürzlich bei der Patriotischen Gesellschaft eine Kommission gebildet worden, die die Einrichtung von „Kinder-Milchküchen“ für die ärmere Bevölkerung in die Hand genommen hat.

allzugrosse Beschwerden gewöhnen. Solchen Einrichtungen ist, wie schon besprochen, der Vorwurf gemacht worden, dass sie der überhand nehmenden Volksunsitte des Nichtstillens nur Vorschub leisten. Das soll verhindert werden. In Paris wirken dem Missbrauch der gouttes de lait die consultations de nourrissons entgegen, die an die maternités angegliedert sind. Da wir in Deutschland Anstalten wie die maternités nicht haben, so werden die Polykliniken und Säuglingsheime oder freie Ärzte-Vereinigungen als Beratungsorgane unbemittelter Mütter dafür zu sorgen haben, dass die natürliche Ernährung nicht von der künstlichen durch Leichtfertigkeit oder Unwissenheit verdrängt werde. Denn darüber kann nicht der leiseste Zweifel bestehen, dass die künstliche Ernährung nur ein unvollkommenes Ersatzmittel der natürlichen ist und für alle Ewigkeit bleiben wird.

Ich schliesse mit dem Ausspruch, den ich darüber in einem Vortrage im Hamburger ärztlichen Verein gemacht habe: Die Mutterbrust liefert allezeit in richtiger Zusammensetzung, in richtiger Konzentration, in richtiger Menge und von richtiger Temperatur dem Säuglinge die Nahrung, frisch, unzersetzt und nicht verunreinigt und, was die Hauptsache ist, nichts kann an dieser Ernährungsart — der menschliche Aberwitz verschlechtern!

Das buddhistische Kunstwerk.

Von Karl Eugen Neumann in Wien.

I. Propädeutischer Prodromus.

Über Buddhismus reden und schreiben ist längst bessere Mode geworden. Tausend Bücher und Broschüren haben den Gegenstand immer populärer gemacht: so populär, dass wir schon ein dutzend Bünnenwerke haben ein Steeple-chase laufen sehn, wo der Weltschmerz des königlichen Prinzen und nachmaligen Heiligen und Reformators parsifalistisch schwergewichtet zum Ziele gebracht werden sollte, und der gänzliche Mangel historischen und pragmatischen Ballastes überdies gestatten konnte melodramatisches Milieu mit Tanzeinlage, Lotusweiherdekoration, prachtvollem elektrischen Glühlicht nebst anderen dergleichen stilvollen Dingen noch mitzuführen. Hatte doch der Meister der modernen Tragödie, Richard Wagner, schon vor einem halben Jahrhundert die Skizze zu einem solchen Drama, freilich genial konzipiert, entworfen. Dass er sie

später beiseite gelegt, schreckte die kühnen Nachfolger keineswegs ab: sie konnten ja nun aus eigenem den so dankbaren Stoff effektvoll bearbeiten. Hatte auch Richard Wagner in jener Skizze alles bloss Historische völlig ausgeschieden um nur das innig Verständliche auf der Bühne vorzuführen, also den Buddhismus etwa so darstellen wollen, wie er im Parsifal das Christentum darstellt, so war man inzwischen über solche künstlerische Beschränkung und Einfalt mutig hinweggekommen und liess nun das Leben des Buddha in einer Reihe sinnvoller Akte an uns vorbeiziehn, als gelangweilter Prinz, als glücklicher Familienvater und endlich als predigender Prophet mit Schlussapotheose: gleichsam wie ein erbauliches Gegenstück zu Werken einer vergangenen Epoche, etwa den drei Tagen aus dem Leben eines Taugenichts, u. s. w.

Diese dramatischen Schöpfungen haben ohne Zweifel dazu beigetragen den Buddhismus noch populärer zu machen. Zu bedauern bleibt dabei nur, dass eine solche Art von Vulgarisierung ein Bild geschaffen, das dem antiken so ähnlich sieht wie etwa Offenbachs Schöne Helena der des Homer, oder der Wilamowitzische Herakles dem des Euripides; wobei allerdings die Parodie eine ungewollte, durchaus naive geworden.

Freilich haben verdienstvolle Forscher in den letzten Jahren viel getan um uns buddhistische Art in einem anderen, helleren, heimischen Lichte erscheinen zu lassen. Aber Gelehrte bleiben in der Regel Gelehrte. Auch sie gehn mit ihrer Zeit, geben sich oft die Allüren des Handikappers, behandeln den Stoff wie er ihnen passt und gefällt, kritisieren wo es gilt nachzudenken und zu verstehn; und wo die alten Denkmale ein Künstlerauge verlangen um erklärt zu werden, da betrachten sie sie mit der Brille vorgefasster Begriffe. Auch diese Manier den Buddhismus zu behandeln ist hinlänglich bekannt. Hatten wir vorhin eine Offenbachische Parodie, so haben wir hier eine Travestie à la Max Müller wiederzuerkennen.

Wer kann da wohl den Buddhismus richtig darstellen? Das wird einmal einer können, der ein Künstler ist und als solcher an dieses merkwürdige Denkmal herantritt: also, mit Schopenhauer zu reden, hübsch wartet bis er von ihm angesprochen wird, und nicht gleich selber damit beginnt.

Sehn wir uns einmal bei bekannteren Dingen um. Glaubt irgend ein Verständiger, dass uns das Christentum durch salonfähige Renaniaden oder Harnackische enzyklopädische Wälzer wieder näher gebracht sei? Oder merkt er nicht auf den ersten Blick wie unendlich tiefere Aufschlüsse uns etwa aus den Propheten, Sibyllen und Büssern Michelangelos entgegenleuchten, Aufschlüsse über den eigentlichen Inhalt des Christentums? Meint jemand im Ernste, dass z. B. Chamberlains Grundlagen des XIX. Jahrhunderts — del fortunato secolo in cui siamo, wie Leopardi es pries — das Christentum erst neu beleben müssen, wo ein einziger Blick auf die Gestalten Correggios lehrt, dass das echte Christentum nie aufgehört hat zu leben und zu leuchten: so lange nämlich Augen da sind seinen Geist zu sehn. Oder meint irgend ein

anderer, dass die süsslichen Mucker- und Duckergestalten Uhdes uns mehr Christentum zu geben vermöchten als die Christustragödien des unvergleichlichen Rembrandt? Hier also, um nur eine Gattung als Beispiel zu wählen, bei solchen Künstlern haben wir den Geist und die Götter des Christentums nicht vergeblich zu suchen, finden sie jeden Augenblick allgegenwärtig.

Wie aber eben alle echten Kunstwerke doch nur für sehr, sehr wenige vorhanden sind, und für die vielen immer nur die Marktware dafür gilt, so wird auch nur für sehr, sehr wenige die Kunst des Buddhismus sichtbar werden können. Für die vielen, wenn sie wohlwollend sind, sind Kompendien, Traktate, Katechismen usw. da; und wenn sie übelwollend sind, Orden und Akademien: für jene wenigen aber die Monumente selbst, die alten, uns erhaltenen Urkunden. In diesen Urkunden mag einst der Künstler blättern und weiterblättern und erstaunen über den Inhalt, erstaunen über die Form, erstaunen über die Gleichnisse, die er da antrifft, Bilder des Lebens wie sie nur eine urkräftig ursprüngliche Kunst darzustellen vermag. Nicht drei Tage oder drei Jahre aus dem Leben eines Propheten oder Wahrsagers oder dergleichen wird er da vorfinden: grosse und gewaltige Gemälde wird er erblicken, die in unverlöschlichen Farben vor seinem Auge sich beleben. Keine Histörchen und Märchen und Makarismen wird er zu lesen bekommen, aber Bilder werden sich ihm erschliessen wie sie mächtiger und schöner kaum je gemalt sind. Keine Predigten wird er vernehmen, für schwache Stunden und Gemüter, aber Gespräche für starke Geister wie sie auch beim Gastmahl des Plato nicht heiterer geführt wurden. Keine Drohungen und Verheissungen wird er hören, aber Gedanken immer feiner und köstlicher verstehn lernen wie sie jenen stillen Denkern erschienen, als sie das bunte Schauspiel der Welt betrachteten und wie sich selber zum Spiele lächelnd noch aussprechen mochten; Abzeichen und Stempel von Künstlern wird er entdecken, die ihm eine reiche Welt ewiger Gestalten, erhaben und leicht wie sonnige Vögel, oder auch höllisch und wuchtig wie nächtige Ungeheuer, vor Augen führen. Dann wird er das Buch schliessen und hingehn unter freien Himmel: und erst dann wird jene längst verwichene Vorzeit beginnen in ihm zu erwachen, wieder zu leben und zu zeugen, unbegreiflich hohe Werke, so herrlich wie am ersten Tag.

Das wird nun gewiss manchem wie ein Hexeneinmaleins klingen. Kunst, herrliche Werke — und Buddhismus, Pessimismus: wie reimt sich das? Eine pessimistische Kunst wäre ja hölzernes Eisen. Die Kunst kann doch immer nur das wirkliche Leben anschauen und darstellen, also bejahen: eine pessimistische Kunst höbe sich selber auf. Der Buddhismus aber geht doch darauf aus die Welt zu verneinen, wie das längst alle Spatzen und Tauben von den Dächern zwitschern und gurgeln. Freilich, der Begriff Welt enthält mancherlei und ist ein vieldeutiges Ding. Man darf also wohl billig einmal die Frage aufwerfen, was denn der Buddhismus, oder sagen wir lieber genauer: was Gotamo mit seiner pessimistischen Weltansicht gemeint haben mag. Wenn wir

den Gedanken, die uns die Urkunden darbieten, trauen dürfen, zeigt es sich, dass die Welt da niemals als eine gegebene Grösse betrachtet wird, die bestimmt sei in Leiden zu beharren: denn das wäre der rechte Ausdruck des Pessimismus. Gotamo dagegen legt nichts anderes als die Relativität aller Dinge dar. Das Leiden ist immer nur relativ vorhanden, nie absolut. Das ist der Sinn jener spezifischen Lehre Gotamos von der Entstehung aus Ursachen. Leiden besteht solange als die Bedingungen zum Leiden da sind. Wo diese Bedingungen aufgehoben sind, ist auch das Leiden aufgehoben. Wo wäre da noch ein richtiger Platz für den Pessimismus? Vielmehr könnte es scheinen als ob nun einem unbeschränkten Optimismus zugesteuert würde. Bei näherem Zusehn zeigt es sich aber, dass Gotamo beide Extreme vollkommen gekreuzt hat: nicht etwa um in der goldenen Mittelstrasse zu landen, sondern in heiligem Ernste jenseit von Gut und Böse. Künftigen Forschern mag es vorbehalten bleiben Untersuchungen anzustellen, inwieweit Nietzsche sich diese letzten und subtilsten Gedankenreihen Gotamos zu eigen gemacht, allerdings in einem mehr traumhaft phantastischen als deutlich bestimmten Sinne: für uns kommen jetzt nur jene alten Urkunden in Betracht, wo wir den Standpunkt zum erstenmal eingenommen sehn. Die Entstehung aus Ursachen ist aufgehoben, die Möglichkeit des Leidens somit weggefallen, Gut und Böse überwunden. Was bleibt übrig? Glück, Seligkeit? Gewiss nicht, das wäre ja gut. Übel? Viel weniger, das wäre ja böse. Stoische Apathie? Nein, denn das wäre Stumpfheit. Man ist hier wirklich versucht, das reine Subjekt des Erkennens Schopenhauers zur Erklärung heranzuziehn und zu sagen, der Zustand jenseit von Gut und Böse sei die Verwirklichung des lächelnden Weltauges. Offenbar in diesem Sinne haben denn auch die Jünger und Zeitgenossen Gotamos diesem den Titel „Auge der Welt“ beigelegt: wohl zu unterscheiden von dem, doch nur praktischen Interessen (Himmel, Hölle usw.) dienenden, „Licht der Welt“ des Evangelisten. Vollkommen frei von der Absicht, irgend einem Zwecke zu dienen, kennt Gotamo auf solcher Höhe keinerlei Kausalität mehr; jede Bedingung, jede Beziehung nach oben oder unten ist abgeschnitten. „Der Denker, der stille,“ heisst es dann, „entsteht nicht, vergeht nicht, erstirbt nicht, erbebt nicht, verlangt nicht. Das eben gibt's nicht bei ihm, dass er entstände; weil er nicht entsteht, wie sollt' er vergehn? weil er nicht vergeht, wie sollt' er ersterben? weil er nicht erstirbt, wie sollt' er erbeben? weil er nicht erbebt, wonach sollt' er verlangen?“ — Oder an einer anderen Stelle: „Eingepflanzt erzittert man: nicht eingepflanzt erzittert man nicht; erzittert man nicht, ist man still: still geworden neigt man sich nicht; neigt man sich nicht, kommt man und geht man nicht: kommt man und geht man nicht, erscheint und verschwindet man nicht; erscheint und verschwindet man nicht, gibt es kein Hüben und kein Drüben noch inmitten sein: es ist eben das Ende vom Leiden.“ — Oder wiederum: „Mehr und mehr mag der Mönch Obacht üben, dass ihm da wie er Obacht übt nach aussen das Bewusstsein nicht zerstreut, nicht zerfahren werde, innen nicht zu-

ständig, ohne anzuhangen unerschütterlich sei; ist nach aussen das Bewusstsein nicht zerstreut, nicht zerfahren, innen nicht zuständig, wird man ohne anzuhangen unerschütterlich ein Entstehn und Hervorgehn von Geburt und Alter, Tod und Leiden künftig nicht mehr finden."

Man merkt, denke ich, wie hier über die heilige Wahrheit vom Leiden fern hinausgewiesen, wie der Pessimismus in sich zerfällt und verschwindet. Eine weite Aussicht eröffnet sich, eine weite Öde, einstweilen; aber man erkennt allmählich die Umrisse eines langen Weges, der nun beschritten wird, der genau und genauer gekennzeichnet wird, Schritt um Schritt. Dieses allmähliche Fortschreiten ist dann oft wie eine ideelle Reiseroute mit grösster Sorgfalt geschildert; wie etwa in der Stelle: »Da hat ein Mönch den Gedanken ‚Wald' entlassen, den Gedanken ‚Erde' entlassen; den Gedanken ‚Unbegrenzte Raumsphäre' nimmt er auf als einzigen Gegenstand. Im Gedanken ‚Unbegrenzte Raumsphäre' erhebt sich ihm das Herz, erheitert sich, beschwichtigt sich, beruhigt sich. Also erkennt er: „Spaltungen, die aus dem Gedanken ‚Wald' entständen, die gibt es da nicht, Spaltungen, die aus dem Gedanken ‚Erde' entständen, die gibt es da nicht; und nur eine Spaltung ist übrig geblieben, nämlich der Gedanke ‚Unbegrenzte Raumsphäre' als einziger Gegenstand." Er weiss: „Ärmer geworden ist diese Denkart um den Gedanken ‚Wald'", weiss: „Ärmer geworden ist diese Denkart um den Gedanken ‚Erde'; und nur einen Reichtum weist sie auf am Gedanken ‚Unbegrenzte Raumsphäre' als einzigen Gegenstand." Um was denn also weniger da ist, darum ärmer geworden sieht er es an; und was da noch übrig geblieben ist, davon weiss er: „Bleibt dieses, bleibt jenes." Also aber kommt diese wahrhafte, unverbrüchliche, durchaus reine Armut über ihn herab.« — Es ist ein Aufsteigen zu immer höheren Sphären, aber ohne jede Mystik anschaulich vorgestellt, klar und bestimmt. Oder wieder an einer anderen Stelle wird uns sozusagen das physiologische Wachstum und die Entwicklung des inneren Menschen wie mit Händen zu greifen vor Augen geführt: „Zu einer Zeit wo der Mönch beim Körper über den Körper wacht, unermüdlich, klaren Sinnes, einsichtig, nach Verwindung weltlichen Begehrens und Bekümmerns, gewärtig hat er zu einer solchen Zeit die Einsicht, unverrückbar; zu einer Zeit wo der Mönch die Einsicht gewärtig hat, unverrückbar, der Einsicht Erweckung hat er zu dieser Zeit erwirkt, der Einsicht Erweckung vollbringt er da, der Einsicht Erweckung wird da von ihm zur Vollendung gebracht. Also besonnen weilend zerlegt er weise den Sinn, zerteilt ihn, dringt in seine Tiefe ein; zu einer Zeit wo der Mönch also besonnen weilend weise den Sinn zerlegt, ihn zerteilt, in seine Tiefe eindringt, des Tiefsinns Erweckung hat er zu dieser Zeit erwirkt, des Tiefsinns Erweckung vollbringt er da, des Tiefsinns Erweckung wird da von ihm zur Vollendung gebracht. Also den Sinn weise zerlegend, ihn zerteilend, in seine Tiefe eindringend erwirkt er Kraft, unbeugsame; zu einer Zeit wo der Mönch also den Sinn weise zerlegend, ihn zerteilend, in seine Tiefe eindringend Kraft erwirkt, unbeugsame, der Kraft Erweckung hat er zu dieser Zeit erwirkt, der Kraft

Erweckung vollbringt er da, der Kraft Erweckung wird da von ihm zur Vollendung gebracht. Hat er Kraft erwirkt, erhebt sich in ihm eine überweltliche Heiterkeit; zu einer Zeit wo der Mönch Kraft erwirkt hat und in ihm eine überweltliche Heiterkeit aufgeht, der Heiterkeit Erweckung hat er zu dieser Zeit erwirkt, der Heiterkeit Erweckung vollbringt er da, der Heiterkeit Erweckung wird da von ihm zur Vollendung gebracht. Hat er Heiterkeit im Herzen, wird er lind im Leibe, lind im Gemüte; zu einer Zeit wo der Mönch Heiterkeit im Herzen hat und lind im Leibe, lind im Gemüte wird, der Lindheit Erweckung hat er zu dieser Zeit erwirkt, der Lindheit Erweckung vollbringt er da, der Lindheit Erweckung wird da von ihm zur Vollendung gebracht. Hat er selig den Leib gelindert, wird ihm das Gemüt einig; zu einer Zeit wo der Mönch selig den Leib gelindert hat und das Gemüt ihm einig wird, der Innigkeit Erweckung hat er zu dieser Zeit erwirkt, der Innigkeit Erweckung vollbringt er da, der Innigkeit Erweckung wird da von ihm zur Vollendung gebracht. Also einig geworden im Gemüte hat er es wohl ausgeglichen; zu einer Zeit wo der Mönch also einig geworden im Gemüte es wohl ausgeglichen hat, des Gleichmuts Erweckung hat er zu dieser Zeit erwirkt, des Gleichmuts Erweckung vollbringt er da, des Gleichmuts Erweckung wird da von ihm zur Vollendung gebracht."

Solche Streiflichter auf eine und die andere Stelle der Urkunden lassen nun freilich nicht erkennen, was denn der Buddhismus eigentlich mit der Kunst zu schaffen habe: sie gewähren nur einen flüchtigen Blick auf die Höhe seiner Weltanschauung und zeigen diese wohl so ziemlich frei von weltschmerzlerischen Wolkengebilden. Die gestaltende Schöpferkraft des Buddhismus findet man in seinen Gleichnissen, in seiner Schilderung des täglichen Lebens in all den so unendlich mannigfaltigen und verschieden gearteten Erscheinungen. Und auch da ist er ebensowenig pessimistisch wie jeder andere bildende Künstler. Höchste Anschaulichkeit, frei von hineingetragener Manier, ist das Ziel, das er da erstrebt und erreicht hat, so vollkommen wie einst Lysippos oder in unseren Tagen Meunier. Kein Pessimismus und kein Optimismus, Wahrheit spricht da zu uns — nicht das alte Weib Nietzsches, sondern jene immer relative Wirklichkeit, die kurz das Leben geheissen wird. Wer da aus der Fülle seiner Kraft unmittelbar ansprechende Gebilde hinzustellen vermag, der ist eben der echte Künstler, ob er nun mit Meissel oder Pinsel oder Worten wirke. Diese Kunst zeigt sich also bei Gotamo in den Gleichnissen, die er gibt, sei es dass er Landschaften schildere wie Ruisdael, dass er Anatomien male wie Rembrandt, oder dass er Schlachten entrolle wie Salvator Rosa, oder aber uns Gesichter offenbare wie Luini und Leonardo. Aus den mehr als dreihundert Gemälden der Galerie, die mir zur Verfügung stehn, bei welcher alle menschlichen und irdischen Dinge und Verhältnisse, vom König bis zur Magd, vom Helden bis zur Buhlerin, vom Elefanten bis zum Wurme, vom Himalayo bis zum Sandkorn, vom Ganges bis zum Meere und allumfassenden Ozean, und wieder von den Wundern

der Tiefe bis zum glitzernden Tautropfen an uns vorüberziehn, aus dieser reichen Sammlung, deren wohlerhaltene Tafeln mit unzerstörbaren Farben, noch besseren als sie selbst die Kölner Meister kannten, gemalt sind, greife ich zum Schlusse nur eines der Stücke als Beispiel heraus, das Gleichnis vom Rennpferd, das sich zwar durch keine besondere Prachtentfaltung und keines der zarteren Lichter auszeichnet, aber so frisch wie vor 2400 Jahren auch heute noch den Beifall des erfahrenen Trainers finden wird: ein Beifall, der wertvoller sein mag als Kommentare Gelehrter oder Pfaffen beider Hemisphären.

„Gleichwie etwa ein gewandter Rossebändiger, wann er ein schönes edles Ross erhalten hat, zu allererst am Gebisse Übungen ausführen lässt; und während es am Gebisse Übungen ausführt zeigt es eben allerlei Ungebührlichkeit, Ungebärdigkeit, Unbändigkeit, weil es nie zuvor solche Übungen ausgeführt hat: aber durch wiederholtes Üben, durch allmähliches Üben gibt es sich damit zufrieden. Sobald nun das schöne edle Ross durch wiederholtes Üben, durch allmähliches Üben sich damit zufriedengegeben hat, dann lässt es der Rossebändiger weitere Übungen ausführen und schirrt es an; und während es angeschirrt Übungen ausführt zeigt es eben allerlei Ungebührlichkeit, Ungebärdigkeit, Unbändigkeit, weil es nie zuvor solche Übungen ausgeführt hat: aber durch wiederholtes Üben, durch allmähliches Üben gibt es sich damit zufrieden. Sobald nun das schöne edle Ross durch wiederholtes Üben, durch allmähliches Üben sich damit zufriedengegeben hat, dann lässt es der Rossebändiger weitere Übungen ausführen und im Schritt gehn, im Trab gehn, Galopp laufen, er lässt es rennen und springen, bringt ihm königlichen Gang und königliche Haltung bei, er macht es zum schnellsten und flüchtigsten und verlässlichsten der Pferde; und während es also Übungen ausführt zeigt es eben allerlei Ungebührlichkeit, Ungebärdigkeit, Unbändigkeit, weil es nie zuvor solche Übungen ausgeführt hat: aber durch wiederholtes Üben, durch allmähliches Üben gibt es sich damit zufrieden. Sobald nun das schöne edle Ross durch wiederholtes Üben, durch allmähliches Üben sich damit zufriedengegeben hat, dann lässt ihm der Rossebändiger noch die letzte Strählung und Striegelung angedeihen. Das sind die zehn Eigenschaften, die ein schönes edles Ross dem Könige schicklich, dem Könige tauglich, eben als ‚Königsgut' erscheinen lassen. Ebenso nun auch sind es zehn Dinge, die einen Mönch Opfer und Spende, Gabe und Gruss verdienen, heiligste Stätte der Welt sein lassen: und welche zehn? Da eignet einem Mönche untrüglich rechte Erkenntnis, untrüglich rechte Gesinnung, untrüglich rechte Rede, untrüglich rechtes Handeln, untrüglich rechtes Wandeln, untrüglich rechtes Mühn, untrüglich rechte Einsicht, untrüglich rechte Vertiefung, untrüglich rechte Weisheit, untrüglich rechte Erlösung. Das sind die zehn Dinge, die einen Mönch Opfer und Spende, Gabe und Gruss verdienen, heiligste Stätte der Welt sein lassen."

Aus dem Künstlerbund.

Von ausgezeichnet informirter Seite wird uns geschrieben:

Die Ziele des deutschen Künstlerbundes scheinen vollkommen geeignet, eine höhere Entwicklungsstufe unseres Kunstausstellungswesens herbeizuführen. Obwohl dieser Weimaraner Bund hauptsächlich aus Mitgliedern der Sezessionen hervorgegangen ist, haben sich doch auch Vertreter der übrigen Künstlervereinigungen eingefunden, aus welchem Umstände das Bestreben hervortritt, dass dieser neue Bund keineswegs einseitige Interessen vertreten will, sondern Fühlung mit allen künstlerischen Bestrebungen anzubahnen sucht. Wenn man schon damit begonnen hatte, Künstler aus allen Lagern zum Beitritt aufzufordern, so ergibt sich daraus von selbst, dass auch jetzt mit der persönlichen Aufforderung fortgefahren werden musste. Denn hätte man ganze Künstlervereinigungen in corpore aufzunehmen versucht, dann wäre das glückliche Resultat der Weimarer Verhandlungen nur unnötig verzögert oder gar in Frage gestellt worden, weil niemand der dort Versammelten für das vollkommene Einverständnis der zu Hause Gebliebenen mit den in Weimar gefassten Beschlüssen einstehen konnte. Die Weigerung einzelner kann jetzt die neue Gründung in deren Bestand nicht mehr gefährden, was bei einem abschlägigen Bescheid einer ganzen Sezession wohl der Fall gewesen wäre. Es ist also jedem tüchtigen Meister die Mitgliedschaft des Künstlerbundes ermöglicht, jedoch mit der Klausel, dass die Stimmberechtigung erst durch einige mitgemachte Ausstellungen erworben werden kann. Damit ist der Unfug, dass ausstellungsschwache Künstler in den Generalversammlungen das Wort führen und gute Ratschläge erteilen, für immer beseitigt. Nie mehr hängt dann das Wohl und Wehe der deutschen Künstlerschaft von Leuten ab, die nur darauf bedacht sind, das eigene Nachtlicht leuchten zu lassen und zu dem Zwecke alles Übrige im Dunkel zu halten verstehen. Wir können somit aus dem Vorgehen des deutschen Künstlerbundes mit Deutlichkeit ersehen, dass hier Männer von weitsehendem Blick den Grundstein gelegt haben zu einem Bau auf solidester Grundlage. Schon die Namen der bis jetzt bekannt gewordenen Mitglieder bürgen für die vielseitigste und glänzendste Vertretung der deutschen Kunst. Unter einer solch ausgezeichneten Führung wird sich die deutsche Kunst bald eine hervorragende Stellung im Wettkampf der Völker errungen haben zur Freude und zum Nutzen der ganzen deutschen Nation.

Wenn auch hier und dort einige zungengewandte Geister es unternehmen, ihre warnende Stimme gegen den neu geschaffenen Verband zu erheben, so ist dieses Beginnen unserer Beurteilung nach nicht anders zu bewerten, als wenn einige Heringe sich gegen den Niagarafall anstemmen wollten.

Anselm Feuerbach und sein Vermächtnis.

Von Wilhelm Weigand in München-Bogenhausen.

1.

Die moderne Kunst ist auf das Individuum gestellt. Wer die Wahrheit dieses Satzes voll erkannt hat, wird auch das Schicksal jener Künstler verstehen, die wähnen, durch die Pflege einer schönen Tradition den Folgen ihrer Vereinzelung entgehen zu können.

Je bedeutender der Einzelne als Mensch und Schöpfer hervortritt, desto strenger ist er auch auf sich selbst zurückgewiesen. Welt und Seele, Kunst und Handwerk, die Vergangenheit, wo die Meister thronen und die Gegenwart, wo das Leben seine Forderungen stellt, sind Mächte, die zu Bedrängern werden, wenn nicht ein allmächtiger Naturtrieb die Sicherheit des Schöpferglücks verleiht. Es verlohnte sich der Mühe, einmal den Gründen nachzuforschen, warum gerade das Leben so vieler moderner Künstler eine Tragödie bedeutet. Es genügt nicht, die Verkennung oder den Widerstand der Welt hierfür allein verantwortlich zu machen; es genügt auch nicht, die vermeintliche Morbidität des Genies als Erklärungsgrund heranzuziehen. Die Ursachen liegen tiefer: der moderne Mensch ist, um es mit einem Wort zu sagen, zum theoretischen Menschen geworden, der einer Rechtfertigung seines Tuns vor sich selbst bedarf, und er übt die Selbstzergliederung mit einem Eifer, der wie Freude aussieht.

Als Anselm Feuerbachs „Vermächtnis“ (1881) erschien, waren alle Einsichtigen sofort der Meinung, dass eine Künstlertragödie Worte und damit, in gewissem Sinne, auch die Sühne gefunden habe. Es darf wenigstens als sicher gelten, dass die Wertschätzung des lang verkannten Meisters mit dieser kleinen Schrift auch in jene Kreise drang, die keine Ahnung von den Kämpfen dieser leidenschaftlichen Natur haben konnten. Wir aber werden gut daran tun, vor dieser Wirkung eines kleinen Buches nicht zu vergessen, dass unsere deutsche Kultur, soweit wir überhaupt von einer solchen reden dürfen, rein literarischer Natur ist. Wir sind, um es kurz zu sagen, kein Volk der Anschauung: damit ist eine Erkenntnis gewonnen, die jede Lebenstragödie eines bildenden Künstlers zu erklären vermag. Diese Einsicht liegt wohl auch dem Ausspruch Goethes zu Grunde, dass zwischen Wissenschaft und Kunst eine Kluft bestehe, die nur ein ganz glückliches Naturell überspringen könne.

Auch heute noch kommt es der Kunst des Meisters zugute, dass Feuerbach, um sich zu befreien, zum Worte greifen musste. Sogar der Geist wird verziehen, wenn er erlaubt, eine Welt zu beschreiten, die Glück verheisst. Wir sind ausserdem nur allzuwohl mit der Forderung vertraut, dass hinter jedem Werke ein Leben stehen soll

Ein Leben aber ist ein Schauspiel und, bei den grossen Lieblingen der Götter, zuweilen eine schmerzliche Tragödie.*) —

2.

Talent und Schönheit sind Mächte, die in ihrem tiefsten Wesen jeder Analyse widerstehen. Wir wissen heute, was wir von dem Versuch zu halten haben, den Menschen aus seiner Umgebung, aus seiner Zeit oder aus einer dominierenden Fähigkeit heraus zu erklären. Die Tainesche Methode, die zudem einen halben Künstler bei der Anwendung verlangt, weist allzudeutlich auf die Bedürfnisse einer Nation zurück, die in dem Verstand den allein seligmachenden Regulator ihrer altgewordenen Kultur verehrt. Vielleicht ist dieser Versuch, der Kunst oder der Geschichte beizukommen, nur ein Kunstkniff, um durch die Abgrenzung ein sicheres Gebiet zu gewinnen und durch die Darstellung den Vorteil einer künstlerischen Bewältigung der Welt auf einem Gebiet der Wissenschaft zu geniessen. Die ästhetische Kritik ist keine Wissenschaft. Jeder vermag einer Natur oder einem Buche nur soviel abzugewinnen, als er selbst mitbringt. Uns selbst lesen wir aus den Kunstwerken heraus, oder wir legen uns hinein, je nach der Stimmung beim Genusse, die kritisch oder schöpferisch sein kann.

Bedeutsamer ist bei der Betrachtung einer wirklichen Natur die Abstammung oder die Rasse, wie Feuerbach zu sagen pflegte, ohne indessen dem Worte jenen Sinn beizulegen, den es neuerdings im Munde einer problematischen Wissenschaft angenommen hat. Auf alle Fälle dürfen wir uns glücklich schätzen, wenn irgend ein Talent oder eine Fähigkeit in einer Familie fortvererbt wird und in verschiedenen Naturen zu jener Blüte gelangt, die nur den Reichtum des Lebens enthüllt.

Die Familie Feuerbach verlangt es, dass man bei den allgemeinen Charakterzügen verweile, die das Leben ihrer hochbegabten Söhne offenbart. Der Grossvater unseres Malers, der Ritter Anselm von Feuerbach (1775—1833), gehört zu jenen Männern, welche die deutsche Kultur der klassischen Periode wohl geläutert, aber nicht gezähmt hatte. Sein Nachlass**), den sein Sohn, der Philosoph Ludwig Feuerbach, herausgegeben, ist in mehrfacher Hinsicht von höchstem Interesse: als Denkmal eines hochbegabten Willensmenschen, der von sich das

*) Veranlassung zu den folgenden Betrachtungen bot das schöne Werk „Anselm Feuerbach von Julius Allgeyer". Zweite Auflage auf Grund der zum erstenmal benützten Originalbriefe und Aufzeichnungen des Künstlers aus dem Nachlasse des Verfassers herausgegeben und mit einer Einleitung begleitet von Carl Neumann, Professor der Kunstgeschichte in Göttingen. 2 Bände, 522 und 570 Seiten. Berlin und Stuttgart 1904. Verlag von W. Spemann.

**) Anselm Ritter von Feuerbachs weil. königl. bayrischen wirkl. Staatsrats und Appellationsgerichtspräsidenten biographischer Nachlass. Veröffentlicht von seinem Sohne Ludwig Feuerbach. Zwei Bände. Leipzig. Verlagsbuchhandlung von J. J. Weber. Leipzig 1853.

Höchste fordern konnte, und als Dokument einer Zeit, in der die französischen Ideen der Aufklärung mit den morschen Zuständen eines zusammengewürfelten Staates in Berührung kamen. Die Verdienste des seltenen Mannes als Rechtslehrer und Beamter, als Patriot und Aufklärer hat die bayerische Geschichte verzeichnet. Als Mensch gehörte er zu jenen Gewaltnaturen, die jeden Willen brechen, der sich ihnen entgegenstellt, ohne indessen die Verehrung einzubüssen, die ausserordentliche Eigenschaften des Geistes und des Herzens einflössen. Seine Söhne blickten, wie Ludwig Feuerbach sich ausdrückt, mit „innig heiliger Ehrfurcht“ zu dem ausserordentlichen Manne empor, in dem Wille und Erkenntnis sich zuweilen arg befehdeten: denn der Mann, der seinem Sohn erklärte, der Mensch dürfe, wenn es der ernsten Bestimmung seines Lebens gelte, nicht bloss seine Lust befragen, trennte sich im vierzigsten Jahre von seiner Familie, um einer schönen Frau zu folgen. Es geht, um es gleich zu sagen, ein dämonischer Zug durch die ganze Familie Feuerbach: die Männer dieses leidenschaftlichen Geschlechtes haben alle ihren Dämon, dem sie auf Kosten ihres Glückes und Behagens gehorchen müssen.

In den Söhnen des Juristen erscheint die Leidenschaftlichkeit des Stammvaters gemildert; aber hier gedeihen die glänzenden Gaben des Geschlechtes zum Teil schon auf rein morbidem Boden. Der Vater des Malers, Anselm Feuerbach der Archäologe, ist eine weichere Natur, in der das Kraftgefühl des Vaters zur ästhetischen Feinfühligkeit einer leicht verwundbaren, hypochondrischen Seele herabsinkt. Sein Sohn, Anselm der Maler, der die aristokratische Fähigkeit der Selbstbeobachtung, wie sie oft in alten Familien zu Tage tritt, von ihm geerbt hatte, nennt ihn gemütskrank. Seine zweite Gattin, Henriette Heydenreich, die geistvolle Stiefmutter des Künstlers, hat dem ersten Band seiner nachgelassenen Schriften*), deren Herausgabe Hermann Hettner besorgte, das bezeichnende Geleitwort mitgegeben: Des Menschen Schicksal ist sein Gemüt! Die ästhetische Reife des Gelehrten, der erst spät das klassische Land seiner Sehnsucht, Italien, erblicken sollte, zeigt sich vor allem in der klaren Form seines Hauptwerkes „Der vatikanische Apollo“**), das, als Kunstwerk, auch heute noch lesbar ist.

In dem Enkel Anselm (geboren am 12. September 1829 in Speyer) erscheinen die Eigenschaften des Grossvaters und des Vaters in jener Mischung, die in ihrer Deutlichkeit ein seltenes Schauspiel gewährt. Von dem Vater hat er den ästhetischen Sinn, der alle seelischen Eindrücke mit leidenschaftlicher Gewalt empfindet und zum Unglück der Überfeinen vorher bestimmt erscheint. Damit ist eine mimosenhafte Feinfühligkeit und Verstimmbarkeit der Seele verbunden, wie wir sie nur bei grossen Dichternaturen oder Phantasiemenschen finden; aber

*) Nachgelassene Schriften von Anselm Feuerbach. Vier Bände. Braunschweig bei Vieweg & Sohn, 1853.

**) Der vatikanische Apollo. Eine Reihe ästhetisch-archäologischer Betrachtungen von Anselm Feuerbach. Campes Verlag, Nürnberg, 1833. Die zweite Auflage ist 1855 bei Cotta erschienen.

im Verfolgen der künstlerischen Ziele, die aus einer solchen Anlage entspringen, offenbart er jene unbeugsame Willensenergie, die in seinem Grossvater lebendig war.

Neben der Abstammung ist die Atmosphäre des väterlichen Hauses zu beachten, wenn man den Künstler Feuerbach richtig beurteilen will. Der schöne hochbegabte Knabe, dessen dunkle Lockenfülle an einen antiken Jüngling gemahnt, wächst in einer rein ästhetischen Umgebung auf, der Kunst und Musik alltägliche Lebensbedürfnisse sind. In dem Vater, der weiss, was Kunst und Schönheit bedeuten, sind die Göttergestalten der Antike lebendig, und in der Stiefmutter, die sich den Namen einer Mutter in herrlichster Weise verdient hat, darf er eine vornehme, liebevolle Erzieherin verehren. Die Einrichtung des Hauses bietet seiner jungen Phantasie die beste Nahrung: der Vater hatte aus München und Italien Münzen, Gipsabgüsse und Stiche mitgebracht, deren Gestalten einen mächtigen Eindruck auf den übersprudelnden Knaben ausübten. Die Eltern, welche die Begabung ihres Kindes früh erkennen, legen seinem Wunsche, Maler zu werden, kein Hindernis in den Weg: im Alter von sechzehn Jahren bezieht er die Düsseldorfer Akademie, wo er mit seinem grösseren Zeitgenossen Böcklin und dessen Freund Knoller, mit Alfred Rethel und Knaus in Berührung kommt. Wir sind durch Anselms Briefe ganz genau über alle Stimmungen unterrichtet, die ihn in jener Zeit des ersten Lerneifers beherrschten. Was an diesen Äusserungen eines jungen Feuerkopfes auffällt, ist die unheimliche Klarheit, mit der er sich selbst beurteilt: „Ich bin auch mit meiner Richtung noch nicht im Klaren. Mein grösster Fehler ist diese sprudelnde Fülle von Geist, die in sich gährt und wütet, dass es mir manchmal fast den Kopf zersprengt... Habe keine Angst, dass ich so werde wie Vater: ich bin nur zu frühe reif und weiss, was ich soll, ehe ich es kann; kommt die Zeit der überwundenen Technik, dann bin ich der, der ich sein will.“ — (Aus einem Brief vom 2. Jan. 1847.)

Ein solches Bekenntnis, das die Tragik eines halben Lebens vorausahnt, gibt zu denken. Vielleicht wird uns seine Bedeutung noch klarer, wenn wir den Wert und die Bedeutung der ästhetischen Kultur für den Einzelnen etwas näher betrachten. In jeder Kultur, die sich ihres Besitzes freut, ist das Bewusstsein der Vergangenheit in hohem Grade mächtig. Jede Äusserung freien Lebens, in der sich der Kulturmensch geniesst, weist auf Väter und Ahnen zurück: — denn alles Geschaffene behält seine Macht auf wahlverwandte Geister, und unser Verhältnis zur Vergangenheit ist nicht minder unser Schicksal, als unser Verhältnis zur Gegenwart. Doch zum Wesen des Lebens gehört es, dass es nur Gegenwärtiges kennen will. Kultur ist Form, und jede Form ist ein Bann, den wir nur dann als Glück empfinden, wenn wir ihn zugleich als Förderung preisen können. Ein junger Mensch aber, in dessen schönheitstrunkener Phantasie die Gestalten der Antike leben, wird anders in das Leben treten, als ein genialer Naturbursche, der nichts mitbringt, als seinen Willen, emporzukommen und sich, allen zum Trotz, zum Ausdruck zu bringen. Schönheit ist eine Lebens-

macht, die nur dann rein segensreich wirkt, wenn wir sie selber schaffen. Die feine ästhetische Kultur des Elternhauses ist dem Maler Feuerbach in mehrfacher Hinsicht zum Schicksal geworden: sie gab ihm jene Klarheit, die über schwere Zeiten hinweghilft, und sie bestimmte seinen Geschmack, der bei einem „denkenden Künstler" — wie Böcklin spottet*) — von anderer Bedeutung ist, als bei einfachen Naturen, die sich beim Schaffen einfach selbst ausgeben und dabei glücklich sind.

Es gehört zum Wesen des Geschmacks, dass er seine Neigungen zu rechtfertigen sucht. Ein vornehmer, grandioser Eklektizismus vermag allerdings eine Persönlichkeit ebensogut zu offenbaren, als individuelles Beharren in den Schranken eines kleinen Götterwinkels. In Zeiten des Niedergangs ist ein sicherer Geschmack zudem von anderer Wichtigkeit als in schöpferischen Epochen, die das schaffende Individuum sicher dahin tragen, indem sie ihm volle Freiheit gewähren. Eine andere Briefstelle aus der Düsseldorfer Zeit des Anfängers gibt uns weiteren Aufschluss über den Seelenzustand des jungen, ästhetisch gestimmten Malers: „Ich glühe vor Sehnsucht, das darzubringen, was ich fühle und will. Ich möchte nicht nur Nachäffer und Anstreicher der Natur werden, ich möchte gern Seele, Poesie haben ... Ich fürchte mich vor der Nüchternheit und Hohlheit, die die jetzige Welt regiert. Man muss sich zurückflüchten zu den alten Göttern, die in seliger, kräftiger, naturwahrer Poesie den Menschen darstellen, wie er sein sollte. In die Zukunft flüchten geht auch nicht, denn welche Zukunft steht unseren Geld- und Maschinenmenschen bevor." (I, 103).

Diese romantische Stimmung, welcher der Geist wichtiger ist, als die Form, weist mit Notwendigkeit auf eine Welt verklärter Kunstgestalten hin. Es ist ferner, was man nicht vergessen wolle, ein schöner Jüngling, der sich nach der herrlichen Götterwelt einer lebendigen Welt sehnt und seinen Schönheitsbedürfnissen mit naiver Eitelkeit fröhnt. Der junge Feuerbach malt sich selbst so oft er kann, und er sorgt dafür, dass eine „ungeheure Vornehmheit" auf diesen Bildern zum Ausdruck kommt. Selbst Gottfried Keller, der den Kunstschüler in Heidelberg kennen lernte, bekannte, niemals in seinem Leben einen „idealisch schöneren Jüngling" gesehen zu haben; allerdings fügte der junge Dichter, dessen Strenge aus einer herben Seeleneinfalt floss, hinzu, er zweifle, ob jemals etwas aus dem jungen Feuerbach werden würde.

3.

Die Bedeutung der Lehrjahre Feuerbachs in Düsseldorf, München und Antwerpen (1845—1851) ist in vieler Hinsicht rein negativer Art:

---

*) Zehn Jahre mit Böcklin. Aufzeichnungen und Entwürfe von Gustav Floerke. München 1901. Verlagsanstalt F Bruckmann. (Seite 233). Das hochinteressante Buch ist allerdings, wie hier bemerkt sein mag, mit einiger Vorsicht zu benutzen.

der junge Maler, der die höchsten Forderungen mit sich herumträgt, sieht ganz einfach ein, dass die Deutschen, trotz des ewigen Kunstgeschreis, nicht malen können. Die Urteile, die er über Cornelius, Kaulbach und die Modegötzen des Tages fällt, verraten zudem einen sicheren Geschmack, der sich frühe an Rubens und van Dyck geschult hatte. Es ist ganz natürlich, dass er trachtete, nach Paris, auf die hohe Schule der Welt zu kommen; diesen Zug hat er mit den meisten tüchtigen Talenten seiner Zeit gemein. Noch als reifer Meister rühmte er sich seines frühen Entschlusses, nach Paris zu gehen, wo man wirklich etwas lernen konnte. Es war damals, wie auch später noch, nicht ohne Gefahr, sich dieser französischen Lehrjahre zu rühmen; denn die Nationalitätsphrase war in dem Munde der Streber und Macher von je ein Mittel, sich Amt und Einfluss zu sichern und unbequeme Nebenbuhler unschädlich zu machen. Es ist allerdings, wie zugegeben werden mag, schlimm bestellt um eine gänzlich heimatlose Kunst. Die Kunst soll bodenständig sein! Nicht der Verstand oder ein gebildetes Auge, das keine Heimat kennt und liebt, sind beim Schaffen die Hauptsache, sondern jene Gemütsmächte, die in den edelsten Kräften einer Volksgemeinschaft ihre Rechtfertigung und ihre Stütze haben. Aber Anregungen von Land zu Land, von Volk zu Volk sind stets von allerhöchstem Segen. Wirkliche Naturen werden mit allen Einflüssen fertig, die sie bedrohen: — man sehe doch nur, in welcher Weise Leibl oder Trübner die Einflüsse einer fremden Schule in den Dienst einer persönlichen Naturauffassung gestellt haben! Jede Kunst ruht auf dem Handwerk, und als Handwerker soll der Künstler dahin gehen, wo er am meisten lernen kann.

Feuerbach hat nie ein Hehl daraus gemacht, dass er sein Können den Italienern und den Franzosen verdanke. Indessen genügt es nicht, den wohltätigen Einfluss seines Lehrers Couture (1815—1879) zu betonen, dessen Wort von der „grande peinture" allerdings von verführerischer Wirkung auf einen jungen Feuerkopf sein musste.

Man hat, um die Kunstrichtung Coutures und verwandter Maler zu bezeichnen, von Cinquecentismus gesprochen; allein dieses Wort hat in Frankreich, als in einem Lande, wo selbst die Schule Davids malen konnte, eine andere Bedeutung als in Deutschland. In einer Nation, wo die Tradition stark oder allmächtig ist, macht man Revolutionen um kleiner Nuancen willen. Wir finden bei näherem Zusehen, dass das Verhältnis der Franzosen zu den Venezianern ziemlich locker, das heisst rein eklektisch ist: als Feuerbach einige Jahre später seinen „Dante mit den schönen Frauen" in Paris ausstellte, ging man darüber hinweg, indem man es als reine Nachahmung der Italiener ausgab.

Die Bilder Coutures bedeuteten, wie gesagt, für Feuerbach mehr als die Leistung eines Meisters, der das Malen lehren konnte; wir sehen es an den „Romains de la décadence" (im Louvre), welches Bild zwar nicht zu den besten Werken des Malers gehört, aber wohl gestattet, seinen Einfluss auf Feuerbach zu schätzen. Dieser Klassizismus, der aus kühler Berechnung hervorgeht und seine akademischen Gestalten

ohne jedes Temperament hinstellt und gruppiert, steht allerdings den späteren Werken des Deutschen ziemlich ferne. Allein Einzelheiten sind, wenn es sich um Schülerschaft handelt, oft wichtiger als die Gesamtanschauung, die auf einer Natur beruhen muss. Als Kolorist verrät noch der späteste Feuerbach den Einfluss Coutures: ein gewisses Grün zum Beispiel, das auch der Franzose hat, kehrt sogar auf den Wiener Deckenbildern der Akademie wieder. Meines Wissens hat noch niemand auf diesen dauernden Einfluss des französischen Malers im Detail hingewiesen.

Hier wäre der Ort, einiges über die jämmerlichen Schicksale des heimgekehrten Künstlers in Karlsruhe zu sagen, wo er eine Behandlung erfuhr, die er nie verziehen hat. Indessen sind solche äusseren Schicksale, so bitter sie auch sein mögen, nur insofern von Bedeutung für einen Künstler, als sie ihn nur tiefer in sein Schicksal und seine Welt hineintreiben. Es gehört zur Bestimmung auserwählter Naturen, dass auch die schwersten Bitternisse, die den Menschen oft für immer zeichnen, nur jene Kräfte wecken, die ihr Dämon leitet. Dieser Dämon zog Feuerbach nach Italien.

Im Mai 1855 traf er, als Stipendiat des Karlsruher Hofes, mit Viktor Scheffel in Venedig ein, um die „Assunta" zu kopieren. Die Stimmung, in die ihn die tote Stadt versetzt, zeigt deutlich, dass der angehende Meister endlich die Heimat seiner Seele gefunden hat. Hier, wo er auf Marmor geht und als armer Schlucker in Palästen wohnt, weicht seine nordische Melancholie einer „inneren Freude, die die Brust zu zersprengen droht". (8. Juni 1855.) Hier kann er aufs neue fühlen, dass der Begriff Schönheit zu den sieben Weltwundern und Rätseln gehört; hier sieht er, wie die reine Natur sich in grossen Meistern, durch das Medium innerer Anschauung, gleichsam zu einer höheren Form der Erscheinung umbildet. Er sagt: „Was soll ich von den Venezianern sagen? Das ist eine Bruderschaft der echten Farbe, kurz, sie müssen so sein, wie sie sind. Alle unsere moderne Kunst macht mir keine Schmerzen mehr. Ich bin da, wo ich sein muss. Und hätte ich zu ihrer Zeit gelebt, so würde sich vielleicht in mancher dunklen Kirche ein Bild finden, was sich still an die grosse Kette als bescheidener Ring anschliessen würde. Die Venezianer sind ernst in ihrer Heiterkeit und heiter in ihrem Ernste. Sie brauchen nichts zu suchen, weil sie es schon haben." (8. Juni 1855.)

Hier erklärt er, „dass er sich nicht einspannen lasse" ! (Aug. 1855.) Das mögen Maler tun; er ist mehr, er ist Künstler. Seine nächste Vergangenheit, der Aufenthalt in Paris, die reizvollste Gegenwart und die herrlichste Zukunft schliessen sich wie Ringe einer meisterlichen Kette aneinander. Der Kritiker, der sich seiner Bildung bewusst ist, scheut sich auch nicht, seine Meinung über die ganze Kunst seiner Zeit zu sagen: „Eins habe ich jetzt heraus, dass unsere moderne Kunst nichts ist, als geschminkte Leichenpoesie. Und Gott gebe mir den Segen und die Kraft, mit Hilfe der Toten und dessen, was mir die Natur gegeben, noch einen Fusspfad zu finden, der auf den Olymp

führt ... Gleichmässige Ruhe muss eine Errungenschaft sein, keine Gabe der Natur." (1. Sept. 1855.)

Meisterschaft ist nichts anderes als Ruhe oder auch voller Übermut der Existenzfreudigkeit. „Jetzt ist ein anderes Gefühl über mich gekommen, wie Glockengeläute nach Gewitter. Die Grazie, die Schönheit ist mir aufgegangen." (14. November 1855.)

Aus dieser festlichen Stimmung vermag ihn selbst die beleidigende Antwort nicht zu reissen, die ihm die Heimat auf die Sendung seiner „Poesie" gibt: er weiss, welchen Weg er zu gehen hat, und zögert nicht, ihn einzuschlagen. Während sein Bild auf einem Speicher des Schlosses in Karlsruhe an der Wand steht, macht er sich nach dem Süden auf; er bleibt zunächst in Florenz, wo er andere bestimmende Eindrücke erfährt, deren er in seinen Lebenserinnerungen gedenkt: „In später Nachmittagsstunde betrat ich die Tribuna; da war eine Empfindung über mich gekommen, die man in der Bibel mit Offenbarung zu bezeichnen pflegt. Die Vergangenheit war ausgelöscht, die modernen Franzosen wurden einfache Spachtelmaler und mein künftiger Weg stand einfach und sonnig vor mir. Dass totale seelische Wandlungen plötzlich kommen, habe ich an mir selbst erfahren. Das erste römische Bild ‚Dante' und die ganze Reihenfolge der bei aller Strenge doch weichen Werke ist nur der Nachklang jener ersten Empfindung in der Tribuna." (I, 337.)

Am 1. Oktober 1856 traf Feuerbach in Rom ein, das er bald darauf als sein Schicksal empfinden sollte. Es ist oft genug ausgesprochen worden, dass Rom die kleinen Leute auslösche und nur den starken Naturen förderlich sei.*) Feuerbach der angehende Meister, der den prächtigen „Tod des Aretino (1854) und den „Hafis vor der Schenke" (1851) in Deutschland gelassen, empfindet die Landung an der „gottbegnadeten Insel stillen Denkens" als ein Hineinschreiten in ruhige, sichere Verhältnisse, trotz aller Unsicherheit, die ihn bedrückt. „Rom — bei diesem Namen hört alles Träumen auf, da fängt die Selbsterkenntnis an, und Rom, die alte Zauberin, weist einem jeglichen Menschenkind seinen Platz an." (12. Februar 1857.) Feuerbachs endgültige Meinung über Rom und seine dortigen Schicksale fasst eine Stelle des Vermächtnisses (S. 80) in trefflicher Weise zusammen: „Es ist eine alte Erfahrung, dass der Deutsche in Rom sich aller Romantik entkleiden muss. Rom weist einem jeden die Stelle an, für die er berufen ist. Eine heisse und klare Sonne beleuchtet diese Trümmer in schärfstem Detail, so dass unser leicht phantastisch erregtes Gemüt oft sehr derb an die Wahrheit anrennt und sich nicht selten daran stösst, wie sie denn fast immer eine bittere Arznei ist. Das, was wir Poesie

---

*) Zweiunddreissig Jahre später schreibt ein moderner Künstler aus Rom: „Es ist die grösste Verkehrtheit, einen jungen Menschen nach Rom zu schicken, denn er muss zugrunde gehen an der zu grossen Dosis, die er hier zu schlucken kriegt; Rom ist ein Aufenthalt für Männer, die wissen, was sie wollen." (Karl Stauffer-Bern. Sein Leben. Seine Briefe. Seine Gedichte. Stuttgart. G. O. Göschensche Verlagshandlung 1892. S. 140.

nennen, können wir nicht brauchen; es kommen Zeiten der Ratlosigkeit und der Niedergeschlagenheit; doch nach und nach wachsen die empfangenen Eindrücke in der Seele und füllen sie aus; dieselbe Sonne beginnt unser Inneres zu beleuchten und zu erwärmen." Zugleich mag darauf hingewiesen werden, dass das Rom jener Tage noch nicht das laute Rom des geeinigten Königreichs Italien war, sondern eine stille Stadt, wo die „Melancholie der Ruinen" in einem zarten Glück ausklingen konnte. „Rom ist so tief still, dass man hier in göttlicher Ruhe empfinden, denken und schaffen kann." So schrieb Gregorovius, der den Namen Feuerbachs übrigens nie erwähnt, einige Jahre zuvor, am 10. November 1852, in sein „Römisches Tagebuch".*) Freilich liegt in solcher Eilandstille auch eine Gefahr: sie gewöhnt den Künstler an eine Gesellschaft erlauchter Schatten, und in einer solchen vergisst auch der überquellendste Schöpfermensch nur allzuleicht die tieferen Bedürfnisse seiner Zeit.

4.

Die Ansichten eines Künstlers über seine Kunst und seine Werke haben immer nur bedingten Wert, insofern sie als Schlüssel zum Verständnis ihrer Mängel und Vorzüge dienen.

Wer in ein richtiges Verhältnis zu der Kunst Feuerbachs kommen will, wird gut daran tun, die Ansichten des Meisters selbst über Stil im allgemeinen zu hören: „Der wahre Stil kommt dann, wenn der Mensch, selbst gross angelegt, nach Bewältigung der unendlichen Feinheiten der Natur, die Sicherheit erlangt hat, frei ins Grosse gehen zu können. Stil ist richtiges Weglassen des Unwesentlichen. Realismus in der Kunst ist die leichteste Kunstart und kennzeichnet stets den Verfall. Wenn die Kunst blos das Leben kopiert, so brauchen wir sie nicht." (II. 447.) Hier mag auch gleich die oft zitierte Stelle über Kolorit Platz finden: „Kolorit ist das konzentrierte, potenzierte Spiegelbild der uns umgebenden Dinge, die in der Schöpfung zerstreut liegen: ihr verklärter Abglanz in einer poetischen Seele. Es basiert stets auf dem innersten Naturgefühl." (Aus dem Aufsatze „Über den Makartismus. Pathologische Erscheinung der Neuzeit." II. 451.)

Mit diesen Forderungen, die im Grund nur eine Rechtfertigung eigenen Schaffens bedeuten, sind wir aber doch wieder bei dem Individuum angelangt, das von seinem Talent oder seinem Dämon beherrscht wird: — denn nicht wir diktieren unserem Talent die Richtung, sondern der Dämon ist es, der uns seine Wege führt und zuweilen, voll Ehrlichkeit und List, zu Bekenntnissen ansporut. Wir aber fragen: — Was ist überhaupt das Unwesentliche in der Kunst? Jede einzelne Künstlernatur wird eine andere Antwort geben, und damit ist das, was Stil sein soll, noch immer nicht dem Reiche der persönlichen Willkür oder souveräner Laune entrückt.

---

*) Römische Tagebücher von Ferdinand Gregorovius. Herausgegeben von Friedrich Althaus. Stuttgart 1893 I. G. Cottasche Verlagsbuchhandlung. S. 5.

Feuerbach selbst wird allerdings nicht müde, sein Verhältnis zur lebendigen Natur zu betonen; er spottet über die Gliederpuppen, die Accessoirmalerei, den Makartismus, den ganzen leeren Kleinkram, der mit dem Schlagwort Realismus die seelische Dürftigkeit verbrämt. Aber sein Verhältnis zur Natur ist nicht, um einen grossen Gegensatz aus der Geschichte zu wählen, Dürerisch; er tritt immer nur als Maler, in dem eine ungeheure ästhetische Kultur lebendig oder auch tyrannisch wirkt, an die Natur heran; er ist ihr Herr, nicht ihr Anbeter. Er wählt die Frauen und die Kinder, die er mit dem Fleiss des Einsamen als Modelle verwendet, nach den Bedürfnissen eines persönlichen Ideals, das die Monumentalität der Formen auf ihren Gehalt an edler Seele hin prüft. Er liebt das römische Kind und die römische Frau, weil aus ihren Gestalten eine vollere, reichere Welt der Schönheit spricht. Er gehört auf keinen Fall zu jenen Künstlern, die die grossen Formen des Südens zu fürchten haben; er ist, seinem ganzen Gefühl nach, ein halber Romane, der weiss, dass in der bildenden Kunst Form und Seele in in einem anderen Verhältnis zu einander stehen, als der Deutsche glaubt. Freilich sieht auch er die edlen Gestalten, die mit sicheren Füssen auf klassischer Erde wandeln, mit den Augen eines gebildeten Deutschen, dessen Bildung vorwiegend ästhetisch-literarisch ist. Wohl darf er von sich selber sagen: „Meine Kunst ist ohne alle Sentimentalität"; aber das Gefühl ruhiger Sehnsucht oder unendlich milder Trauer, das in seinen Iphigenien lebt, atmet doch halb und halb jene veredelte Sentimentalität, die in einer klassischen Bildung wurzelt und unsterbliche Götter, die ewig unerreichbar bleiben, in edeln Landschaften wandeln sieht. Es mag hier daran erinnert werden, dass auch Burckhardt und Böcklin die Seelenheimat ihrer Kunst an den odysseeischen Gestaden des Mittelmeeres, die den Göttern heilig sind, gefunden haben; allein Böcklin war durch seine ganze Natur dazu gezwungen, diese sonnige Welt zu steigern und seinen Gestalten jenes drastische, überströmende Leben zu geben, das keinen Zweifel an der Fülle aufkommen lässt. Er bleibt die reichere Natur, die der Forderung, dass jeder Künstler seine eigene Welt aus sich heraus erschaffen müsse, mit der Ruhe einer wirklichen heidnischen Heldennatur nachgekommen ist, die sich von jeder Wirkung Rechenschaft zu geben versucht, ohne die Unmittelbarkeit einzubüssen.

Wir wissen, dass Feuerbach, als er zum erstenmal einige Werke Böcklins zu Gesicht bekam, voller Bestürzung davor stand und dem Freund Allgeyer bekannte: „Ich muss von vorn anfangen." (I. 359.) Allein dieser überwältigende Eindruck konnte, seinem ganzen Wesen nach, nur vorübergehend sein; denn die Klarheit seiner Natur, die mit einem malerischen Problem immer Nebenabsichten verband, wies den geborenen Klassizisten auf eine andere Bewältigung der Erscheinungen hin.

Das Verhältnis zur Natur bei vielen modernen Kunstfreunden, die vom „paysage intime" herkommen und über den Naturalismus nicht hinauskommen können, mag Schuld daran sein, dass sie zu einzelnen Studien Feuerbachs ein engeres Verhältnis haben, als zu seinen grossen Bildern. Einige seiner Meerstudien aus Porto d'Anzio, die um die Mitte der

sechziger Jahre entstanden, offenbaren einen köstlichen Sinn für intime Naturstimmungen, die umso bezaubernder wirken, als auch sie, trotz liebevollster Versenkung, keine naturalistischen Abschriften sind, sondern in jedem Pinselstrich die meisterliche Sicherheit einer grossen, reifen Persönlichkeit zeigen, die sich stets in klassischer Einfachheit zu geben weiss. Ich kenne Maler, die ziemlich kühl von den grossen Werken des Klassizisten sprechen und doch vor diesen herrlichen Studien, die mit den einfachsten Mitteln das Allerhöchste erreichen, in helles Entzücken geraten. Wer dazu in einer persönlichen Auffassung der Natur etwas Höheres sieht, als reine temperamentlose Abschrift, kann diese monumentalen Studien gar nicht hoch genug schätzen; es sind, wie auch viele Handzeichnungen des Künstlers, reine Meisterwerke, deren Wirkung keiner Mode unterworfen ist.

In seinen grossen Bildern schwächt Feuerbach, um der stilistischen Gesamtwirkung willen, seine Naturstudien ab, und dies geschieht, wie jeder sehen mag, in vielen Fällen auf Kosten des Lebens. Das Meer, vor dem seine Gestalten weilen, ist manchmal blechern und der Vordergrund zuweilen langweilig. Freilich erfolgt diese Abschwächung, die immer aus einer malerischen Gesamtauffassung entspringt, niemals aus rein dekorativen Motiven. Das Urteil Böcklins, dass Feuerbach niemals zuerst den Gedanken eines Bildes im Sinn gehabt habe, sondern immer nur von einzelnen Farbeneffekten ausgegangen sei, erscheint mir im höchsten Grade ungerecht.*) Wir sind durch die Briefe Feuerbachs, die nichts verschweigen, viel zu gut über seine Arbeitsweise unterrichtet, als dass wir es ruhig hinnehmen könnten, und auch Böcklin hat später zugegeben, dass die Bilder seines Zeitgenossen dekorativ sehr zusammenhängend seien, wie denn Feuerbach überhaupt eine ausgezeichnete Begabung für das Dekorative habe.**)

Allerdings ging Feuerbach nicht, wie etwa Puvis de Chavannes, von grossen dekorativen Gesichtspunkten aus, die eine stilistische Auffassung der Natur bedingen. Aber die Komposition seiner grossen Bilder ist, wie auch das Kolorit, immer von jener einheitlichen Stimmung, die eine glänzende Bewältigung des einzelnen Problems bedeutet. Die Augen der Zeitgenossen hatten allerdings wenig Sinn für die koloristischen Feinheiten des „Gastmahls“ (1867—1869), auf dem der kühle Silberton so gut das Licht der ersten Frühe wiedergibt. Wie meisterhaft ist ferner die Ruhe des Symposions, wo Sokrates in Schweigen dasitzt, durch die Linie der Komposition ausgedrückt, die nach rechts zu gerade verläuft! Wie hat es der Meister verstanden, in der zweiten Fassung, die durchaus keine einfache Wiederholung ist, die Komposition reicher, gedrängter, geschlossener zu machen, indem er diese Linie durch eine aufrechte Gestalt bricht und einen anderen, tieferen Gesichtspunkt für das ganze

*) Rudolf Schick, Tagebuchaufzeichnungen aus den Jahren 1866, 1868, 1869 über Arnold Böcklin. Herausgegeben von Hugo von Tschudi. Berlin 1901. F. Fontane & Co.

**) Ebenda S. 306.

Bild wählt! Freilich muss man sich oft, wie z. B. bei der „Amazonenschlacht", an Einzelheiten halten, um zu einer gerechten Würdigung der Leistung zu kommen, die der Künstler, trotz aller Unzulänglichkeiten, vollbracht hat; diese Einzelheiten, die allerdings wieder auf einen grossen Ahnherrn, auf Michelangelo hinweisen, sind von monumentalstem Gepräge. Die Form ist ihm heilig; aber die Mittel, die er anwendet, um sie zu beleben, sind niemals auf ein espressivo um jeden Preis berechnet: der Tadel Böcklins, dass auf der Amazonenschlacht kein Leben sei, trifft den Nagel auf den Kopf, wenn man das Leben in der leidenschaftlichen Bewegung sieht, die z. B. auf dem herrlichen Bilde des Rubens in der alten Pinakothek herrscht. Es ist selten, dass Literaturmaler — und ein solcher ist Feuerbach in gewisser Hinsicht — grosse Farbenzauberer sind, und wer in der statuarischen Ruhe des Lebens ein Ideal sieht, wird leicht geneigt sein, die Farbe, deren Sinnenzauber nicht nur ein Ausdrucksmittel, sondern ein Symbol des Lebens ist, seinen andern künstlerischen Absichten unterzuordnen. Vergessen wir es nicht, dass Feuerbach zu den Geschmacksaristokraten gehört, die jedes Übermass, das nicht schon durch eine würdige Vergangenheit geheiligt ist, als unleidlich empfinden und von dem Beschauer verlangen, dass er Sinn für zarte Nuancen und Töne habe, dass er die Bescheidenheit der Natur, die allerdings zuweilen recht unbescheiden ist, zu würdigen wisse. Es ist bezeichnend für den Künstler, dass er, dessen Fruchtbarkeit eine dämonische Lebensfülle verrät, seinen Studien nur einen bedingten Wert beilegt: sie sind ihm nur Mittel, um den Geist zu entbinden, den er auf einem Bild verkörpern will, welches er oft jahrelang mit sich herumträgt, weil ihm irgend ein Motiv, das ihm vor der Seele schwebt, noch nicht im Leben entgegengetreten ist: so verdankt die ergreifende „Pietà" in der Galerie Schack ihre Entstehung dem Anblick eines armen Ciociarenweibes, das Feuerbach auf einer römischen Treppe liegen sah. Aber auch dieses Bild weist, wie alle Werke Feuerbachs, in die Vergangenheit, das Land der Schönheit und der grossen Meister zurück: diese Monumentalkunst, die vom Leben und vom Tode Schönheit des Leibes und der Seele verlangt, erhält ihre Rechtfertigung durch den Geist, der die Leidenschaft nur in jenen Augenblicken liebt, wo sie die Linie, die man, wie Hebbel meint, nur um tausend Meilen überschreiten kann, noch um keines Haares Breite überschritten hat.

5.

Böcklin hat das herbe Wort ausgesprochen: „Die Kunst ist nicht für alle!" und kein Einsichtiger wird dieses Künstlerwort bezweifeln, trotz der modernen Bestrebungen, die höchsten Werke jedem zugänglich zu machen. Bei uns Deutschen kommt ein anderes hinzu, dessen ich schon gedacht habe: Wir sind kein Volk der künstlerischen Anschauung; auch hochgebildete Männer bemächtigen sich eines Kunstwerkes gern auf dem Wege der Reflexion, die sich nicht an die künstlerische Be-

wältigung oder an die Gestaltung des Problems hält, sondern von dem novellistischen Gehalt eines Gebildes ausgeht. Ein Kopf, unter dem der schöne Titel Beatrice steht, wird höheres Interesse erregen, als ein unbetitelter Studienkopf, mag er auch die höchste Meisterschaft verraten. Die zeitweilige Gewohnheit Böcklins, ein Bild ohne Namen in die Welt gehen zu lassen, entsprang einer Künstlerlaune, die keine Duldung finden durfte. Der Laie will von einem Bild etwas nach Hause tragen, von dem er erzählen kann; nur was sich in Worte fassen lässt, hat für ihn Wert, während doch nur das Unaussprechliche göttlich ist. Vielen Menschen ist der Sinn für die bildende Kunst überhaupt versagt; es fehlt ihnen, um ein Wort Bayersdorfers zu gebrauchen, das Kunstorgan. Es wäre an der Zeit, dies offen einzugestehen.

Durch die Veröffentlichung der Allgeyerschen Biographie Feuerbachs hat das „Vermächtnis", als Dokument genommen, eine Minderung erfahren: wir wissen heute, dass das „Vermächtnis" ein arrangiertes Buch ist. Der Nachlass Feuerbachs in der Nationalgalerie gestattet die ursprüngliche Fassung der Dokumente, die zu seiner Abfassung gedient haben, zum grössten Teile festzustellen, und darnach ist das Vermächtnis, in seiner äusseren Form, ein Werk der Mutter Feuerbachs, deren Motive bei der Veröffentlichung ziemlich klar liegen: diese seltene Frau, die allein die reizbare Natur ihres Stiefsohnes kannte und seine ewigen Kämpfe gegen eine stumpfe Welt mitgekämpft hatte, war offenbar von dem Bestreben beseelt, das Bild des Heimgegangenen in seinem ganzen Glanze zu zeigen. Sie hielt es für erlaubt oder sogar für geboten, eine künstlerisch abgerundete Darstellung seiner Schicksale in die Welt zu schicken. Diese gemeine Welt, an deren Widerstand eine edle Künstlerseele zugrunde gegangen war, sollte einen Feuerbach sehen, wie er in seinen besten Augenblicken in ihrer empfänglichen Mutterseele gelebt hatte. Dies Bedürfnis nach Verklärung ist nicht nur mütterlich, es ist echt weiblich. Dazu kommt, dass sie, wie der milde Allgeyer andeutet, in einer Zeit aufgewachsen war, die es für überflüssig hielt, philologische Treue zu bieten und den Wert eines Dokuments in seiner Genauigkeit zu sehen. Die vornehme Gesinnung, aus der die Ordnung und Beschneidung des Nachlasses entsprang, ist über jeden Zweifel erhaben; in einem Briefe an den Herausgeber der Biographie, Professor Karl Neumann, schreibt die seltene Frau: „Ich habe stets das Gefühl, dass man jetzt nur an das Aufsteigen denken sollte und zwar so hoch, dass der Schmutz der Erde und die Kämpfe mit der Gemeinheit und dem Irrtum nur undeutlich noch zu sehen sind. Je höher er schwebt, desto tiefer bleibt der Unverstand zurück. Mit den fortgesetzten Negationen werden die Gegner selbst in die Höhe gezogen und stärken sich an ihrer Gemeinsamkeit . . . Den Schmerz muss der einzelne still tragen; Untröstlichkeit taugt nicht für die Lichtgestalten der Geschichte. Dies ist nur mein eigenes Recht, das übe ich aus bis zum letzten Atemzug." (I,XVI.) Dies ist deutlich. Und wer wird es einer Mutter übel nehmen wollen, wenn sie die Tragödie ihres Sohnes im Lichte der Verklärung zu sehen wünscht, die das Andenken

des Siegers umglänzt? H. Werner hat die Originale der Briefe und Aufzeichnungen Feuerbachs in der Nationalgalerie mit dem „Vermächtnis" verglichen und berichtet darüber in der „Kunst für Alle" (XIX, 1). Die Abweichungen, die auch aus dem Allgeyerschen Buch hervorgehen, zeigen deutlich, was sich Frau Feuerbach im Interesse eines teuren Angedenkens erlaubt hat: sie datiert Briefe um, wenn es ihr nötig erscheint. Sie führt die Lebenserinnerungen ihres Sohnes selber fort, wo diese eine Unterbrechung aufweisen, um die Eindrücke, die entschwundene Zeiten und Tage in dem Künstler hinterlassen haben, zu verstärken oder abzurunden. Sie fügt Fragmente aus Schriften Feuerbachs ein, die aus einer glänzlich anderen Stimmung herausgewachsen sind und in einer neuen Nachbarschaft ganz anders wirken: das Heftige wird sanft und das Verletzende oder die Schmähung erstrahlt in der Heiterkeit des Erkennenden, der sich befreit, indem er seinen Leiden schönen Ausdruck verleiht. Wenn man erwägt, dass eine Reihe der abgeklärtesten Aphorismen in dem Vermächtnis einer Schmähschrift entstammen, die Feuerbach im Jahre 1874 schrieb, um an seinen Wiener Peinigern Vergeltung zu üben, wird man die Verschiedenheit der Wirkung und des Tones begreifen. Die grenzenlose Verbitterung, in der Feuerbach aus Wien geflohen war, passte nicht in den Rahmen eines Buches, das einen Helden kurz nach seinem Heimgange zeigen sollte. Auch die Mutter des Künstlers gehörte dem Geiste nach zu dem Geschlechte der Feuerbach, denen die Schönheit ein anderes Lebenselement bedeutete als den Zeitgenossen, welchen die Wahrheit oder die charakteristische Hässlichkeit höher steht als die edelste Attitüde.

Die Briefe Feuerbachs zeigen einen leidenschaftlich kämpfenden Menschen, dem es nicht gegeben ist, den Widerstand der Welt mit Fassung hinzunehmen. Er weiss es zwar, dass dem Genius kein anderes Los hienieden beschieden ist, dass die Mittelmässigkeit, die immer recht wägt, eine falsche Wage hat, dass kein echter Künstler untergehen kann; aber es ist ihm, trotz aller Einsicht in das Getriebe der Welt, doch unmöglich, jene heitere Gelassenheit zu erwerben, welche die Welt von dem Heroen verlangt, der sich im Bewusstsein seines eigenen Wertes und eines einzigen Schicksals über alle Unbilden und Stösse hinwegsetzt. Freilich ist es keinem Menschen gegeben, die Not der Zeit als ein Gott zu tragen: — auch den Edelsten haucht zuweilen jene Verbitterung an, die zu den Menschlichkeiten erlauchter Geister gehört. Wer nicht, wie Michelangelo, in grossen Werken abseits leben kann, muss reden. Schopenhauer hat es getan, auf die Gefahr hin, seinen Ruhm bei jenen Tröpfen zu mindern, die ihre eigenen Mängel an andern doppelt rügen; denn die Welt ist, wie die Kinder, von einem moralischen Rigorismus beseelt, der dem schaffenden Menschen keine Schwäche und keinen Flecken verzeiht. Sie vergisst es niemals, wenn ein Heros sich gegen das platonische Urbild des Helden versündigt, das im Einzelfalle auch Nichtidealisten anerkennen, die sonst mehr in die Pfützen als in die Sterne schauen.

Wenn man die Feuerbachschen Ergüsse liest, so fallen zunächst

zwei Eigenschaften des Menschen auf: er ist von unglaublicher Reizbarkeit, die in erblicher Belastung ihre Erklärung findet, und er hält mit seiner Zufriedenheit mit der Herrlichkeit der eigenen Leistung nicht hinter dem Berge. Er erspart der Mutter keine Klage, die der Not des Augenblicks entspringt. Er muss reden oder schreiben, er kann einfach nicht anders. Der Augenblick, den er als Künstler lebt, ist alles, mag er bitter oder göttlich sein, mag er ein gequältes Mutterherz aufs Tiefste verletzen oder mit Jubel füllen. Die gleiche Fähigkeit des Ausdrucks steht ihm aber auch für die heiteren Stimmungen zu Gebote: er weiss sie in gewählten Worten festzuhalten und das „geistige Reinlichkeitsbedürfnis", dessen er sich rühmt, lässt ihn jede schiefe Wendung vermeiden. Er ist wirklich, als Grösster seiner Rasse, ein Grandseigneur des Geistes, der weiss, dass der Mensch, der zu den Gebildeten zählen will, schreiben und sprechen können muss. Mitten in einer Klage blitzt oft ein Wort auf, das, als Gegensatz, umso stärker wirkt und die Heiterkeit der Welt reiner Erkenntnis offenbart. Allein diese olympischen Stimmungen sind nur dazu da, den Künstler, der träumen und hoffen muss, aufrecht zu erhalten; als Mensch ist Feuerbach der ewig Rastlose, Gehetzte, der nichts vergessen und nichts verzeihen kann, zumal er weiss, was das Leben für ihn sein könnte. Mit welcher Feinheit betrachtet er das allgemeine Verhältnis der Künstler zu den Frauen! Ich kenne nichts treffenderes, vom Standpunkt der Schaffenden aus betrachtet, als die paar Absätze im Vermächtnis, die von den Frauen handeln: Die Kunst ist eine strenge göttliche Geliebte, sie steht der irdischen immer im Wege. Welches Weib begreift und duldet dies? — Es gibt wenig Frauen, welche fähig sind, den Mann um des Genius willen zu lieben. Es ist die Person und der Erfolg, den sie begehren. — Hoch oben über dem kleinen Getriebe alltäglicher Sorgen ein wahrhaftiges Künstlerleben in Glanz, Ehre und Reichtum — und dies alles auf ein liebes, schönes Haupt niederlegen, das liesse ich mir gerne gefallen; sonst lieber allein den Flug zur Sonne wagen und mit verbrannten Flügeln in die Nacht versinken, wenn es denn sein soll. (Vermächtnis, 187, 188).

Nur unsere Sehnsucht ist schöpferisch. Die moderne Kunst und Dichtung verdankt eine Reihe ihrer herrlichsten Frauengestalten jener lieblichsten der Dichtersünden, die, wie Gottfried Keller singt, darin besteht, „schöne Frauenbilder zu erfinden, wie die bittre Erde sie nicht trägt." Auch die Frauen, und besonders die weiblichen Studienköpfe des Meisters verraten eine Künstlersehnsucht, die ihre Modelle aus innerem Zwange wählt. Man mag den Hauch herber Melancholie der auf ihnen liegt, aus der Lebenslage eines armen Mannes erklären, dem das Leben nicht hold ist; aber die Auffassung und die Formgebung zeigt wieder den Sinn Feuerbachs für das Monumentale, der die Poesie im Positiven sucht und sein weibliches Ideal nur in der Römerin, als einem Wesen findet, das schon durch seine Abstammung mit einer grossen Welt verbunden ist. Feuerbach wird nicht müde, sein Modell, die schöne Nanna zu malen: er malt damit sein Ideal, das den einen

Zug seiner Natur zum Grossen, zum Schönen, im Gegensatz zum Hübschen, in glänzender Weise belegt. Auch die Heiterkeit, die auf einzelnen seiner Bilder, wie auf den „Balgenden Buben“, dem „Ständchen“, dem „Urteil des Paris“ herrscht, ist eine Heiterkeit südlicher Formen, die das Leben noch nicht beschmutzt hat.

Wir haben uns daran gewöhnt, den Menschen und den Künstler nicht zu trennen: von einem solchen Standpunkt aus müssen wir, bei der Lektüre der Briefe Feuerbachs, sagen: Was der Mensch durch seine Bekenntnisse vielleicht verliert, gewinnt der Künstler doppelt wieder. Man mag über viele Werke des Klassizisten denken, wie man will, der unvergleichlich hohe Ernst, aus dem sie geflossen, ist über jeden Angriff erhaben. Der Dämon seines Geschlechtes, der ihn aufwärts führt, ist seine Stütze und sein Stachel; er lässt ihn keinen Augenblick vergessen, wozu er als Auserwählter auf der Welt ist. In seinem Bann erträgt er alles: Hohn und Verkennung, Schmach und Not. Ja, dieses Künstlerleben ist in Wahrheit eine furchtbare Tragödie, deren schleppende Entwicklung wir jetzt zum ersten Male überblicken können. Das Bewusstsein eines gehemmten Lebens wird in dem reizbaren Manne noch dadurch geschärft, dass es immer nur an einer Kleinigkeit fehlt, um dem Ringenden den Becher des Lebens zu füllen. Das Äusserste, der nackte Hunger, bleibt dem Vereinsamten zwar erspart; aber seine ästhetische Natur, die weiss, dass sie Glück und Glanz, Heiterkeit und Verständnis bräuchte, um in reiner Menschenfreude aufzublühen, kann nicht zur Ruhe kommen, weil ihr die volle Sicherheit des Lebens immer fern und ferner weicht.

Selbst der Mäcen, den die Welt mit seinem Namen in Verbindung bringt, war nicht der Mann, als welcher er vor der Menge dasteht. Es geht nicht mehr an, in dem nachmaligen Grafen Schack den auserlesenen Kunstfreund zu sehen, als welcher er selbst gelten möchte: die Briefe, die der dichtende Mecklenburger Baron an die Mutter des Künstlers schrieb, — man findet sie im Anhang des zweiten Bandes der Allgeyerschen Biographie abgedruckt — sind ganz einfach unqualifizierbar. Der Mann hat offenbar das Gefühl, hoch über dem armen Künstler zu stehen, den man, so meint er wohl, vielleicht im Interesse seines ungebärdigen Talents von Zeit zu Zeit ducken müsse. Von der schlechten Bezahlung der Bilder will ich nicht reden, obwohl dieser Umstand zu der verächtlichen Gehässigkeit beigetragen haben mag, die noch heute unter den Künstlern, die mit dem Mäcen zu tun hatten, gegen den Sammler herrscht und auch die Heimgegangenen beseelte. Nur die Gesinnung, die der Baron im Verkehr mit seinen Künstlern betätigte, verdient den schärfsten Tadel. Feine Naturen haben in ihrem Urteil über den dichtenden Grafen nie geschwankt. Ich kann mich hierin auf eigene Erinnerungen stützen: der geistvolle, mit Feuerbach befreundete Ludwig von Hagn, mit dem ich oft über die römische Zeit Feuerbachs und dessen Verhältnis zu Schack gesprochen habe, hat aus seiner Beurteilung des Sammlers nie ein Hehl gemacht. Man weiss desgleichen, wie Lenbach und Böcklin über diesen geurteilt haben. Es ist hier auch nicht der Ort, auf die einzelnen Unrichtigkeiten, die das

Buch des Grafen über seine Sammlung enthält, einzugehen; aber man darf die Frage stellen: Was hätte aus der Galerie Schack werden können, wenn der Graf den Künstlern Feuerbach, Böcklin, Lenbach, Schwind volle Freiheit des Schaffens gesichert hätte? Welch feinen Takt hat Konrad Fiedler, der freilich keine Sammlernatur war, bewährt, indem er Hans von Marées, der allerdings sein schwereres Schicksal einzig und allein in der eigenen Brust trug, die Sicherheit des Lebens schenkte! Und doch verdankt die Welt dem Grafen Schack eine der köstlichsten Bildergalerien und auch Feuerbachs Name wird durch sie in schönster Weise lebendig erhalten. Bei gewissen Gründungen muss man die Mittel und Wege vergessen, die zu ihrem Dasein geführt haben.

6.

Alle „Kunstschreiberei", von der die Künstler, wie billig, nicht allzuviel halten, wenn sie nicht vorziehen, ihr jeden Wert abzusprechen, ist sozusagen Historie, die dem einzelnen den Zugang zu auserlesenen Werken erleichtert, indem sie Zeit und Ort der Entstehung, Natur und Wesen des Urhebers, Form und Mittel des Ausdruckes, die Bedürfnisse der Kunstfreunde und die Basis des Handwerks erörtert. In das Tiefste eines Kunstwerkes, das diesen Namen verdient, kann kein Wort führen; jenes verlangt ein untrügliches Auge und angeborenen Kunstsinn, das „Kunstorgan", welches wohl entwickelt, aber nicht gegeben werden kann. In gewissem Sinne ist nur der ausübende Künstler zum Kritiker berufen, weil er allein weiss, unter welchen Bedingungen ein Kunstwerk entstehen kann, oder entstehen m u s s. Die unglaublich schiefen oder oberflächlichen Urteile, die man von Künstlern über Künstler hören kann, ändern nichts an dieser Tatsache: wir sind nur fruchtbar um den Preis der Einseitigkeit, die jeden in seinen Winkel bannt, von wo aus er das Getriebe der Gestalten oder die Schauspiele der Natur betrachten mag.

Auch Julius Allgeyer (geb. 29. März 1829 in Haslach, gest. 1900 in München), der Freund und Biograph Feuerbachs hat sich um die Kunst bemüht: er war Kupferstecher und diesem Beruf verdanken wir manch verständiges Urteil über den Maler, dem er nahe stehen durfte. Er gehört zu jenen Naturen, die zum Freund geboren sind. Für sie besteht das Glück darin, als stille Heldenverehrer in höheren Naturen aufzugehen, die auch ein höheres Schicksal haben. Für den stillen Gefährten waren die Schöpfungen des Meisters und Freundes mehr als blosser Schmuck des Daseins, sie waren eine Welt, die einem ganzen Zuschauerleben Würde und Bedeutung verleiht. Solche Apostelnaturen messen alle andern Erscheinungen an den Leistungen ihres Gottes; aber Allgeyer, der sich durch eigene Kraft in die Höhe freier Bildung emporgearbeitet, war vornehm genug, auch die Einwendungen zu erwähnen, die eine götterlose Zeit gegen den halben Hellenen vorzubringen pflegte.

Es ist nicht das erste Mal, dass eine Geistesrichtung, die strebende Väter beglückte, in einem Spätgeborenen ihre Vollendung er-

hielt: die Romantik hat sich, in ihrem ganzen Überschwang, erst in Richard Wagner ausgesungen, und die Hoffnungen und Forderungen der Generation, die in Goethe und Hegel ihre ästhetischen Lehrmeister verehrte, hat erst Feuerbach erfüllt, zu einer Zeit, als ein neues Geschlecht von einer andern Naturauffassung aus die ganze Kunst zu erneuern gedachte, indem es den Stil ganz einfach in dem freien Ausdruck der Qualitäten eines Meisters sah. Als Feuerbach auftrat, galt er den Zeitgenossen als überschwänglich oder verletzend im Kolorit, und als er starb, sprach ihm ein rohes Geschlecht, das von andern Meistern herkam, die Farbe ab, ohne zu bedenken, dass Form und Farbe nur in einem bestimmten Verhältnis zu einander stehen können, als zwei Mächte, deren jede nur auf Kosten der andern ein Übermass von Leben offenbaren mag. Viele der rohen Schreier, die nichts für sich hatten, als ein gebildetes Auge und eine geschickte Hand, übersahen dabei ganz das persönliche Element, die „Handschrift", die Feuerbach trotz seines bewussten Verhältnisses zur Renaissance, in fast allen seinen Werken zeigt; sie vergassen ferner, dass Feuerbach allein schon als Bildnismaler und als Darsteller des Kindes eine Bedeutung besitzt, die in die Zukunft weist. Manche seiner Köpfe verraten ohnehin einen feurigen Koloristen, der allerdings wusste, dass in seinen Kompositionen, die ein adeliges Geschlecht heroischer Menschen zeigen, die Farbe, um der dekorativen Gesamtwirkung willen, zurückgedrängt werden musste. Den Gegern des Klassizisten könnte man übrigens mit Äusserungen dienen, die aus ganz anderm Munde kommen und doch wie eine Rechtfertigung seines Schaffens klingen. Böcklin meint,*) „die Malerei sollte nur Erhebendes und Schönes oder doch unbefangene Heiterkeit darstellen wollen und nie Elend," und Courbet, der unverdächtigste Zeuge, den man sich wünschen kann, erklärt geradezu: La beauté, c'est l'expression!" Freilich beweisen solche Ausdrücke, in denen ein reines Geschmacksurteil liegt, nur, dass man mit Allgemeinheiten, mögen sie auch noch so treffend sein, jedes Werk rechtfertigen kann, das eben immer wieder auf eine Natur, als auf ein granitenes Fatum, zurückführt.

Vielleicht schadet es der strengen Kunst Feuerbachs, dass sie sich zu sehr an den Intellekt wendet. Es ist begreiflich, dass moderne Künstler, die in der Treue der Naturbeobachtung ein Dogma sehen und vor allem dem Problem des Lichtes mit fanatischem Eifer nachgehen, nichts von einer verschönerten Natur, von Grossheit der Form und ähnlichen Forderungen wissen wollen. Schönheit und Betonung des Charakteristischen schliessen sich in vielen Fällen aus, schon weil die Schönheit im Menschen immer nur ein Glücksfall ist, den man suchen muss.

In Feuerbach ist aber die Kultur fast noch mächtiger als der Naturtrieb, der ihn auf gewisse Motive hinlenkt und erst dann gestaltend wirkt, wenn irgend eine zufällige Anschauung oder Farbenempfindung mit einem seelischen Erlebnis zusammenschmilzt.

Jede Kunst ist ein Sicherinnern! Damit aber ist der Persönlichkeit

---

*) Schick, Tagebuch. S. 200.

ihr altes Recht eingeräumt, die höchsten Momente ihres Lebens festzuhalten und in einer stilvollen Wiedergabe zu verklären.

Schönheit selbst ist im Grunde nichts anderes als die Wiedergeburt eines Natureindrucks. Dieser Satz rechtfertigt nicht nur die Künstler, welche der Farbe, die das Leben gibt, allein ästhetische Wirkung zugestehen, sondern auch jene Naturen, die den empfangenen Eindruck reinigen müssen, weil sie ein Schönheitsideal in der Seele tragen, das ihre Hand leitet und ihr Auge tyrannisiert.

Das Verzeichnis der Werke Feuerbachs umfasst 772 Nummern, ausgeführte Werke, Studien und Zeichnungen. Eine solche Produktionskraft ist wahrhaft dämonisch und nur durch Feuerbachs souveränes Verhältnis zur Natur, die er unaufhörlich studiert, und zu den alten Meistern erklärlich. Als Techniker, den keine modernen Lichtprobleme bewegen, ist der Künstler äusserst solid: seine Bilder, die er oft ein Jahr lang ungefirnisst dastehen liess, haben sich alle vortrefflich gehalten.

Die neueste Zeit hat es vergessen, dass Mensch und Künstler in innigstem Verhältnis zu einander stehen. Ich meine, nur ein grosser Mensch kann auch ein grosser Künstler sein. Die Grösse eines Menschen, der berufen ist, Schönheit zu schaffen, beruht aber in erster Linie auf der Treue gegen sich selbst, die Fleiss und Ausdauer, Selbstverleugnung und Mut, reine Gesinnung und Bildung des Herzens und der Sinne verlangt. Feuerbach hat diese Treue im allerhöchsten Grad bewiesen. Wie viele seiner Werke im Bewusstsein der Nation weiterleben werden, wird die Zukunft lehren; in ein inniges Verhältnis zu dieser Welt abgeklärter Gestalten werden immer nur einzelne gelangen, und wir dürfen uns gestehen, dass es auch mit grösseren Meistern nicht besser bestellt ist. Wer aber ein Gott ist, findet immer seine Gemeinde, und das reinste Wort des Trostes, das allerdings eine edle Seele voraussetzt, hat Feuerbach selbst gesprochen, indem er seine Aufzeichnungen mit der Äusserung abschloss: „Die Gerechtigkeit wohnt in der Geschichte, nicht im einzelnen Menschenleben.“

Hugo Wolfs künstlerischer Nachlass.

Von Max Reger in München.

Es wäre eine hochinteressante Aufgabe, festzustellen, wie oft der Name Hugo Wolf in den Jahren 1903 und 1893 in den Programmen unserer Liederabende und sonstigen Konzerte vertreten ist, beziehungs-

weise war. Das Resultat dieser Untersuchung, die allerdings gar nicht so einfach wäre, würde selbst für den Musiker der sich um die Programmentwicklung der letzten zehn Jahre gekümmert hat, geradezu verblüffend sein. Vor einem Jahrzehnt gänzlich unbekannt — und heutzutage als Franz Schuberts Freund und Bruder im Geiste von allen Seiten anerkannt, bewundert, bejubelt! Selbst das Publikum fängt allerorten an, Hugo Wolfs Lieder zu — kaufen. Unsere Dilettanten singen mit Begeisterung schlecht und recht Hugo Wolf. Sogar unser Münchener Hoftheater, das bekanntlich die Neuheiten dutzendweise aufführt, — Verzeihung, verschiebt, — hat den „Corregidor" zu erfolgreichster Aufführung gebracht, und eine Menge anderer Hof- und Stadttheater haben ebenfalls die Absicht, die Oper noch in dieser Saison ihrem „Wolfshungrigen" Publikum zu bieten. Unsere Tageszeitungen und schöngeistigen Organe veröffentlichen zahllose Charakteristiken und Aufsätze über Hugo Wolf. Ja, demnächst soll in Wien das erste Denkmal des Gefeierten enthüllt werden, und — o hehre Errungenschaft! — sogar Ansichtspostkarten mit Hugo Wolfs Bildnis gibt es zu kaufen! Es steht wahrhaftig herrlich, einzig, unübertrefflich um die Kunst Hugo Wolfs.

Wie aber stand es um Hugo Wolf im Jahre 1893?

Unsere deutsche Kunstgeschichte, die ja ohnehin schon über eine imponierende Menge tadellosester, aber höchst trauriger Blamagen verfügt — ich erinnere an die Affären Bach, Mozart, Beethoven, Schubert, Schumann, Wagner, Bruckner — kann den Fall Hugo Wolf mit berechtigtem Stolz zu ihren Schätzen legen, die nie von Motten zerfressen werden können, da diese Blamagen unsterblich sind. Die Zeiten, in denen Hugo Wolf in einer Berliner Kritik mit dem ehrenvollen Titel eines „verminderten Quartsextaccordfexen" belegt wurde und es von den eingänglichsten, entzückendsten Schöpfungen des Komponisten hiess, dass „diese Lieder bei Wiederholungen nicht gewännen", sind noch gar nicht lange her. Eine Zeitlang galt es geradezu als Narretei, Hugo Wolf zu singen, und unsere Sänger und Sängerinnen waren, mit sehr seltenen Ausnahmen, nicht dazu zu bringen, auch nur ein Lied des verminderten Quartsextaccordfexen in ihr Repertoire aufzunehmen. Selbst von ernsthaften Musikern wurde man mit mitleidigem Lächeln betrachtet, wenn man den Namen Hugo Wolf nicht spöttisch aussprach. So wird von einem einflussreichen Musiker, den jüngst alle Zeitungen beweinten, erzählt, dass er auf die Bitte, doch Hugo Wolf aufzuführen, die klassische Antwort gegeben habe: „Nein, blamieren tu' ich mich nicht."

Unser gutes deutsches Publikum glaubte und glaubt natürlich alles, was ihm eine urteilslose Kritik (deren höchst ehrenwerte Ausnahmen ich übrigens hier ausdrücklichst anerkennen möchte) in unzähligen, vernichtenden Besprechungen über den Tondichter vorsetzte; und dieses selbe Publikum würde sich heute, ein Jahr nach Hugo Wolfs Tode, in einem ähnlichen Falle genau wieder so verhalten. (Siehe Hans Pfitzner!) Selbst der Berliner Musikkritiker, der neulich Beethovens grosse b-dur (Hammerklavier-) Sonate im Berliner Tageblatt ein „konzertfeindliches Studienwerk" nannte, vermag den alleinseligmachenden Glauben des

deutschen Zeitungslesers nicht zu erschüttern. Es ist ja viel, viel bequemer, das Urteil des Herrn X. im langjährigen Leibblatt zu lesen, zu acceptieren, sich „leithammeln“ zu lassen, als sich ein eigenes Urteil auf Grund genauer Kenntnis und wahrhaften Verständnisses zu bilden. Mit welch hämischem Vergnügen las man da, dass sich dieser Hugo Wolf herausnehme, Lieder zu komponieren, die ganz anders seien, als die mit Recht so beliebten sanglichen, gefälligen Lieder von Hildach, Meyer-Hellmund u.s.w. Und dabei übersah man vollständig, dass es für die Herren Referenten viel ehrenvoller gewesen wäre, wenn sie ihre eigene kritische Impotenz in höflicherer Weise zur Schau getragen hätten, als so hahnebüchen zu schimpfen, wie es tatsächlich Hugo Wolf gegenüber geschehen ist.

Wundern wir uns nicht! Es gibt auch heute noch Leute, die mit sauersüsser Miene den Konzertsaal verlassen, wenn irgend ein Werk von Brahms gespielt wird. Und wieder andere, die manchmal sogar Musiker oder selbst Komponisten sein wollen, sitzen während eines Brahmsschen Stückes in einer Unruhe da, als hätten sie getauften Krätzer getrunken. Man erinnere sich auch der Begeisterung, mit der unser Publikum vor kurzer Zeit das Überbrettl begrüsste; und noch heute ist es entzückt und hingerissen von vielen Überbrettlliedern, Kompositionen von unheimlicher Banalität und Gemeinheit. Mit welcher Gier werden all die „verruchten“, entsetzlichen Lieder verschlungen, die von einigen Komponisten mit beneidenswertem pekuniärem Erfolg auf den Markt geworfen werden!

Wie aber passt Hugo Wolf, dieser weltabgewandte, so tief verinnerlichte Tonpoet zu der nicht wegzuleugnenden Tatsache des verschlechterten Geschmacks? Und doch, es ist nicht zu leugnen: Hugo Wolf, der nie um die Gunst des Volkes, um die Anerkennung seiner Zeitgenossen buhlte, ist Mode geworden! Vor einigen Wochen meldeten die Zeitungen, dass eine grosse Verlagsfirma einen Teil der Gesänge Hugo Wolfs um den Preis von 200000 Mark erworben habe. Der Tondichter hat in seinem ganzen Leben aus seinen sämtlichen Kompositionen nie soviel eingenommen, als die jährlichen Zinsen dieser Ankaufssumme betragen. Es gehört heutzutage zum guten Ton, für Hugo Wolf zu schwärmen. Ob es mit Verständnis, mit Kenntnis geschieht, das ist gleich; danach fragt kein Mensch; die Hauptsache ist, dass geschwärmt wird und man sich dadurch ein unendlich vornehmes Air gibt. Bis aber Hugo Wolf dem deutschen Volke wirklich das wird, was ihm Schubert und Schumann sind, dazu wird es noch einer langen Reihe von Jahren und vieler Mühen bedürfen. Möchten sich diejenigen unserer Blätter, die seit Jahren das Banner des Komponisten hochhalten, nie verdriessen lassen, immer und immer wieder auf den Tonpoeten Hugo Wolf erläuternd und belehrend hinzuweisen, damit wir es noch erleben, dass er nicht Mode, sondern Herrscher im liederreichen Herzen des deutschen Volkes werde.

Die Schätze, die dieser gottbegnadete Musiker uns hinterlassen hat, liegen da und brauchen nur mit Begeisterung und freudigster Bewunderung

gehoben zu werden. Doch vergesse man dabei nicht, dass wir nicht nur kostbarste Lieder und Gesänge von ihm besitzen, sondern, dass er uns fast auf jedem Gebiete der musikalischen Produktion wertvollste Schöpfungen geschenkt hat. Diesen fast gänzlich unbekannten Werken, die erst seit dem Tode ihres Autors der Öffentlichkeit zugänglich sind, wird sicher ein besseres Los beschieden sein, als es im Anfang seiner Lyrik vergönnt war. Denn er, der Schöpfer, ist hinübergegangen, und damit die Hauptbedingung, dass man diese Werke aufführe, beklatsche und bejuble, erfüllt.

Unseren Chorvereinigungen bietet Hugo Wolf in seinem nachgelassenen Chorwerk „Christnacht" (von Platen) für gemichten Chor mit Orchester eine nicht warm genug zu empfehlende Aufgabe. Die Behandlung des Chors ist, wie selbstverständlich, meisterhaft; nirgends werden an die Leistungsfähigkeit der Sänger nur irgend welche nennenswerten Anforderungen gestellt. Trotz der fast durchweg homophonen Behandlung des Chors ist dieser doch von reizvollster Charakteristik, und diese wird durch den feinsinnigen Orchesterpart aufs glücklichste unterstützt. Leistungsfähige Kirchenchöre oder auch weltliche Vereine sollten, um ihrem zuweilen recht tristen Repertoire aufzuhelfen, fleissigst die sechs geistlichen Lieder nach Gedichten von Josef von Eichendorff, (a capella) singen (wie auch die weiterhin besprochenen Werke bei Lauterbach und Kuhn in Leipzig erschienen). Es sind das ganz ausgezeichnete Chorsachen, von denen einige als schönste zu bezeichnen nicht gut möglich ist, da sie alle von kraftvollster Eigenart zeugen. Dieselben Chöre sind auch in einer Bearbeitung für Männerchor zu haben, und es wäre als wahres Labsal zu begrüssen, wenn durch diese ernsten, allem Seichten und Oberflächlichen so gänzlich abholden Gesänge eine gehörige Bresche in die chinesische Mauer der unseligen Liedertafelei gelegt würde. Verschwände dadurch vollends das „deutsche Lied" des böhmischen Komponisten Wenzeslaus Kalliwoda, so wäre das auch weiter kein Unglück. Treibhauspatriotismus gedeiht nicht! Leider hat sich bis jetzt nur eine einzige Chorvereinigung gefunden, die diesen herrlichen Werken näher getreten wäre.

Sehr erfreulich wäre es fernerhin, wenn unsere Streichquartettvereinigungen recht fleissig das gleichfalls nachgelassene, d. h. sozusagen zufällig aufgefundene Jugendwerk Wolfs, ein Streichquartett in d-moll, spielten. Dieses Werk, das ja unverkennbar alle Merkmale eines Jugendwerkes an sich trägt, birgt aber doch soviel des Schönen und Interessanten in sich, dass man ihm schon aus pädagogischen Gründen recht oft in den Programmen begegnen sollte. Man könnte dadurch von ihm aus die bequemste Brücke zum späteren, wirklichen Hugo Wolf schlagen. Dass das Werk Mängel hat, ist schon angedeutet worden. Zunächst fällt eine nicht wegzuleugnende, gelegentlich zu bemerkende Unkenntnis des technischen Satzes für Streichquartett sehr ins Auge; sodann ist die Melodik an manchen Stellen noch etwas unfrei. Man fühlt, was der Komponist wollte und nicht erreichte, weil ihm das rein technische Können fehlte. Hier und da hapert es auch mit der Reinheit des

Satzes. Dafür entschädigt aber eine herbe, tiefgefühlte Leidenschaftlichkeit der Tonsprache, ein fortreissendes Temperament, das sich besonders in den Ecksätzen stürmisch Bahn bricht; und auf Schritt und Tritt begegnet man auch schon dem echten Wolf in Stellen, die eben nur er zu schaffen vermochte. Weniger kann ich mich mit den soeben erschienenen Jugendliedern befreunden. Natürlich ist es von höchstem Interesse, die Uranfänge Wolfscher Lyrik kennen zu lernen. Aber der Unterschied zwischen diesen unter dem Titel „Aus der Jugendzeit“ erschienenen Liedern und den Gesängen, die Wolf selbst herausgegeben hat, ist zu gross, als dass es ratsam wäre, diese Jugendsachen ins Konzert zu verpflanzen. Vergleicht man diese Anfänge Wolfscher Lyrik mit seinen reifen Meisterliedern, so ahnt man erst, mit welch unerbittlicher Selbstkritik, mit welch eisernem Fleiss er an sich selbst gearbeitet haben muss, so dass er offenbar wirklich keine Zeit hatte, sich viel mit „seelischen und innerlichen Erlebnissen“ abzugeben, und man errät auch, dass er gleichfalls nicht zu jenen frommen Komponisten zählte, die immer nur sich selbst anbeten. In dieser seiner enormen Selbstkritik ist Hugo Wolf unserer allerjüngsten Komponistengeneration ein leuchtendes, nicht oft genug in bedeutsamste Erinnerung zu bringendes Vorbild. Die Jugendlieder Wolfs geben den jüngsten Titanen, welche jungen Herren ja symphonische Dichtungen, Symphonien und grosse Gesänge nur mit grösstem Orchester in einem Alter gebären, in dem andere Sterbliche noch die harte Schulbank zieren, die fatale Lehre: „Klein beginnen, gross endigen!“

Auch als Erzieher könnte Hugo Wolf Grosses wirken.

Gleichwohl ist die Herausgabe dieser Jugendlieder insofern nur freudigst zu begrüssen, als deren leichte Ausführbarkeit sowohl was die stets bequem sangbare Singstimme, als auch die fast immer sehr einfache Klavierbegleitung betrifft, dafür gewissermassen garantiert, dass die Masse des musikalischen und unmusikalischen Publikums, das ja stets nach technisch leichteren Sachen greift, dabei seine Rechnung findet.

Im gleichen Verlag ist sodann aus dem Nachlass weiter erschienen die „Italienische Serenade für kleines Orchester“, von welchem Werke leider nur der erste Satz vollendet vorliegt. Dieses reizende Werk, das zu dem Entzückendsten gehört, was wir überhaupt auf dem Gebiet der Serenade besitzen, wird wohl bald Repertoirestück aller besseren Orchester sein. Dieser eine Satz — Gott sei's geklagt, dass wir nur diesen Satz haben! — ist von solch bezauberndem Klangreiz, von solch bestrickendem, hochoriginellem Kolorit, dass er sicherlich bei entsprechend feinsinniger Ausführung hellste Begeisterung entfachen wird. Die Orchesterdirigenten mache ich darauf aufmerksam, dass es sich empfiehlt, die Solo-Bratsche dieses Stückes durch eine Alt-Hoboe zu ersetzen, wodurch die Wirkung zweifellos gesteigert wird. Hugo Wolf selbst hat von dieser italienischen Serenade eine Bearbeitung für Streichquartett hinterlassen.

Die Krone aller Hugo Wolfschen Orchester-Kompositionen ist aber unstreitig seine symphonische Tondichtung „Penthesilea“. Was hätte der so früh verstorbene Meister — vorausgesetzt, dass er gesund ge-

blieben wäre — auf diesem so heiss umstrittenen, von so vielen Berufenen und Unberufenen bebauten Feld der symphonischen Dichtung nicht noch Überragendes schaffen können! Ich halte seine symphonische Dichtung „Penthesilea“ (nach Heinrich von Kleists gleichnamigem Trauerspiel) unbedingt für eine der bedeutendsten, lebenskräftigsten Schöpfungen, die uns die letzten Jahrzehnte gebracht haben. Die Themen sind von genialer Prägnanz; die Erfindung erlahmt nirgends. Auch fröhnt Hugo Wolf — in meinen Augen ein gar nicht hoch genug zu schätzender Vorzug — nie dem heutzutage so beliebten, selten seine Wirkung versagenden Stimmungsdusel. Schlag auf Schlag, ohne jedwede überflüssige, mehr oder minder jämmerliche, abgedroschene Phrasenmacherei, braust das wundervolle Tongedicht vorüber. Gleich das erste Thema, den Aufbruch der Amazonen nach Troja symbolisierend, ist von elementarer Wucht und in höchst fesselnder Steigerung aufs überzeugendste weiter entwickelt. Man beachte wohl, wie in dieser ersten Abteilung so ziemlich alle Themen des ganzen Werkes, in geistvollster Weise kontrapunktierend, nach und nach auftreten. Höchst originell ist die Überleitung zur scharf sich abhebenden, einen wohltuenden Kontrast bildenden Episode „Der Traum Penthesileas vom Rosenfest“. Grosse edelgeschwungene Linien der Melodik, äusserst duftige Instrumentation, gewählteste Harmonik, (hoffentlich nicht pervers für gewisse Ohren), verleihen dieser Episode eindringlichst poetischen Reiz. Eine knappe, immer leidenschaftlicher werdende Steigerung führt zu dem Absatze „Kämpfe, Leidenschaften, Wahnsinn, Vernichtung“ — dem Höhepunkt des ganzen Werkes. Was Hugo Wolf hier an Charakteristik und Schärfe des Ausdruckes, an vollendeter Beherrschung des musikalisch-technischen Apparates bietet, ist höchsten Lobes wert. Erbarmungslos sausen die stahlharten Harmonien hernieder; mit ganz eminenter kontrapunktischer Kunst werden die Motive gegen einander geführt. Der tosende Aufruhr beruhigt sich allmählich, um zu einem visionären Auftauchen des Tonsymbols des Traums vom Rosenfest zu führen. (Seite 83 der Partitur.) Aber nicht lange dauert der beseligende Traum Penthesileas; die Tonsprache wird immer leidenschaftlicher, immer drängender, um schliesslich in einen wahren Taumel der Raserei zu geraten. Was Hugo Wolf hier (besonders von Seite 89 der Partitur an) an geradezu diabolischem Charakterisierungsvermögen leistet, ist unbeschreiblich. Wie hier die Motive in unerhörter Kühnheit aufeinanderplatzen, wie besonders die Harmonik allen guten alten Regeln Hohn spricht und viel, viel Perückenstaub aufwirbelt, wie sich da alles so unwiderstehlich steigert und steigert, bis schliesslich das eherne, von dröhnenden Posaunen gebrachte Vernichtungsmotiv den rasenden Taumel mit elementarer Wucht zerschmettert: das alles lässt wieder so recht fühlbar werden, welch unersetzlichen Verlust die Kunstwelt in Hugo Wolf erlitten hat. Nach dieser ungeheuren musikalischen Katastrophe (Seite 105—110 der Partitur) erscheint nach gespenstisch sich verlierenden Bässen in den Streichern wieder das Motiv von Penthesileas Traum vom Rosenfest. Die Holzbläser greifen es in zartesten Farben auf. Es folgt ein erneuter Ausbruch wildester Ver-

zweiflung, vom erbarmungslosen Vernichtungsmotiv zerstampft; alsdann in geteilten ersten Violinen das Symbol des Traums vom Rosenfest, dumpfe, gerissene Schläge der Streicher, und die gewaltige Tragödie klingt in einem lang gehaltenen f-moll-Accord der Holz- und Blechbläser aus.

Hätte Hugo Wolf nur dieses eine Werk geschrieben, die Kunstgeschichte müsste ihn in die erste Reihe aller Tondichter stellen. Es ist deshalb mit unverhohlenster Freude zu begrüssen, dass dieses kolossale Werk schon diesen Winter eine Reihe von Aufführungen erleben soll (ich höre von 25). Da der Komponist der Penthesilea tot ist, liegt eben die Sache sehr günstig für ihn. Tote Komponisten vermögen selbst komponierenden Dirigenten nicht mehr gefährlich zu werden.

Wie ich kürzlich hörte, sollen sich noch einige Werke im Nachlasse Hugo Wolfs vorgefunden haben. Ob es sich um Jugendwerke oder reifere Schöpfungen handelt, welchem Genre der Komposition dieser Nachlass angehört, ist mir unbekannt. Ich habe mich vergebens bemüht, Näheres zu erfahren. Sobald ich aber in der glücklichen Lage sein werde, mir die in Frage kommenden Schöpfungen, darunter das Opernfragment „Manuel Venegas“ zu verschaffen, werde ich nicht säumen, auch darüber ein Wörtlein zu sagen.

Vielleicht hat das Beispiel Hugo Wolfs die Nachwirkung, dass sich alle die zusammenschliessen, die frei von jeglichem Parteihass, Cliquenwesen und allen rückwärtsblickenden Tendenzen an eine gesunde, fruchtbare Weiterentwicklung unserer deutschen Musik glauben. Sollte es aber immer noch Musiker, Komponisten oder engere Komponistenkreise geben, die durch gesellschaftliche und andere Verbindungen sozusagen einen Ring geschlossen haben, und denen Hugo Wolfs Erscheinung und unser Bestreben, Wolfs wunderbare Kunst im edelsten und weitesten Sinn zu popularisieren, an und für sich unbequem oder schrecklich wäre, so möchten wir diesen Herren die Versicherung geben, dass wir nicht Götter zum vergeblichen Kampfe gegen sie aufrufen werden. In Anbetracht seines schweren Schicksals ist es tief zu bedauern, dass Hugo Wolf keine Denkwürdigkeiten hinterlassen hat, denen er das Gustav Falkesche Gedicht zum Geleitwort hätte geben können:

Mit Peitschen will ich euch schlagen
Mit flammenden Peitschen,
Bis ihr aufschreit:
Halt ein,
Wir haben gefrevelt!

Wo sind die gemordeten Seelen,
Die Opfer eurer schlangengiftigen Klugheit?
Leicht, froh sprang er ins Feld,
Der Genius mit dem Kinderlachen,
Seine Hand klatschte Lust
Und sein Mund tönte
Freudengesänge.
. . . .

> Und ihr schlugt ihn,
> Und kreuzigtet ihn mit Hunger
> Und lachtet:
> Seht, welch ein Narr!

Es gehört zum Wahn der Nachlebenden, dass sich die Tragödie des Genius nicht mehr wiederholen werde. Inwieweit die Musiker, nicht das grosse Publikum, an gewissen Zuständen Schuld tragen, sei hier nicht erörtert. Vielleicht darf man vielen der selbstgefälligen Herren empfehlen, ein wenig mehr die Fachorgane zu lesen, und den Redakteuren die Mahnung nahelegen, doch ein bisschen mehr auf Künstler zu hören, die etwas können, und nicht auf das Geschrei der Märkte und Macher. Wenn es sich um „Menschenbeifall" handelt, werden freilich immer die Worte Hölderlins gelten: „Ach, der Menge gefällt, was auf den Marktplatz taugt. An das Göttliche glauben die allein, die es selber sind."

Die Tagebücher von Alban Stolz.

Von Josef Hofmiller in München.

Am 16. Oktober waren es 20 Jahre, dass Alban Stolz starb. Im Novemberhefte seiner Zeitschrift „Auf der Höhe" widmete ihm Leopold von Sacher-Masoch einen Nachruf, den er also einleitete: „Vor kurzem schied ein deutscher Autor von uns, dessen Verlust nicht allein für die katholische Welt, in der er vorzüglich glänzte, sondern für ganz Deutschland ein schmerzlicher ist, denn er war in jeder Richtung eine Zierde unserer Literatur. Alban Stolz war ein guter Katholik, das ist richtig, und es gereicht ihm zur Ehre, denn als katholischer Priester wäre er zu verachten gewesen, wenn er es nicht gewesen wäre; aber er war kein Ultramontaner; wäre er es aber gewesen, so würde auch dies uns nicht hindern, den edlen Menschen, den mutigen, überzeugungstreuen Mann, den geistvollen Schriftsteller in ihm anzuerkennen. Es ist leider von Berlin aus ein arger hässlicher Ton in unsere Tagespresse gekommen; im besten Falle ist der Standpunkt einer Partei, in der Regel aber nur jener einer Clique massgebend. Alles, was nicht in dasselbe Horn bläst, wird mit blindem, gehässigem, und — sagen wir es einmal ungeschminkt — mit albernem Eifer bekämpft. Dieses kleinliche Treiben deutscher Kritik, das uns in den Augen des Auslandes

als eine Philisterbande par excellence, als das unsterbliche literarische Krähwinkel erscheinen und gelten lässt, mahnt uns immer wieder an Molières *Femmes savantes:*

> Nul n'aura de l'esprit, hors nous et nos amis,
> Nous chercherons partout à trouver à redire,
> Et ne verrons que nous qui sachent bien écrire.

In Frankreich ist dieser Standpunkt der sich brüstenden Mittelmässigkeit und Borniertheit vollständig überwunden."

So schrieb Sacher-Masoch vor 20 Jahren. Inzwischen ist es ja unvergleichlich besser geworden, wie wir alle wissen.

Als ich heuer in Genf wieder einmal das *Journal Intime* von Henri Frédéric Amiel vornahm, ging mir plötzlich der Gedanke durch den Kopf, ob wir denn in Deutschland nicht auch einen Tagebuchschreiber von ähnlicher Geistesanlage hätten. Da erinnerte ich mich des katholischen Theologen Alban Stolz, dessen Tagebücher ich seinerzeit mit Begeisterung gelesen hatte. Nach der Rückkehr suchte ich sie wieder vor und hatte abermals den Eindruck, dass Stolz in dem von ihm sehr wenig geliebten Frankreich sicher mehr Anerkennung gefunden hätte, als bei dem Volke, das jemand vor sehr langer Zeit das Volk der Dichter und Denker genannt hat; in Frankreich wäre Stolz längst als ein klassischer Tagebuchschreiber geehrt. Wenn man sich, wie ich, einige Zeit mit dem deutschen Theater der Gegenwart befasst hat, bekommt man eine Art Heisshunger nach reinerer Luft, nach besserem Umgang, nach Ideen; eine Persönlichkeit wie Alban Stolz erquickt einen dann wahrhaftig.

Hier sind die Hauptdaten seiner Biographie: Geboren am 8. Februar 1808 als das sechzehnte Kind einer ältlichen Mutter, 8 Jahre Lyceist in Rastatt, 3 Jahre Theologe in Freiburg, dann in Heidelberg, wo er auch Philologie und Jurisprudenz studierte, 1833 zum Priester geweiht, Vikar zu Rothenfels im Murgtale, dann in Neusatz, Lehrer für Religion, Latein, Französisch und Griechisch am Gymnasium zu Bruchsal, von hier wegdenunziert und weggeekelt, 1843—47 Repetent am Freiburger Priesterseminar, von hier wegdenunziert und weggeekelt, 1847—1883 Professor der Pastoraltheologie an der Universität Freiburg, von wo ihn wegzudenunzieren und wegzuekeln viele, jedoch erfolglose Versuche unternommen wurden. Seine gesammelten Werke füllen 19 Bände; daneben existiert eine billige Volksausgabe in 10 Bänden. Seine bekanntesten Bücher sind „Spanisches für die gebildete Welt" und „Besuch bei Sem, Cham und Japhet". Am bedeutendsten erscheinen mir die drei Bände seiner Tagebücher: „Witterungen der Seele" — „Wilder Honig" — „Dürre Kräuter". Von ihnen soll hier ausschliesslich die Rede sein.

I.

„Ich wusste nicht, wozu ich in früheren Jahren meine Tagebücher schrieb; es war ein Naturtrieb, nicht aber ein über den Augenblick

des gefühlten Bedürfnisses hinausgehender Zweck," sagt Stolz einmal von seinen Tagebucheinträgen, die überall den Eindruck reiner Echtheit und Ehrlichkeit, nirgends den der selbstgefälligen, frisierten und drapierten Pose machen. Die Echtheit ist ja schliesslich nur ein einziges, und noch nicht einmal das entscheidende Kriterium für den psychologischen Wert von Selbstbetrachtungen: auch Einträge, in denen der Schreiber vor sich und vor der unausbleiblichen Nachwelt ein wenig Komödie spielt, gewähren dem neugierigen Psychologen einen feinen Genuss. Rein menschlich jedoch tut es unsäglich wohl, in drei dicken Bänden keine merklichen Spuren widerlicher Eitelkeit und Fälschung des eignen Bildes zu finden. Es hängt dies zum Teil damit zusammen, dass Stolz in seinen Tagebüchern zugleich sein Gewissen erforschte und die Bilanz seines geistlichen Lebens zog. Man glaubt hinter all seinen Selbsterforschungen und Selbstanklagen die mahnenden Worte des Evangeliums zu hören: „Lernet von mir, denn ich bin sanftmütig und demütig von Herzen." Der reichbegabte Theologe schwebte in unaufhörlicher Furcht, ob er denn auch demütig genug und ob seine Demut auch echt sei, nicht nur eine sublime Form der Eitelkeit. Als ihm ein derber Freund einst lachend den Vorwurf machte, er habe ihn stark im Verdacht der Originalitätshascherei und glaube, dass er vor lauter Hochmut ob seiner vermeintlichen Demut schier zerplatze, antwortete Stolz nach einer Pause in ungewöhnlichem Ernste: „Sie könnten recht haben." Die Furcht, Eitelkeit möchte das geheim treibende Motiv sein, hielt ihn lange zurück, seine Tagebücher herauszugeben. Dann aber siegte der Wunsch, Gutes zu wirken. Aus Briefen, Begegnissen und Mitteilungen wusste er, wie tief manche seiner Schriften auch auf Andersgläubige gewirkt hatten. Seine Freunde bestätigten ihm das eigne Gefühl, dass der Inhalt seiner Tagebücher anziehender sei, als die Mehrzahl seiner veröffentlichten Bücher. So gab er selbst sie heraus; sie sollten wirken, trösten, zum Nachdenken anregen. Nicht ein Nachlassverwalter sollte sie nach Gutdünken der Öffentlichkeit preisgeben. Schliesslich aber stand Stolz auch seinen eigenen psychologischen Dokumenten mit einer gewissen kühlen Fremdheit gegenüber. Auch für ihn erzählten seine Bücher nur von seinen Überwindungen.

II.

Dass der Schreiber dieser Tagebücher ein katholischer Priester und Theologe war, erhöht ihre Originalität und ihr psychologisches Interesse. Der katholische Priester ist gegenwärtig nicht sehr beliebt; man lässt dem Stand die Fehler einzelner Vertreter entgelten. Kaum ein Stand aber ist so vogelfrei und wehrlos den Angriffen gewisser Witzblätter ausgesetzt, die aus den geschmacklosesten Beleidigungen des katholischen Priesterstandes eine stehende Rubrik gemacht haben; geliefert und belacht wird diese Rubrik insbesondere durch unreife Burschen, denen die christliche Moral ebenso unbekannt ist wie irgend eine andere. Man mag über manche Priester denken wie man will,

mag in vielem ihr Gegner sein und ihr Auftreten in der Öffentlichkeit nicht immer billigen, aber darüber muss jeder anständige Mensch empört sein, dass gegen keinen Stand solch ehrenrührige und kränkende Witze seit Jahr und Tag systematisch fabriziert werden, wie gegen den des katholischen Priesters. Ich hebe als Gegenbeispiel einer ungeschmeichelten und künstlerischen Behandlung des Problems das priesterliche Milieu von Max Halbes „Jugend" mit Auszeichnung hervor.

Die grössere Intensität des religiösen Innenlebens hat der Priester vor andern Menschen als Standespflicht voraus. Er hat seine Welt der Probleme für sich, ein weites reiches Gebiet innerlicher Erfahrung. Durch Katechese, Predigt und Beichtstuhl wird er zum Psychologen erzogen. Das Zölibat bewahrt ihm Selbständigkeit und das unschätzbare Glück einsamer Entwicklung. Viele Beurteiler des geistlichen Standes glauben, oder geben sich den Anschein zu glauben, als sei die Ehelosigkeit dem Priester ein beständiger Stachel, sein Hauptkummer, und der eine Punkt, von dem aus all seine Leiden zu kurieren seien; sie verkennen, dass die Mehrzahl dieser armen Zölibatäre froh und glücklich sind nicht verheiratet zu sein, und über das berühmte Familienglück ähnlich skeptisch denken wie Stolz: „Nahrungssorgen, Sorge um Behaglichkeit und Annehmlichkeiten, Unfriede, akut oder chronisch, Abhaspeln in häuslichen Arbeiten, Hoffnung, Sorge, Angst wegen Zukunft, Krankheiten, Genesung und Jammer am Totenbett!" Als beim Professorenjubiläum eines Kollegen im Damentoast angedeutet wurde, der Mann sei ohne das Weib kaum ein vollkommener Mensch, notierte sich Stolz, genau das Gegenteil sei richtig: ein Mann, der aus allen Kräften für eine schwere Aufgabe wirke, empfinde ein Weib als Belästigung. Die „kostbaren Professorenfrauen" seien eigentlich nur dazu gut, ihrem Mann den Tee einzuschenken und seine Schriftwerke zu bewundern. Der Bärbeissige war aber trotz alledem kein unverständiger Verächter des Weibes; manchmal finden sich bei ihm Anwandlungen einer geistreichen Galanterie, die geradezu an Nietzsche anklingen. So verglich er einmal das Weib einem Trunk goldenen Weines im Zustand des Durstes und der Ermattung, und, als er ein blumentragendes Mädchen sah, notierte er sich den liebenswürdigen Gedanken: junge Mädchen und Blumen gehörten so recht eigentlich zusammen, das eine sei nur ein Sinnbild für das andere. Für sich selber allerdings dachte er so streng, dass er überhaupt kein weibliches Wesen in seiner Nähe duldete, nicht einmal als Wirtschafterin, wie er andererseits das Unterlassen jeglichen Wirtshausbesuches als Korrelat des Zölibats ansah und für sich durchführte.

Streng gegen sich selbst, bemerkte er auch die Fehler seiner geistlichen Mitbrüder und rügte sie mit einem Freimut, den er sich jetzt kaum mehr erlauben dürfte. Es missfiel ihm, „an dem einen und andern der geistlichen Hirten einen nicht ganz gut verhehlten Triumph zu bemerken, dass jetzt ihre Angelegenheiten obenauf schwimmen;" die „dickste Selbstsucht, wenn sie sich auf das Religiöse wirft und zum Fanatismus ausartet", war ihm ebenso widerlich wie der geistliche Maul-

wurf, der „nur noch seine Gänge sieht und kennt und für die übrige Welt wie abgestorben ist“ (er meinte die Pfarrer, die ganz in den Angelegenheiten ihrer Ökonomie aufgingen), oder die „Betschwestern-Pfleger“ und die grimmen Bedränger der armen Menschenseele, die stets „das höllische Feuer anzünden und die Gerichtsposaune blasen“, die Wirtshaussitzer, die dadurch genau so weltlich und unfrei werden wie durch die Ehe, und die Geistlichen, „die sich nicht an die kirchlichen Vorschriften halten und sonst doch eifrig wirken.“ Er verglich diese letztern mit den Franktireurs. Es unterliegt keinem Zweifel, dass Stolz, so sehr auch Einzeläusserungen dagegen ins Feld geführt werden können, doch den sogenannten Reformkatholizismus unserer Tage aufs bestimmteste abgelehnt hätte. Er unterwarf alle seine Ansichten bedingungslos dem Urteil der Kirche, und hätte sich schönstens bedankt für das Kompliment, er sei kein Ultramontaner. „All das Gerede und Gehetz gegen vaterlandslose Ultramontane geht durchaus nicht gegen den Katholizismus bloss, sondern überhaupt gegen alle Christen, welche bei ihrem Tun und Lassen auf das ewige Leben nach dem Tod Rücksicht nehmen.“

Es ist lehrreich, in diesen Tagebüchern zu verfolgen, wie unaufhörlich Stolz von der Furcht gepeinigt wird, sein ganzes Leben sei wertlos vor Gott; die armseligste und einfältigste Bauernmagd sei Gott wohlgefälliger als er, der gelehrte Theologe. Immer wieder bohrt in ihm der Zweifel, ob nicht er, der so vielen Seelen ein Werkzeug der Gnade geworden sei, einst verdammt werden würde; ob nicht gerade der am reichsten Begabte am strengsten gerichtet würde. Die nagende Ungewissheit über das Los im Jenseits, die Furcht vor den ewigen Höllenstrafen, der stete Wechsel zwischen gläubiger, inbrünstiger Hoffnung und zitternder Zerknirschung, das Umdeuten leiblicher und seelischer Stimmungen und Verstimmungen ins Religiöse, das Unbehagen in dem Zustande gelassener Neutralität, das verzehrende Bedürfnis nach starken Emotionen, überwältigenden Affekten, das leidenschaftliche Hinhorchen, ob denn Gott nicht seinen Willen, seinen Entschluss, seine Gnade unmittelbar kundtun werde — das alles verleiht diesen Blättern eine ungeheure, fast krankhafte Spannung und Erregung, die erst im Greisenalter sich beruhigt. Unsere Zeit ist der religiösen Grundstimmung des Christentums so gründlich entfremdet, selbst die frömmsten Naturen leben in solch behaglicher Gewissheit ihrer ewigen Seligkeit dahin, dass das religiöse Ringen von Stolz sie wie etwas längst Vergangenes und Überwundenes anmutet, wie Dokumente aus dem Heroenzeitalter des Christentums, Bekenntnisse einer tieferen, innerlichen Natur, die sichs hart machte, die in allem Trost eine Versuchung und in jeder Beruhigung ein Ermatten der Seele argwöhnte. Mit dem religiösen Massstabe Stolzens gemessen, sind die Mehrzahl der heutigen Christen laue Duodezchristen. Gleich Sören Kierkegaard, ist auch Stolz von einem Gedanken beherrscht: mit dem Christentum Ernst zu machen.

Ungeheuer empfindet er seine Verantwortlichkeit als Priester.

Immer wieder klagt er sich an: ich habe meine Pflicht schlecht getan, zu wenig Eifer bewiesen, zu wenig an das Seelenheil meiner Nächsten gedacht, ich bin zu lau, zu nachsichtig gegen mich selbst, zu weltlich. Bitter bereut er, dass er in seiner Jugend sich öfters geschämt habe, vor einem Kreuze das Haupt zu entblössen. Dann wieder klagt er sich an, dass er gar nicht zum Gebet gestimmt sei; selbst die Messe sei ihm ein Zwang. Die wenigsten Menschen haben eine Ahnung von den Nöten und Ängsten eines gewissenhaften Priesters; gerade den Frömmsten ist die tägliche Messe manchmal eine Qual, weil sie sich für unwürdig halten, die Konsekrationsformel zu sprechen; es gibt manche Priester, die zu stammeln anfangen, die kein Wort hervorbringen, die vor Furcht beben und die Messe nicht zu Ende führen können, wenn sie die Worte der Wandlung sprechen sollen: Hoc est enim corpus meum. So fürchterlich empfinden sie ihre Unwürdigkeit vor Gott und ihre Verantwortlichkeit. Es gibt andere, die all ihre Gebete, Kasteiungen und frommen Werke für vergeblich halten, weil sie nicht sicher sind, sie in guter Meinung Gott geopfert zu haben. Wer je einen Blick in diese Welt der Gewissensqualen, des ruhelosen Ringens und der zermalmenden Ungewissheit über das ewige Leben getan hat, wendet sich mit trauernder Verachtung ab von den Karikaturen des Priestertums, wie sie in witzigen Zeitschriften einer kenntnislosen Leserschaft vorgefälscht werden. Gewiss hat auch dieser Stand Mitglieder, die ihm nicht zur Ehre gereichen; aber er hat das Recht, nach der Regel, und nicht nach der schändenden Ausnahme beurteilt zu werden. Die Regel aber ist: arme, suchende, in einem strengen, freudenarmen Berufe sich aufreibende Menschen, die noch ein Ideal kennen und für dieses Ideal leben und sterben.

III.

Man kann den Zustand solch echter Priesterseelen am besten noch mit dem des Künstlers vergleichen, der nur in den goldenen Augenblicken des Schaffens das Leben lebenswert findet; dann vergisst er, was je ihn bedrückte und erniedrigte; als Schaffender schwingt er sich über sich selbst empor. Auch Stolz hatte Momente tiefsten Glückes und wunschloser Seligkeit. Der Kenner und Schüler Susos und Taulers, Berchtolds von Regensburg und des Thomas von Kempen hatte von Natur Neigung zu mystischen Gedankengängen. Er empfand jeden beglückenden Einfall als Inspiration, jedes Bild als Vision. „Beim Aufwachen stand der Gedanke vor mir“ — „Es wurde mir innerlich gepredigt“ — „Mich hauchte das Wort an“ sind Wendungen, die dutzendemal in seinen Tagebüchern vorkommen. Aus den drei Bänden liesse sich eine ganz merkwürdige mystische Anthologie herstellen voll zarter und tiefer Gedanken. Einiges sei hier mitgeteilt: „Ich ging gestern nachmittag bei ziemlich grosser Kälte nach Haslach spazieren. Da kam mich dann eine grosse Seligkeit in Gott an. Meine Seele überschwellte

so sehr, dass ich laut anfing, Gott zu loben und zu preisen. Lobet ihn mein Geist und mein Herz, lobe ihn mein Verstand, lobe ihn mein Gedächtnis, lobet ihn meine Augen, lobet ihn meine Ohren, lobe ihn meine Zunge, lobet ihn meine Hände, lobet ihn meine Füsse, alle Haare meines Hauptes lobet ihn, lobet ihn alle Schneeflöckchen; und wenn ich in der Hölle sitze, so will ich ihn auch dort noch ewiglich loben." — „Ich ahnte gestern in der Kirche, dass Gott von jedem lebenden Menschen ein Bild, ein Ideal in sich trage. Jedes Individuum hat eine Gestalt in Gott. Um des schönen Urbildes willen, welches in Gott ist und das mein Original ist, und dessen Kopie ich bin, kann ich hoffen, dass Gott auch mich in meinen Sünden noch liebe und suche." „Mein Gott, zerschlage all mein Glück, zerrütte meine Gesundheit, zerschmettere meine Ehre, nimm mir Geld und Auskommen, ängstige mich schwer von innen, wenn du keinen andern Weg voraussiehst, auf dem ich einstens zu dir kommen könnte." „O Gott, das bete ich für und für, lass mich tun und werden, was auch du für mich bestimmt hast; ich will lieber ein taubstummer blödsinniger Kretin sein, wenn es so dein Wille ist, als ein Cherub ohne deinen Willen." „Es ist mir nicht mehr viel daran gelegen, ob ich noch mehr Kenntnisse sammle oder nicht; denn ich ahne jetzt die Unendlichkeit des Seins: so dass, wenn ich alles allein wüsste, was je die Menschen, die es gegeben hat und noch geben wird, wussten und wissen, die Summe davon ein unbedeutendes Tröpflein wäre aus dem Meer des ungekannten Seins. Was liegt nun daran, ob ich dem Nichts, welches mein Wissen ist, noch ein anderes Nichts hinzusetze, nämlich weiteres Wissen?" „Was müsste das für ein kleiner Gott sein, der von uns Geistesameisen begriffen würde?" „Ich werde es mehr und mehr inne, dass meine Gedanken und Gefühle nicht meine Person sind. Sie haben wohl vielfältig den Charakter und die Farbe meiner Seele, sehr oft aber auch nicht; viele sind besser als ich, und nur die schlimmen mögen insgesamt echt sein. Wie diese Gedanken und Gefühle nicht immer Produkte meines Wesens sind, so wirken sie auch wenig auf mich zurück; sie kommen und gehen wieder, ohne dass sie mich weiter bringen; sie umschwärmen meine Seele und mein Leben, ohne dass sie es bewegen, wie die Fliegen das Pferd, es mag gehen oder liegen." „Die Seele ist so verwandelbar, dass sie alle denkbaren Naturen annehmen kann, so dass es nicht eine Tiergattung gibt, vom Wurm, der Auster und der Kröte bis zum Paradiesvogel, die nicht symbolische Darstellung sein könnte von irgend einer Menschenseele, so wie sie geworden ist." „Gewiss geschieht vieles in der Welt der Engel wegen, welche die Geschichte und Verflechtung davon kennen, so dass Gott in dem Ereignis vor den Engeln in seiner Gerechtigkeit verherrlicht wird, während wir Menschen es unbegreiflich finden. Kein Blatt im Wald, kein Grashalm auf endlosem Wiesengrund bleibt unbeschaut; Engel studieren daran über die Weisheit und Herrlichkeit Gottes."

Dem Betrachtenden wurde alles zum Symbol. Hand in Hand mit seiner Versenkung in die Welt des Geistes ging eine wachsende Entfremdung der Natur gegenüber. Er sah zuletzt in der bunten Fülle der

Erscheinungswelt nur mehr Themen, über die er seine oft wunderlichen, oft tiefsinnigen, immer aber höchst eigentümlichen Variationen schrieb. Mehr und mehr verlernte er es, die Dinge dinglich zu sehen; er subjektivierte Pflanze und Stein, Wasser und Blume, und sah in den Dingen nur mehr Gefässe, die einen geheimen Schatz enthielten, Schleier für fromme Gedanken, oder nur leere Formen, denen erst seine Interpretation Sinn und Wert verlieh. Überall erblickte er Geheimnisse und Beziehungen; mit Vorliebe nahm er recht unscheinbare Dinge als Ausgangspunkte seiner Betrachtungen: über ein altes Ziegelstück hätte er Bände füllen können, über „Farbe, Bruch, Substanz, Alter, Verwitterung, Gebranntsein, früheren Zustand vor dem Brennen, Feuer, Wasser, Luft, die darauf wirkten, Schicksal des Steines, Verhältnis und mystische Beziehung des Bruchstücks zu den fehlenden Stücken.“ Es ruht ein schmerzlicher Schimmer über der Naturanschauung Stolzens. Sie hat nichts von der liebenswürdigen Naivität der italienischen Renaissanceheiligen, mit der ein Franziskus von Assisi Gestirne, Pflanzen und Tiere als Brüder begrüsste und ein Antonius von Padua den Fischen predigte. Für Stolz war die Natur „die tausendjährige Sirene, die sich jährlich schmückt mit wundervoller Herrlichkeit und leise Millionen jährlich hold an sich und in Tod und Verderben zieht.“ Er sah wie einen dunkeln Flor den Fluch der Sünde auch über der Natur liegen und ihre ursprüngliche unschuldige Schönheit beeinträchtigen. Besonders fern und fremd war ihm das Grün in der Natur, das ihm einen melancholischen Hauch von Trauer und Tod, Verwitterung und Verwesung auszuatmen schien; er argwöhnte, dass die schönere und angemessenere Farbe verloren gegangen sei infolge des Fluches über die Erde. Im Anfange seiner Tagebücher hatte er noch Schilderungen niedergeschrieben von einer sonderbar schwermütigen Süssigkeit, die ganz an Amiel gemahnt, oder kleine Stimmungsbilder, zart gestrichelt und impressionistisch wie ein Gedicht von Wordsworth. „Zum erstenmal hörte ich dieses Jahr die Lerche, zum erstenmal sah ich das Gänsblümchen und die Ranunkel. Auf den Vogesen lag Schnee, wie auf Alpen, und um mich schwamm Sonnenschein und warme Frühlingsluft. Die Weihe wogte hoch unter dem blauen Himmel.“ Gewöhnlich scheint Stolz bei schlechtem Wetter produktiver gewesen zu sein, bei Nebel, Regen und Sturm; selten ist ihm eine Sommerlandschaft so eindrucksvoll gelungen wie die folgende: „Ich ging fort in grimmiger Sonnenglut und fand eine süsse Lust in diesem silberigen Feuermeer. Ich wandelte langsam und träumend in diesen glühenden Silberstrahlen und es ward mir ganz indisch ums Gemüt. Ich stand unter einem Baum und liess das wundersame Dämmern des Sommermittags auf mich eindringen. Es ist so schleierhaft alles für Aug und Ohr; leises Zirpen und Spielen weniger Vögel in den Zweigen, das Summen der Fliegen, das stumme Weben der Schmetterlinge, das Kochen der Berge in glühender Luft, die Nebelhaftigkeit der hohen Vogesen. Wie gärt und reift und quillt alles dort in fernem Wald, und jede Tannennadel hat ihr eigenes Leben, ihr eigenes Schicksal und ihre eigene Bedeutung für das Ganze.“

IV.

Stolzens Tagebücher sind eine Monographie des frommen Christen. Sie enthalten Fragen, die heute nur wenige interessieren, Stimmungen, die den meisten Lesern höchst wunderlich vorkommen, Gedanken, die zu den modernen Ideen in keiner Beziehung stehen. Sie sind eine Welt ganz für sich, geschlossen und konsequent. Die religiöse Grundstimmung verleiht ihnen Einheit. Probleme der Erkenntnis fehlen; Stolz hatte seinen Jünglingszweifeln durch einen resoluten und unbedingten Glaubensakt ein für allemal ein Ende gemacht. Skrupel über die individuelle Verantwortlichkeit des Sünders bewegten den eifrigen Beichtvater zwar manchmal, aber er schnitt sie mit dem Hinweise auf die Unerforschlichkeit der göttlichen Ratschlüsse ab.

Alles ist zu Innenleben geworden in diesen Blättern. Nur gelegentlich spielen Zeitereignisse herein, wie der Krieg von 1870, über dessen Folgen Stolz ähnlich dachte wie Friedrich Nietzsche. Auch die Kunst kommt nur wenig zu Wort, am ehesten auf Reisen. Er schwärmt für die spanischen Heiligenmaler, für Dolci und Corregio. Über Musik hat er manchmal sehr feine Bemerkungen. Absolute Musik schätzte er am höchsten; in Quartetten hörte er das Hineintönen des Naturgeistes in die Menschenseele. Gute Musik musste nach seiner Meinung ein Naturerzeugnis sein, organisch und unverbesserlich; die Melodie als das Unlernbare schien ihm das letzte Geheimnis des musikalischen Ausdrucks.

Als Dokumente einer durch und durch religiösen Natur sind diese Tagebücher bedeutsam. Unserer Zeit fehlt die eigentliche religiöse Passion; sie hat, um mit Stolz zu reden, „in dünnen Portionen ein paar Tropfen Christentum zu sich genommen, nicht genug, um zu genesen, aber gerade so viel, um in einen Zwitterzustand zu kommen, eine lächerliche und verächtliche moralische Fledermaus zu werden.“ Ecce Christianus! scheint jede Seite dem modernen Leser zuzurufen. Es ist gut, sich von Zeit zu Zeit zu vergegenwärtigen, dass das Christentum entweder eine auch heute noch lebendige religiöse Macht ist und das ganze Leben durchdringen muss, oder dass es eine historische Religion ist, der das moderne Leben keinerlei Konzession zu machen hat. Der Standpunkt der meisten Heutigen ist unlogisch und sinnlos; sie fassen die Religion als eine Art idealen Zylinder auf, den sie bei Hochzeiten, Kindstaufen, Begräbnissen und offiziellen Gottesdiensten auf das teure Haupt pflanzen, sonst aber in der Tiefe ihres Kleiderschrankes vor Licht und Motten schützen. Sie bedienen sich der religiösen Attitüde wann und wo es ihnen gefällig ist und verkennen, dass die Religion gerade dann am meisten Anrecht auf ihre Gefolgschaft hätte, wenn es ihnen nicht gefällig ist, sich ihrer Zugehörigkeit zu einem christlichen Bekenntnisse zu erinnern. Sie sind zu allem zu feige: zu feige, Christen zu sein und zu feige, keine Christen zu sein. Sie wollen von allem ein wenig sein: ein wenig oppositionell, weil das Schimpfen in trautem Vereine wohl tut, ein wenig modern, weil es zur Bildung gehört, ein wenig national, weil sich das an Kaisers Geburtstag gut macht (Kuvert

ohne Wein 5 Mark), und ein wenig christlich. Diesen harmlosen Spiessbürgern gegenüber hebt sich die Gestalt des Alban Stolz scharf und unversöhnlich ab. Aber Reinrassigkeit scheint mir nicht nur bei Rennpferden und Jagdhunden, sondern auch bei Menschen die unumgängliche Voraussetzung, dass man sie schätze. Oder, um mit einem Zitat zu schliessen, das nicht von Stolz ist: „Wogegen man sich allein zu wehren hat, das ist die Falschheit, die Instinkt-Doppelzüngigkeit, welche diese Gegensätze nicht als Gegensätze empfinden will. Diese Unschuld zwischen Gegensätzen, dies gute Gewissen in der Lüge ist modern par excellence, man definiert beinahe damit die Modernität. Der moderne Mensch stellt, biologisch, einen Widerspruch der Werte dar, er sitzt zwischen zwei Stühlen, er sagt in einem Atem ja und nein. Wir alle haben, wider Wissen, wider Willen, Werte, Worte, Formeln, Moralen entgegengesetzter Abkunft im Leibe, wir sind, physiologisch betrachtet, falsch."

Der heilige Hies.

Von Ludwig Thoma in München.

Wer sechs Roß im Stall stehen hat, ist ein Bauer, und sitzt im Wirtshaus beim Bürgermeister und beim Ausschuß. Wenn er das Maul auftut und über die schlechten Zeiten und über die Steuern schimpft, gibt man acht auf ihn und die kleinen Leute erzählen noch am andern Tag, daß gestern der Harlanger oder wie er sonst heißt, einmal richtig seine Meinung gesagt hat.

Wer fünf Roß und weniger hat, ist ein Gütler und schimpft auch. Aber es hat nicht das Gewicht und ist nicht wert, daß man es weiter gibt.

Wer aber gar kein Roß hat und seinen Pflug von ein paar mageren Ochsen ziehen läßt, der ist ein Häusler und muß das Maul halten. Im Wirtshaus, in der Gemeindeversammlung und überall. Seine Meinung ist für gar nichts, und kein richtiger Bauernmensch paßt auf den Fretter auf.

Der Besitzer vom Schuhwastlanwesen Haus Nummer acht in Ainhofen, mit Namens Georg Fottner, war ein Häusler. Und ein recht armseliger noch dazu. Ochsen hat er einen gehabt, Kühe recht wenig, aber einen Haufen Kinder. Vier Madeln und drei Buben; macht sieben nach Adam Riese, und wenn das Essen kaum für die zwei Alten langte, brauchte es gut rechnen uud dividieren, daß die Jungen auch noch was kriegten.

Aber auf dem Lande ist noch keiner verhungert, und auch beim Schuhwastl brachten sie ihre Kinder durch. War eines nur erst acht oder neun Jahre alt, dann konnte es schon ein wenig was verdienen, und voraus nach der Schulzeit hatte es keine Gefahr mehr.

Die Madeln gingen frühzeitig in Dienst, von den Buben blieb der ältere, der Schorschl daheim, der zweite, Vitus mit Namen, kam zum Schullerbauern, und der dritte — von dem will ich euch erzählen.

Mathias hat er geheißen, und kam lange nach dem sechsten Kinde auf die Welt, und recht unverhofft.

Der Fottner war damals schon fünfzig Jahre alt und sein Weib stand in den Vierzigern.

Da hätte es nach der Meinung aller Bekannten recht wohl unterbleiben können, daß sie zu den sechsen noch ein siebentes Kind kriegten.

Dieses war in den ersten Lebensjahren schwächlich und kleber beisammen; seine Eltern meinten oft, es hätte den Anschein, als sei es nicht gesund und würde bald ein Englein im Himmel. Das geschah aber nicht; der Mathias gedieh, wurde späterhin Pfarrer und wog in der Blüte seines Lebens dritthalbe Zentner, und kein Pfund weniger.

Zum geistlichen Beruf kam er unversehens, und durch nichts anderes, als die Gewissensbisse des oberen Brücklbauern von Ainhofen.

Der hatte viel Geld, keine Kinder, und eine schwere Sünde auf dem Herzen, die ihn bedrückte. Vor Jahren hatte er in einem Prozeß mit seinem Nachbarn falsch geschworen und dadurch gewonnen.

Er machte sich zuerst wenig daraus, denn er hatte vorsichtigerweise beim Schwören die Finger der linken Hand nach unten gehalten. Die ehrwürdige Tradition sagt, daß auf diese Art der Schwur von oben nach unten durch den Körper hindurch in den Boden fährt und als ein kalter Eid keinen Schaden tun kann.

Aber der Brücklbauer war ein zaghafter Mensch, und wie er älter wurde, sinnierte er viel über die Geschichte nach und beschloß, den Schaden gut zu machen. Das heißt, nicht den Schaden, den der Nachbar erlitten hatte, sondern die Nachteile, welche seine eigene unsterbliche Seele nehmen konnte.

Weil man nichts gewisses weiß, und weil vielleicht der allmächtige Richter über den kalten Eid anders dachte und sich nicht an die Ainhofener Tradition hielt.

Also überlegte er, was und wieviel er geben müsse, damit die Rechnung stimme und seine Schlechtigkeit mit seinem Verdienst gleich aufgehe.

Das war nicht einfach und leicht, denn niemand konnte ihm sagen, mit so und soviel Messen bist du quitt, und es war möglich, daß er sich bloß um eine verzählte und alles verlor.

Der Brücklbauer war bei seinen irdischen Geschäften nie dumm gewesen, und hatte oft zu wenig, aber nie zuviel hergegeben.

Bei diesem himmlischen Handel aber dachte er, das Mehr sei besser, und da er schon öfter in der Zeitung gelesen hatte, daß nichts eine bessere Anwartschaft auf das Jenseits gäbe, als Mithilfe zur Abstellung des Priestermangels, so beschloß er, auf eigene Kosten und ganz allein einen Buben auf das geistliche Fach studieren zu lassen.

Seine Wahl fiel auf Mathias Fottner, und das reute ihn noch oft.

Er hätte es sich besser überlegen sollen, wie es mit den geistigen Gaben des Schuhwastlbuben beschaffen war.

Und er hätte sich viel Verdruß und viel Angst erspart, wenn er sich Zeit gelassen und einen andern ausgesucht hätte.

Es pressierte ihm zu stark, und weil der Lehrer nicht dagegen redete, und der alte Fottner gleich mit Freuden einschlug, war es ihm recht.

Er nahm sich wohl ein Beispiel ab am Ainhofer Pfarrer und meinte, was der könne, müßt nicht schwer zum Lernen sein.

Nun war der Mathias nicht geradenwegs dumm; aber er hatte keinen guten Kopf zum Lernen, und seine Freude daran war auch nicht unmäßig.

Als man ihm sagte, daß er geistlich werden sollte, war er einverstanden damit, denn er begriff zu allererst, daß er alsdann mehr essen und weniger arbeiten könne.

So kam er also nach Freising in die Lateinschule. Die ersten drei Jahre ging es. Nicht glänzend, aber so, daß er sein Zeugnis im Pfarrhof herzeigen konnte, wenn er in der Vakanz heim kam.

Und wenn der Herr Pfarrer las, daß der Schüler Mathias Fottner bei mäßigem Talente und Fleiße genügende Fortschritte gemacht habe, dann sagte er jedesmal mit seiner fetten Stimme: magnos progressus fecisti, discipule!

Der Mathias verstand es nicht; sein Vater, welcher daneben stand, auch nicht, aber danach fragte der Pfarrer nichts.

Er sagte es nur wegen der Reputation, und damit gewisse Zweifler sahen, daß er ein gelehrter Herr sei.

Wenn man in Ainhofen darüber redete und sich erzählte, daß der Fottner Hies schon lateinisch könne, wie ein Alter, dann freute sich niemand stärker, wie der Brucklbauer.

Das ist begreiflich. Denn er hatte auf die Gelehrsamkeit des Schuhwastlbuben spekuliert, und beobachtete dieselbe mit gespannter Aufmerksamkeit, wie eine andere Sache, in die er sein Geld hineinsteckte.

Er freute sich also im allgemeinen, und ganz besonders, als Hies im dritten Jahre mit einer Brille auf der Nase heimkam und schier ein geistliches Ansehen hatte.

Das gefiel ihm schon ausnehmend, und er fragte den Lehrer, ob in Anbetracht dieses Umstandes, und weil der Hies doch lateinisch könne — mehr, als man für das Meßlesen braucht — ob es da nicht möglich sei, daß die Zeit abgekürzt werde.

Als ihm der Lehrer sagte, solche Ausnahmen könnten nicht gemacht werden, fand er es begreiflich; aber wie der Schulmeister versuchte, ihm die Gründe zu erklären, daß ein Pfarrer nicht bloß das Meßlesen auswendig lernen, sondern noch mehr können müsse, wegen der allgemeinen Bildung und überhaupts, da schüttelte der Brucklbauer den Kopf und lachte ein wenig. So dumm war er nicht, daß er das glaubte. Zu was tät einer mehr lernen müssen, als was er braucht? Ha?

Aber die Sache war halt so, daß die Professer in Freising den Hies recht lang behalten wollten, weil sie Geld damit verdienten.

In diesem Glauben wurde er sehr bestärkt, als der Schüler Mathias Fottner in der vierten Lateinklasse sitzen bleiben mußte. Wegen dem Griechischen. Weil er das Griechische nicht lernen konnte.

Also hat man es deutlich gesehen, denn jetzt fragt der Brücklbauer einen Menschen, zu was braucht ein Pfarrer griechisch können, wenn Amt und Meß auf lateinisch gehalten werden?

Das mußten schon ganz feine sein, die Herren in Freising, recht abdrehte Spitzbuben.

Er hatte einen mentischen Zorn auf sie, denn dem Schuhwastlbuben konnte er keine Schuld geben.

Der Hies sagte zu ihm, er hätte es nie anders gedacht und gewußt, als daß er auf das studieren müsse, was der Pfarrer von Ainhofen könne. Den habe er aber seiner Lebtag nie was Griechisches sagen hören, und deswegen sei er auf so was nicht gefaßt gewesen.

Dagegen ließ sich nichts einwenden; auf der Seite vom Hies war der Handel richtig und in Ordnung. Die Lumperei steckte bei den anderen, in Freising drinnen. Der Brücklbauer ging zum Pfarrer und beschwerte sich.

Aber da hilft einer dem anderen, und der Bauer ist allemal der Ausgeschmierte. Der Pfarrer lachte zuerst und sagte, das sei einmal so Gesetz und er habe es auch lernen müssen; wie aber der Brücklbauer daran zweifelte und meinte, wenn das wahr sei, dann sollte der Pfarrer einmal auf griechisch zelebrieren, er zahle, was es koste, da wurde der Hochwürdige grob und hieß den Brücklbauern einen ausgeschämten Mistlackel. Weil er um eine richtige Antwort verlegen war, verstehst?

Jetzt lag die Sache so, daß der Brücklbauer überlegen mußte, ob er es noch einmal mit dem Hies probieren, oder einen anderen nach Freising schicken sollte, der sich von vornherein auf das Griechische einließ.

Wenn er das letztere tat, hernach dauerte es wieder um drei Jahre länger und das Geld für den Schuhwastlbuben war völlig verloren. Und außerdem konnte kein Mensch wissen, ob sie in Freising nicht wieder was anderes erfinden würden, wenn sie den neuen Studenten mit dem Griechischen nicht fangen könnten. Deswegen entschloß er sich, den Hies die Sache noch einmal probieren zu lassen, und ermahnte ihn, daß er sich halt recht einspreitzen sollte.

Das tat der Fottner zwar nicht, denn er war kein Freund von der mühsamen Kopfarbeit, aber sein Professor war selber ein Geistlicher und wußte, daß die Diener Gottes auch ohne Gelehrsamkeit amtieren können. Deswegen wollte er nicht aus lauter Pflichteifer dem Hies Schaden zufügen und ließ ihn das zweite Jahr mit christlicher Barmherzigkeit vorrücken.

Der Hies kam als Schüler der fünften Lateinklasse heim und sah aus, wie ein richtiger Student.

Er zählte bereits siebenzehn Jahre und war körperlich sehr entwickelt.

Den Kooperator von Aufhausen überragte er um Haupteslänge und alle seine Gliedmaßen waren grob und ungeschlacht. Auch verlor er zu der selbigen Zeit seine Knabenstimme und nahm einen rauhen Baß an.

Wenn er mit seinen Studienfreunden, dem Josef Scharl von Pettenbach und dem Martin Zollbrecht von Glonn zusammenkam, dann zeigte es

sich, daß er weitaus am meisten trinken konnte und im Bierkomment schon gute Kenntnisse hatte.

Er besaß ein lebhaftes Standesgefühl und sang mit seinen Kommilitonen die Studentenlieder, als „Vom hoh'n Olymp herab ward uns die Freude" oder „Drum Brüderchen er-her-go biba-ha-mus!" so kraftvoll und laut, daß der Brücklbauer am Nebentische über die studentische Bildung des Schuhwastlbuben erstaunte.

Und als der Hies seinen Besuch im Pfarrhofe machte, bat er nicht wie in früheren Jahren die Köchin, sie möchte ihn anmelden, sondern er überreichte ihr eine Visitenkarte, auf welcher mit säuberlichen Buchstaben stand:

Mathias Fottner
stud. lit. et art.

Heißt studiosus literarum et artium, ein Beflissener der schönen Wissenschaften und Künste.

Der alte Fottner war stolz auf seinen Sohn, auf dem schon jetzt der Abglanz seiner künftigen Würde ruhte, der vom Pfarrer zum Essen eingeladen wurde, der mit dem Kooperator spazieren ging und mit dem Lehrer und Stationskommandanten tarokte.

Und der Brücklbauer war es auch zufrieden, wenn er schon hier und da den Aufwand des Herrn Studenten etwas groß fand. Aber er sagte nichts, denn er fürchtete, daß er zuletzt noch auslassen könnte, wenn er ihm gar zu wenig Hafer vorschütten würde.

So verlebte Hies eine lustige Vakanz und zog neu gestärkt im Oktober nach Freising.

Leider ging er einer trüben Zeit entgegen. Der Ordinarius der fünften Klasse war ein unangenehmer Mensch; streng, und recht bissig und spöttisch dazu.

Wie er das erstemal den himmellangen Bauernmenschen sah, der sich in den Schulbänken wunderlich genug ausnahm, lachte er und fragte ihn, ob er auch am Geiste so hoch über seine Mitschüler hinausrage. Daß dies nicht der Fall war, konnte kein Geheimnis bleiben, und dann nahmen die Spötteleien kein Ende. Anfangs gab sich der Professor noch Mühe, Funken aus dem Stein zu schlagen; wie er es aber nicht fertig brachte, gab er die Hoffnung bald genug auf.

Dem Mathias Fottner war es ganz recht, als man seine Meinung über den gallischen Krieg des Caius Julius Caesar nicht mehr einholte, und die griechischen Zeitwörter ohne seine Mitwirkung konjugierte.

Er lachte gutmütig, wenn in seinen Schulaufgaben jedes Wort rot unterstrichen war, und er wunderte sich über den Ehrgeiz der kleinen Burschen vor und neben ihm, die miteinander stritten, ob etwas falsch oder recht sei.

Aber freilich, bei einer solchen Gesinnung war das Ende leicht zu erraten und im August stand der Brücklbauer vor der nämlichen Wahl, wie zwei Jahre vorher, ob er sein Vertrauen auf den Schuhwastlbuben aufrecht halten sollte oder nicht.

Das heißt, er hatte eigentlich die Wahl nicht mehr, denn jetzt, nach sechs Jahren, konnte er nicht mehr gut ein neues Experiment mit einem anderen machen.

Also tröstete er sich mit dem Gedanken, daß ein gutes Roß zweimal zieht, und biß in den sauren Apfel.

Das Gesicht hat er dabei wohl verzogen, und seine Freude am Hies war um ein schönes Stück kleiner geworden; es regten sich arge Zweifel in seinem Herzen, ob aus dem langen Goliat ein richtiger Pfarrer werden könnte.

Seine üble Laune war aber nicht ansteckend, wenigstens nicht für den Herrn Mathias Fottner.

Dieser war während der Vakanz ein guter Gast in allen Wirtshäusern auf drei Stunden im Umkreis; und wenn ihm auswärts das Geld ausging, dann bedachte er, daß neben jeder Kirche ein Pfarrhof steht, ging hinein und bat um ein Viatikum, wie es ihm zukam als studioso literarum, einem Beflissenen der schönen Künste und Wissenschaften.

Dabei traf er wohl hier und da einen jungen Kooperator, Neomysten oder Alumnus, welcher mit ihm Freisinger Erinnerungen austauschte und nach der zehnten Halbe Bier in die schönen Lieder einstimmte: „Vom hoh'n Olymp herab ward uns die Freude“ und „Brüderchen, er-her-go bi-bahamus!“

Als er im Oktober wiederum in seiner Bildungsstätte eintraf, war sein Kopf um ein gutes dicker, sein Baß erheblich tiefer, aber sonst blieb alles beim alten.

Den Caius Julius Caesar hatte er in der Zwischenzeit nicht lieben und die griechischen Zeitwörter nicht schätzen gelernt; sein Professor war so zuwider wie früher und das Schlußresultat war nach Ablauf des Jahres wiederum, daß der Hies nicht aufsteigen durfte.

Zugleich wurde ihm eröffnet, daß er das zulässige Alter überschritten habe und nicht noch einmal kommen dürfe. Jetzt war Dreck Trumpf.

Jetzt hatten alle das Nachsehen; der alte Fottner, welcher so stolz war, der Wirt, welcher sich schon auf die Primiz gefreut hatte und die katholische Kirche, der diese stattliche Säule verloren ging.

Aber am meisten der obere Brücklbauer von Ainhofen, dem das ganze Geschäft mit unserm Herrgott verdorben war. Kreuzteufel, da sollst nicht wütig werden und fluchen!

Sieben lange Jahre hatte er brav zahlen müssen, nichts wie zahlen, und nicht wenig; das dürft ihr glauben. Man sah es dem Schuhwastlbuben von weitem an, daß er in keinem schlechten Futter gestanden hatte. Und alles war umsonst; auf dem himmlischen Konto des Brücklbauern stand immer noch der kalte Eid, aber kein bissel was auf der Gegenrechnung.

Denn das war doch nicht denkbar, daß unser Herrgott die studentische Bildung des Hies sich als Bene aufrechnen ließ.

So eine miserablige, ausgemachte Lumperei muß noch nie dagewesen sein, solange die Welt steht!

Diesmal ging die Wut des Brücklbauern nicht bloß gegen die Freisinger Professoren; der Pfarrer hatte ihn aufgeklärt, daß es beim Hies überall gefehlt habe, ausgenommen das Taroken und Biertrinken. Der Haderlump, der nichtsnutzige!

Jetzt lief er in Ainhofen herum, mit der Brillen auf der Nasen, und einem Bauch, der nicht schlecht war. Er sah aus, wie noch mal ein richtiger

Kooperator, der schon morgen das Meßlesen anfangt, derweil war er nichts, absolut durchaus gar nichts.

Der einzige, der bei diesen Schicksalsschlägen ruhig blieb, war der ehemalige stud. lit. Mathias Fottner.

Hätte er länger und mehr studiert gehabt, dann möchte ich glauben, daß er diese Seelenruhe von den sieben Weisen des Altertums gelernt habe.

So muß ich annehmen, daß sie ihm angeboren war.

Er hatte sich wohl keinen klassischen Bildungsschatz für sein künftiges Leben erworben, aber er rechnete so, daß ihm für alle Fälle sieben fette Jahre beschieden waren, die ihm keiner mehr wegnehmen konnte. Auch der Brücklbauer nicht, mit samt seiner Wut.

Zu was soll der Mensch sich mit Gedanken an die Zukunft abmartern? Die Vergangenheit ist auch was wert, noch dazu so eine lustige, wie die im heimlichen Kneipzimmer des Sternbräu gewesen war! Wo er mit seinen Kommilitonen beisammen saß und nach und nach die Fertigkeit erlangt hatte, eine Maß Bier ohne Absetzen auszutrinken.

Wo er alle feinen Lieder des Kommersbuches gesungen hatte, das „Crambambuli" und das „Bier la la" und nicht zu vergessen das ewig schöne „Drum Brüderchen er-her-go bi-ba-hamus!"

Solche Erinnerungen bilden auch einen Schatz für das Leben; und wenn es die luftgeselchten Bauernrammel in Ainhofen auch nicht verstehen, lustig war es doch!

Und gar so schlecht konnte auch die Zukunft nicht werden.

Vorerst entschloß er sich, zum Militär zu gehen; seine drei Jahre mußte er doch abdienen, und da war es besser, wenn er sich gleich jetzt meldete. Auf die Weise ging er dem Brücklbauern aus dem Weg und hatte seine Ruhe. Er stellte sich beim Leibregiment und wurde angenommen.

Und wenn der Brücklbauer wollte, konnte er jetzt in München vom Hofgarten aus den Flügelmann der zweiten Kompagnie mit Stolz betrachten.

Der Kopf, der so dick nnd rot aus dem Uniformkragen ragte, der war auf seine Kosten herausgefressen, und wenn er auch gut anzusehen gewesen wäre über dem schwarzen Talar mit der Tonsur hinten drauf, so mußte doch jeder gerechte Mensch zugeben, daß er auch so nicht schlecht aussah, über den weißen Litzen und der blitzblauen Uniform.

Freilich, gottgefällig war der jetzige Beruf des Schuhwastlbuben nicht; aber ihm selber gefiel er.

Die Kost war nicht schlecht, und die Einjährigen zahlten dem langen Kerl gerne eine Maß Bier, wenn er sich als Kommilitone vorstellte und sich rühmte, daß er nicht der Schlechteste gewesen sei, wenn die Herren confratres eine kleine Saufmette hielten.

Und weil er sich auch bei den Leibesübungen anstellig zeigte, errang er die Gunst des Herrn Hauptmannes und wurde schon nach acht Monaten wohl bestallter Unteroffizier.

Das wäre nun alles recht und schön gewesen, und die ganze Menschheit, eingeschlossen die zu Ainhofen, hätte mit dem Lebensschicksale des Mathias Fottner zufrieden sein können.

Aber im Herzen des Brücklbauern saß ein Wurm.

Der fraß an ihm und ließ ihm keine Ruhe bei Tag und Nacht.

Wenn anderen Menschen alle Aussichten verloren gehen, dann binden sie seufzend einen schweren Stein an ihre Hoffnungen und versenken sie in das Meer der Vergessenheit.

Ein zählebiger Bauer handelt nicht so; der überlegt sich noch immer, ob er nicht einen Teil zu retten vermag, wenn er das Ganze nicht haben kann.

Und wie sich die ärgste Wut des Brücklbauern gelegt hatte, fing er wieder an zu sinnieren und Pläne zu schmieden.

Weil es sich aber um eine Sache der Gelehrsamkeit handelte, war er sich selber nicht gescheit genug; er beschloß deswegen, gleich in die rechte Schmiede zu gehen und bei einem Pfarrer um Rat zu fragen.

Dem Ainhofener traute er nicht; von damals her, wo er ihm wegen dem Griechischen so aufgelegte Lügen erzählt hatte.

Aber in Sünzhausen, vier Wegstunden entfernt, saß einer, der hochwürdige Herr Josef Schuhbauer, zu dem man Vertrauen fassen konnte.

Das war ein ganz feiner; ein Abgeordneter im Landtag, dreimal so katholisch wie die andern Seelenhirten und ein hitziger Streithammel, der die Liberalen auf dem Kraut fraß und den Ministern die gröbsten Tänze aufspielte, bis er endlich die einträglichste Pfarrei im ganzen Bistum erhielt. Zu dem ging er, denn der wußte ganz gewiß ein Mittel dafür, daß ein so robuster Lackl, wie Mathias Fottner war, der Kirche nicht verloren ging.

Also fragte er ihn, ob man nicht das Gymnasium in Freising mit einem ordentlichen Stück Geld abschmieren könnte, oder den Bischof, oder sonst wen.

„Ein verdienstliches Werk ist es immer,“ sagte der hochwürdige Herr Schuhbauer, „wenn man sein Geld für katholische Zwecke anlegt, aber in dem Fall hilft es nicht viel, denn das Reifezeugnis für die Universität kriegt man bloß durch eine Prüfung. Wenigstens so lang die weltliche Macht — leider Gottes — in die Schulbildung noch was drein zu reden hat. Aber was anderes geht, Brücklbauer,“ sagte er, „wenn du den Fottner Hies durchaus geistlich haben willst. Da ist in Rom ein Collegium Germanicum, in welchem deutsche Jünglinge ausgebildet werden, von den Jesuiten. Die nehmen es sehr genau mit dem Glauben, aber wegen der Bildung, da drücken sie ein Aug' zu, im Interesse des Glaubens.“

„Hm,“ meinte der Brücklbauer, „ob aber die Messen, die wo so einer lest, der wo aus Rom kommt, die nämliche Kraft haben?“

„Ehender noch eine größere, wenn das überhaupts möglich wär,“ sagte der Hochwürdige, „denn, Brücklbauer, du darfst nicht vergessen, daß die Schul' in Rom ganz in der Näh vom heiligen Vater ist.“

„Ob sie aber da auch das Griechische und solchene Schwindelsachen verlangen?“

„Nur scheinshalber. Durchfallen tut deswegen keiner, wenn er fest im Glauben ist und seine Sach' in Richtigkeit und Ordnung zahlt. Aber, Brücklbauer, bei uns in Deutschland kann der Mathias Fottner nicht Pfarrer werden.“

„Ja, warum nachher net?“

„Weil die Malefizpreußen ein Gesetz dagegen gemacht haben.“

„Dös san aber scho wirkli schlechte Menschen.“

„Da hast Recht; noch viel schlechter, als du glaubst. Der Fottner würde halt wahrscheinlich ein Missionär werden müssen. Das müßte dich mit Freude erfüllen, denn das ist schier noch verdienstlicher, als wenn er bei uns Pfarrer wird.“

„Is dös aber aa g'wiß? Net, das i no mal de großen Ausgaben hätt und es waar bloß a halbete Sach.“

„Es ist gewiß und unbestreitbar, denn immer waren die Glaubensboten am höchsten geehrt.“

Der Brücklbauer war glücklich und ging kreuzfidel von Sünzhausen heim.

Jetzt mußte noch alles recht werden, und sein Plan ging ihm hinaus.

Die sollten schauen in Freising, wenn der Schuhwastlhies trotz alledem noch ein geistlicher Herr wurde, oder gleich gar ein Glaubensbote, der die Hindianer bekehrt, und dem seine Messen noch mehr gelten.

Und die Ainhoferer, die ihn jetzt alleweil im Wirtshaus fragten, was sein lateinischer Unteroffizier mache, die sollten die Augen noch aufreißen.

Gleich am nächsten Tag fuhr er nach München. Keine Freude ist vollkommen, und die Palme des Sieges ist niemalen mit leichter Mühe zu erringen.

Das erfuhr der Brücklbauer, als er dem königlichen Unteroffizier Mathias Fottner seinen Plan mitteilte.

Dieser erklärte rundweg, daß er weder studieren, noch zu den Hindianern gehen wolle.

Als ihm der Alte vorstellte, daß er ganz wenig studieren müsse, meinte er, gar nichts sei noch besser, und als der Brücklbauer ihm hoch und teuer versicherte, daß er ein Heiliger würde, genau so wie die gipsernen Manner in der Ainhofener Kirche, gab er zur Antwort, daß ihm das ganz wurscht sei.

Es half alles nichts. Der Brücklbauer mußte abziehen unverrichteter Dinge und mit seinem alten, beißenden Wurm im Herzen. Trotzdem, er gab die Hoffnung nicht auf, er steckte sich hinter den alten Fottner und versprach ihm die schönsten Sachen für seinen Hies.

Lange war es umsonst, aber nach etwa zwei Jahren griff der Himmel selber ein und schuf eine günstige Wendung.

Der Hauptmann der zweiten Kompagnie des königlichen Infanterie-Leibregiments wurde Major. An seine Stelle trat ein giftiger Herr, welcher Mannschaft und Unteroffiziere gleichermaßen schuhriegelte und dadurch ein Werkzeug der Kirche wurde.

Denn Mathias Fottner entschloß sich, als er zum zweiten Male mit Mittelarrest bestraft wurde, fernerhin nicht länger zu dienen und seine Absichten auf Kapitulation gänzlich aufzugeben. Gerade in dieser Zeit erhielt er einen Brief von seinem Vater, welcher folgendermaßen lautete:

„Lieber Hias!

Nach langem warden will ich Dir entlich Schreiben, das gesting der Brigglbauer wider da Gewest is und indem Du ein Heuliger werden kunzt und doch gar nichts zun lernen brauchsd als wiedasd nach Rom gest. lieber Hias, thus Dir gnau überlegen wanst Du Bfarrer wurzt bei die Hindianer aber die brims, die Brimins is beim Würth und intem der

Brigglbauer sagt, er zalt Dir noch egsdra dreidausad March wannst firti bist. Lieber Hias, thus Dir fein gnau überlegen, was fir eine freute es War fir Deinen Vater. Düssen Brief habe ich Nicht geschriben. Die Zenzi hat es geschriben. Ich muß mein schreiben schließen, denn das Licht hat nicht mehr gebrand. Under viele Grüße verbleibe ich Dein Dich liebender Vater. Gute Nacht! Schlaf wohl und Träume Süß. Auf wiedersehn macht Freude. Schreibe mihr sofort den ich kanz nicht mehr erwarten auf Andwort."

Der Brief tat seine Wirkung. Der Unteroffizier Fottner bedachte, daß es bei den geistlichen Herren in Rom nicht schlecht zu leben sei, jedenfalls besser, als in der Kaserne unter einem Hauptmann, der mit dem Arrest so freigebig war.

Also sagte er zu, und wie nach dem Manöver seine Dienstzeit abgelaufen war, ging er nach Ainhofen und ließ sich vom Brücklbauern das Versprechen wegen der 3000 Mark schriftlich geben.

Als diese Sache in Ordnung war, und er noch dazu ein schönes Reisegeld bekommen hatte, fuhr er nach Rom.

Sieben Jahre sah man ihn nicht wieder, sieben Jahre lebte er als Fottnerus Ainhofenensis im Germanischen Kolleg unter den milden Jesuiten, welche an diesem viereckigen Kloß aus Leibeskräften feilten und schliffen. Eine schöne Politur bekam er nicht, aber die ehrwürdigen Väter dachten, für die Wilden langt es schon und sagten ihm, daß die Kraft des Glaubens die Wissenschaft recht wohl ersetzen könne.

Mathias Fottnerus dachte auch was und sagte nichts.

Sieben Jahre saß der alte Schuhwastl in seinem Hause, Nummer acht zu Ainhofen und freute sich über die künftige Heiligkeit seines Sohnes; sieben Jahre rechnete der Wirt im vorhinein aus, wie viele Hektoliter Bier bei einer schönen Priminz getrunken werden, und sieben Jahre lang ging der Brücklbauer alle Monate zum Expeditor nach Pettenbach und ließ eine Postanweisung abgehen nach Roma, Collegio Germanico.

Die Leute wurden alt und grau; bald war eine Hochzeit und bald ein Begräbnis; der Haberlschneider brannte ab, und der Kloiber kam auf die Gant.

Die kleinen Ereignisse mehrten sich in Ainhofen, wie die großen in der Welt.

Bis eines Tages der Pfarrer — der neue Pfarrer, denn der alte war vor drei Jahren gestorben — von der Kanzel verkündete, daß am 25. Juli, am Tage des heiligen Apostels Jacobus, der hochwürdige Primiziant Mathias Fottner seine erste heilige Messe in Ainhofen zelebrieren werde. Das war eine Aufregung und ein Staunen in der ganzen Gegend! In allen Wirtshäusern erzählte man davon, und der alte Brücklbauer, der, seit ihn der Schlag getroffen hatte, nur selten mehr ausging, hockte jetzt alle Tage in der Gaststube und gab die Trümpfe zurück, die er früher hatte einstecken müssen.

Acht Tage vor der Primiz kam Mathias Fottner an. Im geschmückten

Wagen wurde er von der Bahnstation abgeholt, dreißig Burschen gaben ihm zu Pferd das Geleit.

Eine halbe Stunde von Ainhofen entfernt stand der erste Triumphbogen, der mit frischen Fichtenzweigen und blauweißen Fähnlein geschmückt war.

Am Eingange des Dorfes stand wieder einer, desgleichen in der Nähe des Wirtshauses. Vom Kirchenturme wehte die gelbweiße Fahne, die Böller krachten auf dem Hügel hinterhalb dem Stacklanwesen, und das Aufhausener Musikkorps ließ seine hellklingenden Weisen ertönen.

Da hielt der Wagen vor dem elterlichen Anwesen des Primizianten; Mathias Fottner stieg ab und erteilte seinem Vater, seiner Mutter und seinen Geschwistern den ersten Segen.

Ich muß sagen, er hatte ein geistliches Ansehen und Wesen. Seine Augen hatten einen sanften Blick, sein Kinn war bereits doppelt und die Bewegungen seiner fetten Hände hatten etwas Abgerundetes, schier gar Zierliches.

Seine Sprache war schriftdeutsch, mit Betonung jeder Silbe; er sagte jetzt, daß er gesättiget sei und daß man ihm viele Liebe betätiget habe.

Von dem Flügelmanne der zweiten Kompagnie im königlichen Infanterie-Leibregimente war nichts mehr übrig, als die lange Figur und die ungeschlachten Füße und Pratzen.

Seine Gesinnung war milde und liebreich. Er vergab allen, die ihn einstmals zur Sünde verführet hatten, er vergab seinen Eltern und Verwandten und Nachbarn, daß sie an ihm gezweifelt hatten, er vergab dem Brücklbauer, daß er ihm zornige Worte gesaget hatte, und vergab allen alles.

Und er sah erbarmungsvoll und mitleidig auf die Menschen herunter, welche dem Throne Gottes nicht so nahe standen wie er.

Während der Woche, die der Primiz voranging, schritt er von Haus zu Haus und segnete die Leute; auch den Brücklbauern, welcher von Stunde an des festen Vertrauens war, daß er wegen dem kalten Eid mit unserm Herrgott quitt sei.

Die Primiz wurde mit seltener Pracht gefeiert; von weither kamen die Leute, denn der Segen eines neu geweihten Priesters hat eine besondere Kraft und ein altes Sprüchwort sagt, daß man sich gerne darum ein Paar Stiefelsohlen durchgehen soll.

Die Festpredigt hielt der hochwürdige Herr Josef Schuhbauer, welcher schon seit Jahren geistlicher Rat und päpstlicher Hausprälat war.

Er erzählte der andächtigen Versammlung, in was für einen hohen, erhabenen, heiligen, allerheiligsten, allerseligsten Stand der junge Priester eintrete, und er rühmte ihn auf die überschwenglichste Weise.

Denn das muß man wissen, daß Jesus Christus niemals so gelobt worden ist auf Erden, wie heute ein vierecktiger Primiziant gelobt wird.

Nach dem kirchlichen Feste kam das weltliche im Wirtshause, und man kann sich keine Vorstellung von der Großartigkeit machen.

Zwei Ochsen, drei Kühe, ein Stier, achtzehn Kälber, zwanzig Schweine hatte der Wirt geschlachtet; dazu mußten unzählige Gänse, Hühner und Enten das Leben lassen. Einundneunzig Hektoliter Bier wurden getrunken, fast vierzig mehr, als der Wirt gerechnet hatte.

Als während des Festmahles die Schüssel zum Einsammeln der Spenden herumgereicht wurde, flossen die Gaben so reichlich, daß für den Primizianten 2000 Mark blieben.

Es war eine erhebende Feier.

Die Ainhoferer glaubten, daß der neugeweihte Priester schon mit dem nächsten Schiff zu den wilden Hindianern fahren werde. Die alte Fottnerin weinte im voraus, und im ganzen Dorfe erzählte man sich von den Gefahren, welche die Glaubensboten erdulden müssen unter den Menschenfressern, die so einen Martyrer hernehmen, ihm einen Spieß von vorn bis hinten durchziehen und hernach über dem Feuer langsam umdrehen, bis er schön braun wird.

Aber sie kannten den gefeierten Sohn Ainhofens, mit Namens Mathias Fottner schlecht, wenn sie glaubten, daß er sich auf solche Sachen einlassen werde.

Der besaß jetzt ein Vermögen von 5000 Mark; 3000 vom Brücklbauern und 2000 von der Primizspende her. Mit diesem Kapital ging er in die Schweiz und wurde Pfarrer im Graubündener Kanton. Da reden die Leute auch Deutsch, und am Spieße braten sie bloß Hühner und Gäns, aber keine Glaubensboten.

Dort wirkte Fottner in Ruhe und Frieden und wog bald dritthalbe Zentner, kein Pfund weniger.

Für den Brücklbauern, der den Hies gerne als Heiligen gesehen hätte, war das eine Enttäuschung.

Und für die Hindianer auch.

Denn die Aussicht wird ihnen nie mehr blühen, daß ein Unteroffizier vom bayrischen Leibregiment als Missionar zu ihnen kommt.



Verantwortlich: Für den politischen Teil: Friedrich Naumann in Schöneberg; für den wissenschaftlichen Teil: Paul Nikolaus Cossmann in München; für den literarischen Teil: Josef Hofmiller in München; für den künstlerischen Teil: Wilhelm Weigand in München-Bogenhausen.

Die Illusion in der Politik.

Von **Friedrich Naumann** in Schöneberg.

Auch der grösste Philosoph kann nicht genau sagen, was Illusion ist, da alles Irdische in dem beständigen Verdacht steht, unwirklich zu sein. Es gibt wenig Wahrheiten, die nicht, ehe sie Wahrheit wurden, Illusionen genannt worden wären, und die nicht, nachdem sie Wahrheit gewesen sind, sich wieder in den Illusionsbereich hinein verflüchtigen. Wenigstens gilt das sicher von den politischen Ideen. Irgendwann tauchen sie als ferne, phantastische Zaubergestalten auf, kommen näher, werden menschlicher, wirklicher, wahrer, werden geglaubt und befolgt, bis ihr Glanz zur Erinnerung verbleicht und nur noch die Romantik oder die berufsmässige Heuchelei sich mit ihnen befasst.

Man denke an das Naturrecht von Rousseau! Oder an den Traum der deutschen Republik! Oder an den Gedanken des ewigen Friedens! Oder an den Gottesstaat der protestantischen oder katholischen Reaktion! Oder an das Legitimitätsprinzip der Herrscher von Gottes Gnaden! Die politische Luft war voll von Wolken, die sich bildeten und die sich zerstreuten. Hundert kleine Wolken werden oft von einer grossen verschlungen; die grosse Wolke bedeckt den Himmel, es blitzt, es donnert, es regnet, und die Athmosphäre wird wieder frei für neue Bildungen.

Ganz falsch ist es zu sagen, dass Wolken nichts sind. Sie sind nur nicht das, was sie in ihrer stolzen Pracht zu sein scheinen. Der Regen, der von ihnen kommt, beweist, was und wieviel sie sind. Sie sind keine ganz neue Welt, sondern nur eine Befruchtung der alten, aufgestiegen aus den alten Bergen und Tälern, die dann wieder nach ihnen dürsten. Ohne sie wird das Land zur Wüste, vertrocknet, schattenlos und tot.

Mit nüchternen Worten: wir können ohne politische Generalideen nicht leben, obwohl wir den nur relativen Charakter dieser Ideen er-

kannt haben. Jede Zeit hat ihre eigenen Generalideen, da aber jede Zeit gleichzeitig Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft in sich trägt, so hat sie auch gleichzeitig Ideen, die erst noch Illusionen, die eben Wahrheit geworden und die schon wieder verblasst sind. Ein gewisses Stadium in der erst werdenden Idee heisst Utopie.

Was ist Utopie? Wenn hohe Wolken sich hoch über der Erde türmen und wenn die Sonnenstrahlen diese Wolken mit seligem Lichte bewerfen.

* * *

Es war einmal, da glaubten die Fürsten, sie seien dazu da, die Völker von oben her glücklich zu machen, und die Völker nahmen vielfach an diesem Glauben teil. Wir reden dabei von der Zeit des wohlwollenden Absolutismus.

Es war ein anderes Mal, da glaubten die Völker, sie könnten nur von unten her glücklich werden, wenn sie alle Fürsten zu Privatleuten machten und durch Majoritäten die Autoritäten erdrückten. Wir reden von der Zeit, in der der Sturmgeselle Sokrates jung war.

Und heute sind beide Glaubensarten noch vorhanden, aber der Sonnenschein ist hier und dort von den Wolken hinweg. Man gesteht, dass es schwer ist, immer gute Fürsten und immer verständige Majoritäten zu haben, und weiss, dass keine Regierungsform für sich allein das Glück verbürgt. Ohne Zweifel waren aber doch beide Illusionen heilsam, denn ohne sie würden erst die Fürsten und dann die Völker weit weniger geleistet haben. Der grosse Fortschritt der Staatsverwaltung zwischen 1750 und 1850 und der grosse Fortschritt des Staatsbürgertums zwischen 1803 und 1903 ist ohne lebhafte Illusionen gar nicht denkbar. Wir danken den Illusionen vieles, was die nüchterne Wahrheit nie erreicht haben würde, und freuen uns, dass es in der Vergangenheit Utopisten gegeben hat, ja, wir fühlen, dass es immer welche geben muss, wenn man Fortschritt haben will.

War denn nicht auch in der nationalen Idee, aus der heraus das Deutsche Reich entstand, etwas von Utopie? Gerade der deutsche Süden hat sich die Sache doch noch anders gedacht, als sie gekommen ist. Das Nationale wurde viel breiter, weiter, freier, lustiger und luftiger gefasst. Es war so unendlich viel Jugendpoesie in den Hoffnungen der ersten Zeit der nationalen Idee. Das war die Zeit, wo die Sonne an die Wolken schien, dann kam das Gewitter und der Regen, und nun wächst es nüchtern und brav, wie eben das Ackerkraut zu wachsen pflegt, wenn das Wetter gut war. Bedauern wir die, die einst noch anderes hofften? Gewiss nicht! Bedauern wir uns? Nur dann, wenn wir innerlich ärmer sind als jene, das heisst, wenn wir nichts mehr hoffen.

* * *

Es gibt Illusionen der Wachsenden und Illusionen der Sterbenden. Die Sterbenden bilden sich ein, noch immer jung, noch immer

welterobernd, noch voll von Herz und Feuer zu sein. In ihrem Gehirn sind noch Reflexe von Dingen, die längst verkalkt, vermorscht und verloren sind. So sieht der Stolz der Spanier aus, so arbeitet noch immer die Seele des Mohammedanismus, so bleiben die Formen der Souveränität auch da, wo längst alle wirkliche Souveränität zum Fenster hinausgeflogen ist, so werden alte Parteiformen erhalten, wenn niemand mehr recht weiss, was sie bedeuten. So redet ein Handwerksmeister davon, dass es verboten sein soll, Schuhe fabrikmässig herzustellen, ein Priester, dass es strafbar sein soll, sich nicht kirchlich trauen zu lassen, ein Bauer, dass München ohne Gerste aus Österreich und ohne Vieh aus Tyrol existieren soll. Sie alle haben ihre einstige Jugend wie einen Schatten im alternden Kopf.

Die Wachsenden aber bilden sich ein, dass sie schon morgen die Herrschenden sein werden. Alles, was vor ihnen gethan und gedacht worden ist, ist nichts; der Weltentag beginnt mit ihnen. So schrieb Bebel sein Buch von der Frau, so gebärden sich die kleinen Nationen in Österreich, so verachtet die neue Aristokratie die alte. Der Unterschied ist nur, dass die Wachsenden eine viel reellere Grundlage ihrer Träume haben, als die sinkenden, weil eben das Wachsen selbst ihnen zu Hilfe kommt. In allen ihren Übertreibungen liegt kommende Wirklichkeit verborgen. Wer also Illusionen beurteilen will, muss nicht die Illusion an sich beurteilen, sondern die Menschenschicht, aus der sie aufsteigt. Nicht das entscheidet, ob die Gedanken „an sich“ klug oder dumm sind, sondern das, ob die Träger dieser Gedanken gesund sind oder krank. Damit erspart man sich unendlich viel unnütze Theoretisirerei.

Es gibt aber auch sehr merkwürdige Zwischenformen zwischen sinkenden und steigenden Illusionen. Als Beispiel diene die polnische Politik. Die Idee des polnischen Staates ist die Illusion eines Sterbenden und die Idee der Selbsterhaltung des Polentums ist der Gedanke eines Wachsenden. Altes und Neues aber ist unentwirrbar verschlungen. Solche Fälle sind das dunkelste, was es in der politischen Seelenlehre gibt. Es kommt vor, dass eine sachlich neue Bewegung, wie einst der Liberalismus in Württemberg, als Kampf für „das alte Recht“ auftritt. Die Arbeiterbewegung in England trug in ihren Anfängen ähnliche Formen. Auch die agrarische Bewegung im konservativen Mantel kann hierher gerechnet werden. Deshalb ist es oft peinlich schwer, zu wissen, ob eine Strömung reaktionär ist oder nicht.

Man kann noch einen Schritt weiter gehen und sagen: alle grossen Illusionen bestehen in der Mischung untergehender und neu auftauchender Denkweisen. Die nationale Idee des vorigen Jahrhunderts hatte ebensoviel deutschen Weltgeist wie Kantönligeist in sich. Auch die Sozialdemokratie von heute entgeht demselben Schicksal nicht. Auch sie umkleidet die Kinder ihrer Prophetie mit Kostümen, mit denen schon früher in älteren Stücken Theater gespielt wurde.

* * *

Ist es aber eigentlich richtig, die Gedanken der Wachsenden, mögen sie auch noch so nebelhafte oder veraltete Elemente enthalten, als Illusionen zu bezeichnen, sobald man von ihnen eine merkbare Einwirkung auf die Gestaltung der Dinge erwartet? Kann etwas Illusion heissen, das Gestaltungen aus sich gebiert?

Wie ist es eigentlich beim Einzelwesen? Jeder von uns hat Illusionen gehabt, die für sein privates Schicksal von durchschlagender Bedeutung geworden sind, die er nie aus seinem Leben streichen möchte, da sie der Inhalt seiner Jugend waren, und die er doch heute vor sich ausgebreitet sieht wie einen orientalischen Teppich. Wir alle wissen, dass die Natur die „Illusion" braucht, um die Art zu erhalten. In diesem Sinn ist das Wort Illusion nichts einfach törichtes oder gar etwas krankes. Im Gegenteil: Jugend ohne Illusion ist krank! Das Wesen der Illusion besteht nicht darin, dass nichts durch sie geschaffen wird, sondern nur darin, dass die vorausschaffende Phantasie sich freie Träume gestattet und in diesen Träumen glücklich ist. Niemand soll sich schämen, politisch jung zu sein oder jungen Ideen zu huldigen, wenn ihn das Schicksal in die Mitte oder an die Seite einer wachsenden Schichtung warf. Und es schadet gar nichts, wenn man dem Feinde das Wort „Illusion" aus seinen Fingern windet und es selbst im eigenen Schild mit anbringt. Früher nannte man dieselbe Sache „Idealismus". Das Wort Idealismus aber hat Schiffbruch gelitten, denn in ihm fehlte eben das, was in dem Wort Illusion vielleicht etwas zu stark ausgesprochen ist, das Zugeständnis von der Relativität alles Erhofften und Erdachten. Es liegt im Wort Idealismus eine alt gewordene Weltanschauung, nämlich der Glaube, als seien die Ideen selbst die lebendigen Wesen. Sie sind es aber nicht. Das Lebendige sind diejenigen, die die Ideen haben, und die Ideen sind nichts als Symptome, sei es des Sterbens, sei es des Wachsens.

* * *

Es wird von Weltpolitik geredet. Schon das Wort „Welt"politik ist nicht ohne Illusion. Damit aber ist die Sache selbst in keiner Weise verurteilt. Es ist nötig, zu sehen, welche positiven Kräfte hinter diesem Worte stehen. Man sieht unseren Handel, unsere Fabrikation, begleitet im Geist unsere Waren über die Erdkugel, sieht deutsche Ansiedlungen in allen Zonen, fühlt den Pulsschlag, der durch Hamburg geht, fängt an, Kiel und Wilhelmshaven als Ergänzungsbestandteile von Hamburg und Bremen zu erfassen, vergleicht den Expansionstrieb anderer Völker, und gewinnt dem vorher kritisch verdächtigten Worte grossen Inhalt ab. Das Wort ist eine flatternde Fahne, ein Symbol, ein Willensbekenntnis, ein Gelöbnis von Unermüdlichkeit und Opferbereitschaft. Es mag Übertreibungen in sich bergen, ja es muss sie in sich enthalten, denn es ist Pflicht, neue Gedanken grösser zu denken, als die Geschichte sie später herausarbeiten wird.

Dort steht der Künstler vor dem Rohstoff. Er weiss, dass zwischen

ihm und seinem Stoff viel verloren geht. Weil er das weiss, muss er seine Idee so scharf, hell, farbig im Gehirn konzentrieren, wie nur immer möglich. Er darf nicht bloss das denken, was dann wirklich fertig wird, er muss mehr tun. Tut er es nicht, so leistet er weniger. In diesem Sinne gönnen wir der Weltpolitik ihren Schimmer. Es muss Musik dabei sein, wenn in den Kampf marschiert wird, helle, todesfrohe, lebenslustige Musik!

* * *

Und nochmals die Sozialdemokratie! Hier ist an Illusion das Menschenmögliche gesammelt. Alle alten Träume, die je den Abend in dunklen Hütten beseligten, sind hier gesammelt. Eine Welt ohne Herren und Knechte, ohne Fronvögte und Liktoren, ohne Armenhäuser und Gefängnisse, ohne Hunger und Krieg! Wer das will, der soll sich anschliessen! Willst du es denn nicht? Ja, ich würde es wohl wollen, wenn es nicht — eine grenzenlose Illusion wäre! Es ist aber Missbrauch des Wortes „ich will", wenn es vor Dinge gesetzt wird, die nicht sein können.

Wir sind also einig, dass die Sozialdemokratrie voll von Illusion ist. Daraus folgert nun der gebildete Unverstand, dass sie nichts ist. Die Wolke ist nichts! Graf Bülow schlägt den Zukunftsstaat tot, und seine Rede wird so eifrig verbreitet, dass die Flüsse voll weissen Papieres sind. Es hilft aber nichts, denn nicht so steht es, dass die Illusion aus sich heraus die Arbeiterbewegung geschaffen hat, sondern die Arbeiterbewegung entstand und aus ihr wuchs die Illusion. Illusionen sind, wie wir sagten, soviel wert wie die Schichten, von denen sie getragen werden. Die Schicht aber, die diese Illusion trägt, wird durch Bülows nette Rede nicht um einen Mann verringert. Die Massenverbreitung dieser Rede ist darum eine Illusion im kleinen und gewöhnlichen Sinne des Wortes. Die grosse Illusion aber will ihren natürlichen Gang gehen, das heisst, sie will langsam verblassen, indem sie Wirkungen schafft. Kein Bebel wird sie ewig frisch und jung erhalten, und kein Bülow wird sie von heute auf morgen nach Sibirien blasen.

Die Arbeiterbewegung selbst ist eine reale Grösse. Dass sie wächst braucht niemandem erst bewiesen zu werden. Man wird sich also darauf einrichten müssen, dass sie merkbare politische Veränderungen herbeiführt. Diesen realen Kern aber sehen viele Leute heute noch nicht, weil sie sich nur mit der Illusion herumschlagen, die sein Wachstum begleitet. Als einst Israel durch die Wüste zog, da ging, wie die Bibel erzählt, tags eine Wolkensäule und nachts eine Feuersäule vor dem Volke her. So wandert die Illusion vor dem neuen Volke des Industriezeitalters. Wenn der Kampf um den Jordan wirklich beginnt, verschwindet die Säule.

* * *

Irgendwo in einer Ecke sitzt die Weltgeschichte. Ihr Gesicht ist das wunderlichste Gemisch eines Gesichtes, das es geben kann. Man weiss nicht einmal, ob sie alt ist oder jung, ob gut oder böse, ob eine Mutter oder eine Hexe. Wenn sie lacht, da glauben die einen, dass alle Glocken läuten und die anderen, dass Erdteile von Würmern zerfressen werden. Nie ist das Wort, das sie spricht, nur einer Deutung fähig. Im Streit um ihre Worte aber ist es, wo die einen den anderen vorwerfen: Illusion! Das ist der Streit, der auch uns alle umflutet.

Ein Hoch auf München.*)

Von Georg Friedrich Knapp in Strassburg i. E.

An unserer heutigen Tafelrunde klafft eine Lücke; ein leerer Stuhl bezeichnet die Stelle, wo der Vertreter dieser Stadt, der Bürgermeister Brunner, sitzen sollte — aber er ist ausgeblieben. Weiss er vielleicht, dass ein Schulfreund von ihm den Auftrag hat, die Stadt zu begrüssen? Hat er sich vielleicht aus Bescheidenheit zurückgehalten, weil er fürchtet, zu viel des Lobes zu hören? Eine Stadt freilich errötet nicht — aber der Bürgermeister will uns nicht das Schauspiel gönnen, dass er für seine Stadt errötet.

Glückliches München, dessen magistratische Spitzen bereits die Verborgenheit aufsuchen, weil es zu gefährlich ist, sich der Fülle des Lobes auszusetzen!

Mit welchem kurzen Worte sollen wir die bayerische Hauptstadt preisen? Wäre es Wien, so würden wir sagen: das lustige Wien. Wäre es Mainz, so würde jeder rufen: das goldene Mainz. Selbst ein unheiliger Dichter, wenn er Köln zu nennen hatte, pflegte unbedenklich zu schreiben: das heilige Köln. Und wenn uns ein gutes Geschick nach Rom geführt hat, wovon anders reden wir dann zu Hause, als vom ewigen Rom.

---

*) Als der Verein für Sozialpolitik im September 1901 in München tagte, schloss er seine Verhandlungen mit einem Festmahle im Künstlerhause ab (Bericht z. B. in „Die Zeit“, Nationalsoziale Wochenschrift, Bd. I Seite 24, unter „Kunst und Wissenschaft“). Damals hielt Herr Professor Knapp eine Tischrede, die allen Teilnehmern des Kongresses in unauslöschlicher Erinnerung geblieben ist; der ihm von München aus zugegangenen Bitte, die Veröffentlichung dieser Rede zu gestatten, hat Herr Professor Knapp gütigst entsprochen, indem er den Trinkspruch aus der Erinnerung aufschrieb und den Süddeutschen Monatsheften im Dezember 1903 zur Verfügung stellte. Die Redaktion.

Kehren wir aber von München zurück, gleichgültig, ob wir da gemalt oder studiert haben, so fällt uns nach kurzem Besinnen nicht leicht etwas anderes ein als das Wort: wir kommen aus dem gemütlichen München.

Und weshalb? Der unerfahrene Student erinnert sich vor allem an den Stoff; der Kleinbürger denkt an die hemdärmeligen Abende auf der Kegelbahn, der Bauer an das bunte, wimmelnde Oktoberfest.

Keiner von diesen allen aber hat eine Ahnung davon, was höheren Geistern so sehr an München gefällt.

Was fesselte hier den grossen Maler aus Waldeck, was bezwang den unerschöpflichen Novellisten aus Berlin, was bestrickte den geistreichen Redakteur der Allgemeinen Zeitung, seinen Landsmann? Wie kommt es, dass Hunderte von Fremden sich hier einwurzeln, lauter hervorragende Männer, die man nur selten auf Kellerfesten antrifft und die auf der Theresienwiese mit der grössten Regelmässigkeit — fehlen? Auch ihnen ist München vor allem die gemütliche Stadt.

Es muss also, wie es eine höhere Mathematik geben soll, auch eine höhere Gemütlichkeit geben, unerreichbar für den farbentragenden Fuchs, für den beschränkten Handwerker, für den schlichten Bauer — und doch unleugbar vorhanden für den Mann der höheren Kreise, und am meisten geschätzt vom Norddeutschen. Man höre nur den Mann des Nordens reden, wenn er von einem bayerischen Landaufenthalt zurückkehrt, etwa aus Tölz oder Garmisch: „Kein einziger Geheimrat ist dort gewesen“ ruft er mit Befriedigung aus; kein einziger — natürlich ausser ihm selbst!

Da liegt es. Wie an jenen kleinen Orten, so hat auch in München ein Übel keine Herrschaft, das anderswo so leicht jede Erholung stört: in München kommt die Fexerei nicht auf. Nur ganz leise wagt sich mitunter der Bergfex hervor; aber er bleibt ungefährlich, da er sich nur auf dem Wege zum Bahnhof oder vom Bahnhof zeigt. Sonst aber ist das Fexentum nur selten und in einer Beziehung fehlt es ganz: es gibt keine Berufsfexen, oder noch kürzer: München duldet die Fachfexen nicht, die doch sonst in Deutschland aufs schädlichste wuchern. Denn der Deutsche will etwas Tüchtiges sein; er lernt „sein Fach“ und „simpelt Fach“, bis er in lauter Fachgedanken erstickt und als fertiger Fachfex dasteht.

Als Gelehrter liest er und wiederholt er alle Rezensionen; als junger Dozent zählt er alle Universitäten auf, an denen er in Vorschlag war; als Leutnant betet er die Rangliste her, vorwärts oder rückwärts; als Beamter kennt er das Klebegesetz auswendig, und in manchem unbewachten Augenblick entschlüpft ihm davon ein Paragraph. Jeder findet es beim andern grässlich, und jeder tut es doch.

Nur in der dünnen Luft der bayerischen Hochebene gedeiht der Fachfex nicht.

Der Bayer wird freilich auch seltener Spezialist als der Mitteldeutsche oder Norddeutsche. Er wartet lieber ab, ob es ihm der liebe Gott gegeben habe und lässt es laufen, wenn es ihm nicht gegeben ist.

Aber wenn es ihm als Geschenk zufällt, dann wird er was Rechtes und redet nicht davon, ausser wenn's nötig ist. Denn der Bayer und sein Bruder, der Österreicher, will nicht in seinem Berufe verkümmern.

So heilige Namen wie Mozart oder Schwind wollen wir nur im Vorübergehen mit Ehrfurcht nennen; sie waren ja Künstler, und die Kunst ist nun einmal die Schöpferin und Hüterin der Ganzheit.

Aber hier in München haben auch andere Berufe das Schöne, dass sie ihren Trägern nicht das Mark aussaugen, sondern ihnen die Gesundheit bewahren. Dass sogar Könige hier Menschen bleiben, hat uns Ludwig der Erste gezeigt. Freilich bietet eine so hohe Stellung tausend Heilmittel gegen die Verknöcherung dar. Aber auch in bescheidenen Lebenslagen bewährt es sich, dass der Bayer, und allen voraus der Münchner, gegen die Berufskrankheit des Fexentums geschützt ist.

Nehmen wir einmal als Beispiel den Apotheker. In der Residenz wohnte einmal ein solcher, der Hofapotheker Pettenkofer. Seine Rezeptur verstand er so gut, wie je einer es tat, und sein Geschäft betrieb er musterhaft. Aber er konnte noch mehr. Setzte man ihn in das königliche Münzamt, so war er ein Scheidekünstler ersten Ranges, der unversehens aus den Brabanter Krontalern das verborgene Gold und die Spuren von Platin herausholte. Trug man ihm auf, Vorlesungen über Hygiene zu halten, so fand er zwar nichts vor, das er hätte lehren können, schuf aber so nebenbei das ganze Fach und bildete die Schüler heran, die jetzt auf allen Universitäten Lehrstühle inne haben. Man fragte ihn um Rat wegen des Nachdunkelns der alten Gemälde in der Pinakothek — und Pettenkofer gab sofort ein Verfahren an, die mikroskopischen Risse im Firnis zu schliessen und die alten Farben wieder aufleuchten zu lassen.

Im Jahre 1854 fällt ihn die Cholera an; er übersteht die mörderische Krankheit und rächt sich, indem er sie in alle Schlupfwinkel verfolgt, bis nach Malta und Indien. In wenigen Jahren ist er dahinter gekommen, wie sie sich verbreitet — und ehe man's denkt, hat er die Sanierung der Städte in Gang gebracht.

Ein Fachmann — wäre er das gewesen, so hätte ihm seine Apotheke genügt; nein, er war ein Mann der Wissenschaft und sogar mehr als das.

Bei Festlichkeiten, als Rektor der Universität, in seinem Talar — wie wusste er den beinahe königlichen Mantel königlich zu tragen! So bewegt sich in diesen weiten Falten nur eine künstlerisch angelegte Natur. Und wie liebenswürdig blitzten dabei seine dunkeln Augen.

Noch viel mehr aber leuchteten sie, wenn er die Gedichte eines ganz unbekannten Mannes vorlas, der jetzt ein bekannter und verehrter Mann geworden ist, die Gedichte Hermann Linggs. Diesen Dichter hat Pettenkofer entdeckt und ans Licht gezogen. Wer weiss, ob je Emanuel Geibel das erste Bändchen der Gedichte Linggs herausgegeben hätte, hätte nicht der Münchner Hofapotheker durch meisterhaften Vortrag die Neugierde und Teilnahme geweckt und genährt.

Ganz davon zu schweigen, dass Pettenkofer selbst, wenn er wollte, ein glänzendes Sonett zustande brachte, dem niemand anmerkte, dass

es aus der Residenz und aus welcher Ecke dieses weitläufigen Gebäudes es stammte.

Man wird durch diesen Mann an Italien erinnert, dessen grosse Männer ebenfalls alles konnten, was sie wollten. Dort wachsen sie empor ohne die Stütze und die Beschränkung dessen, was der Deutsche sein Fach nennt. Dort heisst es: Sei ein bedeutender Mensch, aber bleibe dabei ein Mensch — eine Anschauung, die sich in Deutschland leicht verliert, von der aber in Bayern ein kostbarer Rest geblieben ist. In Bayern wieder am häufigsten in München; in München niemals so deutlich ausgeprägt wie bei Pettenkofer, der sozusagen das höchste mögliche Mass des Münchnertums darstellt.

Könnten wir, die versammelten Mitglieder des Vereins für Sozialpolitik, es ihm nachtun! Wir haben allerdings andere Aufgaben als er; auch wird man uns hoffentlich nicht der Fachfexerei beschuldigen, obgleich wir Fachmänner sind.

Aber so allseitig frei entwickelt, so jeder geistigen Regung zugänglich, so unverkümmert im Fachwesen, wie er es war, ist in unserem Verein doch nicht gerade jeder.

Einen haben wir schon unter uns, der die Allseitigkeit und den künstlerischen Zug des Wirkens in seiner Zeitschrift, genannt „Hilfe", allwöchentlich vor dem erstaunten Vaterlande ausbreitet — ich will ihn nicht anblicken, sondern ihm den Rücken zuwenden, damit er nicht merkt, dass ich ihn meine. Vielleicht werden es mit der Zeit mehr, und dann könnten wir von uns rühmen, dass auch wir etwas von dem Wesen besitzen, das den eigentlichen Kern des höheren Münchnertums bildet.

Dankbar ergreifen wir unsere Gläser: es lebe die Stadt, die den Deutschen vor dem Fexentum des Berufs bewahrt; die Stadt, die vom Tüchtigsten fordert, dass er noch ein ganzer Mensch bleibe. Neben das lustige Wien, das goldene Mainz, das heilige Köln setzen wir das gemütliche München: es lebe, wachse und gedeihe!

Betrachtungen anlässlich des Kaiser-Manövers.

Von Major z. D. und Bezirksoffizier Ernst Faller in Frankfurt am Main.

Jena oder Sedan? In einem vor einiger Zeit unter diesem Titel erschienenen Sensations-Roman werden die deutschen Heeresverhältnisse bezüglich der Einrichtungen, der Ausbildung, wie auch in geistiger und

moralischer Richtung in so schauerlicher Weise als auf schlimmen, abwärts gerichteten Bahnen sich bewegend dargestellt, dass dem Unkundigen, falls er dem Verfasser glaubt, seine Schilderungen entsprächen der Wirklichkeit, um unser schönes Heer allerdings angst und bange werden könnte. Dass dieses Werk in kurzer Zeit es zu einer bedeutenden Zahl von Auflagen bringen konnte, ist ein Beweis vielleicht einerseits des allgemeinen grossen Interesses, das unserem Heere entgegengebracht wird, anderseits aber auch dafür, dass der um Aufsehen zu erregen geschickt gewählte Titel mit dem Tendenz-Fragezeichen nebst dem Titelblatt in den deutschen Farben und mit dem Eisernen Kreuz seine Schuldigkeit getan hat; ausserdem mögen dazu die reichlichen sinnlichen Szenen aller Art, die sich fast in jedem Kapitel abspielen, beigetragen haben.

Aber gerade die Wahl des Titels, die Gegenüberstellung von Jena und Sedan, zeigt uns von vorneherein, dass der Verfasser auf militärische Sachkenntnis und Urteilskraft keinen Anspruch macht. Denn abgesehen davon, dass es an sich schon ein militärischer Nonsens ist, zwei in ihren Ursachen und Wirkungen so durchaus verschiedene Kriegs-Ereignisse so kurzer Hand zu einem Vergleich einander gegenüberzustellen, so weiss heute jeder, der nur einigermassen sich mit Kriegsgeschichte befasst und einen verständnisvollen Einblick in die Fortentwicklung der deutschen Armee in allen ihren Teilen seit 1870 getan hat, dass diese sich jedenfalls nicht auf dem Wege nach Jena befindet, denn bei Jena unterlag nicht eine in sich schlechte Armee — im Gegenteil! —, sondern eine veraltete Art der Kriegführung überalteter Offiziere und Führer gegenüber einem ganz neuen System der Kampfweise, in überraschendster Weise zur Anwendung gebracht durch ein seltenes Feldherren-Genie und unterstützt durch Unterführer im kräftigsten Mannesalter. Kann nun behauptet werden, dass unsere Gefechtsgrundsätze, die ganze Art der Kriegführung seit 70, im Vergleich zu anderen Armeen, in hergebrachten Formen erstarrt wären oder zu erstarren begännen? Sind wir in unserer Kriegskunst hinter anderen Armeen zurückgeblieben und können wir wieder in die Lage kommen, unvorbereitet einer neuartigen fremden Kampfweise gegenübertreten zu müssen? Wir glauben, dass wer mit offenem, unbefangenem Blick beobachtet, wie rastlos und eifrig an allen Stellen der Truppenführung und Heeresverwaltung an der Weiterentwicklung unseres Heerwesens gearbeitet wird, wie eingehend alle Ereignisse und Verhältnisse bei anderen Armeen studiert und die entsprechenden Lehren daraus gezogen werden, wie alle Neuerungen auf technischem Gebiet für die Armee nutzbar gemacht werden, welch reger Geist in der Militär-Literatur herrscht — mit gutem Gewissen die volle Überzeugung haben darf, dass die deutsche Armee weit ab von der Gefahr eines Jena sich befindet, dass sie vielmehr auch heute noch wie bisher das gefürchtete Vorbild für die anderen Nationen ist und bleiben wird, und dass überall darauf hingearbeitet wird, auch künftighin den Sieg an unsere Fahnen zu fesseln, soweit dies eben nach menschlichem Ermessen beurteilt werden kann.

Eine der wichtigsten Voraussetzungen hierzu ist allerdings, dass die Disziplin mit eiserner Energie um so schärfer aufrecht erhalten wird, als die heutigen Kampfesarten und Gefechtseinwirkungen Ordnung auflösend und Nerven erschütternd auf die Truppen wirken, wobei noch zu beachten bleibt, dass das Mannschaftsmaterial in seiner natürlichen Güte vielfach gegen früher zurückgegangen ist und dass bei den zahlreichen Kriegs-Neuformationen der Massenheere und in Folge der kürzeren Dienstzeit, viele weniger gut ausgebildete und gefestigte Elemente sich darunter befinden werden. Wodurch wird nun diejenige Disziplin erreicht, die auch unter schwierigen Gefechtsverhältnissen, in unglücklichen Lagen standhält? Nur durch einen gewissen Drill, und hiermit kommen wir auf den wohl schwerwiegendsten Vorwurf zu sprechen, der in dem genannten Roman der heutigen Ausbildungsart gemacht wird: diese sei nämlich nicht kriegsgemäss, und zwar wegen des Paradedrills und der unsachgemässen Art der Herbstübungen. In letzterer Beziehung geben uns die vor kurzem beendeten Manöver erwünschte Gelegenheit, uns hierzu über einiges zu äussern. Was zunächst den Drill anlangt, so möchten wir nur kurz darauf hinweisen, wie wenig Ansprüche an das formale Exerzieren das heutige Exerzierreglement (von 88) macht, im Vergleich zu dem früheren, noch lange Zeit nach 70 giltigen. Diese wenigen übriggebliebenen Exerzierformen müssen aber um so vollkommener und gründlicher eingeübt werden, um jene Strammheit, Anspannung und Leistungsfähigkeit, jenen unbedingten Gehorsam und jenes Pflichtbewusstsein zu erzielen, wodurch auch noch in den kritischsten Stunden des Gefechts dem Befehle des Führers Geltung verschafft und den schwankend werdenden moralischen Eigenschaften des Soldaten Unterstützung gewährt wird. Das ist das ganze Geheimnis des Paradedrills, der eben nicht als Selbstzweck, sondern als die wohlberechtigte Grundlage für den Aufbau der Disziplin anzusehen ist. Diese Grundlage bildet gerade für die Erziehung des Mannes zur Selbsttätigkeit und Selbständigkeit im Gefecht das unbedingte Erfordernis für den Erfolg, denn ohne sie werden die einzelnen Schützen wie die Schützenmassen der Einwirkung der Führer noch mehr entzogen sein, als dies ohnedem zu befürchten ist. Nur „Murr, Zuck und Ruck in der Kolonne“ erzeugt auch Willenskraft zur Ertragung der Kriegsstrapazen, stählt die Nerven zur Überwindung der vielfach schauerlichen Kriegsmomente, während Schlapp- und Schlaffheit das Grab der Tapferkeit der Massen ist. — Welch lehrreiches Beispiel führt uns der Burenkrieg vor Augen: selbst dies sonst so tüchtige und in Einzelleistungen hervorragend tapfere Kriegsvolk unterlag nicht zum wenigsten aus Mangel an strammer Schulung. — Dass in langer Friedenszeit da und dort der Drill eine ungebührliche Zeit in Anspruch zu nehmen droht, dass da und dort damit auch unnötige Quälereien verbunden werden können, braucht wohl kaum besonders erwähnt zu werden, dies liegt in der menschlichen Natur und gehört zu den menschlichen Schwächen, wie sie eben auf jedem Gebiet sich zeigen; dass aber die eigentliche Gefechtsausbildung auch in diesen Fällen nicht allzusehr da-

runter leidet, dafür sorgt allein schon das Vorhandensein unserer vorzüglichen Felddienstordnung und Schiessvorschrift mit ihren bestimmten Anforderungen.

Werfen wir nun einen Blick auf Anlage und Durchführung der Herbstübungen, so steht vor allem die Tatsache fest, dass unsere Methode als die kriegsgemässeste Vorbereitung und Übung der Truppen wie der Führer vom Auslande anerkannt und nachgeahmt worden ist. Sofort nach Bekanntgebung der Allerhöchsten Bestimmungen über die Abhaltung der grösseren Truppenübungen, die meist schon im Februar erfolgt, werden von den betreffenden Generalstäben die Vorarbeiten begonnen. Auf alles das, was hierbei zu berücksichtigen ist: Auswahl und Erkundung des Übungs-Geländes, Unterkunft, Transport, Verpflegung der Truppen, Anlage der Übungen — kann heute nicht näher eingegangen werden, es muss indessen betont werden, dass alle Massnahmen von dem Gesichtspunkt getroffen werden, dass die Übungen, so weit es die Friedens-Rücksichten irgend gestatten, den kriegsgemässen Verhältnissen möglichst nahe kommen; je grösser die zu berücksichtigenden Truppenmassen sind, desto schwieriger gestalten sich die Verhältnisse infolge der nötigen Beschränkung an Zeit, Raum und Kosten. Man bedenke nur, dass selbst die Gefechte ganzer Armeekorps sich in wenigen Stunden abspielen müssen, während der kriegsgemässe Aufmarsch eines mobilen Armeekorps allein 4—5 Stunden in Anspruch nimmt! Und doch sind solche grossen Truppenzusammenziehungen, wie in dem letzten Kaisermanöver (4 Armeekorps und 2 Kavallerie-Divisionen), zur Erprobung, wie sich die zukünftigen Massenheere im Ernstfalle bewegen, entwickeln und verpflegen lassen werden, zur Ausbildung der Führer und Truppen in bezug auf die Raumverhältnisse, gegenseitige Einwirkung, Waffenwirkung und vieles andere mehr von grösster Bedeutung. — Allen Übungen liegt eine vom Leitenden ausgegebene Voraussetzung (Generalidee) zugrunde, die die Kriegslage der beiden Parteien scharf kennzeichnet, die aber jedem Führer nur insoweit bekannt gegeben wird, als er auch im Ernstfalle davon Kenntnis haben könnte. Alle weiteren Anordnungen sind dem Führer überlassen, keine Bewegung wird ihm vorgeschrieben, kein Moment im voraus bestimmt, keine Weisung bezüglich eines beabsichtigten Ausganges gegeben, jeder Führer hat volle Entscheidungsfreiheit für seine Tätigkeit. Von gegenseitig abgekarteten Massnahmen kann gar keine Rede sein. Dass vielleicht einmal zwei feindliche sich begegnende Patrouillen freundschaftlichst ihre Kenntnisse gegenseitig austauschen, mag vorkommen, jedenfalls muss aber ein solches Verfahren als ein seltener Ausnahme-Scherz bezeichnet werden. — Unnatürlichkeiten und nicht kriegsgemässe Erscheinungen werden aber trotz allem nie ganz zu vermeiden sein, infolge von Bebauungs- und manchen anderen nicht zu beseitigenden Friedensverhältnissen und -Rücksichten, und insbesondere auch dadurch, dass eben nicht scharf geschossen wird, dass also die schwer einzuschätzende Waffenwirkung ebensowenig manchmal richtig zur Geltung kommt wie der moralische Zustand

der Truppen. — Hierbei sei noch die vielerörterte Frage der grossen Kavallerie-Attacken gestreift. Wenn es wohl unbestritten ist, dass einerseits die Haupttätigkeit der Kavallerie in einem zukünftigen Kriege im allgemeinen im grossen und kleinen Aufklärungsdienst und in der Verfolgung bestehen wird, und anderseits eine Schlachtentätigkeit gegen unerschütterte, in Stellung befindliche Truppen als erfolglos betrachtet werden muss, so kann doch nicht geleugnet werden, dass auch in Zukunft die Verwendung grosser Kavallerie-Körper in der Schlacht nicht ausgeschlossen ist, vielmehr unter Umständen von entscheidender Bedeutung und grossen Erfolgen sein kann. Jeder, der im Feldzuge eine von Panik ergriffene Truppe gesehen hat, wird dies für diesen Fall ohne weiteres zugestehen — da ist es dann ganz gleichgültig, ob diese Truppe die beste Waffe in Händen hat, man wirft sie weg, flieht oder ergibt sich! Solche moralische Erschütterungen einer Truppe können aber gerade infolge der heutigen gesteigerten, entnervenden Waffenwirkung, die grosse Verluste in kürzester Zeit erzeugt, gar plötzlich eintreten, und um so öfter und eher, je kürzer die Dienstzeit und je milizartiger die Truppe ist. Das Heranbrausen grosser Kavalleriemassen übt schon an und für sich einen gewaltigen Einfluss aus; Artillerie wird auf dem Marsche, beim Abprotzen oder für Angriffe aus Flanke und Rücken manchen günstigen Attacken-Augenblick bieten, ebenso die zahlreichen hinter der Front befindlichen Trains und Kolonnen. Auch muss sich unter Umständen die Kavallerie opfern, um für das Heil der Armee zu retten, was noch zu retten ist; selbst wenn in diesem Fall Vernichtung ihr Los wäre, so wäre ihre Verwendung doch eine gerechtfertigte und ihre Attacke eine erfolgreiche. Für eine solche Schlachtentätigkeit müssen aber unsere Kavallerie-Regimenter umsomehr vorgeübt werden, als wir bis jetzt im Frieden noch keine Kavallerie-Divisionen besitzen, wie dies in Frankreich und Russland der Fall ist, sondern solche erst im Mobilmachungsfall formieren — dies ist der bedeutsame Zweck der grossen Kavallerie-Attacken in den Kaisermannövern, wobei es gar nicht darauf ankommt, ob die kriegsgemässe Situation gerade eine Attacke erlaubt, sondern vor allem darauf, dass die Entwicklung zu einer solchen und ihre Durchführung überhaupt geübt wird.

So sind unsere Kaisermanöver nicht als prächtige Bilder zur Augenweide arrangiert, sondern sie haben und erfüllen den ernsten Zweck der Vorbereitung und Belehrung aller Beteiligten für den Ernstfall, an den vorkommenden Fehlern wird gelernt.

Wenn wir zum Schlusse feststellen können, dass die sämtlichen bei den letzten Kaisermanövern beteiligten Truppen auf jedermann in ihrer Ausbildung wie Leistungsfähigkeit einen vorzüglichen Eindruck machten, dass sie trotz erheblicher vorhergehender Marschleistungen bei glühender Hitze und dickem Staub den Gefechtsaufgaben noch mit frischer Ausdauer gewachsen waren und dass der Gesundheitszustand ein vorzüglicher blieb, so darf wohl mit Fug und Recht der Schluss gezogen werden, dass das Ausbildungssystem das richtige war und ist, indem es seinen Zweck, die Truppe möglichst kriegsbrauchbar zu machen,

erreicht hat und auch künftighin erreichen wird, dass somit der praktische Beweis geliefert ist, dass unsere Armee sich nicht auf dem Wege nach Jena befindet, wie dies der Roman „Jena oder Sedan?“ glauben machen will.

Bei Jesuiten.

Von Alfred Leonpacher in München.

Im Jahre 1761 forderte Ludwig XV. von seinen Landesbischöfen ein Gutachten über Seelsorge, Unterricht, Kirchendisziplin und Loyalität der französischen Jesuiten. Es war Kriegszeit: die portugiesische Ordensprovinz war bereits vernichtet und eben hatte das französische Parlament die blühenden Jesuitenschulen unterdrückt. Unterm 30. Dezember 1761 reichte der Episkopat sein Antwortschreiben ein; es war in allen Punkten eine beredte Rechtfertigung: „Der Unterricht“, heisst es da, „den die Jesuiten in unseren Diözesen erteilen, geschieht öffentlich. Menschen aus allen Ständen, aus allen Klassen der Nation sind Zeugen und hören, was sie vortragen . . . Man befrage jene, welche in ihren Kollegien erzogen worden, ihren Missionen beiwohnten, in ihre Bruderschaften eingeschrieben waren und unter ihrer Leitung in frommer Abgeschiedenheit sich geistlichen Übungen unterzogen haben, und gewiss wird unter allen diesen vielen Tausenden kein einziger auftreten und behaupten, je eine der Sicherheit des Souveräns oder des Staates gefährliche Lehre von ihnen gehört zu haben.“

Dieser Vorschlag bleibt für alle Zeiten beherzigenswert, man wird dabei besser beraten sein, als durch die lautesten Brandreden der Politiker. Solche Zeugen, Zöglinge, Missionshörer und Exerzitienbesucher, sind allerorts zu finden, ja nötigenfalls auch ihre Lehrer, die an den verschiedensten deutschen Bibliotheken, Archiven und Universitäten ein gastliches Asylrecht geniessen: „Eines Mannes Rede ist keines Mannes Rede, man muss sie billig hören beede.“

Ein Familienbild aus dem Jesuitenkolleg zu Innsbruck wollen diese Zeilen bieten; ein dankbarer Gast schreibt sie, kein Kläger und kein Anwalt.

Wie eine hohe Säule zeugt das Kolleg zu Innsbruck von jenen Zeiten verschwundener Pracht, wo jede grössere süddeutsche Stadt, wie Augsburg, Dillingen, Ingolstadt, Regensburg, München usw., ihr Jesuiten-

kolleg besass. Neben Freiburg in der Schweiz hat Innsbruck jetzt noch die einzige Fakultät, deren Lehrstühle der Staat einem Orden anvertraut hat, während zahlreiche Mittelschulen in Österreich, Bayern und in der Schweiz zum finanziellen und ethischen Vorteil des Staates von den wetteifernden Orden der Benediktiner, Zisterzienser, Prämonstratenser, Franziskaner, Augustiner, Redemptoristen und Jesuiten geleitet werden.

Der diesen Knotenpunkt der Völkerstrasse zwischen Nord und Süd zu einem Jesuitenquartier, in damaliger Zeit (1562) zu einer Feldzugsbasis, ausersah, hatte einen hellen Blick; es war der erste deutsche Jesuit, Canisius.

Hier sammeln sich die Gewässer und berieseln dann den deutschen Süden, hier ist ein Windfang für den schwülen Scirocco und den frischen Talwind, hier ist eine Wegkreuzung für Touristen aller Länder, die Höhenluft, Leibessport und Alpenflor suchen. Was die Felsen scheiden, binden die Täler. Wie in der äusseren Stadt, so steht es auch hinter den frostigen Klostermauern an der Universitäts- und Sillstrasse. Hier entspringt eine Literaturquelle, die weite Theologen- und Volkskreise befruchtet, hier ist ein Passübergang und eine Wasserscheide römischer und deutscher Theologie und Religiosität; hier ist das Jahr über ein internationales Theologenheim, in den Ferien aber eine Herberge für Geistliche, Lehrer, Studierende, die gruppenweise den viertägigen geistlichen Übungen des hl. Ignatius obliegen; sie verbinden die Ferienreise mit dieser Höhenkur bei einsamer Betrachtung und Andacht und kehren heiter wie nach einer Badereise zu ihrem Beruf zurück.

Der Oktober führt die Theologen wieder zurück, wie die Zugvögel steuern sie südwärts, ca. 300 besuchen alljährlich die Fakultät; ihrer 200 beherbergt das „Convict".

Der Fremdling hat keine Ahnung von dem magischen Zauber, den das Sigill S. J. auf die katholisch erzogene Jugend ausübt. Die öffentliche Fehde vermag nicht den leisesten Argwohn in die Herzen zu streuen, sie mehrt nur ihre Sympathie. Die Jungen kennen die Stifter, die Heiligen, die Missionäre des Ordens. Sie kennen das Martyrium seiner Aufhebung und seiner Verbannung; sie lesen die Literaturkataloge katholischer Verlage, Jugendschriften von Spillmann, Geschichtswerke von Kobler, Michael, Grisar, und etwa noch weniges von T. Pesch und H. Pesch, von Cathrein, Baumgartner, Dressel, Wasmann. Endlich wirken die Schilderungen des Studienlebens im Germanicum zu Rom, wie sie in Hettingers „Welt und Kirche" stehen, mit magnetischer Anziehungskraft auf jugendliche Enthusiasten.

Das ist die Fernwirkung des Jesuitennamens.

Die theologische Berufswahl und der Eintritt in ein geistliches und gar in ein streng jesuitisches Erziehungshaus wäre eine intime Seelenstudie für sich. Dem einen liest man ja wohl an den weichen Zügen und sanften Augen die natürliche Vorbestimmung für Altar, Kinderlehre und Krankensorge ab; andere aber, vollblütige Glutäugige, mussten doch wohl nach hartem Ringen sich entschlossen haben. Wohin mag der schüchterne Dorfsohn

streben, wohin der geschmeidige Aristokrat? Was treibt sie alle fort aus übermütiger Freundesrunde?

Mit reinem Opfersinn überschreiten sie die Schwelle, mit frommem Schauder sehen sie sich in den Wandelgängen des geheimnisreichen Hauses um, mit klopfendem Herzen stehen sie zum erstenmal vor einem Pater, vor dem Regens des Hauses, und nicht ohne bescheidene Verlegenheit dulden sie's, dass ihnen der väterlich sorgende Vorstand selbst ihr Zimmer anweist.

Hier sollen sie allein oder mit einem Sozius vereint „geistlich" werden. Alles ist sehr viel anders als am Gymnasium. Kein unruhiger Studiensaal, kein Massenquartier, kein Aufseher. Endlich allein! Dass die Wände so nüchtern, Pult, Bett, Schrank und anderes Inventar so schmucklos einfach sind, das ist ja gerade erwünscht. Zum Fenster schaut das Brandjoch und Frau Hütt herein und unten umschlingt ein herbstfarbiger Gartenkranz die hochragende Kuppel der Universitätskirche.

Wie ein freundliches Gastgeschenk liegt die Hausordnung zum Gruss am Pulte. „Consuetudines" nennt sie sich milde und liest sich in ihrer ehrwürdigen Latinität so anmutend wie eine alte Klosterregel; sie birgt einen Schatz kostbarer Regeln für das freundschaftliche honette Zusammenleben, für die religiösen Übungen und die Hausdisziplin, für die Tages- und Studienordnung, für die Erholungszeit in und ausser dem Hause.

Kein Wort steht drinnen von Zwang, Kontrolle, Strafe. Wie heller Sonnenschein glänzt überall das Vertrauen der Oberen, unwiderstehlich lockt es maiblütengleich den guten Willen hervor.

Das ist das Geheimnis dieser Pädagogik. Wer eingetreten ist, ist frei gekommen, frei kann er wieder ziehen, frei fühlt er sich zwischen den Mauern und Regeln und Vorgesetzten. Auf diesem Grund wächst ein Charakter sowie auf Fels die Alpenrose.

Die Erstlingsstunden und Tage in solchem Haus schwinden rasch; überall in den weiten Gängen summt es wie bei einem Bienenvolk. P. Regens dirigiert freundlich ein dienstbereites Altsemester dem Neuling aufs Gemach. Der Gütige besorgt Gepäck und Bücher und Kollegienhefte, einen Ballen Immatrikulationspapiere und muntre Brüder aus der Heimat, und so beginnt die ermüdende Übung, die 200 Kollegen kennen zu lernen.

Dann kommt wie staubreinigender Platzregen der offizielle Eröffnungsabend in der Aula. P. Regens sprach; er sprach nicht wie die andern, er sprach wie einer, der Macht hat, aus seiner glühenden Westfalenbrust; er wusste wie man rufen muss, wenn man Echo will; er wusste, wo der Zündstoff lag in den unverderbten Herzen und er verstand den Brand zu schüren. Er sprach oft zu uns, jedesmal in frischer Form und Herzlichkeit: Erst ein Appell an den Idealismus der Kandidaten, gleich der Ordensdevise „Alles zur grösseren Ehre Gottes"; von der lichten Höhe wies er dann auf die kleinen Bilder der Alltagstiefe nieder: auf die Tagesordnung, die Hausruhe, den Studienbetrieb und andre

Pädagogenschmerzen. Von der ersten Stunde an kannte er jeden beim Namen und etwas tiefer noch; lächelnd wusste er Wünsche zu versagen und Bittsteller zu vertrösten; er hätte als Diplomat reüssieren können. Mög' er sanft ruhen im felsumschlungenen Friedhof zu Meran. „Ach sie haben einen guten Mann begraben, Und uns war er mehr."

Von da ab begann der Ernst der Hausordnung; die modischen Gehröcke verschwinden, der Neuling lernt im wallenden Talare schreiten, die Gänge werden grabesstill, die Glocke ruft erfolgreich zu Studien und Kolleg, Besuche bringt nur mehr die Mittagsstunde. Bei Tisch und in der Gartenpromenade wählt man den Gesellschafter nicht mehr frei nach Alter und Nation.

Die internationale Mischung ist der Hauptreiz des Hauses. Die Mehrzahl der Kandidaten sind Ausländer, Reichsdeutsche, Schweizer, Nordamerikaner; vereinzelt wird etwa ein Engländer, Spanier, Grieche oder pseudonymer Russe dazu verschlagen; darein mengt sich die Sprachverwirrung Österreich-Ungarns; die Ungarn, Tschechen, Polen und Südslawen sondern sich in kleine Gruppen; meist sind es gescheite Köpfe, zu Promotionszwecken vom heimischen Seminar entlassen; sie glänzten auf den Disputationen, in Gesellschaft waren sie naiv heiter, in Politik ungeniessbar. Abgesehen von Kaisers Geburtstag schieden sich Preussen und Süddeutsche meist säuberlich. Das preussische Auftreten, gepaart mit studentischen Allüren, fand im allgemeinen wenig Anklang, doch ebensowenig fand die äusserliche Selbstvernachlässigung mancher Süddeutscher Schonung. Bei den Bayern hospitierten gerne die Württemberger, Badenser, Hessen, Reichsländer und — Kroaten. Die Schweizer waren stille Streber und meist gute Sangesbrüder und Theaterimpresarii. Eine Welt für sich machten die 40 Amerikaner aus, Ball- und Bergsport schien ihre Leidenschaft. Sie stammten von den verschiedensten Staaten der Union, sie gaben sich gerne als Welt- und Geldmacht, als Demokraten und Niggerfeinde und sprachen ein schauerliches Latein.

Von diesen Gruppen hoben sich noch zwei Antipoden ab; Orden und Aristokraten. Vertreter von etwa einem Dutzend Ordensgesellschaften, Schwarze und Weisse, Schwarzweisse und Weissblaue, Braune mit und ohne Strick huschten durch die dunkle Masse, Laxe und Strenge, Fleissige und Übergemütliche, wie sie in Österreich wachsen. Unter den Adeligen gab es mehr klingende Namen als markante Charaktertypen; meist kennzeichnete sie der Stempel weicher Frauenerziehung; sie passten sich den demokratischen Sitten des Hauses willig an und wirkten durch ihre Formen wie Sauerteig auf die Masse.

Mit besonderem Respekt wurden endlich gewesene Referendare, Ärzte und Reserveoffiziere, gezeichnete Korpsstudenten, Witwer und Lokomotivführer a. D. beehrt.

Es war ein buntes Familienbild. Eisen schärft sich am Eisen. Wo Starkes sich und Mildes paarten, da gibt es einen guten Klang. Gross war der gesellschaftliche Gewinn aus diesem Milieu für alle Teile. Jeder gab und empfing. Einer trug des anderen Lasten. Zum Spazier-

gang wurden jedem zwei Begleiter auf einer Namentafel zugewiesen, mit denen schweifte man frei in Wald und Berg. Erst musste ein Jargon gefunden werden, womit man sich mit amerikanischen oder schweizerischen Neulingen verständigen konnte, dann ein Thema für den Landfremden; das eintönige Studienleben tötete mit der Zeit das belletristische, ästhetische, politische Interesse, darüber wucherte eine ungezügelte Fachschwärmerei; wir waren imstande, besonders in der sommerlichen Fieberzeit der Examina, die würzigsten Bergeinsamkeiten mit scholastischen Disputen zu entweihen. Doch gab es auch viele bessere Elemente; die fanden sich an „Ferialtagen" zusammen zu frohen Klettertouren. Im späten November noch hinterliessen wir unsere Spuren oben bei Frau Hütt, „wo schroff die Strasse und schwindlich jäh herniederfallet zum Inn". Im Winter rodelten wir mit hochgeschürztem Gewande von St. Magdalen oder Schönberg zu Tal, im Frühjahre fuhren die Kühnen schneeumstäubt auf den Lawinenrinnen am Hafele Kar nieder; an Ostern durchschwärmte, wer es vermochte, Oberitalien oder Südtyrol; am Gründonnerstag stand alljährlich unsere Deputation vor dem Papste; zu Pfingsten wimmelte der ganze Achensee und Karwendelblock von entsprungenen Theologen. An freien Sommertagen aber, sowie zu Ferienbeginn, streiften die Talmenschen durch die Bauerndörfer am Mittelgebirg, die Höherveranlagten aber bezwangen die einzelnen Stubai- und Duxer Gipfel.

Die Ordensregeln der Patres würdigen vollauf die Notwendigkeit körperlicher Abspannung, deshalb soll jedem Kollegium ein Landhaus zugehören; hier soll die Klostergemeinde in freier Natur ihren wöchentlichen Rasttag halten. Sie brauchen's. 6 Stunden Schlaf ziemt dem Mönch, 7 dem Kranken, 8 dem Faulen, heisst der alte Klosterspruch. Daran halten sie sich, und das wirkt auf ihre Nerven ebenso wie die Einsamkeit und die Studienpflichten; drum sieht man sie allwöchentlich hinauspilgern an die schäumende Sill, abseits von der Brennerstrasse, zum Zenzenhof; hier mögen sie, der Zelle entflohen, wie Faust am Ostermorgen, den Frühlingsglanz der Natur geniessen. Die Woche über sitzt dort nur ein silberhaariger Einsiedler, ein sinniger Troubadour der Gottesminne; das katholische Volk kennt seinen Namen weit und breit; an den Bach hat er sich ein Riesenkreuz gebaut und darunter den Vers geschrieben:

„Unendlich gross ist deine Spur — O Gott im Tempel der Natur!
Doch willst du ihn noch grösser sehn — So musst du hin zum Kreuze gehn."

Die gastlichen Räume öffnen sich auch den Studierenden mehrmals und mancher Bücherwurm lernt hier wieder lachen, wenn nach Lied und „Mimik" der Schalk sein Fehmgericht über Hoch und Niedrig hält. Die Obrigkeit macht gute Miene zum bösen Spiel, und die Jungen dürfen's auch nicht übel nehmen.

Es ist erstaunlich, welche Seelenkunde, welches Jugendverständnis diese Bräuche geschaffen hat. Wie das alles wirkt auf Nerven und Laune und Arbeitsfreude! Der junge Mensch spürt kaum, wie er er-

zogen und poliert wird; alles geht von selber, meint man; der Regisseur ist unsichtbar.

Die Frucht dieser häuslichen und geselligen Erziehung ist eine hohe Schaffenslust. Theologen gelten allgemein als fleissig; das ist nicht mehr wie billig. Dort im Convict ist aber nicht nur das Berufsideal und die Weltabsonderung, sondern auch harte Konkurrenz Triebfeder gesteigerten Strebens. Kein Provinzlyzeum kann eine solche Elite guter Köpfe produzieren, wie man sie hierher von allen Ländern und Klöstern zusammenschickt.

Hier erringt keiner billige Erfolge und keiner braucht im Verborgenen zu blühen; dagegen sind die wöchentlichen Disputationen gut; hier ist der Fechtboden „scholastischer Spitzfindigkeit und jesuitischer Dialektik"; mühsam lernen die Jungen das Defendieren und Opponieren in Philosophie, Dogma, Bibelkunde und Moral, vorher aber die lateinische Konversation und das „Collegium Logicum".

„Da wird der Geist euch wohl dressiert
In spanische Stiefeln eingeschnürt,
Dass er bedächtiger sofortan
Hinschleiche die Gedankenbahn,
Und nicht etwa die Kreuz und Quer
Irrlichteliere hin und her."

Es ist also eine alte Methode aus Mephistos Tagen, auch der Inhalt der Thesen ist alt. Vor 150 Jahren schickten die bayrischen Prälaten einander Kunstblätter als Einladung zu klösterlichen Disputationen; es stehen die gleichen Thesen darauf wie bei den heutigen Disputen; daher die Vorwürfe von Stagnation, Antiquierung und Petrefaktenart der Philosophia perennis. Man denke sich jugendliche Stürmer bei dieser Kost und dazu trafen noch die Freundesbriefe von Würzburg ein, wo die Anfänger schon mit den pikantesten Problemen aufwarten konnten — mir war wie dem Gefangenen zu Chillon, wie ihn die plätschernde Brandung und das Vöglein am Fenstergitter ins Blaue locken wollte. Dennoch verkenne ich den Nutzen dieser Karenz nicht; man wollte uns das literarische Spielen und Naschen abgewöhnen und uns strenge Formen des Denkens und Disputierens lehren.

Mit Mephistos spanischen Stiefeln ist die Schlussfolgerung aus Ober- und Untersatz gemeint. Bei diesem Schema ist es Aufgabe der Defendenten, Untersatz, Schluss und Konsequenz zu prüfen und subtil zu distinguieren; das macht den Geist scharfsichtig, den Mund schlagfertig. Den bedeutenderen Schülern gibt man immer schwierigere Streitfragen und Dissertationen und bei Quartalsschluss wird dem einen oder anderen die Ehre, vor den geladenen Vorständen und Professoren einen Waffengang untereinander oder mit einem der noch besser geschulten Jungjesuiten austragen zu dürfen.

So lernt und erprobt man nach der Logik aristotelische Metaphysik, Kosmologie, Psychologie und Ethik. Abgesehen von der Psychologie wurden uns nach der positiven Darlegung sparsame Ausblicke auf die einschlägigen Probleme der englischen und deutschen Philosophie

verstattet; wir hätten natürlich mehr gewünscht, geschichtlichen und genetischen Überblick und speziell Fühlung mit den radikalen Psychologen der Neuzeit; zum Notbehelf suchten wir Ersatz in den philosophischen Publikationen etlicher deutscher Jesuiten, wie T. Pesch, Hontheim, Kathrein etc. und holten das Versäumte tunlichst später ein; ich halte das für leichter, als sich autodidaktisch in die Scholastik einzuarbeiten. Ebenso hungerte manchen nach naturwissenschaftlichen Kollegien; aber niemand gab sie ihm. Die Patres selbst gehörten der theologischen Fakultät an und durften nur philosophisch-theologische Propädeutik lesen, den Kollegen von der anderen Fakultät aber vertrauten sie uns nicht gerne an aus Gründen des einheitlichen Studienganges und der Orthodoxie. Wir hatten ihnen in anderem so viel zu danken, dass wir uns darüber trösteten und zufrieden waren, wenn wir nur ein paar vertrauenerweckende Philosophenkollegien frequentieren durften. Nach der Philosophie begann ein drei- oder vierjähriger Dogmatikkurs, während dessen man die übrigen Disziplinen, wie Moral und Kirchenrecht, Bibelkunde und Kirchengeschichte, Pastoral und soziale Frage belegte. Die Dispute und Dissertationen wurden fortgesetzt und durch Predigtproben noch vermehrt. Man hörte geist- und klangvolle Mustervorträge beim offiziellen Universitätsgottesdienst; um so schwieriger war die Rolle des Probekandidaten, der bei Tisch sich vor den Kollegen produzieren und nachher kritisieren lassen musste; Orator fit: jeder hatte seine eigenen Unarten. Die Geistreichigen schnitten schlecht ab; man hielt es mit Pauli Prinzip: „Lieber will ich fünf Worte bloss mit Verständnis sprechen, um andere zu erbauen, als zehntausend Worte in Wundersprachen.“

Hier wie in den andern Disputen präsidierten die Fachprofessoren; Stimmen aus dem Publikum hörten sie immer gerne; übrigens war jeder Schüler berechtigt und ermuntert die Patres in Zweifeln zu konsultieren. Wohl scheute man sich die Zelebritäten und Schriftsteller zu belästigen; wir wussten, wie sie arbeiteten und Zeit sparten bei Tag und Nacht.

Scharf geschnittene Typen gab es neben dem Durchschnitt. Das Ordensleben nivelliert nicht, es prägt unbeugsame Eigenart.

Der Senior des Hauses war der emeritierte Kirchenrechtler; des Alters Schnee umsäumte die abgeklärten väterlichen Züge. Aus vier Weltteilen schlagen ihm dankbare Schülerherzen entgegen. Auch der alte Dogmatiker ragt wie eine Bergtanne über die Vegetationsgrenze der österreichischen Hochschulen hinaus. Werden ihm seine 45 Lehrjahre und seine dogmatischen, patristischen und kirchenhistorischen Werke einmal als Stufen der Himmelsleiter angerechnet, dann kommt er hoch; noch ist seine zähe Schweizerkraft unermüdlich; in die Spekulationshöhen steigt er nimmer gerne, aber er weiss mit seinem farbenreichen, praktisch lebendigen Vortrag die Jugend mehr zu fesseln, als alle andern.

Als Gegenbild davon hatten wir einen anderen Dogmatiker; das war ein echter, weltfremder Professorentyp. Gott verzeih' mir, dass ich so wenig merkte von seinem Kirchentraktat, von dem er kaum ein Vierteil in Jahresfrist fertig brachte und von seinen Spekulationen über

Gnade, Prädestination, ungetaufter Kinder Los und andre unbekannte Dinge.

Wie der Weinstock neben der Ulme, wirkte neben ihm ein weiterer Dogmatiker, aus dem Rheinland gebürtig, das reichste Talent im Hause, eine vornehme herzgewinnende Erscheinung, der Liebling aller, immer gleich bescheiden, ob er nun gerade ein Bündel alter Schulbeweise zerpflückte und ehrlich verwarf oder ob man ihn auf dem Zimmer überraschte, wie er nach Ordensvorschrift mit dem Kehrbesen in der Hand den Bücherstaub zusammen scheuerte. Offner Protest folgte seiner Amovierung und treuer Dank dem allzufrüh Hingegangenen.

Eine andre Tonart liebte der Kirchengeschichtler — man hat seine Geschichte des deutschen Volkes mit anerkennenden, seine Döllinger-Biographie mit gemischten Gefühlen aufgenommen. Er liebte scharfe Polemik, mit schneidender Offiziersstimme warf er seine Pointen in den Saal; wir verdanken ihm unter anderem präzise Untersuchungen über die Kontroversfragen der Infallibilität, des Inquisitions- und Hexenwesens und mit Freude denke ich an die Unbefangenheit, womit er Luthers Jugendcharakter gerecht wurde.

Auf exponiert hohem Piedestal der Orthodoxie stehen wehrhaft die beiden Bibelwissenschaftler; selbst ihre deutschen und romanischen Ordensbrüder lassen sie in wichtigen Streitpunkten allein auf weiter Flur; der ältere, ein altbayrisches Original, ist mit seiner Geradheit, Kraftsprache und treuherzigen Vatersorge, das Entzücken aller Neulinge.

Doch als die liebenswürdigste Erscheinung eines Jesuiten, wie man ihn malen soll, gilt allen der Moralist. Klein und blass, mit hageren Dozentenfingern und tiefen Rätselaugen, mit der dünnsten Stimme, aber dem klarsten Vortrag, ewig freundlich und nachsichtig gegen Fremde und streng gegen sich selber, so schwebt uns sein Bild vor.

Er hat uns alle angesteckt mit jener probabilistischen Moral, die den Beichtpriester so streng gegen sich und so verständig nachsichtig gegen die andern macht und die längst Norm der vernünftigen Welt ist; er hätte uns statt der kasuistischen Fasson wohl auch eine systematisch konstruktive Moral und Ethik zu bieten vermocht, doch hätte er sich damit nicht so sehr den Dank der Praktiker verdient. Er also hat uns all die bekannten Paradefälle von Mentalreservation, Restitution, Schmuggeln, Fasten, gemischten Ehen, Beichtfragen vorgelegt. Was tut es, wenn er vielleicht in ein oder zwei Fällen zu milde urteilte; weh ihm, wenn er fanatisch rigoros gerichtet hätte. Wie jedes Moralbuch, wie jeder Fachkollege, wie so und so viele römische Kongregationsentscheide, forderte er von uns die zurückhaltendste Diskretion im Beichtstuhl, verbot überhaupt Nachfragen über Gegenstände, die der Pönitent nicht selbst angedeutet hatte. Kommen trotzdem anstössige Fragen vor, so dünkt mich, ist meist nicht verfehlte Unterweisung, auch nicht Lüsternheit, sondern krankhafte Ängstlichkeit des Priesters Schuld. [Selbst der ehrliche und gut unterrichtete Jentsch (Zukunft X, 3) hätte mit seinen 3 Fragen: 6. Gebot? Allein? Mit wem? noch bittere Vorwürfe bekommen, denn die dritte Frage ist missverständlich und nach dem Breve

Benedicts XIV. v. 7. 7. 1745 unter Sünde verboten, ihre Urgierung und doktrinelle Empfehlung aber mit Amtsenthebung und Exkommunikation strafbar.] In stiller Abendstunde sass das Auditorium des ältesten Jahrgangs um den greisen Lehrer, der nach einem zitternden Gebet vom 6. Gebot zu sprechen begann; was er sagte, war vorsichtig, zart-schamhaft, zweckmässig praktisch, vielleicht der Pathologie zu wenig Rechnung tragend. So konnte nur einer reden, der Herz und Nieren von tausend Priester- und Laienseelen erkundet hatte. — Das war lange vor Grassmann und Hoensbroech.

So waren unsere Lehrer, noch könnte ich manch andern nennen; den Schülern sind sie alle gleich lieb geworden. Wir lesen in der Ferne ihre Aufsätze in ihrer theologischen Zeitschrift und ihrem frommen Sendboten; wir frischen in den Ferien unsere priesterlichen Ideale in den altgewohnten Räumen wieder auf.

Ja, diese priesterliche Erziehung und ihr makelloses Beispiel war schliesslich noch das Kostbarste, was sie uns gaben. Ordnung lehrten sie uns, segensreiche, heilige Ordnung, die da frei und leicht und freudig bindet. Sie lehrten uns den Tag mit Gebet beginnen und schliessen. Jeden Abend gaben sie uns eine Anweisung zum innerlichen, mystisch betrachtenden Gebet, sie lehrten uns die Heilige Schrift lieben; sie lehrten uns grenzenlose Pietät vor der kirchlichen Autorität, so will es ihr Ordensstifter; sie lehrten uns einsam und alleine mit sich selber vollbeschäftigt durchs Leben gehen, wie der Priester muss; sie lehrten uns launenlose Dienstfertigkeit im Umgang mit jedermann; sie lehrten uns Entsagung von Komfort und Genuss, Ungebundenheit und Unterhaltungsfreude. Ihr Nachwuchs, die von uns getrennten Scholastiker, waren unser Vorbild; mit Worten durften sie uns nicht hinüberlocken, so taten sie's durch stummes Beispiel. Die waren älter als wir, oft an die 30 Jahre alt, nervig wie ein borghesischer Fechter und doch gezogen und gedrillt wie Kinder; schüchtern, schweigend sahen wir sie zur Universität ziehen, die Askese hatte Furchen in die jungen Wangen gezogen.

Rosegger hätte sie nicht fehlerhafter zeichnen können, als da er in den Schriften des Waldschulmeisters den nachmaligen „Einspannig" vor seinem Jesuitennoviziat den süssesten Becher der Welt bis zum übersatten Ekel leeren lässt, bevor er am Altar den Kelch des göttlichen Opferblutes trinken soll.

So sind sie nicht. „Agendo contra muss man sich das Leben möglichst ungemütlich machen" hörten wir als ihren ausgesprochenen Grundsatz. Wie der Stab in der Hand des Greises, gehorchen sie dem Wort des Obern. „Mir kommt nichts beschwerlicher vor, als nicht Mensch sein dürfen," jammert der Bruder Martin im Goetz.

Die Seelenstärke zu solchem Naturkampf fliesst in diesem Hause aus dem kleinen Heiligtum in der Mitte. Oft und oft wie die alte Christenbrudergemeinde einen und stärken sie sich in der Gemeinschaft des Brotbrechens, die wiederholte Beichte macht sie gewissenhaft und doch nicht ängstlich, der Name und das Herz Jesu sind die Embleme des Hauses. Die brüderliche Devise aber, die uns bis zu den Philippinen,

bis zur ungarischen Gesandtschaft in Tokio, bis Australien, Brasilien und zum Westen der Union verbindet, heisst Cor unum et anima una. Bischöfe, Äbte, Professoren, Politiker, Missionäre und Dorfkapläne, selbst jene, die mit Tränen im Auge Abschied nahmen und eine andere Laufbahn wählten, alle bleiben sie eine geheime Bruderfamilie: Cor unum et anima una. Alle segnen die Quelle, aus der sie getrunken.

So waren die Jesuiten dort, wo ich sie sah mit meinen Augen. Seht Ihr sie anders, so sind Eure Jesuiten anders oder Eure Augen.

Aus der Pathologie.

Neue Antworten auf alte Fragen.

Von Eugen Albrecht in München.

IV.

Von unserer vorläufigen Orientierung über das Wesen der Geschwulstbildungen führt uns der nächste Schritt zur Besprechung ihrer Entstehungsursachen.

In aller Forschung wechseln wie hier zwei Fragen unablässig ab — jene beiden, mit denen schon das Kind seine „Welträtsel" in Angriff nimmt, die durch das ganze Leben hindurch für jeden Menschen die weitaus häufigsten bleiben und bei keinem Menschen und in keinem Punkte volle und letzte Antwort finden: „Was ist dies?" „Warum ist dies?" Jede Umgrenzung des Gefundenen, der „Tatsachen", jede Antwort über Ursachenzusammenhänge ist eine provisorische: neue Augen werden weiter schauen, neue Hände tiefer graben, in neuen Köpfen werden unsere alten Probleme andere Formen annehmen und neue hinzu wachsen, die wir noch nicht einmal zu ahnen vermögen. Das gilt nicht bloss von den letzten und höchsten Fragen, die eine Generation der andern ebenso getreulich vermacht wie ihre angeblich richtigste und definitivste Lösung, die eine jede Generation dennoch wieder von vorne beginnen und auf ihre Formel und „letzte Wahrheit" bringen muss: es trifft zu für alle Gebiete, in denen wir zu wissen begehren. Und zugleich erneuert sich auch für ein jedes Gebiet dieser glückliche, zuversichtliche Optimismus, der die eigne Frage und Antwort nun endlich für die ganz richtige hält, während er die Verblendung der Früheren vielleicht kaum zu begreifen vermag. Erinnern wir uns doch nur, wie oft wir uns selber zum „vollen Verständnis" in unserer letzten und reifsten Anschauung

über irgend einen Vorgang gelangt fanden seit jener Zeit, da die Mutter uns den Regenbogen oder der Lehrer den Kreislauf des Wassers und das Spiel der Sonnenstrahlen zu unserer vollsten Befriedigung erklärte! wie wir jedesmal schnell die frühere Lösung abtaten und vergassen und bei der neuen nunmehr zu bleiben gewiss waren! Welches wird unsere wirklich letzte Antwort über den Regenbogen sein? Jene, bei der wir zu fragen aufhören.

Ein melancholischer Prolog für eine Erörterung über das Was und Warum, über Wesen und Ursachen der Geschwülste! Nun hatten wir mühsam uns eine Anzahl von Vorstellungen über das Tatsachengebiet gemacht und hofften über das Warum ins Reine zu kommen — und schon tauchen, wie Banquo's Nachkommen im Hexenspiegel, die Schatten künftiger Fragen und Antworten auf und weisen spottend auf ihre eigene Reihe zugleich und auf den langen Zug der vergangenen Untersucher hin, die gerade so wie wir „fast alles" zu kennen glaubten und „in der Hauptsache" das Richtige gefunden zu haben gewiss waren — wenn sie auch, gerade wie wir, bereitwillig zugaben, dass im einzelnen noch viele Lücken auszufüllen sein möchten! In der Tat: die Geschichte der Geschwulstlehren weist die Spuren dieses allgemeinen Verhängnisses menschlicher Forschung an allen Orten auf bis zum heutigen Tag. Da war eine Zeit, in der es selbstverständlich erschien, dass die bösen Gewächse aus einer Verderbnis der Säfte hervorgingen wie die meisten andern Krankheiten, und nur über die Art und Ursachen dieser schlechten Mischung verschiedene Meinung möglich war; eine andre, in der sie aus einer besonderen Entartung lange kranker, entzündeter Körperteile entstanden sein mussten, so wie andere Zehrkrankheiten; da waren Forscher, welche klar bewiesen, dass die ganzen Geschwülste Eindringlinge, Parasiten seien, die auf und in den Körper gelangt waren und ihn anfrassen und sich von ihm nähren liessen. Die Beobachtung, dass in manchen Fällen fast alle Organe von den weissen oder roten oder schwarzen Knoten durchsetzt sein konnten, erwies wieder anscheinend zur Evidenz, dass eine schwere Störung im ganzen Körper, eine eigenartige „Zersetzung" von Säften und Geweben da sein müsse, eine „Geschwulstdiathese". Langedauernde und bewundernswerte Beobachtung führte im Anfang des 19. Jahrhunderts den grossen französischen Pathologen Cruveilhier zu einer Unterscheidung der „organischen Entartungen" — als solche fasste er die bösartigen Neubildungen auf — in harte, krebsige und davon zu unterscheidende gallertige Degenerationen: schon 6 Jahre vor seiner letzten Veröffentlichung war Virchows Zellularpathologie erschienen, deren Auffassung rasch zur Erkenntnis von der Zusammengehörigkeit beider Formen führte und in allen Punkten eine vollständige Umwälzung erzeugte. Die angeblichen Parasiten wurden jetzt als Gebilde aus Zellen des eigenen Körpers erkannt; an Stelle der „schlechten Säfte" und Mischungen traten Erkrankungen, Entartungen, Wucherungen von Zellen; Verschiedenheiten der Zellarten und ihrer Eigenschaften gegeneinander und gegenüber dem Normalen liessen sich als Ursache für die Differenzen in Form und Verhalten der Geschwulstbildungen erweisen; andererseits

erlaubte der Vergleich mit den Zellen des jeweiligen Mutterbodens sowie der verschiedenen Geschwulstzellarten und ihres Aufbaus untereinander doch auch wieder, das Zusammengehörige und Gemeinsame in allen diesen Knollen und Platten, Auswüchsen und Geschwüren zu erkennen; so wurden die Einteilungen der bösartigen in Karzinome und Sarkome, der gutartigen nach den verschiedenen angeführten Gewebeformen möglich, und gleichzeitig wurde für die grosse Zahl der gutartigen Gewächse erst ihre prinzipielle Zugehörigkeit zu der gleichen Gruppe der krankhaften Gewebsbildungen wie die Krebse sicher nachweisbar.

Aber dies ist doch nun ein endgültiger und entscheidender Fortschritt? Ein Programm, das nur mehr der Ausführung bedarf? Gemach, lieber Leser. Gewiss, ein unvergängliches Fundament ist geschaffen und wird nicht vergehen: aber wissen wir, ob es ausreicht für diese Fragen? wissen wir, was sich darauf schliesslich erbauen wird? Trotz aller Vervollkommnung unserer Beobachtungsmittel und -methoden sind unsere Forschungsweisen nicht prinzipiell, sondern nur dem Grade der Vervollkommnung nach verschieden von jenen, welche allen früheren Zeiten zur Verfügung standen: Beobachtung ist ihr eines Element, Urteil, Deutung, lückenfüllende Hypothese und zusammenbindende Theorie noch immer das andere. Das sicher Gefundene freilich bleibt und erweitert sich bloss durch neue Funde: die Deutung ist ein ewig wiederholter Versuch, die neuen und alten Wahrnehmungen in eins zu schweissen.

Sehen wir zu, wie heute die Antworten in der Geschwulstlehre seit Virchow sich gestaltet haben. Es versteht sich, dass die Untersuchung vom zellpathologischen Standpunkt aus in der Geschwulstlehre eine ungemein reiche Ernte brachte. Jede Geschwulst war aufzulösen in Zellen und wieder nachzubauen aus solchen; Wachstum, Veränderungen der Geschwülste und der betroffenen Organe, Verwandtschaftsbeziehungen und Übergänge waren in Zellfragen umzuwandeln; schliesslich waren die feinsten noch wahrnehmbaren Vorgänge in den wuchernden und den geschädigten Zellen zu erforschen. Kaum übersehbar ist die Menge des herbeigeschafften Materials; klar und sicher lassen sich in den meisten Punkten die einzelnen Geschwulstformen, ihre Zellcharaktere und Strukturen, ihr Entstehen und Vergehen beschreiben und unterscheiden von denen anderer Geschwülste und der normalen Gewebe.

Dies sind sichere und gewaltige Fortschritte von bleibendem Wert. Aber all diese Funde und die daran geknüpften Erörterungen haben uns eines nicht gebracht, was man vor 50 Jahren als eine zwar vielleicht ferne, aber gewisse Frucht erwarten durfte. Die Ursache der Geschwulstbildungen, das Wesen der Geschwülste als lebendiger Bildungen des lebenden Körpers stehen auch heute noch, und lebhafter als je, in Diskussion. Statt einer soliden Schulmeinung, die vielleicht vor hundert Jahren in die Hefte diktiert wurde, existieren heute zwei grundsätzlich entgegengesetzte Hauptrichtungen in der Auffassung der Geschwulstursachen, und jede hat mehr Unterabteilungen als vor der Ära der Zellpathologie überhaupt Meinungen möglich waren. Was wird die nächste

oder übernächste Generation von unserer Auffassung der Geschwülste denken?

Trotzdem haben wir keinen Grund, mit dem Erreichten unzufrieden zu sein oder die gegenwärtige Art der Forschung für unrichtig zu halten. Es gibt nun einmal in den Landen der Wissenschaft keine Expresszüge mit fester Fahrzeit zu den Endstationen. In der praktischen, also der für das allgemeine Wohl ausschlaggebenden Bedeutung stehen die auf Grund der zellularpathologischen Auffassung allein ermöglichte frühe und sichere Unterscheidung gut- und bösartiger Geschwülste und die hieraus und aus der Kenntnis der Wachstumsart und Verbreitungswege gezogenen Anforderungen an die Behandlung, ein Ergebnis der gemeinsamen, ergänzenden Arbeit der Chirurgen und Pathologen, weit über allem Früheren. Und in theoretischer Hinsicht können wir ruhig darauf hinweisen, dass es gerade die Fülle des neu und sicher Beobachteten und die ausserordentliche Vertiefung und Vervielfältigung der aufgeworfenen Fragen ist, die einen endgültigen Abschluss unserer Vorstellungen zurzeit so schwer erscheinen lassen. Das ist auf den ersten Blick weniger befriedigend als die scheinbare Klarheit älterer Auffassungen; aber es ist bei allem Pessimismus hinsichtlich der „letzten Erklärung", ein gewisser und verheissender Fortschritt. Unsere Erörterung der gegenwärtigen Auffassungen wird, so kurz sie naturgemäss ausfallen muss, dies zeigen.

Man kann jene beiden Hauptrichtungen kurz als die parasitären und die zellulären Geschwulsttheorien bezeichnen. Die ersteren verlegen die Ursache in einen körperfremden Parasiten nach Art der Infektionserreger; die andere Richtung lehnt die Einreihung der Geschwülste unter die infektiösen Erkrankungen ab und sucht die wesentliche Ursache in der, durch verschiedenartige äussere Reize oder durch innere Ursachen bedingten Veränderung jener Körperzellen, welche durch ihre Vermehrung die Geschwulst erzeugen. Natürlich besteht über den Aufbau der Geschwülste aus Körperzellen zwischen beiden Anschauungen vollkommene Übereinstimmung; insoweit sind sie beide „zellulär". Wir wenden uns zuerst zu der Theorie vom parasitären Ursprung der Geschwülste.

V.

Die Bakteriologie, Robert Koch's geniale Schöpfung, hat in der medizinischen Wissenschaft eine ebenso tiefgreifende Umwälzung erzeugt wie die Virchowsche Zellularpathologie. Wir können uns die Auffassung der Krankheiten vor dieser „neuen Zeitrechnung" der Medizin kaum mehr deutlicher vorstellen als die Astronomie vor Kopernikus und Newton, die Physik vor Galilei, die Chemie vor Lavoisier, die Physiologie vor Harvey oder Johannes Müller. „Halló un nuevo mundo": wie von Columbus kann man von Virchow und Koch sagen, dass jeder von ihnen eine neue Welt fand und uns schenkte. Für das grösste Gebiet menschlicher und tierischer Krankheiten gab die Entdeckung der Methoden zum sicheren Nachweis der mikroskopischen Kleinwesen, die sie erzeugen, den

Schlüssel zum Verständnis. So überwältigend war der Siegeslauf der Bakteriologie, dass es zeitweise fast scheinen konnte, als ob der Begriff der „äusseren Krankheitsursache" überall durch den eines krankmachenden Bakteriums, derjenige der Krankheit durch den Begriff der Infektionskrankheit inhaltlich gedeckt und ersetzt werden würde. Wo früher, wie vor der Tuberkulose, der Lungenentzündung, den eitrigen Prozessen usw., die medizinische Erkenntnis mit einem oder vielen unklaren Worten halt machen musste, war hier die Ursache sichtbar, erweisbar eingesetzt; ja, die gemeinsame nachweisbare Ursache erlaubte jetzt erst z. B. die vielgestaltigen krankhaften Körperprodukte des Tuberkelbazillus oder der Eitererreger mit Sicherheit von allen anderen zu unterscheiden und zusammenzustellen: mit der neuen Antwort auf das „Warum" änderte sich auch Gruppierung und Inhalt, das „Was" der Krankheitsbilder, tiefgreifend um.

Es versteht sich danach von selbst, dass nicht bloss fromme Wünsche, sondern ernsthafte Versuche auftauchten, auch die Geschwulstlehre in eine Dependenz der Bakteriologie umzuwandeln. Auch anatomische und physiologische Gründe konnten dafür angeführt werden. In der Tat besteht eine Reihe von Ähnlichkeiten zwischen dem Verhalten der Geschwülste und gewisser Erzeugnisse von Krankheitserregern. Zunächst sitzen auch die gutartigen Tumoren im Körper, an und in seinen normalen Bildungen wie Parasiten. Sie zehren, wie wir sagten, ohne im allgemeinen etwas zu leisten, sie schädigen häufig; und in ihren bösartigen Formen zeigen ihre Zellen ein ganz ähnliches Verhalten, wie wir es von den meisten, besonders von den bösartigsten der parasitischen Kleinwesen kennen. Sie dringen zerstörend, auflösend in die Gewebe ein und werden mit dem Blut- oder Lymphstrom ebenso verschleppt und an anderen Orten angesiedelt, wie etwa die Eitererreger bei der Eitervergiftung des Körpers oder wie die Tuberkelbazillen, welche, in eine Blutader durchgebrochen, in allen Organen des Körpers kleinste Knötchen hervorrufen. Da einzelne Infektionskrankheiten, beim Menschen insbesondere Syphilis und Tuberkulose, richtige geschwulstartige umschriebene Knoten mit Gewebsneubildung erzeugen können, so erscheint die Analogie auf den ersten Blick eine schlagende.

Gegenüber einer derartigen Auffassung ist jedoch sogleich ein wichtiger Unterschied in den Verschleppungen der Tumoren gegenüber denjenigen bei infektiösen Krankheiten hervorzuheben. Bei diesen letzteren sind es stets die betreffenden Bakterien selbst, welche verschleppt werden und durch ihre Vermehrung an der neuen Ansiedelungsstelle eine mehr oder weniger charakteristische Reaktion seitens des Körpers hervorbringen; diese Reaktion kann zu Knotenbildungen führen, so dass alsdann diese wiederum ebenso wie die Ausgangsknoten, wenigstens in den Anfängen ihrer Entwicklung, stets zwei Bestandteile enthalten müssen: die verschleppten und vermehrten Bakterien und die vom Körper gelieferten herangewanderten oder durch Zellteilung an Ort und Stelle entstandenen Zellen.

Im Gegensatz dazu werden bei den malignen Geschwülsten stets

die betreffenden charakteristischen Geschwulstzellen verschleppt und sie erzeugen die neue Bildung. Also bei einem Krebs der Leber umgewandelte Leberzellen, bei einem solchen der Haut die Deckepithelien, bei einem Sarkom die jugendlichen Bindegewebszellen; und in der Mehrzahl der Fälle repräsentieren auch die am Orte der zweiten Ansiedelung neu entstandenen Bildungen wieder den besonderen Charakter der Ausgangsgeschwulst, also im einen Falle drüsenschlauchartige Formationen, im andern Stränge und Ballen verhornenden Epithels, in einem dritten vielleicht spindelige Zellen jungen Bindegewebes mit neugebildeten Knorpelstückchen vermengt, als Metastase eines Knorpel-Bindegewebs-Sarkoms. Die verschleppten Zellen haben also nicht bloss die Formen, sondern auch wesentliche physiologische Eigenschaften ihrer Mutterzellen mitgebracht.

Wenn sonach die Analogie mit parasitären geschwulstartigen Bildungen herangezogen werden soll, so bleiben nur zwei Möglichkeiten übrig. Es könnten die betreffenden Geschwulstzellen selbst als die Parasiten angesehen werden. Das würde aber angesichts der angegebenen Formenkreise der Geschwulstzellen ebensoviel heissen, als dass jeder Art von Körperzelle ein ihr gleicher oder ähnlicher von aussen hereingelangter zelliger Parasit entspreche. Diese Annahme ist absurd; trotzdem steht sie in den Annalen der Krebsparasitenforschung eingetragen. Die andere Möglichkeit wäre die, dass die Geschwulstzellen selbst ihren Parasiten mit sich oder in sich forttrügen. Eine Analogie zu diesem Gedanken stellt z. B. die nicht seltene Verschleppung von Bakterien durch weisse Blutkörperchen dar, welche dieselben in sich aufgenommen, aber nicht abzutöten vermocht haben, und nun gerade dadurch ihre Weiterbeförderung nach anderen Stellen ermöglichen. Diese zweite Möglichkeit werden wir nachher besprechen.

Vorher muss noch ein im letzten Abschnitte schon gestreifter Unterschied nachdrücklich betont werden. Alle sogenannten infektiösen Geschwülste, — beim Menschen also vor allem jene der Tuberkulose und der Syphilis — sind nach einem und demselben nur geringgradig variierenden Schema gebaut. Die vom Körper gelieferten zelligen Bestandteile der Bildung bestehen immer, abgesehen von untergehenden Zellen und zufälligen Bestandteilen, aus herangewanderten farblosen Blutzellen und aus mehr oder weniger gewucherten Zellen des Bindegewebes, der Saftspalten, eventuell der Gefässe; die anderen etwa betroffenen Zellarten (z. B. Epithelien) gehen nicht in die „Neubildung" ein. Diese letztere zeigt dementsprechend trotz mancher Abwechslung im einzelnen ein in der Hauptsache recht einförmiges und einfaches Gepräge: Knötchen von meist nicht beträchtlicher Grösse, in denen der Infektionserreger sich in Gesellschaft von mehr oder weniger reichlichen gegen ihn mobilisierten weissen Blutzellen, gewucherten Saftspalten- und Bindegewebszellen befindet. — Dies Schema trifft man nun bei Geschwulstverschleppungen höchstens, insoweit gleichzeitig eine Kombination mit Entzündung vorhanden ist. Das Wesentliche bei allen echten Neubildungen ist die Wiederkehr mehr oder weniger

charakteristischer und komplizierter, aus den jeweiligen verschleppten Geschwulstzellen zusammengesetzter Gebilde, sowohl an der Ursprungsstelle, als eventuell an den Orten der Metastasen. Endlich ist noch zu betonen, dass zwar am Orte der Geschwulstmetastase ebenso wie in neuen Infektionsknoten Stützgewebe (z. B. für Krebse) und Gefässe neugebildet werden können: aber nur bei den Geschwülsten dienen sie zur Ernährung und zum Aufbau des Eindringlings, der sie zur Frone zwingt; bei den infektiösen Neubildungen dienen neugebildete Gefässe wie Bindegewebe nur der Abwehr und Absperrung des feindlichen Ankömmlings.

Diese Unterschiede weisen schon darauf hin, dass eine einfache Analogie mit den parasitären geschwulstartigen Bildungen nicht zulässig ist. Immerhin könnte man unter gewissen Voraussetzungen daran denken, diese Eigentümlichkeiten doch mit einer parasitären Entstehung der Geschwülste vereinbar zu machen. Es könnte z. B. die Möglichkeit in betracht gezogen werden, dass der betreffende Parasit abweichend von den gewöhnlichen Infektionserregern an der Stelle seines Eindringens in allen Arten von Organzellen eine tiefgreifende Veränderung derart hervorbringen könne, dass sie fortan zum intensivem Wachstum und zur Vermehrung angeregt werden. Eine derartige Annahme einer tiefgreifenden „Umstimmung der Zellen" wäre nichts Unerhörtes. Wir wissen, dass z. B. durch chemische Reize — solche gehen ja auch von Bakterien aus — Wucherung von Zellen hervorgebracht werden kann; und in letzter Zeit haben Versuche ergeben, dass sogar die ersten Teilungen der Eier von Seeigeln, anstatt durch Befruchtung mittels des eingedrungenen Samenkörperchens durch einfache Konzentrationsänderung des Meerwassers hervorgebracht werden können; ebenso, dass der durch entsprechende Filter hindurchgepresste Saft von Samenzellen genügt, um die ersten Entwicklungsvorgänge des Seeigeleis hervorzubringen. Auch die eigenartigen Gallenbildungen der Pflanzen stellen komplizierte Gehäuse dar, welche der Parasit (z. B. die Stechmückenlarve) sich von der Pflanze bauen lässt, offenbar durch Abscheidung bestimmter wucherungserregender Stoffe. Man kann demgemäss sehr wohl sich vorstellen, dass ein derartiger Parasit, etwa durch ein von ihm produziertes Ferment, den Teilungsreiz für die erste Geschwulstzelle lieferte, und dass daran allein eine grössere Reihe, oder, bei tiefgreifender Umstimmung der Zelle, eine kaum begrenzte Folge von Teilungen sich notwendigerweise anschlösse, ähnlich wie die Vereinigung von Samen- und Eizelle zum Aufbau des ganzen Organismus durch fortgesetzte Zellteilung führt.

Nachdem die Zellen bösartiger Geschwülste auch nach der Verschleppung sich weiter vermehren, muss noch an eine zweite Möglichkeit gedacht werden: ein derartiger Parasit könnte dauernd an oder in der Zelle schmarotzen, sich selbst mit ihr vermehren und auf ihre Nachkommen mit übertragen werden. Damit wäre natürlich die einfachste Erklärung für die fortdauernde Teilungswut der Zellen bösartiger Tumoren gegeben. Auch hier haben wir Analogien. Man weiss, dass z. B. bei

der Pebrine-Krankheit der Seidenraupe der Parasit mit dem Ei sich entwickelt und dementsprechend in dem fertigen Organismus enthalten ist; ebenso ist es nicht unmöglich, dass der Tuberkuloseerreger oder das noch unbekannte Gift der Syphilis bereits von den ersten Entwicklungsstadien an im Embryo enthalten sein kann und in und mit dessen Zellen sich weiter zu entwickeln vermag.

Mit den angeführten anatomischen Gründen lässt sich also etwas Entscheidendes weder für noch gegen die Parasitentheorie der Geschwülste ableiten. Der Leser wird daraus, dass ich sie überhaupt so ausführlich diskutiere, schon den Schluss gezogen haben, dass der einfachste und unwiderlegliche „anatomische“ Beweis, der Nachweis eines sichtbaren Infektionserregers, bisher wenigstens, nicht geglückt ist. Und dies trotz einer enormen Summe von Arbeit, die gerade dieser Aufgabe zugewandt wurde. Bis zum Jahre 1901 waren, die ausserdeutschen eingerechnet, schon ca. 4500 Schriften über Krebs erschienen, von denen ein grosser Teil sich mit der Parasitenfrage beschäftigte; seitdem ist die Produktion von Gedanken und Parasiten munter weiter gegangen. Alle Klassen von Kleinwesen, die je parasitenfähig erschienen waren, und viel andere Dinge, sind schon Krebserreger gewesen.

Ich muss hier einschalten, dass die Frage der Geschwulstparasiten im wesentlichen als Frage nach dem Erreger des Krebses, weniger schon des Sarkoms, behandelt wurde; dass wir also im nächstfolgenden wesentlich, so wie es der Laie pflegt, nur nach dem „Krebsbazillus“ und seinen Kollegen fragen. Wir werden später sehen, dass diese einseitige Fragestellung eine Hauptquelle von Irrtümern geworden ist.

Der Stammvater der Krebsparasiten ist natürlich wirklich ein Krebsbazillus. Sein Grab liegt in einem dunklen Fache der Krebsbibliothek. Eine ganze Legion von Parasiten tauchte seitdem auf und verschwand wieder; einige wenige hielten sich bis heute und bevölkern — die Schriften, die für und gegen sie geschrieben werden. Da bei den Infektions-Geschwülsten, wie gesagt, das Epithel nicht am Aufbau sich beteiligt, während es bei den Krebsen dominiert, lag es nahe, nach besonderen Epithelschmarotzern zu fahnden. Solche existieren nun unter einzelnen Klassen der sog. Urtierchen (Protozoen) und Urpflänzchen (Protophyten) und bewirken bestimmte Erkrankungen auch bei Säugetieren. Nur erzeugen diese Lebewesen, wie wir jetzt wissen, nirgends Krebse, und finden sich nirgends in Krebsen. Trotzdem war es natürlich berechtigt und geboten, sie eingehend zu studieren; umsomehr, als seit dem Jahre 1888 Jahr um Jahr in Zellen von Krebsen Einschlüsse beschrieben wurden, die gewisse Ähnlichkeiten mit jenen Protozoen hatten und als solche erklärt wurden. Es bedurfte eines umfassenden Studiums der in Krebs- und anderen Zellen vorkommenden Einschlüsse, um diese Krebsparasiten Stück für Stück als Entartungs- oder zufällig aufgenommene Gebilde (gefressene weisse und rote Blutkörperchen usw.) zu erweisen. Die Tötung von neu aufgestellten Krebsparasiten war eine zeitlang eine amüsante Beschäftigung pathologischer Anatomen. In Sarkomen wurden ferner einigemale Hefezellen gefunden, aus ihnen gezüchtet und auf Tiere

tragen. Es wuchsen Geschwülste, die zuerst für wirkliche Sarkome gehalten wurden, sich nachher aber als Infektionsgeschwülste erwiesen. Auch diese Arbeiten waren nicht umsonst; sie brachten die ersten Kenntnisse von pathologischen Neubildungen am Menschen durch Hefepilze; aber sie lieferten keinen Sarkomparasiten. Der Parasit einer Pflanzenkrankkeit, des sog. Kohlkropfs, gleichfalls ein Protozoon, wurde noch in jüngster Zeit als Krebserreger proklamiert, ihm zur Seite eine Chytridiacee, ein algenähnlicher Pilz. Ihnen ähnliche Gebilde finden sich, obwohl nicht häufig, in Krebsen, lassen sich aber gleichfalls hier als Entartungsprodukte erkennen. Einen Krebs damit zu erzeugen, ist noch niemand gelungen.

Es wäre sehr beruhigend, wenn diese Zurückweisung der bisher präsentierten Krebsparasiten die Parasitentheorie abzulehnen erlaubte. Aber dies ist, wie unsere vorhergehenden Erwägungen zeigten, damit noch durchaus nicht der Fall. Soviel zwar lässt sich heute schon sicher sagen, dass von den bisher vorgeführten relativ grossen und ähnlichen Zellschmarotzern keiner der Krebsparasit ist; bei unserer jetzigen genauen Kenntnis der Zellstrukturen und ihrer pathologischen Abweichungen könnte uns ein solch grober Eindringling, wenn er einigermassen häufig in den befallenen Zellen vorhanden wäre, gar nicht entgehen. Aber wie, wenn der Parasit kleiner wäre als unsere kleinsten Infektionserreger und Zellkörnchen? oder wenn er in unseren durchweg mit Färbung behandelten Zellpräparaten sich nicht färben liesse? Vor der spezifischen Färbung, welche Koch für den Tuberkelbazillus angab, war es unmöglich, die Zellveränderungen, die er erzeugte, auf ihn zu beziehen: die schlanken Stäbchen unterschieden sich nicht vom übrigen Zellinhalt. So wäre es denkbar, dass es vielleicht nur einer spezifischen Färbung der auch unseren feinsten Zelluntersuchungsmethoden entgehenden Erreger bedürfe, um vielleicht in allen Krebsen diese Gebilde wahrnehmbar zu machen. Mit Hilfe bestimmter Färbemethoden sind nun auch in manchen Krebsen eigenartige kleine rundliche Körperchen gefunden worden, die bei den gewöhnlichen Untersuchungen der Beobachtung entgehen. Indessen ist auch für diese der Erweis als misslungen anzusehen, dass sie wirklich Krebserreger sind, denn sie finden sich nur in vereinzelten Krebsen und regelmässig unter Bedingungen, welche ihre Entstehung durch Zellentartung so gut wie sicher machen.

Noch schwieriger ist die andere Möglichkeit auszuschliessen. Wir kennen heute eine ganze Reihe von Infektionskrankheiten, deren Erreger so klein sind, dass sie mit unseren mikroskopischen Hilfsmitteln nicht wahrnehmbar sind; dieselben lassen sich z. B. dadurch nachweisen, dass man die betreffenden Säfte durch feinste, für andere Bakterien nicht mehr durchgängige Porzellanfilter treibt und mit dem Filtrat die entsprechenden Krankheiten auf Versuchstiere und von diesen auf weitere Tiere überträgt. Damit ist erwiesen, dass der betreffende Infektionserreger die Poren des Filters passiert hat, und in den Versuchstieren nach Art der lebenden Krankheitserreger sich zu vermehren vermocht hat. Derartiges ist u. a. für die Lungenseuche des Rindes

nachgewiesen worden, deren Erreger eben noch an der Grenze der mikroskopischen Sichtbarkeit stehen, für eine bestimmte Geflügelseuche, für das Gift der Maul- und Klauenseuche u. a.

Unter derartigen Umständen wäre es wohl denkbar, dass ein ultramikroskopischer Organismus, der natürlich von den feinen Körnchen der Zelle sich in keiner Weise unterscheiden liesse, in die Tumorzellen einbräche, in ihnen sich vermehrte, mit ihnen wanderte usw. Aus dem Misslingen des empirischen Nachweises lässt sich demgemäss kein prinzipielles Argument gegen die parasitäre Theorie schmieden; wir müssen auf andere Weise ins Klare kommen oder die Frage vorläufig stehen lassen. Hören wir also zunächst noch weiter, was für, was gegen den „Krebsparasiten" angeführt werden kann. Der Vereinfachung halber werde ich diese Gründe derart anführen, dass ich für jeden sogleich angebe, warum er nichts für die parasitäre Theorie beweist — denn dies trifft für jeden derselben zu —; im Anschlusse daran werden wir prüfen, ob die Annahme eines Krebsparasiten wirklich nötig, ob sie überhaupt brauchbar ist, oder ob wir uns nach anderen Erklärungen umzusehen haben.

Wenn für irgend eine Infektionskrankheit ein mikroskopisches Lebewesen als Erreger erwiesen werden soll, so verlangen wir hierzu die Erfüllung von drei Forderungen: dass es stets bei der betreffenden Erkrankung gefunden werde; dass es durch künstliche Züchtung auf geeigneten Nährböden rein, d. h. frei von Beimischung anderer Bakterien und von Bestandteilen des kranken Körpers, erhalten werde; dass es drittens gelinge, nicht bloss durch Übertragung erkrankter Organteile, sondern auch durch Einimpfung der so erhaltenen „Reinkulturen" die Erkrankung bei geeigneten Versuchstieren wieder zu erzeugen. Für die Mehrzahl der bekannten Infektionskrankheiten ist dieser Nachweis vollständig oder fast vollständig erbracht. Natürlich gewährt es aber für die Auffassung einer Erkrankung als Infektionskrankheit schon eine ganz wesentliche Stütze, wenn nur eins der drei obigen Postulate ganz oder in wesentlichen Teilen erfüllt ist. Wenn man bisher den Krebserreger weder hat zeigen noch auf irgend einem unserer künstlichen Bakteriennährböden züchten können, so mag das beides am Ende auf technischen Schwierigkeiten beruhen; es wäre ja gar wohl denkbar, dass er als subtiler Gourmand nur innerhalb lebender Zellen, und da nur in bestimmten zu leben vermöchte und bei der Herausnahme aus seinen Wirten oder nach deren Zerstörung zugrunde ginge. Wir würden also nach dem obigen Schema den Krebs trotzdem mit Wahrscheinlichkeit für eine Infektionskrankheit halten müssen, wenn auch nur seine Übertragung durch krebsige Gewebsteile — in denen der Parasit als in einem „lebenden Nährboden" stäke — möglich wäre. Wie steht es damit? Gibt es eine natürliche oder künstliche Ansteckung durch Krebs?

Die Antwort lautet scheinbar paradox. Es gelingt unter gewissen Umständen, Krebse durch Übertragung von krebsigem Gewebe zu übertragen: trotzdem beweist diese Überpflanzung nicht das mindeste für die Ansteckungsfähigkeit und parasitäre Entstehung des Krebses. Der Grund liegt, wie sich gleich zeigen wird, darin, dass unsere Reihe der

Fragen und Forderungen zu eng war; das klassische Schema für den Nachweis der Erreger von Infektionskrankheiten reicht hier nicht zu.

Von Ratten auf Ratten, von Mäusen auf Mäuse sind wiederholt Krebse, die zufällig bei einem Exemplar der betreffenden Tierart gefunden wurden, mit Erfolg überpflanzt worden. Es bildeten sich neue Geschwülste, deren Übertragung wieder gelang. Ja, es ist vor einiger Zeit von Jensen sogar der Nachweis erbracht worden, dass man ähnlich wie gegen Bakterien durch Verimpfung der Zellen eines solchen Mäusekrebses auf Kaninchen von diesen ein Serum gewinnen kann, dessen Einimpfung bei den mit dem Krebs „infizierten" Mäusen die Geschwülste zum Schwunde bringt — also geradeso, wie wenn man zur Bekämpfung einer Tierseuche ein gegen die betreffende Bakterienart wirksames Serum einimpft! Und doch soll der Krebs keine Infektionskrankheit sein? In der Tat: diese beiden Feststellungen, so fundamental sie sind, beweisen nichts für unsere Frage.

Die Übertragung und das weitere Wachsen der Geschwulstteile erweist nämlich nur, dass die Zellen des betreffenden Krebses bei der gleichen Tierart zunächst einheilten: das vermag aber auch normales Epithel, wie die oft gemachten Überpflanzungen von Haut dartun; dass sie sich weiterhin entsprechend ihrer gesteigerten Wachstumstendenz auf dem neuen Tier wie an dem ursprünglichen Wachstumsort, oder wie in irgend einer Organmetastase des ersten Wirtes vermehren können: das war jedoch wieder eigentlich vorauszusehen, wenn die Einheilung überhaupt gelang und das zweite Tier, das ja der gleichen Art angehörte, nicht besondere Schutzeinrichtungen besass oder entwickelte. Aber das Krebsserum? Vor ein paar Jahren würde dieser Fund wohl noch als ein Beweis für eine parasitäre Entstehung gelten haben müssen. Heute hat sich der Kreis der uns bekannten Tatsachen schon wieder um soviel erweitert als nötig ist, um die Wirksamkeit eines solchen Serums anders, allgemeiner zu deuten. Denn wir wissen jetzt, dass der Körper gegen alle möglichen Zellen der eigenen wie fremder Art, die ihm künstlich einverleibt und von ihm zerstört werden, in seiner Blutflüssigkeit Stoffe bildet, welche die wunderbare Eigenschaft besitzen, gerade die betreffende Zellart, und nur diese, aufzulösen. Die Bakterienzerstörung durch das Serum von Tieren, welche durch eine leichte Infektion „immun" geworden sind, ist sonach nur ein besonderer Fall eines anscheinend sehr allgemeinen Gesetzes; gegen einverleibte rote Blutkörperchen, gegen Leber-, Nieren-, Samenzellen usw. werden gleichfalls spezifische, je die betreffende Zellart auflösende „Zellgifte" gebildet; und so fein ist diese Reaktion, dass man z. B. im Kaninchenserum durch wiederholte solche Einverleibung von Blut etwa der Ziege, des Rinds, des Meerschweinchens Stoffe erhalten kann, die nur gerade die Blutkörperchen der Ziege, des Rinds, des Meerschweinchens auflösen. Wenn es also nicht eins der seltsamsten Wunder des Organismus wäre, dass er so auf alle möglichen fremden Zellen mit ganz besonderen chemischen Schutzeinrichtungen zu reagieren vermag, so möchte man fragen: was Wunder, wenn ein Kaninchen nach Vorbehandlung mit

Mäusekrebszellen ein diese zerstörendes Serum erzeugt? Es würde das gleiche ja auch gegenüber Mäuseblutkörperchen oder -leberzellen tun! In dieser Herstellung eines spezifischen Serums gegen Krebszellen liegt also zwar eine unserer grössten Hoffnungen für eine künftige unblutige Krebsbehandlung — aber für die Entstehung des Krebses durch einen äusseren Parasiten beweist es nichts.

Es ist ferner noch hervorzuheben, dass auch bei diesen Krebsübertragungen stets die Geschwulstzellen selbst es sind, welche weiter wuchern, welche das Bindegewebe und die Gefässe des neuen Wirtes sich wieder dienstbar machen: so wenig wie bei den Metastasenbildungen im Körper des Krebskranken werden etwa die anstossenden Epithelzellen des neuen Wirts zur bösartigen Wucherung gebracht. Wie sollte sich dies mit der Annahme eines Epithelzellschmarotzers reimen? Derselbe müsste nicht bloss als ein ausschliésslich in Zellen wachsender Parasit angesehen werden, wie wir oben annahmen: er müsste mit seiner besonderen Wirtszelle so innig verbunden sein, dass er nicht einmal auf andere Zellen überginge; er müsste so fest in ihr haften wie — irgend ein wesentlicher Zellbestandteil. Gleich einem wichtigen „Zellorgan" auch würde er sogar bei der Teilung der Zelle sorgfältig in jede der beiden Tochterzellen, die ja weiterwuchern, übernommen. So führt uns gerade die eingehendere Prüfung der scheinbar für die Parasitentheorie am meisten sprechenden Gründe wieder auf ein Irgendetwas in der Zelle selbst als wesentliche Ursache ihrer „Entartung" zurück. Wir nähern uns mit Notwendigkeit den „zellulären Theorien der Krebsentstehung".

Ein paar andere Argumente, die man oft noch hört, schliessen sich hier an. Es soll Krebsgegenden, z. B. „Krebsdörfer", Krebshäuser geben; von cancer á deux, also Ansteckung z. B. zwischen Ehegatten, oder Eltern und Kindern, wird gesprochen. Mit den wenigen Beispielen, die hierfür angeführt werden, ist indes nichts anzufangen: sie müssten viel häufiger sein, um nur einige Beweiskraft zu gewinnen. In ihrer Seltenheit beweisen sie eher fürs Gegenteil: denn weshalb sollte z. B. neben den unendlich zahlreichen Fällen, in denen nur ein Ehegatte erkrankt, nicht auch einmal der Zufall beide an Krebs erkranken lassen? Ferner kann, solange über die Wirksamkeit von nichtparasitären Schädigungen z. B. in Nahrung, Wohnung, oder über die Bedeutung der Vererbung*) für den Krebs nichts Genaueres bekannt ist, mit solch allgemeinen Feststellungen, wie derjenigen des gehäuften Vorkommens von Krebs an einzelnen Orten, auf bestimmten Bodenarten, in diesem und jenem Hause für die Sache des Krebsparasiten gar nichts gewonnen werden. Auf einzelnes kann und brauche ich hier wohl nicht mehr einzugehen. Es versteht sich nunmehr auch wohl von selbst, dass die Häufigkeit von Krebsen an Stellen, die besonders äusseren Schädlichkeiten unterliegen, nichts für die parasitäre Entstehung beweist. Wenn z. B. bei Schornsteinfegern und Paraffinarbeitern die Haut-, bei Pfeifenrauchern

*) Das Wort ist hier stets nur im Sinne der Übertragung von Eltern auf Nachkommen gebraucht, nicht im Sinne von Ansteckung.

die Lippenkrebse relativ häufig sind, bei Männern die Krebse des bei ihnen so häufig erkrankten Magendarmkanals, beim Weibe jene der Geschlechtsorgane weitaus überwiegen, wenn in den einzelnen Organen gewisse Orte am stärksten betroffen werden, die Schädigungen in hervorragender Weise ausgesetzt sind, z. B. die Seitenränder der Zunge, die den Zähnen anliegen, die Schlund- und Pförtneröffnung des Magens, die unbedeckten Teile der Haut usw., so ist es für all diese Fälle leicht, mechanische, chemische und andere lang einwirkende Schädlichkeiten nachzuweisen, durch welche allein eventuell eine Entartung der Zellen ebensogut erklärt werden kann, wie durch Hinzufügung eines in die geschädigten Zellen eingedrungenen Parasiten. Von diesen Schädigungen und ihrer Bedeutung wird im nächsten Kapitel nochmal die Rede sein müssen.

Man hat endlich auch die angebliche Zunahme des Krebses auf Infektion beziehen wollen. Der erhöhte Verbrauch von rohem Gemüse und Obst und die Übertragung daran haftender Parasiten sollten schuld sein; nach anderen wäre es die langsam fortschleichende Übertragung von Mensch zu Mensch, die ähnlich wie bei der Tuberkulose den finstern Gast allmählich sich ausbreiten und mehr und mehr Fuss fassen liesse.

Indessen sind vor allem Beweise für eine sichere Zunahme des Krebses nicht erbracht; denn die wirklich beobachtete absolute Vermehrung der Zahl von Krebskranken in Krankenhäusern und bei Sektionen ist mit grösster Wahrscheinlichkeit auf die häufigere Diagnose der Erkrankung gegenüber früher zurückzuführen. Speziell die Sektionen sind es, die in einer grossen Anzahl von Fällen den Nachweis erbringen, dass ein verstecktes Carcinom die Todesursache war, wo früher vielleicht auf dem Totenschein Herztod, Altersschwäche oder ähnliches stand. Ausserdem leiden aber derartige statistische Feststellungen an den allergrössten Schwierigkeiten. An Orten, wo eine einigermassen einwandfreie Statistik geliefert werden konnte, wie z. B. in München von Bollinger, hat sich eine Vermehrung in der Zahl der Krebskranken gegenüher der Zahl der Lebenden nicht feststellen lassen. Aber auch wenn dies der Fall wäre, könnte natürlich eine derartige Zunahme ebensogut durch andere Momente — z. B. allgemeine Zunahme gewisser Schädlichkeiten in der Lebensführung — bedingt sein, als durch eine grössere Verbreitung des Ansteckungsstoffes.

Ich fürchte, der geduldige Leser fängt allmählich an, ungehalten darüber zu werden, dass er gezwungen werden soll, so umständlich und langwierig einen erstens überhaupt nicht vorhandenen, zweitens obendrein fast nicht denkbaren Parasiten mit aus der Welt zu räumen. Wenn Pathologen und Bakteriologen um diese Frage einen schon etwa 20jährigen Krieg führen, was geht das den friedlichen Leser einer Monatsschrift an? Leider finde ich den Krebserreger noch immer nicht tot genug und muss ihm noch einiges versetzen. Zu meiner Entschuldigung und seiner Beruhigung darf ich den Leser deshalb vielleicht darauf hinweisen, dass wir in diesem Kapitel doch nicht bloss dem Parasiten den Boden abgegraben haben: wir haben auch, und fast mehr, den Grund gelegt und bearbeitet für das Verständnis der sämtlichen

wesentlichen Fragen, die nunmehr für die Auffassung der Geschwülste in Betracht kommen; und hier und dort ist auch schon ein Korn eingesät, das uns für künftige andere Abschnitte der Krankheitslehre Frucht tragen soll. Richtige Fragen zu stellen lernt sich ja bekanntlich am schwersten, und diese ganze Geschichte der Krebsparasitenfrage, deren vorläufig letzte Ergebnisse wir hier uns vorführten, ist ein typisches Beispiel für solches Richtigfragenlernen. Ebenso wie in der Geschichte der Wissenschaften und anderswo oft ein erfolgreicher und befruchtender Gedanke ein ganzes Reich von Erscheinungen und Gesetzen eroberte und sich unterwarf, ebenso hat hier umgekehrt eine auf anderem Gebiete machtvoll verwendete Vorstellung für lange Zeit den Blick gebannt und die Fragen und Antworten verwirrt. Auch dies ist ja keine seltene Erscheinung; jede irgendwo beherrschend gewordene Idee hat die Tendenz, sich auf weitere Gebiete auszubreiten und ihrerseits reaktionär sich gegen andere Vorstellungen zu stemmen. Aber es liegt in der Frage der infektiösen oder nicht infektiösen Entstehung des Krebses noch mehr: wie nicht leicht anderswo in der Wissenschaft hat sie eine dramatische und fast tragische Seite. In ihrem Gesamtverlauf: aus kleinen Funden und Vermutungen wächst die Vorstellung: „Der Krebs eine Infektionskrankheit“ zu einem Thema an, das die ganze Welt, die gelehrte und ungelehrte, in Spannung versetzt; sogar zu persönlicher Befeindung und Befehdung erhitzt sich hier und dort der Kampf wissenschaftlicher Meinungen — und am Ende so langen Schaffens und Ringens steht das nüchterne Ergebnis: Umsonst; der Gedanke war falsch. Ja, wenn es noch eine gleichgültige Lehrmeinung gewesen wäre; aber diese Vorstellung gab die Hoffnung, eine der furchtbarsten Geisseln von der Menschheit zu nehmen, indem sie den heimlich schleichenden Feind aufzuspüren gedachte wie den Pest- oder Cholera-Erreger und ihn zu bekämpfen wie diese. Und nun sollen wir wieder im Dunkel stehen wie zuvor und machtlos die Hände sinken lassen gegenüber dem Unsichtbaren und Unfassbaren? — Aber nicht bloss in der grossen Entwicklungslinie dieses Problems liegt ein tragischer Zug: wie alle anderen Menschheitsfragen stückt sich ihr Verlauf zusammen aus Hunderten und Tausenden von Fragen, die von Einzelnen gestellt wurden; sie ist Erlebnis, Arbeit, Kampf, Schicksal von Hunderten, die sie zu lösen vergeblich versuchten. Welch eine Hoffnung: den Krebserreger aufzuspüren, den ersten Schritt zu tun in jenes Gebiet, in welchem die Hilfe gefunden werden muss! Welch eine Spannung bis zu der scheinbar endgültigen Überzeugung: der Parasit ist entdeckt, ich halte ihn hier, im Reagensglas, unter dem Mikroskop zum ersten Male! Und dann die Peripetie, die immer gleiche: andere sehen anderes, beachten Übersehenes, entdecken die Fehlerquellen, die der Arbeit anhafteten; die Wissenschaft geht zur Tagesordnung über.. Hundertmal ist dies das Ergebnis langer, redlicher, mühevoller Arbeit gewesen; was unserem heutigen Wissen unrichtig und oft fast lächerlich erscheint, hat einer, haben viele als Letztes erarbeitet, die ebenso logisch dachten und genau zu arbeiten meinten wie wir; die wenigen Schritte, um die wir erobernd vordrangen,

haben Hunderte von Opfern verlangt, die hinter uns liegen blieben; die wenigen, noch immer so wenigen Antworten, die uns wurden, hat eine ganze Generation mühselig und in immer neuem Anlauf erkämpfen müssen. Und hier das Fazit: die Annahme eines Krebserregers steht in der Luft, sie ist aufs äusserste unwahrscheinlich, sie leitet nicht zum Verständnis, nicht zur Hilfe . .

Der Leser weiss bereits, dass dies negative Ergebnis nicht alles ist. An und aus der verfehlten Arbeit wuchs die richtigere; auf zahllosen Irrpfaden gelangte die Forschung dennoch auf eine Menge neuer Ausschaupunkte; mählich und mählich taten sich einzelne grössere Wege, alte und neue, wieder auf, zu denen die einzeln Wandernden sich fanden: die Gegenwart arbeitet mit ungeschwächter Lust und Hoffnung an dem grossen Problem. Auch hier gilt, wie überall in der Wissenschaft, die Wahrheit, dass es nur einen wirklichen Rückschritt gibt: das Stehenbleiben. Alles andere führt vorwärts.

So soll es, wie ich denke, auch unsere Geschwulstfrage wieder ein Stückchen vorwärtsführen, wenn wir noch einmal ein wenig zu dem Krebsparasiten zurückkehren mit der Frage: Was hätte er alles eigentlich leisten müssen, wenn — er existierte?

Da sehen wir nunmehr leicht, dass dies unendlich viel mehr ist, als wir von irgend einem der bekannnten Infektionserreger verlangen und von irgend einem verlangen können. Dass er jede der verschiedenen Gewebssorten zur Vermehrung anzuregen imstande sein müsste und zur Hervorbringung von Geschwülsten der ihr eigenen Art, wollen wir ihm nicht wieder vorhalten; aber er müsste ja auch nicht bloss Wucherung der Zellen erzeugen, sondern sie zu der für jede Geschwulstart charakteristischen Zusammenordnung veranlassen; und nicht bloss zur Ordnung unter Zellen der gleichen Art, sondern auch zur Heranziehung von Hilfszellen, von Stütz-, Gefäss-, Blutzellen, die sich in vielen gutartigen Geschwülsten ja so typisch gliedern und einfügen, wie in ein normales Organ. Er müsste, mit einem Worte, bei allen gutartigen Tumoren ungefähr eben soviel, bei den bösartigen, auf deren Architektur wir schon eingangs hinwiesen, nicht viel weniger leisten als die Gesamtheit jener Ursachen, die im Laufe der normalen Entwicklung die normalen Organe entstehen lassen. Von diesen aber wissen wir, dass alles Wesentliche, charakteristisch Bestimmende derselben im Körper, in den besonderen Eigenschaften der aus der befruchteten Eizelle durch fortgesetzte Teilung hervorgegangenen und sich nach geheimnisvollen Regeln ordnenden Zellen und Zellgruppen gelegen ist; dass alles Äussere nur als Entwicklungsbedingung oder Entwicklungsanstoss wirksam sein kann. Schon für die einfach gebauten Geschwülste also müsste der „Parasit" einen mehr oder weniger beträchtlichen Bruchteil jener Anregungen liefern, welche für die normale Entwicklung des Eies von der Samenzelle, also von einem Produkt des hochorganisierten vielzelligen Körpers selbst, gegeben werden, und die nur in einer gerade für diese Entwicklung und gesamte Organbildung ganz speziell ausgerüsteten Zelle zur Wirkung gelangen können.

Noch umfassender und unvorstellbarer würde aber diese Wirkung eines solchen Eindringlings sein, wenn wir eine aus verschiedenartigen Geweben oder Organanlagen zusammengesetzte Geschwulst, eine Mischgeschwulst oder ein Teratom, von einem solchen Parasiten erzeugt sein lassen wollten: von einem Parasiten, der dabei nicht einmal vermag, von einer Geschwulstzelle aus die benachbarte gesunde Zelle zu befallen und anzustecken! Alles Wesentliche, Charakteristische muss auch hier in der Natur der wachsenden Zellen gelegen sein; der Parasit könnte bestenfalls den ersten Anstoss zur Wucherung geben.

Hier sei endlich noch eine der merkwürdigsten Geschwülste angeführt, die wir kennen, und deren genaues Studium sehr viel zur Klärung wichtiger Geschwulstfragen geleistet hat. Es ist dies das sogenannte Chorionepitheliom: eine zumeist äusserst bösartige Neubildung, welche ausgeht von — den zottigen Auswüchsen der Eihüllen, mittels deren der Embryo sich in das mütterliche Gewebe gewissermassen einhakt und einsaugt, mittels deren er seine gesamten Nährstoffe von der Mutter bezieht, einschliesslich des nötigen Sauerstoffs, und aus denen er Kohlensäure und andere Abfallprodukte seiner Lebenstätigkeit ans mütterliche Blut zur Ausscheidung übermittelt. Diese Zotten wachsen, brechen direkt in weite Gefässe der umgewandelten Gebärmutterschleimhaut ein; in ihren feinen Gefässverästelungen rollt das Blut des Kindes, zwischen diesem und dem umspülenden Blute der Mutter bildet neben Bindegewebe ein eigenartiges zweischichtiges Epithel die Scheidewand und Vermittlung zugleich. Und dieses Epithel ist es, welches zuweilen, anstatt sein Wachstum auf das notwendige Mass zu beschränken und wiederum ausgestossen zu werden, auch nach der Geburt des Kindes weiter und weiter in die mütterlichen Gefässe wächst und ausgedehnte Metastasen besonders in den Lungen macht. Hier liegt also ein vom Ei gebildetes Gewebe vor, das von Anfang an die Bestimmung hatte, in gewisser Ausdehnung ins Gewebe, ja in die Blutgefässe des mütterlichen Körpers unter Zerstörung der trennenden Wände einzudringen; hier dreht sich demnach sozusagen die Frage um, und wir erstaunen fast weniger darüber, dass diese Zotten zuweilen nach Art bösartigster Geschwülste in der Gefässbahn weiter verschleppt werden und sich neu ansiedeln als darüber, dass dies nicht in jedem Falle geschieht! darüber, dass die Natur zu der wundervollen Einrichtung solcher nach Anhaftepunkten und nach Nahrung suchender, grabender Gebilde auch die uns unbekannten Schranken gab, welche ihre Wirksamkeit auf das nützliche Mass einschränken. Zum ersten Male führt uns hier auch die Geschwulstlehre zu jener Erkenntnis, die aus anderen Erwägungen sich wiederholt und auch am Schlusse unserer Erörterungen wieder ergeben wird: wie es bei ruhiger Betrachtung der uns allzeit umdrängenden Gefahren nicht eigentlich wunderlich ist, wenn wir einmal erkranken oder sterben, sondern dass wir gesund sind, überhaupt noch existieren — so ist bei all der unglaublichen Verwicklung des Baues, der Entstehung, der Vorgänge des organisierten Körpers es viel weniger zu verwundern, dass hier und dort etwas abnorm, „falsch" gebildet ist oder

unrichtig reagiert — als dass überhaupt je eine solche Entwicklung aus ein paar verschwindend kleinen Zellen stattgefunden hat, dass sie ihren richtigen Gang in und aus lauter, wie wir sagen, unbewussten Elementen nehme und am Ende des Aufbaues für mehrere Dezennien unser organisches Ganze eine unausdenkbar fein regulierte Harmonie nicht bloss zwischen seinen Teilen, sondern auch zwischen sich und seiner Umgebung besitzt und zu erhalten vermag. Aber noch ist unsere Erörterung nicht so weit, dass wir das Rätsel der Geschwulstbildungen in das grössere des Lebens versinken lassen müssten; wir haben vorläufig nur die Frage anzureihen: was soll uns überhaupt ein Parasit angesichts einer derartigen Geschwulst? Hier erklärt er ja nicht einmal den Wucherungstrieb, der schon von Haus aus vorhanden ist; zu den von den Eihüllen gelieferten, den mütterlichen Organen fremden Gebilden schafft er nichts, gar nichts hinzu, sie bleiben dem physiologischen Verhalten wie den Zellformen nach im Grunde bis zuletzt, was sie waren! Das Kind selbst, ein von ihm gebildetes Organ und Gewebe ist hier der „Parasit", der die Mutter durchwuchert und zerstört!

Wir sehen also, dass an allen Stellen, wo in der Entstehung der Geschwülste ein parasitischer Erreger zunächst wahrscheinlich oder möglich schien, an seiner statt eingesetzt werden kann: die „unbekannte Ursache" der Geschwulstbildung. Wir sehen, dass eine solche Annahme für das Verständnis der eigenartigen Aufbautätigkeiten, die wir überall bei den Tumoren finden, nicht das mindeste zu leisten vermag; dass wir überall auf die Eigenart der aufbauenden Zellen und ihre Fähigkeiten zurückgreifen müssen, um nur einige Einsicht zu gewinnen. Wir beachten endlich auch, dass wir überall nicht bloss die Wucherungsfähigkeit, sondern auch die Aufbaufähigkeit der geschwulstbildenden Zellen als Problem, und vielfach schon jetzt als das grössere Problem haben erkennen müssen. Alles bisherige drängt uns dazu, die Geschwulstzellen selber auf ihre Eigenschaften und Fähigkeiten zu prüfen. Wir werden deshalb sogleich mit denjenigen Lösungsversuchen beginnen, welche die „zellulären" Theorien bieten. Dabei wird der Leser freilich als Resultat einen Einwand und eine Hoffnung der Parasitensucher wahrnehmen, die ich ihm in der vorausgehenden Kritik vorenthalten habe: es wird sich nämlich zeigen, dass auch die zellulären Theorieen keine befriedigende Lösung geben, dass sie in der Verneinung des Parasiten viel einiger sind als in ihren eigenen Erklärungsversuchen — dass jene „unbekannte Ursache" der Geschwulstbildung auch die zellulären Theorien nicht klarlegen. Solange aber die Dinge so liegen, wird derjenige, der von der parasitären Entstehung der Tumoren einmal überzeugt ist, immer noch unsere Parasitenwiderlegung mit jenen Urteilen vergleichen, welche die Existenz von Antipoden, die Möglichkeit der Luft- und Eisenbahnfahrt verneinten, oder welche etwa bei den ersten Nachrichten von körperdurchdringenden Strahlen, von Radioaktivität und Sichtbarmachung ultramikroskopischer Teilchen kategorisch erklärten: „Das gibt es ja gar nicht!" — anstatt zu sagen: „Davon haben wir bisher nichts gewusst."

In diesem Umstande liegt einer der wesentlichsten Gründe, und

sicher ein nicht ganz unberechtigter, weshalb auch heute noch die Suche nach dem Krebsparasiten so verbreitet ist und der „entdeckte Krebserreger" in den Zeitungen noch immer viel regelmässiger wiederkehrt als die Seeschlange, freilich um auch regelmässig ebenso geschwind wieder unterzutauchen. Solange „die Ursache" der Geschwulstbildungen nicht wirklich erkannt ist, wird der totgesagte Parasit immer wieder auf der Bildfläche erscheinen; und auch das feierliche Begräbnis, das wir ihm in diesen Blättern zuteil werden liessen, wird selbstverständlich einem hoffnungsgewissen Parasitensucher höchstens die mitleidige Frage entlocken: „Und wenn ich den Krebsparasiten morgen finde?"

Die Stunden bei Schopenhauer.

Von Julius Bahnsen.

Aus dem Nachlass des Philosophen mitgeteilt von Rudolf Louis in München.

Julius Friedrich August Bahnsen*) wurde am 30. März 1830 zu Tondern in Schleswig als Sohn des Lehrerseminar-Direktors Christian August Bahnsen geboren. Bis zum 15. Lebensjahre wurde er zu Hause vom Vater und anderen Lehrkräften des Seminars unterrichtet. Darauf besuchte er die drei letzten Klassen des Gymnasiums zu Schleswig, von wo er im Sommer 1847 nach Tondern zurückkehrte. Die politischen Wirren jener Tage hielten ihn bis zum Herbst des folgenden Jahres im Vaterhause zurück. Jetzt erst bezog er die Universität Kiel. Als der deutsch-dänische Krieg einen für Schleswig-Holstein unheilvollen Ausgang zu nehmen drohte und die Herzogtümer, von Preussen und dem deutschen Bunde verlassen, sich darauf angewiesen sahen, mit dem

*) Die wenigen hier gegebenen biographischen Daten gehen auf folgende Quellen zurück: Sommerfeldt, Dr. Julius Bahnsen, Eine Charakterskizze (Jahresbericht des Progymnasiums zu Lauenburg i. P., 1882); L. Schemann, Schopenhauer-Briefe (Leipzig 1893), S. 451 f.; S. Rubinstein, Eine Trias von Willensmethaphysikern (Leipzig 1896), S. 79 ff.; J. Bahnsen, Wie ich wurde, was ich ward (Manuskript) und dann vor allem auch das von Bahnsen bei Gelegenheit seiner Promotion der philosophischen Fakultät der Tübinger Universität eingereichte Curriculum vitae, sowie die anderen auf die Promotion bezüglichen Stücke aus den Fakultätsakten, in die ich an Ort und Stelle Einsicht nahm.

eigenen Schwerte ihre Unabhängigkeit zu wahren, trat Bahnsen gleich den meisten waffenfähigen Söhnen des Landes Ende Juli 1849 als Freiwilliger in die schleswig-holsteinische Armee ein, der er bis zu ihrer Auflösung (Ende Januar 1851) angehörte.

Zunächst nach Kiel zurückgekehrt, wandte er sich zu Ostern nach Tübingen. Während der im Schwabenlande verbrachten vier Semester, die Bahnsen stets zu den glücklichsten Zeiten seines Lebens gezählt hat, waren es vor allem zwei Eindrücke, die für seine geistige Entwicklung von Bedeutung wurden: der mächtige persönliche Einfluss eines Mannes wie Friedrich Theodor Vischer, bei dem er neben literar- und kunstgeschichtlichen Vorlesungen Ästhetik hörte und im April 1853 mit einem „Versuch die Lehre von den drei ästhetischen Grundformen genetisch zu gliedern nach den Voraussetzungen der naturwissenschaftlichen Psychologie" promovierte, und die erste Bekanntschaft mit der Philosophie Schopenhauers. Ausser Vischer sind Jakob Friedrich Reiff (Geschichte der Philosophie; Metaphysik; Kritische Geschichte der Religionsphilosophie; Praktische Philosophie; Psychologie; Logik), F. K. A. Schwegler (Geschichte der griechischen Philosophie; Encyklopädie der Philosophie) und K. Chr. Planck (Einleitung in die Philosophie nebst Logik) Bahnsens philosophische Lehrer in Tübingen gewesen. Nach dem Abschluss seiner Studien, die neben der Philosophie hauptsächlich auf Philologie gerichtet gewesen waren, folgte eine längere Zeit, in der sich Bahnsen als Haus- und Privatlehrer durchzubringen hatte. 1858 trat er in den preussischen Staatsdienst. Zunächst am Gymnasium zu Anklam beschäftigt, kam er Michaelis 1862 als Oberlehrer an die höhere Bürgerschule nach Lauenburg i. P., die 1875 in ein Progymnasium umgewandelt wurde. Hier blieb er bis zu seinem Tode, der am 7. Dezember 1881 unerwartet an einem anfänglich für leicht gehaltenen Fall von Diphtherie erfolgte.

Überblickt man die äussere „Laufbahn" dieses Mannes, so fällt es einem schwer, zu glauben, dass er tatsächlich identisch ist mit dem philosophischen Schriftsteller, dem kaum ein wirklicher Kenner seiner Werke, welcher geistigen Richtung er auch angehöre, den Ruhm eines der tiefsten und eigenartigsten Denker aller Zeiten streitig machen kann. Das einzige Talent der Schopenhauerschen Schule, wie ihn sein sonst so vielfach ungerechter philosophischer Gegner Eduard von Hartmann nennt, neben Nietzsche die originellste und am schärfsten charakterisierte Individualität unter allen denen, die sich nach Schopenhauer einen Platz in der Geschichte der deutschen Philosophie erobert haben, dazu eine Persönlichkeit, die in der strengen Lauterkeit ihrer Gesinnung, der Hoheit ihres flammenden Idealismus und in der unbeugsamen Überzeugungstreue, mit der sie ihre Weltanschauung nicht nur lehrte, sondern auch lebte, wahrhaft vorbildlich genannt werden darf, — sie war dazu verurteilt, als Oberlehrer eines Progymnasiums im hintersten Winkel Hinterpommerns zu verkümmern, an einem Orte, der nicht bloss selbst keine geistige Anregung irgend welcher Art bot, sondern auch so ausser der Welt gelegen ist, dass es wenige Flecken

deutscher Erde geben dürfte, die von allen geistigen Zentren, künstlerischen wie wissenschaftlichen, gleich weit entfernt wären. Man spricht so gern und viel davon, wie eifrig und liebevoll unser moderner Staat sich aller geistigen und wissenschaftlichen Interessen annehme. Dass es auch damit, wie mit so vielem anderem, dessen wir uns nur allzu selbstgefällig rühmen, nicht gar weit her sei, das wird an einem solchen Beispiele, wie dem der „Staatscarrière" Bahnsens, wieder einmal besonders klar. Und in der Tat glaube ich ohne Übertreibung behaupten zu können, dass der preussische Staat durch das an diesem Manne begangene Verbrechen mehr gesündigt hat, als er durch alle Aufwendungen und Dotationen für wissenschaftliche Zwecke je wieder gut machen kann. Denn der Wert einer eigenartigen geistigen Persönlichkeit ist unersetzlich, und was von ihr ungenutzt bleibt, bedeutet einen unwiederbringlichen Verlust.

Zunächst schien es, als ob eine beglückende Häuslichkeit dem Philosophen wenigstens einigermassen Ersatz bieten sollte für das herbe Schicksal, das ihm zeitlebens einen seinen hohen Fähigkeiten entsprechenden Wirkungskreis versagte. Doch starb die in wahrhaft idealer Herzens- und Seelengemeinschaft ihm verbundene Frau, die er 1862 nach schweren Kämpfen um ihren Besitz heimgeführt hatte, schon im Sommer 1863. Die „Beiträge zur Charakterologie" sind ihrem Andenken gewidmet. Eine zweite Ehe, die Bahnsen später einging, entwickelte sich in ihrem Verlaufe weniger glücklich und führte schliesslich zur Scheidung. Der Philosoph hat selbst mehr als einmal hingewiesen auf die „zahlreichen und tiefen Narben, die er aus dem Kampfe des Lebens in seinen allerbittersten Formen davongetragen". Und da darf es denn auch nicht wundernehmen, dass der Ton und die Stimmung seines Pessimismus bisweilen die Spuren persönlicher Verzweiflung und Verbitterung in einem Masse tragen, das der gerechten Würdigung seines Denkens durch das philosophische Publikum nicht eben förderlich sein konnte. Dass er trotzdem aus diesem Kampfe als ein wahrer Held hervorgegangen ist, kann aber die Bewunderung vor dieser in jeder Beziehung seltenen Erscheinung nur erhöhen.

Schon früh im Verfolg von Schopenhauerianischen Studien auf Bahnsen aufmerksam geworden, erfuhr ich aus Ludwig Schemanns „Schopenhauer-Briefen", die eigentlich zum ersten Male wieder ein weiteres Publikum auf den Verfasser der „Realdialektik" aufmerksam machten, dass eine Tochter Bahnsens in Hamburg lebe. Ich wandte mich an sie mit der Anfrage, ob ein ungedruckter literarischer Nachlass ihres Vaters vorhanden sei. Ihrem liebenswürdigen Entgegenkommen verdanke ich es, dass eine grössere Anzahl höchst interessanter Bahnsenscher Manuskripte in meine Hände kam. Unter ihnen fesselte mich zunächst und vor allem das Fragment einer Art von Autobiographie, die der Philosoph im Jahre 1875 begonnen und bis kurz vor seinen Tod fortgesetzt hatte. Schon der Titel der Schrift: „Wie ich wurde, was ich ward", zeigt, dass Bahnsen nicht im Sinne gehabt hat, ein eigentliches erzählendes Memoirenwerk zu schreiben. Vielmehr kam es ihm darauf an, seinen geistigen Entwicklungsgang zu verfolgen und alle die Ereignisse und

Erlebnisse seines Erdenwallens darauf hin zu betrachten, wie sie auf ihn eingewirkt und sein Wachsen und Werden beeinflusst hatten. Er wollte alle die Elemente nachweisen, die zusammen mit seinem angeborenen und ererbten Individualcharakter zu dem Product concrescierten, als das ihm selbst seine Persönlichkeit erschien.

Diese Eigentümlicheit der Bahnsenschen Selbstbetrachtungen dürfte es vielleicht verschulden, dass der kleine Abschnitt, den ich vorläufig daraus mitteile, Erwartungen erregt, die bei der Lectüre unerfüllt bleiben. Man wird nicht das finden, was man sucht, nämlich einen erzählenden Bericht über Bahnsens Zusammenkünfte und Unterhaltungen mit Schopenhauer, die Überlieferung charakteristischer Aussprüche des Meisters und dergleichen mehr. Wenn aber auch „Die Stunden bei Schopenhauer“ mehr einen Beitrag zur Kenntnis Bahnsens, als zur Vermehrung unseres Wissens von Schopenhauer liefern, so glaube ich doch, dass es nicht ohne Interesse ist, aus diesem schönen Bekenntnis zu erfahren, wie stark und mächtig nicht nur der grosse Denker, sondern vor allem auch die moralische Persönlichkeit des Frankfurter Weisen auf seinen bedeutendsten und edelsten philosophischen Jünger gewirkt hat:

„Die Stunden bei Schopenhauer.

Lbg. 9. XI. 1877. Die längst zur Phrase gewordenen „epochemachenden Ereignisse“ sind doch auch in der reichsten Erlebnisreihe nur spärlich zu finden; mir war ein solches unzweifelhaft mein erster Besuch bei Schopenhauer. Doch schreibe ich hier keine Memoiren, beschreibe überhaupt nicht, erzähle kaum hin und wieder, sondern betrachte alles nur unter dem Gesichtspunkte, wie es auf mich — auf das, was man so gemeinhin die Entwicklung des inneren Lebens nennt — eingewirkt hat; halte mich deshalb so wenig bei dem Rahmen unseres ersten Begegnens wie bei den Details unserer Gespräche auf — berichte lieber, wie vorbereitet ich bei ihm eintrat, den ich von da an als meinen Meister verehrt und bekannt habe.

Zuerst in Tübingen — wenn ich mich recht entsinne, bei der Psychologie des Gesichtssinnes in der Vorlesung Reiffs*) — hatte ich vom „sonderbaren Herrn“ gehört und war auf den gemeinsamen Rückwegen von der Aula durch den botanischen Garten von Reiff auf das „Paradoxe“ seiner Werke aufmerksam gemacht. Da packte er mich denn zunächst vom hintern, dem pessimistischen Ende, und in meiner Doctordissertation berief ich mich im Capitel vom Tragischen auf seinen Text zur „Karfreitagspredigt der Menschheit“. Als ich dann später als Haus-

*) J. Fr. Reiff (1810—1879), ursprünglich Hegelianer, später dem Standpunkte Fichtes sich nähernd (Hauptwerk: „Das System der Willensbestimmungen oder die Grundwissenschaft der Philosophie“, 1842), ist, gleich seinem Tübinger Kollegen K. Chr. Planck, dem von Kant ausgehenden Realisten, nicht ohne noch lange nachwirkenden Einfluss auf die philosophische Entwicklung Bahnsens geblieben.

lehrer mein erstes Geld mir verdiente — nicht soviel, wie heutzutage eine ordinäre Gouvernante bezieht — hatte Brockhaus grade mal wieder die zweite Auflage des Hauptwerks im Preise so herabgesetzt, dass sie mir nicht mehr unerschwinglich war — so wurde es mir das erste selbsterworbene Buch — und bald hernach, wo ich den Bruder verloren, ersetzte es mir Postille und Dogmatik (— so ungefähr, wie es jetzt Busch,*) mit fremden Citaten ausstaffiert, herausgegeben und gemeint hat.)

Für den frischgebackenen jungen Doctor war auf der Heimreise der als „grimmig" unhöflich verschrieene Menschenfeind und Pudelfreund doch zu sehr noch „blosse Curiosität" gewesen, als dass er sich — Mai 1853 — hätte ein Herz fassen mögen, die Schwelle des Hauses Schöne Aussicht No. 17 zu überschreiten. Als aber denselben im Sommer 1856 in nur vierzehntägigen Ferien ein tiefgewurzeltes schwäbisches Heimweh von Altona gen Süden getrieben hatte, da fühlte er sich durch das inzwischen Erlebte schon mehr geweiht, um solcher Adeptenschaft sich nicht ganz unwürdig zu wissen, und so schrieb ich getrost jene Zeilen, die mir den Zutritt zu dem gestrengen Herrn erschliessen sollten. Mir war dabei zu Mute wie im Vorzimmer eines Weltpotentaten — und aus demselben Gefühl heraus äusserte ich $3^1/_4$ Jahre später, als mir das, nach abermals 12 Jahren durch Diebstahl abhanden gekommene Velinpapierexemplar der dritten Auflage als *donum autoris* zugesandt worden war: solche Freude könnte mir die Verleihung k e i n e s Ordens bereiten.

Die Aufnahme, welche ich als „gänzlich Unbekannter" fand, war freundlich genug, um mir aus diesem klaren Feldherrnauge die Innigkeit menschlichen Wohlwollens entgegenstrahlen zu lassen — und zu einer, ich möchte sagen, mädchenhaften Wärme sah ich es erglänzen, wie er, als Priester seiner letzten „Glaubens"-Lehre vor mir stehend, das Wort des Augustin: *utinam fiat, ut completus sit numerus sanctorum!* mit wahrer Inbrunst wiederholte.

Ich zog von dannen mit dem Bewusstsein, nicht nur einen Genius des Denkens, sondern auch einen Charakter echtester Erhabenheit von Angesicht zu Angesicht gesehen zu haben. — Wie ein treuer Sohn sich gelobt, nichts eines grossen Vaters Unwürdiges sich zu schulden kommen zu lassen, wie ein begeistert gläubiger Confirmand mit einem vom soeben empfangenen religiösen Weihesegen gehobenen Herzen vom Altar der ersten Communion zurücktritt, getränkt mit dem heiligen Vorsatz, hinfort nichts zu tun, womit er „solch Wein und Brot unwürdig empfahe", dass er „sich nicht selber zum Gericht esse und trinke", so fühlte ich mich wie in ein ganz neues Dasein entrückt, — der Seligkeit der Nirwana zustrebend. Franz von Assisi und die anderen Helden der Askese waren meine Ideale geworden, und wenn ich noch gewohnte Studienwege an gewissen Hamburger Fenstern vorüberging, so wollte ich mich

*) O. Busch, Arthur Schopenhauer, Beitrag zu einer Dogmatik der Religionslosen. Heidelberg 1877. 2. gänzlich umgearb. Aufl. München 1878.

dabei jetzt nur vergewissern, Fortschritte zu machen in der „Ertötung des Fleisches".

Alles, was an Schwärmer-Anlagen in mir geschlummert haben mochte: jetzt war es mit einem Schlage erwacht und entfesselt. Mit einer gewissen Freudigkeit malte ich mir die schon wenige Monate später drohend auftauchende Lage aus, als Trainkutscher dritter Klasse mit angeblich verwirktem Recht der Stellvertretung persönlich der Demütigung mich unterziehen zu sollen, einem verhassten dänischen Offizier Stiefel und Knöpfe putzen zu müssen,*) — wollte ich doch ein zweiter Filippo Neri oder Raimundus Lullus werden, und geheimes Versenken in die neuerfasste Lehre sollte der Seele Spannkraft beleben, so oft ich mich würde schwach werden fühlen. — Nur eines schien mir überaus bedenklich: die fast von allen „Heiligen" berichteten Rückfälle — am naivsten geschildert von Benvenuto Cellini. Auch für die ekelhaften Kasteiungen der Guyon konnte ich mich nicht erwärmen — denen gegenüber reagierte das natürliche Gefühl zu mächtig: — mit einem verabscheuten Manne aus Askese geduldeter Coitus deuchte denn doch selbst dem angehenden Realdialektiker mehr paradox und widerlich als gross und nachahmungswürdig.

Aber die Gegenströmung sollte mächtiger und eindrucksvoller von einer andern Seite her auffluten.

Jetzt galt es, all die theoretischen Voraussetzungen dieser hochgespannten Verneinungsdoktrin sich anzueignen — und eben damit haperte es sehr bald. Trotz dreissig wöchentlicher Lehrstunden und ungezählter Correcturen (Aufsätze aus drei Mittelklassen von 20 bis 40 Schülern alle paar Wochen!) setzte ich es durch, alle meine Freistunden dem gewissenhaftesten Studium jeder Zeile, deren ich aus der Feder des Meisters habhaft werden konnte, zu widmen. Langsam genug ging es vorwärts. Dafür aber hatte ich die Genugtuung, dass beim nächsten Wiedersehen — nach 14 Monaten — der Meister im Bescheidwissen in seinen Werken mich dem einzigen Frauenstädt verglich; — aber ich hatte mir auch gleichzeitig ein durch zwei Bände geführtes Gesamtregister zu seinen Schriften angelegt.

Wiewohl ich nun aber literarisch debutiert hatte mit einer zum 22. Februar 1857 eingesandten Abhandlung über den Bildungswert der Mathematik,**) liessen doch zwei Punkte mir keine Ruhe, und von ihnen sollte die Zermürbung der Fesseln ansetzen, in deren unbedingtem Bann

---

*) Bahnsen, der als Freiwilliger von 1849 bei der dänischen Regierung schlecht angeschrieben war, sollte trotz ausgesprochener Amnestie eine „Ordnungsstrafe" für verspätete Anmeldung zum Militärdienst erleiden, d. h. mit 26 Jahren vier Jahre den gemeinen Soldaten spielen, — wie er selbst damals an den Meister schrieb: „eine Situation, in welcher Schopenhauer wohl bisher noch keinen seiner Schüler gesehen habe!" Schliesslich wurde ihm die Stellung eines Stellvertreters gestattet. Vgl. Schemann, Schopenhauer-Briefe p. 348 u. 453.

**) Erschienen in der „Schulzeitung für Schleswig-Holstein" 1857, No. 21, 25, 26 (21. II., 21. u. 28. III.); eine Entgegnung auf Bahnsens Ausführungen von

ich mich ein paar Jahre lang befunden habe: es war das famose „bloss“ in Kants transcendentaler Ästhetik,*) welches darüber entscheidet, ob einer sich anständigerweise zum Realismus bekennen kann oder nicht — und es war am andern Ende die Möglichkeit erfolgreicher Askese, welche mir nicht nur nicht dargetan, sondern mit den metaphysischen Voraussetzungen des Systems in unversöhnlichem Widerspruch zu stehen schien.

Allein nur mit äusserster Schüchternheit habe ich mich mit diesen sofort tiefempfundenen Einwänden hervorgewagt; in den „Beiträgen zur Charakterologie“ sind sie noch kaum angedeutet — das zog mir den Vorwurf der Unentschiedenheit meines Individualismus zu. Erst in der Polemik, erst an der Seite von, später gegen E. v. Hartmann erstarkte meine Zuversicht, bis ich allmählich vorbehaltslos mich zu einer individualistischen Realdialektik als meinem eigenen System bekannte, nachdem ich mir lange genug hatte sagen lassen, es sei nicht nur zu bescheiden, sondern auch sachlich inkorrekt, mich immer nur noch als blossen Anhänger Schopenhauers einzuführen. Jetzt nennt man mich wohl noch seinen Schüler, auch mal Jünger, — aber nicht bloss Apostel, sondern — die Freundlichstgesinnten — auch schon Fortführer und Vollender.“

J. C. Becker findet sich in den Nummern vom 19. u. 26. XII. dieses Jahres in derselben Zeitschrift. Seiner geringen Meinung von dem Bildungswerte der Mathematik ist Bahnsen auch späterhin treu geblieben.

*) Nämlich dass Raum und Zeit „bloss“ subjective Anschauungsformen seien, ohne jegliches objective Correlat im „Ding an sich“.

Bunte Erinnerungen aus der Kunstschulzeit.

Von Hans Thoma in Karlsruhe.

„Sie sprach zu ihm, sie sang zu ihm; da war's um ihn geschehn; halb zog sie ihn, halb sank er hin — und ward" — — — veranlaßt noch mehr zu schreiben. Nämlich die Schriftstellerei, die Plaudernixe in den Wassern der Öffentlichkeit hat es mit mir so gemacht. — Nachdem es um mich geschehen, wollte ich nur noch über kunsttheoretische Dinge sprechen — z. B. darüber, wie ein Kunstprofessor seine Schüler zu erziehen hätte, darüber, was recht und unrecht in den Dingen der Kunst sei u. dgl. mehr, auch über Maltechnik.

Als Fortsetzung zu den „Anfängen der Kunst" könnte man auf diesem Wege sehr bald zu dem Ende der Kunst gelangen, dorthin wo sie mit Prinzipien und Theorien festgenagelt wird und man sagt: so darf sie sein und nicht anders, auf a folgt b, zweimal zwei ist vier, sie ist ganz so wie ich es meine, sie ist hier — —.

Auch ich wollte ungefähr in der Art eine Fortsetzung schreiben, ich blieb aber bald stecken und mußte mir immer in gar manchem selbst widersprechen.

Die Kunst ist halt doch eine eigne Sache, am Ende ist sie gar kein Prinzip, keine Theorie, sondern eine Lebensäußerung, die an Persönlichkeiten gebunden ist und nur durch Persönlichkeit am Leben erhalten werden kann.

Freilich weiß ich es auch, daß es nicht gerade schicklich ist, immer nur von sich selbst zu sprechen — ein Prinzip, eine Theorie, eine Idee, eine Sache vorschieben, das macht sich vorteilhafter. — — Aber ich schreibe jetzt doch von mir selber weiter und zwar von meiner Akademie- und Studierzeit.

Es ist nichts Bedeutendes, was ich zu berichten habe; ich sage das jetzt schon, um nicht Leser zu bemühen, die in der Erwartung etwas Interessantes zu finden oder gar Aufschluß zu erfahren über Dinge, die niemand so recht weiß, — es gibt solche Dinge, es sind sogar die über die am meisten gesprochen wird, wie z. B. die Kunst — mein Geschriebenes bis zum Schlusse lesen und dann ärgerlich über den Zeitverlust sein möchten. Wenn man von sich selber schreibt, so liegt immmer etwas von Anmaßung darin; man kommt nicht um das Gefühl herum, als sei man der Mittelpunkt der Welt, um den sich alles dreht — das werden aber die Herrn Nachbarn nicht übelnehmen, wenn man ihnen vertraulich auf die Schulter klopft und sagt: Nichts für ungut, Herr Nachbar, Sie sind ja ebenfalls so ein Mittelpunkt.

Durch diese umständliche Einleitung will ich besagen, daß ich trotz alledem, was ich nun erzählen will, ein höflich bescheidener Mensch bin, der sich räuspert, der gleichsam auffallend die Schuhe putzt um nicht jemandem überraschend ins Haus zu fallen — aber endlich muß so ein höflicher Mensch doch hinein, sonst möchte der, den er besucht, ungeduldig werden.

Es ist bekannt, daß schüchterne Menschen oft gerade in das Gegenteil umschlagen — sozusagen frech werden — denn das Häfele in dem die verschiedenen Eigenschaften des Menschen beisammen wohnen, ist gar klein.

Nun, wir wollen sehen, wie es kommt und in welcher Art man mich hinauskomplimentiert.

* * *

Kaum wird wohl jemals ein junger Mensch mit mehr Pietät und Respekt in eine Schule eingetreten sein, als ich im Oktober 1859 in die Kunstschule in Karlsruhe.

In Schirmers Atelier sah ich seine Bilder; es war mein höchster Wunsch, auch einmal derartiges hervorbringen zu können — ich hatte das freudige Gefühl, daß ich nun hier volle Gelegenheit habe, mir alles hierzu nötige durch eifriges Lernen anzueignen.

Wenn man so vom Dorfe kommt, so ist einem die Stadt mit ihrer Regsamkeit ein Ding, das man über die Maßen anstaunt, man scheint unterzugehen und doch fühlt man sich auch getragen. — Nun durfte ich ja mich öffentlich als Maler bekennen, durfte meine ganze Zeit auf die mir so liebe Tätigkeit verwenden. Gern und willig folgte ich der nun beginnenden Erziehung zur Kunst.

Schirmer hatte sich mit viel Wärme über die von mir eingereichten Arbeiten ausgesprochen und „entschieden" dazu geraten, daß ich Künstler werde. Ich wurde in die Antikenklasse aufgenommen, in der mich Professor des Coudres zu großer Genauigkeit und Gründlichkeit anleitete. Diese Gründlichkeit ward mir doch später von großem Nutzen; ich zeichnete den Winter über, nahm auch am Perspektivunterricht teil, auf deren Gesetze ich durch das viele Zeichnen nach der Natur vorbereitet mit besonderer Freude eingehen konnte.

Als der Frühling kam und es im Kunstschulgarten zu grünen und blühen anfing, kam Ungeduld über mich und der Antikengips kam mir gar öde vor und durch das Entgegenkommen Schirmers wurde mir auch erlaubt, als Vorbereitung für die Sommerstudien, die ich im Schwarzwald machen wollte, einige seiner Ölstudien kopieren zu dürfen; diese fielen zu seiner vollen Zufriedenheit aus — ich malte sodann auch im Kunstschulhof einen Grasbüschel mit Steinen. Mit den Ölfarben wußte ich technisch sehr gut umzugehen von meiner Anstreicher- und Uhrenschildmalerzeit her. — Das Antikenzeichnen wurde mir nun freilich wieder um so saurer; nach sechsmonatlichem Unterricht in der Antikenklasse durfte ich Schirmerschüler werden, d. h. ich ging in den Schwarzwald und malte dort nach der Natur, und mit welchem Eifer! Bracht, mein Mitschüler, kam auch und in unserm Eifer gingen wir oft des Morgens fort, zwei Stunden weit in ein wildes Tal, um — einen Stein, einzelne Pflanzen zu malen, die wir, wie wir

eigentlich selber sahen, ebenso gut hinter dem Haus in Bernau hätten malen können; wir stritten uns wohl auch um die Motive, die jeder zuerst entdeckt haben wollte, die wir aber doch zuletzt friedlich, meist gemeinschaftlich malten. Diese Studien waren von äußerster Gründlichkeit und Sachlichkeit — über nichts wurde hinweggegangen. Es gab damals noch keine Theorie „moderner Errungenschaft“ im Farbensehen — das war auch gut für uns. Das technische Verfahren war möglichst einfach, es wurde prima gemalt mit ziemlich flüssiger Ölfarbe; die Sachen, von denen ich noch einige besitze, haben sich vorzüglich gehalten, was ich hier anführe der Ölfeindschaft gegenüber, die heutzutage vielfach die Maltechnik beunruhigt.

Als ich im Herbste diese Studien Schirmer zeigte, fragte er mich: „Malen Sie den mit einem Schwarzspiegel?“ was ich nicht recht verstand; erst später entdeckte ich, daß diese Arbeiten etwas von der zusammengefaßten Harmonie hatten, die manchmal von Malern durch das Betrachten in einem Schwarzspiegel angestrebt wird.

Doch wo komme ich hin, wenn ich so fortfahren will; ich erzähle Dinge, die niemand hören will. Eigentlich wollte ich ein wenig über die Akademien losziehen und nun, wenn ich auf meine Erlebnisse zurücksehe, so muß ich fast bei allem sagen: es war eigentlich ganz gut, daß es so war.

Vielleicht kommt das Gutheißen doch daher, daß ich jetzt erst diese Abhandlung schreibe; ich hätte sie kurz nach meiner Akademiezeit schreiben sollen, da hätte ich der akademischen Erziehung wohl vielfach schuld gegeben an aller Kunstmisere, die mich und andere jemals betroffen hat; ich hätte vor etwa 30 Jahren manch zündendes Wort der Entrüstung gefunden. Nun bin ich aber froh, daß ich damals nicht geschrieben habe, obgleich ich denke, daß ich, besonders unter den Künstlern, mehr geneigte Leser für mich gehabt hätte, obgleich ich weiß, wie ein mit all seinem Schicksal zufriedener Mensch den anderen meist höchst langweilig vorkommt.

Nörgeln und kritteln war freilich nie meine Sache; auch als ich jung war nicht.

Durch die Jahre 60 bis 66 war ich immer im Winter im — Winter auf der Kunstschule und wenn der Sommer kam, ging ich nach Bernau und malte dort Studien.

Ich war in der Malklasse und malte dort Köpfe unter Professor des Coudres Leitung. — Auch hier war des Coudres ein vortrefflicher Lehrer, obgleich übermütige Schüler über seine, wie sie meinten, gar zu arge Gründlichkeit sich lustig machen wollten — man sieht es freilich oft erst später, was so eine Grundlage wert ist. Junge Leute nennen sie wohl philiströs; doch vergleiche ich sie mit einer guten Erziehung im väterlichen Hause, die auch schon oft einen Menschen auch dann noch geleitet hat, wenn er selber und alle Welt gemeint hat, daß er über die Stränge haue.

Eine besondere Episode in bezug auf die maltechnische Erziehung war der Aufenthalt Canons in Karlsruhe, seine systematische Maltechnik zog fast alle jüngern Künstler sehr an; wir hatten das Gefühl, durch diese Schulung aus dem ewigen Probieren herauszukommeu.

Seine Methode bestand im Herausmodellieren der Form und der Lichtgebung mit aufgehöhtem Weiß auf dunklerem Grunde. Die Farbengebung wurde sodann durch Lasuren erzielt, die freilich in ihrer leuchtenden Emailwirkung manch überraschenden Eindruck hervorbrachten. Jedenfalls lernte man, durch Canon angeregt, eine Summe von maltechnischen Ausdrucksmitteln kennen, die vernünftigem Sinn zu großem Vorteil gereichen konnten, zugleich auch wurden wir durch Canon zuerst auf die Maltechnik der großen Meister aufmerksam gemacht. Es entbrannte aber ein Kampf zwischen der mehr nach der stilistischen Seite hinführenden Lasurbehandlung und dem naturalistischen Dickprimamalen, der die Geister entzweite und der, verquickt mit allerlei persönlichen Widerhaarigkeiten, eine recht unerfreuliche Gestalt annahm — die Sache wurde dogmatisch.

Diese zwei technisch verschiedenen Vorgänge setzen sich auch durch unsere ganze moderne Malerei in gewisser Art fort. Ein Ausspruch von dem streng prima malenden Leibl ist hierfür charakteristisch: als er in München ein Bild sah, das ihn sonst interessierte, sagte er mißtrauisch: „ich glaub' der Kerl lasiert!" in dem Ton, in dem man im Spiel von jemand sagt: er mogelt. In diesen sechsziger Jahren malte ich auch einige Bilder, meist kleinere Landschaften und auch Figurenbilder, von denen ich hier und da eines an einem Kunstverein verkaufte, das Geld reichte aber meist recht knapp den Winter über; im Frühling — halb mußte ich — ganz zog es mich — ging ich nach Bernau. Mit jugendlich seligen Gefühlen eilte ich immer von Freiburg aus über die Berge hinauf in mein liebes Tal; voll von Plänen, was ich noch malen wollte. Wenn dann auch das Vollbringen hinter dem Wollen zurückblieb, fleißig war ich und es entstanden Stöße von Zeichnungen und Ölstudien, mit denen ich aber recht leichtsinnig umging — verlor und verschenkte sie — vernichtete auch vieles bei spätern Aufenthaltswechseln — wenn ich nicht gerade eine Kiste dafür hatte.

Ein ziemlich in der damaligen Art abgeschlossenes Bild ist noch wohlerhalten, es ist ein lebensgroßes Porträt meiner Mutter und Schwester in der Bibel lesend; ich habe es im Sommer 1866 in Bernau gemalt in unserer kleinen Stube, wo ich mit meiner Staffelei kaum Platz hatte. Das Bild ist ganz in Canonischer Art mit flüssigen Lasuren hervorgebracht und hat sich außerordentlich gut erhalten, — trotzdem ich es mit dem vielverrufenen Siccatif de Courtray in Leinöl gemalt habe.

Sechs Jahre hintereinander wiederholte sich der Wechsel zwischen Karlsruhe und Bernau; ich will ihn nicht sechsmal schildern, aber von einem der schönen Sommertage, an denen ich der Heimat zueilte, will ich doch erzählen.

Es war anfangs Juni, in Freiburg hatte ich übernachtet und machte mich am Morgen auf zu dem achtstündigen Weg nach Bernau. Das ganze Sommerglück ruhte auf meiner Seele, als ich rüstig durch Wälder hinan in die Berge hinaufschritt. So ganz im jugendlichen Vollgefühle, der Mittelpunkt der Welt — denn alles gehörte ja mein was ich sah, für mich war die Welt da. Ich fühlte mich als das, was man seit Nietzsche heutzutag eine „Herrennatur" nennt. Am Mittage, als ich die höchste Höhe meiner Wanderung erstieg, die „Halde", ballten sich die den Vormittag verklärenden

weißen Wolken zu einem Gewitter zusammen, das über der Rheinebene stand, fast unter mir; seine Blitze zuckten bis in die Berge hinüber, der Donner klang mir wie ein Jauchzen des Übermutes in der Natur — Regenschauer wechselten mit Sonnenblicken. Es kam so etwas wie Schöpferfreude über mich — denn war nicht diese Großartigkeit und Pracht für mich da? — war ich nicht dazu berufen, sie zu sehen?

Stille Anbetung und fröhliches Jubeln erfüllten meine Seele und hätte ich Worte gefunden, so wäre mein Gesang ein Psalm gewesen.

Man muß freilich jung sein, um dies Wonnegefühl, dies Herrschergefühl so ganz zu verstehen — aber ich habe es noch gar stark in der Erinnerung, und so schäme ich mich auch gar nicht meiner damaligen Hochgemutheit — so allein auf dem Berge, gleichsam mit den Blitzen spielend.

Das Gewitter verzog sich, ein prächtiger Nachmittag begleitete mich ins Tal hinunter an den Bächen, durch die blumigen Wiesen entlang an den Schwarzwaldhäusern vorbei. Da man sich nun nicht allzulang auf dem Standpunkt einer erhabenen Stimmung festhalten kann, so wurde mir wieder menschlich zumute, ich wurde fröhlichen Herzens und so grüßte ich alle mir Begegnenden.

Nun muß ich aber ein Bekenntnis ablegen: es kam eine Art von Eitelkeit über mich — es war mir, als ob mein Angesicht glänzte, so daß die Menschen es mir gleich ansehen müßten, daß ich etwas Extras sei — so einer, der noch Taten zu verrichten hat — ein „Vorzugsmensch", wie ich seitdem Künstler sich nennen hörte.

Zwei Stunden von Bernau, um mich zum neuen und letzten Anstieg auf den Berg zu stärken, kehrte ich im „Hirschen" ein.

Die Wirtin, eine behäbige Bauersfrau, brachte mir das „Schöpplein vom Besten", das ich ein wenig großtuerisch bestellt hatte — nun kamen, wie ich es wohl erwartete, die gebräuchlichen Fragen, im Verlauf derer ich vorhatte, der Wirtin so nach und nach beizubringen, was für eine Art von Menschenkind sie vor sich habe.

„Woher die Reis'?" Von Karlsruhe sagte ich. „So so, von Karlisrui, des isch wit her! Wo goht jez d' Reis hin?" Ich will jetzt noch nach Bernau hinauf. — „So so sind sie vo Bernau?" Ja aber — ich wohne jetzt schon längere Zeit in Karlsruhe! — Nun sollte die erwartete Frage kommen, was ich sei, — aber ruhig sah die Frau mich an und sagte: „So, so, sie sind gewiß en Schnider!" — Das sagte sie treuherzig ohne allen ironischen Hintergrund, daß ich allen Mut dazu verlor, noch weiter mit meiner Wichtigkeit imponieren zu wollen, mein Schöpplein zahlte und den Berg hinanstieg — ich gestehe es, ein wenig geduckt — doch mußte ich bald über mich selbst und die ganze Situation herzlich lachen. Dies Geducktwerden war aber auch ganz gut zwei Stunden vorher, ehe ich in unser armes Schwarzwaldstüble wieder einkehrte. Arm war die Heimat, aber reich durch unerschöpfliche Mutterliebe, die mich hier wieder umfing — die mich gleich umfangen haben würde, ob ich als großer Künstler, als Schneider oder sogar als Vagabund heimgekehrt wäre. Hier war ich unbestritten der „Vorzugsmensch".

In der schönen Dämmerstunde kam ich durch das kleeduftende Tal, sehnsüchtig erwartet von Mutter und Schwester!

Nun war ich wieder für ein paar Monate in die große Akademie der Natur versetzt, so daß auch hier Aug und Hand zur Kunst erzogen wurden; denn ich war sehr fleißig und versuchte gar vieles nachzumachen, wie die Natur es mir vormachte. Auch Bücher hatte ich aus der Stadt mitgebracht; außer Goethes Gedichten, die mich durch Feld und Wald begleiteten, erinnere ich mich besonders an Ossian und Jean Paul — das Nibelungenlied und Gudrun lernte ich kennen, auch Homer und Dante. Es kommt vor, daß ein Dörfler, der in der Schule solche Dinge nicht kennen lernte, sich später sehr begierig darauf stürzt. Die Bibel war mir sehr vertraut und psalmenartig sprach oft die Natur zu mir.

Die Rückkehr in die kleine Akademie in Karlsruhe schob ich immer so lang wie möglich hinaus. Öfters ging ich, um nicht in Freiburg übernachten zu müssen und den Zug nach Karlsruhe zu erreichen, in Bernau spät nach Mitternacht fort. Durch die schneereiche, mit schwachem Mondlicht beleuchtete Novembernacht, nach schwerem Abschied von den Lieben, ging ich ins Tal hinunter — die Felsen und die rauschenden Wasserfälle gebärdeten sich ganz wild in der unheimlichen Nachtstille; wie war es mir doch so schwer ums Herz, wie so gar dunkel lag die Zukunft vor mir — die Sorge, wie es weiter mit mir gehen werde. Nach vierstündigem Wandern ging der Mond unter, und ich mußte durch einen dunklen Wald, in dem der beschneite Weg mich leitete — aber auch Sorgen machen furchtlos und sie waren stärker als alle Nachtgespenster. Auf der Haldenhöhe, von wo ich einst in das Sommergewitter hineingejubelt hatte, begann ein Schein, wie von einer schwachen Dämmerung, die Schneehalden aufzuhellen — ein Rosaviolett erhob sich aus dem Dunkel — ein kaum merklicher Farbenhauch, der nur auf der Reinheit des weißen Schnees sich geltend machen konnte — aus diesem Rosa wuchs der Morgen herauf. Auf der letzten Höhe über Freiburg lag dieses und das ganze Rheintal eingehüllt in dichtem Nebel — oben auf den Bergen war der helle Morgenschein — die Sonne brach herauf — aber ich mußte hinuntersteigen in den Nebel; grau war Freiburg, grau die Fahrt nach Karlsruhe, und es blieb mir lange das Gefühl, als ob der Schwarzwald golden wäre.

In Karlsruhe packte ich dann meine Studien aus, begierig, was Professoren und Mitschüler dazu sagen würden. Die Kritik richtete sich fast immer gegen die große Genauigkeit und Ausführlichkeit; und über einen Weidenbusch, der sich über den braunen Bach neigt, den ich ziemlich groß wie ein Stilleben malte — jedes Blatt, zwischen den Steinen ganz vorne jeden Grashalm — an dem ich im Sommer 1864 wochenlang gearbeitet hatte, wurde ich eigentlich ausgelacht; wozu denn so etwas malen, es sei ja kein Motiv. — Ich bin noch im Besitze dieser Studie und freue mich an diesem intimen Spiegelabbild eines schönen Stückleins Natur, — jedenfalls habe ich mehr Nutzen davon gehabt, als wenn ich Dutzende von modernen Farbensehenserrungenschaftsmomentskizzen gemacht hätte.

Es kamen die Winter, wo ich als Meisterschüler Bilder malen durfte. Das ist eine gar heikle Zeit — was soll man nun malen? wie sollen die

Bilder aussehen? — Das Genrebild stand hoch im Ansehen, auch ich versuchte allerlei, aber es zeigte sich ein Konflikt — die Erscheinung der Natur sprach sehr zu mir — aber die Erzählung, die das Genrebild mehr oder minder geistreich ausdrücken sollte, kam dabei zu Schaden. Auch das Landschaftsmalen hatte seine Hacken; in der Schirmerschule mußte man komponieren lernen — das konnte ich gewöhnlich nicht mit den Eindrücken, die mir der Schwarzwald gemacht hatte und überhaupt mit dem, was ich bisher gesehen hatte an Landschaftsnatur, vereinigen; die Schwarzwäldertannen wollten sich schon gar nicht fügen, auch die langen Bergrücken nicht, und gar die langhin sich ziehenden bunten Wiesen — die zu malen durfte man gar nicht denken. Ich dachte dann mit andern, es muß wohl Länder geben mit brauchbarerer Terrainbildung und wo die Bäume nicht gleich zum Walde werden und die Wiesen kaum eine Rolle spielen. Der liebe Schwarzwald mußte, so leid es mir auch tat, für unmalerisch erklärt werden. In Italien wird wohl das richtige sein; darauf freuten wir uns.

Einer der Schirmerschüler ist auch wirklich ausgezogen, um die richtige Terrainbildung zu finden; er fand in Italien auch noch nichts rechtes und kam nach Damaskus, wo er endlich ein wirklich gut gebautes, zum Bild brauchbares Terrain fand; als er sich aber hinsetzte, haben ihn leider die Beduinen mit Steinwürfen verjagt — so war seine Reise eigentlich zwecklos, wie er selber eingestand.

Erst der Aufenthalt in Bernau befreite mich von diesen Kunstweisheitszweifeln; d. h. ich hielt Bernau für unmalerisch, aber da ich doch arbeiten wollte, malte ich Stücke aus der Natur, wie sie mir gerade gefielen — man nannte das Studie und es fristete in der Kunstbewertung eine armselige Rolle; es war ja nur Mittel zum Zweck. Die Zwecke standen im Kunstverein — — die komponierten Bilder. Hier schließe ich meine Schreiberei; denn das Bildermalen steht vor der Tür, und die Meinungen hierüber verführen einen solchen Spektakel, daß mir die Feder entfällt.

Ein Wort.

Von Adolf Schmitthenner in Heidelberg.

1.

Während seiner ganzen Wanderschaft hatte auf den Bäckergesellen Anton Wurz aus Sensenbach nichts einen so tiefen Eindruck gemacht als ein Wort der Weisheit, das er zwischen Bingen und Eltville

aus dem Munde eines bei Mainz gebürtigen Handwerksburschen vernommen hatte.

Dieser war in Köln eingestiegen und hatte bis in die Gegend von Bacharach unten im Schiffsraume des Schleppers in irgend einem dunkeln Winkel geschlafen. Dann kam er mit blinzelnden Augen aufs Verdeck herauf und spazierte im grellen Sonnenschein auf und nieder. Anton Wurz gesellte sich zu ihm, und bald führten die beiden ein belehrendes Gespräch über die Nahrungsmittel der verschiedenen Völker, wie der Friesländer, der Westfalen, der Emmericher, der Kölner und der Sensenbacher. Als der Schlepper gegen den Lurleifelsen herankroch, zog der Mainzer seine Stiefel aus, setzte sich auf eine Kiste, holte aus seinem Felleisen Bürste und Büchschen und begann seine Stiefel zu wichsen. Er nahm sich Zeit zu dem Geschäft und wichste kunstgerecht und liebevoll. Überaus häufig spuckte er in das werdende Werk. Jedesmal, wenn er dies getan hatte, kniff er Augen und Lippen zusammen, und die Bürste sauste hin und wieder, als ob sie von einer Maschine getrieben würde. Allmählich verlangsamte sich ihr Flug, die Augen und die Lippen taten sich fröhlich auf, und die glänzend schwarze Fläche bemühte sich, ein Spiegel zu sein. Noch nicht hell genug, sagte der Mainzer zu dem bewundernd zuschauenden Anton Wurz, spuckte von neuem mitten in das Kunstwerk, machte ein grimmiges Gesicht und wichste wie ein Feind. Kurz vor Rüdesheim war der Mainzer fertig geworden. Jetzt bin ich bald daheim, sagte er und stieg wieder in den Schiffsbauch hinunter. Nach einer Weile kam er herauf mit offener Jacke und offener Weste, woraus eine schneeweiße, wundervoll gewölbte Hemdenbrust leuchtete.

Ja, sagte er, lächelte unseren Anton Wurz freundlich an und weidete sich an seiner Bewunderung.

Wer ein weißes Hemd und gewichste Stiefel hat, ist ein feiner Mensch. Also sprach der Mainzer.

* * *

2.

Dieses Wort machte auf den Bäckergesellen einen tieferen Eindruck als der Hamburger Hafen und als der Kölner Dom. Auf der Eisenbahnfahrt von Mainz nach der Heimat versteckte er die Füße unter der Bank, denn er schämte sich seiner ungeputzten Stiefel. In Heidelberg kaufte er sich eine Schuhbürste und eine Wichsschachtel, einen Papierkragen und eine gestärkte baumwollene Hemdenbrust. Im Besitze dieser Herrlichkeiten fragte er sich durch bis zur Schloßruine, sah aber hier weder rechts noch links, weder hinauf noch hinab, sondern suchte ein dämmeriges und einsames Plätzchen. Er fand ein solches in dem Kellergewölbe des Ottheinrichbaues. Hier verschwand er im Hintergrund, und nach einer Viertelstunde stieg er als ein feiner Mensch in die Stadt hinunter. Als er drunten war, fiel

ihm ein, daß es in Heidelberg eine berühmte Sehenswürdigkeit gäbe, nämlich das große Faß. Er fragte einen Dienstmann, wo das große Faß wäre, und wurde nach der Fuhrmannskneipe gewiesen „Zum großen Faß". Er aß einen Handkäs und trank ein Glas Bier. Als er damit fertig war, wartete er auf die Dinge, die da kommen sollten. Es kam aber nichts weiter, als daß die Kellnerin ihm stillschweigend ein zweites Glas brachte. Anton Wurz zahlte und sagte: Jetzt will ich mir aber die Geschichte ansehen, ich habe nimmer lang der Zeit. — Hier ist nichts weiter anzusehen, sagte das Mädchen; was wollen Sie denn? — Das große Faß! — Ha, lachte das Mädchen, das liegt ja droben auf dem Schloß im Keller. — Drum waren so viele Leute droben, sagte er! Er ging aber nicht noch einmal hinauf, sondern kaufte sich im nächsten Buchbinderladen eine Photographie vom großen Faß. Er betrachtete sie andächtig, ließ sie sich in Seidenpapier einwickeln und sagte: Jetzt ist es geradeso, als ob ich's selber gesehen hätte. — —

Als er daheim angelangt war und sich ausgeruht hatte, trat er bei seinem Vater, der auch ein Bäcker war, in Dienst. Des Abends, wenn er bei seinen schwadronierenden Kameraden auf der Straße stand, blieb er stille und verhielt sich so, als ob seine Wanderschaft nicht weiter als bis nach Wetbachhausen gegangen wäre. Aber wenn er mit einem oder mit zweien beisammen war, besonders bei der Arbeit, rückte er allmählich mit dem heraus, was er erlebt und gesehen hatte in der weiten Welt. Er erzählte, wie dick sie in Emmerich die Butter aufs Brot schmieren, und wie man im Hamburger Vierland beim Schweineschlachten verfährt, und daß er auf der Weserbrücke zu Bremen einen Mann gesehen habe, der sich eine Zigarre anzündete mit einem Zündholz, das mitten im Sturmwind nicht erlosch. Aber das Wort des Mainzers blieb sein persönlicher Weisheitsschatz, den er für sich allein behielt. Um so heller strahlte das Licht seiner geheimen Wissenschaft aus seiner Erscheinung.

So glänzende Stiefel wie er trug keiner im Städtchen, und da in Sensenbach kein See vorhanden ist, worinnen sich die Sonne hätte spiegeln können, besah sie ihr schönes Angesicht am liebsten in der Hemdenbrust des Bäckers Anton Wurz.

Weil er fleißig und sittsam war, mochte ihn jedermann leiden. Er aber meinte, seine Beliebtheit rühre daher, daß er dem Grundsatz des Mainzers nachlebte. Darum tat es ihm unendlich wohl, wenn er dessen inne wurde, daß man ihn mochte, und er schaute dann wohl in gerührter Dankbarkeit an sich hinunter über die strahlende Wölbung seiner Hemdenbrust nach den Spitzen seiner Stiefel.

In einem solchen Augenblick war es, daß er sein Geheimnis einem Menschen mitteilte; dieser einzige Mensch war seine Braut. Das ging so zu. Er half ihr beim Wäscheaufstecken, wenige Tage vor der Hochzeit. Es war ein schöner Sommerabend, ein Hänfling zwitscherte im Pflaumenbaum, und neben der Wiese murmelte der Bach. Da ward es beiden weich ums Herz. Sie ließen die Arbeit sein und lehnten sich aneinander.

Das kann ich nicht begreifen, daß du mich haben magst, fing das Mädchen an; bin ich doch weder schön noch reich.

Da schlang Anton Wurz bewegt den Arm um seine Braut, gab ihr einen Kuß und sagte:

Sieh', mir geht es gerade umgekehrt als dir; ich kann sehr gut begreifen, daß du mich lieb hast. Daran ist der Mainzer schuld. Gott soll's ihm lohnen. Dich zieht es zum Feinen hin. Wer ein weißes Hemd und gewichste Stiefel hat, der ist ein feiner Mensch.

Am Stiefelwichsen und am Waschen soll's bei uns einmal nicht fehlen, lachte die Braut. — —

Und so geschah es auch, und alles ging gut. Sie lebten friedlich und vergnügt mit einander und gewannen sich immer lieber.

* * *

3.

Bald nach der Taufe des zweiten Söhnleins wurde Anton Wurz zu seiner letzten Landwehrübung einberufen. War es bisher sein Stolz gewesen, daß in seinem Militärzeugnis keine einzige Strafe vermerkt war, so setzte er all seine Kraft daran, auch dieses letzte Stück seines Soldatenlebens mit Ehren zu bestehen. Anton war kein strammer, aber ein sehr ordentlicher und überaus sauberer Füsilier, und wenn er auch gerade keinen kriegerischen Eindruck hervorrief, so gab er sich doch die redlichste Mühe, alles recht zu machen, und er empfing manchen Lobspruch von seinem Hauptmann.

Zu diesem seinem Hauptmann hatte Anton Wurz eine Verehrung und eine Liebe gewonnen, wie noch zu keinem anderen Menschen. Er sah zu ihm hinauf wie zu einem höheren Wesen. Die Postkarte, die er an seine Frau schrieb, handelte von seinen Strümpfen und von seinem Hauptmann; er pries diesen mit den Ausdrücken, die er sich aus den Zuschriften seiner Weißmehllieferanten angeeignet hatte: Ich sag' Dir, Hannchen, unser Hauptmann ist fein, prima, erste Sorte, non plus ultra; er hat mich gestern wieder gelobt, da hab' ich nicht gewußt, wo ich hinschauen soll.

Als die Offiziere der Kompagnie ihr Abschiedsmahl feierten, wurde Anton Wurz mit zwei anderen Landwehrmännern auserlesen, bei Tische aufzutragen. Anderen Tags rief der Hauptmann nach der Übung die drei zu sich, gab jedem ein Goldstück und fügte hinzu: Bringt euren Frauen etwas Hübsches mit!

Während Anton Wurz mit dem Goldstück in der Hand an den Läden der Hauptstraße hinwanderte, erging er sich in dem Gedanken: Meine Frau hat einen Zug zum Feinen, deshalb hat sie mich so lieb. Und er trat in einen Schmuckladen und kaufte sich drei goldene Hemdenknöpfchen. Nicht weit von dem Goldschmied war ein Weißwarengeschäft. Hier kaufte sich Anton von dem Reste des Geldes noch eine wunderschöne Hemdenbrust mit drei gestickten Knopflöchern.

Dann stand er noch eine Weile vor einem Laden, worinnen Andenken

an die Garnison zu kaufen waren. Wenn ich deinen Namen und deinen Wohnort wüßte, dachte die treue Seele, so würde ich dir ein Bild von Rastatt schicken, du lieber Mainzer. Denn niemand ist schuld daran, daß mich der Hauptmann so gern hat, als du allein.

Am Abend war die letzte Vorstellung in der Kaserne. Die drei Landwehrmänner, die bei der Tafel aufgewartet hatten, standen neben einander.

Was haben Sie denn gekauft? fragte der Hauptmann den ersten.

Einen Regenschirm und ein Kopftuch für meine Frau.

So ist's recht. Und Sie?

Kleiderstoff für unsre drei Kinder.

Der Hauptmann nickte freundlich. Und Anton Wurz? fragte er mit gütigem Lächeln.

Drei goldene Knöpfchen für meine Hemdenbrust.

Da wurde der Hauptmann blutrot im Gesicht und wandte sich unwillig ab.

Eine halbe Stunde später, als Wurz in bürgerlicher Kleidung mit dem Reisesack in der Hand über den Kasernenhof ging, stand der Hauptmann am Tor.

Grüßen Sie Ihre Frau, sagte der Hauptmann zu einem der Vorderleute; grüßen Sie Ihre Kinder zum zweiten. Ich hätte nicht gedacht, daß Sie ein so eitler Narr sind, sagte er zu Wurz und drehte ihm den Rücken.

Ich bin der einzige, dem er nicht die Hand gegeben hat, sagte der arme Anton draußen vor dem Kasernentor zu sich selbst, und die Tränen liefen ihm über die Backen.

Auf der Heimfahrt sah er verstört aus. Er schaute starr durch die Scheiben in den Regen hinaus. Die Kameraden sangen ein Lied ums andere; er blieb teilnahmlos. Seine Frau holte ihn am Bahnhof ab. Sein gedrücktes, scheues Wesen fiel ihr auf. Sie schrieb's der Ermüdung zu. Aber als es an den folgenden Tagen nicht anders wurde, fing sie an, sich zu bekümmern. Es kam ihr vor, als ob ihr Mann im tiefsten Kern seines Lebens verwundet sei. Aber es war ihr nicht möglich, den Pfeil zu finden, der dort stak. So heiß sie in ihn dringen mochte, er schwieg still auf all ihre Fragen, oder er sagte nur: Es ist nichts, als daß ich ein Narr bin.

Am meisten beunruhigte sich die gute Frau darüber, daß ihr Anton anfing, seine Kleidung zu vernachlässigen. Er hatte keine Freude mehr an seinem schön gestärkten Sonntagshemd, und man sah ihn mit unsauberen Stiefeln zur Kirche gehen.

Es war, als ob mit dem Spruche des Mainzers auch aller Segen von dem armen Anton gewichen sei. Er fühlte sich nimmer froh und nimmer gesund.

Eines Tages, als er das Holz im Backofen schichtete, trat seine Frau hinter ihn und rief:

Was ist denn das, Anton?

Sie hielt eine neue, ungetragene Hemdenbrust in die Höhe, an deren glänzender Fläche drei goldene Knöpfchen blinkten.

Das hab' ich in deinem Reisesack gefunden, ganz unten drin. Wo hast du denn das her?

Anton Wurz wurde feuerrot, und der Backofen war doch kalt. Blitzschnell wandte er sein Gesicht der Arbeit zu. Eine Antwort gab er nicht.

An diesem Tage war er noch stiller und gedrückter als sonst, und immer wieder und wieder mußte ihn Frau Hanne anschauen. Daher kam es wohl, daß ihr jetzt erst die gelbe Gesichtsfarbe ihres Mannes auffiel. Sie schickte zum Arzt. Der redete von einem schweren Übel, das sich von langer Hand her vorbereitet habe und jetzt zum mächtigen Ausbruch gekommen sei. Monate lang hüstelte er im Hause herum. Dann mußte er sich zu Bett legen. Er stand nimmer auf. An einem kalten Novembertag hat man ihn begraben.

Unter unendlichen Tränen kleidete die Bäckersfrau die Leiche ihres Gatten an. Sie hüllte seine Füße in die neuen Stiefel, die sie spiegelblank gewichst hatte; auf das Leichenhemd heftete sie die Hemdenbrust, die im Reisesack gelegen war. Die goldenen Knöpfe hatte sie vorher beiseite getan.

Andächtig schaute sie auf den Toten nieder und sagte: Jetzt bist du wieder der liebe alte Anton. Wer ein weißes Hemd und gewichste Stiefel hat, ist ein feiner Mensch. Als ein Feiner gehst du in die Ewigkeit. Behüt' dich Gott, lieber Anton!

Und sie küßte ihm die kalten Lippen.

* * *

4.

Recht und schlecht lebte sie in ihrem Witwenstande. Es fand sich Gelegenheit, die Bäckerei gut zu verkaufen. Sie erwarb sich ein kleines Häuschen am Ende des Städtchens, und mit Hilfe ihrer verheirateten Brüder baute sie die Äcker ihres Mannes und ihr eigenes kleines Erbgut. Die beiden Söhne erzog sie sorgfältig.

Es waren zwei hübsche Knaben. Der ältere war schlank und blond, von zierlichem und doch kräftigem Körperbau mit anmutigen Bewegungen. Der jüngere war von derberer Art; er schlug mehr in der Mutter Geschlecht und hatte deren rasche, heftige Art. Ab und zu brach die Verschiedenheit der beiden Naturen heraus in lautem Zwist. Doch hatten sie nicht häufiger Streit als andere Brüder auch, und da sie an Jahren nahe beisammen waren, sah man sie auch immer bei einander. Durch einen gemeinsamen Zug unterschieden sie sich von allen ihren Kameraden. Sie waren immer säuberlich, ja zierlich gekleidet, und schon als Kinder hielten sie auf hübsche Gewandung, stattliches Aussehen und ein gewähltes Benehmen. Von ihren Kameraden wurden sie die Gassengrafen genannt.

Da sie in einem Jahre geboren waren, wurden sie auf einen Tag konfirmiert. Das war ein freudiger und ein trauriger Tag für die Mutter. Des Nachmittags ging sie mit ihren Söhnen hinaus auf des Vaters Grab. Dort weinte sie herzbrechend. Die Buben standen verlegen dabei. Als sie

wieder daheim waren und den Festkaffee getrunken hatten, wollten die Knaben hinaus zu ihren Mitkonfirmanden. Wartet noch, ich will euch etwas zeigen, sagte die Mutter, zog die unterste Schublade der Kommode, kramte eine Weile darinnen und trat wieder an den Tisch mit einer kleinen Schachtel in der Hand.

Sie tat den Deckel ab und holte aus der weißen Watte, die das Kästchen füllte, drei goldene Hemdenknöpfe heraus.

Die stammen von eurem Vater her, sagte sie.

Wer kriegt sie? fragten die Knaben eines Mundes und jeder griff nach einem Knöpfchen.

Das werdet ihr schon sehen, erwiderte die Mutter. Vorerst hebe ich sie noch auf.

Sie legte die Knöpfe wieder in die Schachtel und tat diese an ihren Ort. —

Jahre vergingen. Aus den Knaben waren Burschen geworden.

Ihr bester Kamerad hatte Hochzeit. Sie waren als Ehrengesellen geladen. Tags zuvor kaufte Philipp, der jüngere, die beiden Sträuße aus künstlichen Blumen, die die Geleiter des Hochzeiters im Knopfloch zu tragen haben.

Es waren nur noch zwei da, sagte er, als er zurückkam. Das da ist der deine.

Als sie sich am anderen Morgen für den Kirchgang herausputzten, sah Konrad, der ältere, daß der Strauß seines Bruders größer und schöner war, als sein eigener. Er sagte nichts, aber es wurmte ihn. Unterwegs kehrte er um und bat die Mutter, ihm des Vaters goldene Knöpfe zu leihen. Die Mutter konnte ihrem Ältesten nicht leicht etwas abschlagen, da er immer mehr auf den Vater herauskam; sie tat ihm ungern den Willen.

Während des Hochzeitsschmauses saßen sich die Brüder gegenüber. Es wurde heiß im Gemach, und die Männer knöpften sich die Röcke auf. Von ungefähr hob Philipp seine Augen und sah das Gold an seines Bruders Hemdenbrust blinken. Er wurde blaß vor Ingrimm und stürzte ein Glas Wein hinunter.

In der Nacht nach diesem Tag war im letzten Häuschen von Sensenbach heftiger Zank. Man hörte die heiseren Stimmen der trunkenen Burschen und zwischen hinein die flehentlichen Bitten der Mutter. Endlich wurde es still. —

Die goldenen Knöpfe lagen seitdem ungestört an ihrem Ort, unten in der dritten Schublade der Kommode, aber die Brüder waren sich gram geworden. Sie boten einander nicht mehr die Zeit, sprachen kein Wort bei der gemeinsamen Arbeit, und des Sonntags gingen sie gesondert ihre Wege.

Die Mutter weinte viel. Sie kränkelte und glaubte nicht lange mehr zu leben.

* * *

5.

Der letzte Tag des Jahres kam heran. Sie waren alle in der Kirche gewesen und hatten darauf stumm mit einander zu Nacht gegessen. Dann waren die Söhne ausgegangen, jeder in ein anderes Wirtshaus.

Derweil sie mit ihren Genossen lärmten, ging die Mutter mit schweren Gedanken in der stillen Stube auf und nieder. Als es vom Kirchturm her elf Uhr schlug horchte sie auf und zählte die verzitternden Schläge. Dann kauerte sie vor der Kommode nieder und zog die unterste Schublade heraus. Eine Weile schaute sie ehrfürchtig hinein. Dann nahm sie ihr Totenhemd heraus und ein kleines Schächtelein. Sie verschloß die Lade und steckte den Schlüssel in die Tasche, sie erhob sich, drückte mit dem linken Arm das Hemd und die Schachtel an die Brust, nahm die Lampe in die andere Hand und ging in ihre Kammer hinein. Nach einer Weile kam sie wieder heraus, in der einen Hand trug sie die Schachtel, in der anderen die Lampe. Sie setzte beides auf den Tisch nieder. Dann holte sie vom Schrank herunter ein kleines Tintenfläschchen und einen Federhalter. Die Feder war abgebrochen. Es dauerte eine Weile, bis sie eine neue gefunden hatte. Dann zog sie aus der Tiefe des Schrankes einen Pack Zeitungen. In dem untersten Zeitungsblatt lagen einige Bogen liniierten Papiers. Die nahm sie heraus und legte sie mit einer genügenden Zeitungsunterlage vor die Lampe auf den Tisch. Nachdem sie die übrigen Zeitungen wieder an ihren Ort getan und den Schrank verschlossen hatte, zog sie den schweren Großvaterstuhl aus dem Winkel, setzte sich, tauchte die Feder in das Fläschchen und fing zu schreiben an.

„Bestelle dein Haus, denn du mußt sterben,“ war der Predigttext des Pfarrers gewesen.

Als es dreiviertel auf zwölf Uhr schlug, legte sie für einen Augenblick die Feder nieder und seufzte tief auf. Als sie die Feder wieder eintauchte, verfehlte sie einmal und zweimal die enge Öffnung des Fläschchens, denn ihre Hand zitterte. Als aber die Spitze der Feder wieder die Zeile gefunden hatte, aus der sie gewichen war, wurde sie stät und wanderte ihres Weges ruhig weiter dem Ziele entgegen.

Mitternacht kam heran.

Lautlos glitten die beiden Nachen der Zeit an einander vorüber; der eine stieß ans Land, der andere fuhr hinaus in das dunkle Meer.

Aus der Wirtsstube zum goldenen Adler kam eine wüste Mischung von Geschrei und Gesang und begegnete dem schrillen Gejohle, das aus den hellerleuchteten Fenstern des roten Löwen drang.

Während die Töne von hier und von dort über dem Wipfel der Marktlinde wider einander prallten, entfiel der schreibenden Greisin die Feder, und hart schlug ihre Stirne auf das Tischbrett.

* * *

6.

Anderthalb Stunden nach Mitternacht kehrte Konrad, der ältere Bruder, nach Hause zurück. Die Lampe brannte noch auf dem Tische. Er trat leise herein. Die Mutter saß auf ihrem Stuhl, ihr Kopf lag auf dem Tisch, die grauen Strähnen hingen über die Stirne und die Hände.

Konrad wollte die Schlafende wecken. Da bemerkte er das beschriebene Blatt vor ihr. Er trat leise heran und las:

Ferner vermache ich meinen beiden Söhnen die goldenen Hemdknöpfe meines seligen Mannes. Jeder soll einen haben; der dritte — — der Rest war durch das Antlitz der Greisin verdeckt.

Neben dem Tintenzeug lag die wohlbekannte Schachtel. Konrad öffnete sie, griff hinein und holte sich seinen Knopf heraus.

Da hörte er die Tritte seines Bruders draußen auf der Straße. Rasch blies er die Lampe aus und wollte in die Kammer entweichen. Aber hierzu war es zu spät. Philipp trat herein und zündete ein Streichholz an.

Mutter, seid Ihr noch da? sagte er, als er im bläulichen Lichte des Schwefels die Greisin erblickte. In der Mitte des Satzes hatte er die Stimme gedämpft, um die Schlummernde nicht rauh zu wecken. Dann leuchtete er mit dem Hölzchen auf den Tisch, zündete sich ein zweites an und las in dessen Schein:

Ferner vermache ich meinen beiden Söhnen die goldenen Hemdenknöpfe meines seligen Mannes. Jeder soll einen haben; der dritte — —

Das Hölzchen erlosch. Aber Philipp hatte bemerkt, wo das geöffnete Schächtelchen lag. Er tastete danach, griff hinein und suchte und wühlte in der Watte. Es ist ja nur noch einer drinnen, murmelte er vor sich hin.

Da hob er seine Augen, die sich an die Finsternis gewöhnt hatten, und er sah eine dunkle Gestalt im Winkel stehen.

Du bist's, du Dieb! schrie er in heller Wut, du hast den dritten Knopf gestohlen! Und er warf sich seinem Bruder an die Brust.

Ein fürchterliches Ringen erhob sich in der engen Stube. Die Fenster klirrten, die Türen krachten. Jetzt stießen sie an den Tisch, und die Lampe stürzte zu Boden. Der betäubende Dunst des vergossenen Öles erfüllte die Stube. Konrad glitt aus auf der glitschigen Diele und riß seinen Bruder im Fallen mit sich. Philipp griff nach einem Halt und packte den Stuhl der Mutter an der Lehne und schleuderte ihn mit sich zu Boden.

Ein dumpfer Fall ertönte, ein eigentümlich öder Aufschlag.

Es wurde totenstill in der Stube.

Die Mutter ist gestürzt, keuchte Konrad und ließ den Bruder los. Philipp richtete sich halber auf und tastete umher.

Hole die Ampel aus der Küche!

Da ergriff Konrad des Bruders Arm mit zitternder Faust und keuchte: Die Mutter!

Da ward auch der Bruder von Entsetzen gepackt.

Mache Licht! hauchte Konrad.

Philipp entzündete ein Hölzchen. Eine dunkle Masse lag neben dem Tisch. Es war die Mutter. Das Haupt lag zwischen den Scherben der zerbrochenen Lampe in einer Lache Öles.

Leuchte! flüsterte Konrad.

Philipp hielt ihr das brennende Hölzchen ins Gesicht. Da schrien beide Brüder auf.

— — — — — — — — — — — — — — — —

Als die erste Sonne des neuen Jahres aufging, lag die Mutter in ihrer Kammer auf dem Bette. Konrad und Philipp knieten neben einander und drückten die kalte Hand der Mutter, die sie zusammen umfaßt hielten.

Als der Schein der Morgensonne aufs Bett fiel, richtete sich Konrad auf und küßte die Mutter an den Mund.

Den dritten Knopf hat sie sich ins Hemd gesteckt, sagte er.

Die Brüder gingen aus der Kammer in die Stube an den Tisch und lasen den begonnenen Satz zu Ende:

„Der dritte soll in meinem Leichenhemde bleiben."

Da sahen sich die Brüder in die Augen. Es war ein langer, langer Blick. Und sie reichten einander schweigend die Hand.

Deutsche Lyrik. II.

Gedichte von Wilhelm Zaiß in Heidelberg.

Venetianische Festnacht.

Nun war die Letzte die Straße heimgeschlendert,
Und endlich ward das Leben mild und müd;
Die Einsamkeit stieg von erstorbenen Wänden,
Und von dem fernen Meere kam ein Lied;

Ein heitres Lied, das mit den Sternen spielte,
In dem versunkene Abendglut verklang —
Es zitterte vom blauen Meer herüber,
Bis meine Seele weitersang.

*

Frühmorgens.

Tot liegen die Gassen,
bald kommt der Morgen;
nur mein Herz ist wach
und findet nicht Ruhe.

Schon blassen die Sterne,
schon geht mild der Tau um,
aber mein Herz steht dunkel
und tränenlos.

Bald werden Vögel singen,
bald strahlt der Tag — —
da wirst du gestorben sein
kummervoll Herz.

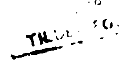
*

Sommernacht.

So geh ich bald die volle Stunde
Vor deinem Hause hin und her.
Und in die Gasse sehn die Sterne.
Der Himmel mitternächtlich schwer,
Dünn, fein, wie fernes blaues Meer
Schwebt er und schwingt die weite Runde —
So geh ich bald die volle Stunde
Vor deinem Hause hin und her.

Wie schlägt mein Herz nach deinem Herzen,
Wie bangt mein Mund nach deinem Hauch!
Dumpft drückt die Nacht; der Atem stockt dir;
Leblos steht Blatt an Blatt am Strauch.
Die Liebe schwankt wie Morgenrauch,
Und meine Seele drängts zu scherzen —
Wie schlägt mein Herz nach deinem Herzen,
Wie bangt mein Mund nach deinem Hauch.

Verantwortlich: Für den politischen Teil: Friedrich Naumann in Schöneberg; für den wissenschaftlichen Teil: Paul Nikolaus Cossmann in München; für den literarischen Teil: Josef Hofmiller in München; für den künstlerischen Teil: Wilhelm Weigand in München-Bogenhausen.



Die Sozialdemokratie in Süddeutschland.

Von Friedrich Naumann in Schöneberg.

Es ist leider unmöglich, politisches Verständnis völlig mühelos gewinnen zu wollen. Wenn Politik nur aus Aneignung allgemeiner Ideen bestände, dann könnte man ja bei guter sonstiger Bildung schnell ein politischer Mensch werden, aber unterhalb der Ideen gibt es Tatsachen, die man wissen muss, und diese Tatsachen sind ihrer Natur nach nicht wie Poesie zu geniessen. Zu ihnen gehören die Ziffern der Parteigeschichte, von denen wir jetzt reden wollen. Wer sich vor Ziffern fürchtet, der soll diesen Aufsatz überhaupt nicht zu lesen anfangen!

Von Dr. Neumann-Hofer erschien bereits in dritter Auflage eine sehr sorgfältige Arbeit über „Die Entwicklung der Sozialdemokratie bei den Wahlen zum deutschen Reichstag". Da sie auf den Angaben der Reichsstatistik beruht, kann sie mit Sicherheit benutzt werden. Wir schlagen von ihr diejenigen Seiten auf, wo von Süddeutschland geredet wird und zwar interessiert uns zunächst weniger, in welchen Kreisen schliesslich der Sozialdemokrat gewählt wurde, als wie er überall sich vermehrt hat. Überall! das ist das Charakteristische. Es gibt in Süddeutschland nur zwei Kreise ohne sozialdemokratische Stimmen und einen weiteren Kreis (Mülhausen) mit Stimmenabnahme. Diese drei Kreise gehören zu Elsass-Lothringen und bedeuten wenig für das Gesamtbild, weil es ganz besondere Lokale und persönliche Verhältnisse sind, die gerade in ihnen mitsprechen. Ganz Süddeutschland signalisiert im übrigen, ebenso wie die meisten anderen Teile Deutschlands, steigende sozialistische Niederschläge.

Es fanden sich sozialdemokratische Wähler

	1890	1893	1898	1903
in Bayern	101 000	126 000	138 000	213 000
in Württemberg	27 000	43 000	62 000	100 000
in Baden	30 000	38 000	50 000	72 000
in Hessen	32 000	38 000	49 000	69 000
in Elsass-Lothringen	19 000	46 000	52 000	68 000
	209 000	291 000	351 000	522 000

Süddeutschland hat also jetzt etwas über eine halbe Million sozialdemokratischer Wähler! Das kann man für wenig halten, wenn man vergleicht, dass das Königreich Sachsen allein 442000 aufweist und dass die Stadt Berlin allein 218000 besitzt. Immerhin steht es doch so, dass zwar der Anteil Süddeutschlands an der Gesamtmasse der Sozialdemokraten unter Reichsdurchschnitt bleibt, dass aber das Wachstum in der letzten Wahlperiode ein höchst beträchtliches ist. Neumann-Hofer sagt:

> In Süddeutschland, wo das vorige Mal sich sehr ungleichmässige Verhältnisse zeigten, ist diesmal durchweg eine ausserordentlich starke Zunahme der sozialdemokratischen Stimmen zu verzeichnen, die in Baden und Hessen 40 und in Bayern und Württemberg gar 50 Prozent übersteigt. Hessen, Baden und Württemberg hatten auch schon bei der vorigen Wahl recht bedeutende Steigerungen der sozialdemokratischen Stimmenzahlen aufzuweisen, so dass hier im letzten Jahrzehnt die Fortschritte ausserordentlich gross sind. Dagegen war der Fortschritt in Bayern das vorige Mal nur unbedeutend und war fast ganz auf das Konto der industriellen Rheinpfalz zu setzen. Während bei der vorigen Wahl vier bayrische Regierungsbezirke einen Stimmenrückgang zeigten, der von dem Stimmenzuwachs in den übrigen vier Bezirken nur wenig übertroffen wurde, sind jetzt in allen Bezirken erhebliche Steigerungen eingetreten.

Selbst in den festesten Zentrumskreisen steigt die Sozialdemokratie. Oft sind es noch sehr kleine Ziffern, aber überall, überall werden es mehr. Dem Eindruck dieser Tatsache kann man sich auch dann nicht entziehen, wenn man darauf hinweist, dass die Wahlbeteiligung im ganzen gestiegen ist. Gewiss, das ist wahr, nur stieg die Sozialdemokratie viel stärker! Das Vertrauen des Volkes wendet sich ihr auch in Süddeutschland in fast stürmischer Weise zu. Den Verlauf zeigt für Bayern folgende Tabelle, in der absichtlich nur die drei grösseren Parteien aufgezählt werden:

	Zentrum	Nationalliberale	Sozialdemokraten
1874	482 000	169 000	17 000
1884	350 000	164 000	35 000
1893	334 000	141 000	126 000
1903	423 000	154 000	213 000

Das, was heute die Sozialdemokratie in Bayern besitzt, ist also erstens fast der ganze Ertrag der Bevölkerungsvermehrung und zweitens ein gewisser Teil der alten Parteibestände des Zentrums und der Liberalen. Das Zentrum hat von 1893 bis 1903 gegen 90000 alte Wähler, wenn man beim Wechsel der Generationen so sagen darf, wiedergewonnen, die Sozialdemokratie hat fast 90000 Wähler neu gewonnen. Die Frage ist nun, ob das Zentrum gegenüber der neuen gegnerischen Werbekraft seine jetzt wiedergewonnene Höhe sich erhalten kann. Die Liberalen aber sind in Bayern, und zwar wie es scheint endgültig, von der zweiten Stelle in die dritte verschoben worden. Es ist alles mögliche, dass sie ihren Bestand so gut halten konnten, aber mehr als das, ging über Menschenkraft. Der Kampf gegen das Zentrum kann in Zukunft nicht mehr ohne Sozialdemokratie geführt werden.

Der Verlauf in Württemberg ist folgender:

	Zentrum	Deutsche Partei	Volkspartei	Sozialdemokraten
1874	47 000	83 000	27 000	9 000
1884	54 000	62 000	59 000	9 000
1893	67 000	69 000	106 000	43 000
1903	90 000	61 000	63 000	100 000

Hier fällt zunächst das Wachstum des Zentrums ins Auge. Offenbar hat in Württemberg das Zentrum vor 30 Jahren nicht mit voller Kraft eingesetzt und erst im Lauf der Jahre seine Reserven nachgeholt. Ob es an der Grenze seiner Steigerungsfähigkeit angekommen ist, kann bei diesem Verlauf nicht mit Sicherheit gesagt werden, immerhin spricht die sehr hohe Wahlbeteiligung gerade der katholischen Bezirke bei der letzten Wahl für diese Annahme. Die Sozialdemokratie aber hat selbst die starke Zentrumssteigerung überboten und ist zur zahlreichsten Partei Württembergs geworden, solange man die getrennten liberalen Gruppen als sachlich verschiedene Körper rechnet, was deshalb berechtigt ist, weil die deutsche Partei in protestantischen Gegenden teilweis das ist, was der Konservative in Mitteldeutschland ist. Aber selbst dann, wenn man sich in Gedanken einen württembergischen Gesamtliberalismus konstruieren wollte, bleibt die Sozialdemokratie auch hier die zweite Macht. Einen Hauptgewinn hat sie aus den Kreisen der Volkspartei gezogen, deren Aufstieg und Sinken ein besonderes Stück württembergischer Parteigeschichte darstellt.

In Baden freilich ergibt sich ein etwas anderes Bild:

	Zentrum	Nationalliberale	Sozialdemokraten
1874	97 000	119 000	4 000
1884	63 000	93 000	11 000
1893	81 000	85 000	38 000
1903	134 000	104 000	72 000

Hier ist die Sozialdemokratie ganz offenbar noch nicht so weit, die zweite Stelle zu besetzen und wird wohl noch ziemliche Zeit dazu brauchen, denn sie hat eine Steigerung des Zentrums gegen sich, die geradezu in Erstaunen setzt und eine Kräftigung des Nationalliberalismus, die weit über das hinausgeht, was in Bayern und Württemberg zu beobachten war. Für norddeutsche Politiker ein lehrreiches Land!

In Hessen stehen sich Nationalliberale und Sozialdemokraten fast gleich gegenüber. Die Nationalliberalen haben 31 Stimmen mehr und behaupten mit ihnen die erste Stelle (zu ihnen kommen 10000 Volksparteiler).

	Zentrum	Nationalliberale	Sozialdemokraten
1874	27 000	84 000	7 000
1884	23 000	54 000	20 000
1893	17 000	56 000	38 000
1903	33 000	69 000	69 000

Auch hier wachsen durch grössere Wahlbeteiligung wie in Baden alle Hauptparteien, die Sozialdemokratie aber wächst am stärksten und zehrt besonders ältere freisinnige Bestände auf. Voraussichtlich erlangt hier die Sozialdemokratie bis zur nächsten Wahl die grösste Ziffer.

In Elsass-Lothringen ist es sehr schwer, ein übersichtliches Bild zu geben. Schon in den bisher besprochenen Ländern mussten um der Übersichtlichkeit willen bisweilen nicht unbeträchtliche Minderheiten (Bauernbund, Bund der Landwirte, Volkspartei, Freisinn, Konservative) übersehen werden. Hätten wir alle überhaupt vorhandenen Zahlen geben wollen, so würden wir den nicht fachmännischen Leser von vorn herein verscheucht haben. In Elsass-Lothringen besteht aber alles, was nicht protestlerisch oder sozialdemokratisch ist, aus wechselnden Gruppen. Die jetzige Lage ist diese: 102000 Protestler, 68000 Sozialdemokraten, 29000 Nationalliberale, 20000 Zentrum, 17000 freisinnige Vereinigung, 14000 Konservative, 9000 Volksparteiler, 8000 Reichspartei usw., in der Tat eine Musterkarte zufälliger Angliederungen an reichsdeutsche Parteien! Erst wenn in die liberalen Gruppen Einheit hineinkommt, entsteht Durchsichtigkeit. Das Verhältnis von Protestlern (Autonomisten, Elsässern usw.) und Sozialdemokraten ist folgendes:

	Protestler	Sozialdemokraten
1874	128 000	1 000
1884	161 000	3 000
1893	114 000	46 000
1903	102 000	68 000

Man sieht auch hier die Sozialdemokratie als zweiten Faktor und traut ihr weiteres Steigen zu. Sie hat in 20 Jahren den Protestlern 60,000 Stimmen abgenommen, wenn man den Verlust der einen Seite als Gewinn der anderen einsetzen darf.

Und nun das Gesamtbild der Parteien im ganzen Süden!

Zentrum	700 000	Wähler
Sozialdemokratie	522 000	"
Nationalliberale	418 000	"
Bauernbund u. ähnl.	168 000	"
Protestler u. ähnl.	102 000	"
Volkspartei	83 000	"
Freisinn	65 000	"
Konservative	55 000	"
Antisemiten	15 000	"
Verschiedene	20 000	"
Summa	2 148 000	Wähler

Natürlich entspricht die Vertretung der Parteien im Reichstag diesen Wählerzahlen nicht, wer aber Volksströmungen beurteilen will, wird weniger auf die Abgeordneten als auf die Stimmen sehen müssen. Das Zentrum hat 41 Abgeordnete, die Nationalliberalen 18, die Sozialdemokraten 13, Protestler 9, Bauernbund und Bund der Landwirte 8, Deutsche Volkspartei 6, Freisinn 4, Konservative 3, Unbestimmt 1. So wenig drücken sich Wahlziffern in Wahlen aus! Das Zentrum hat 7 Abgeordnete mehr als es bei gleichmässiger Einteilung der Wahlkreise haben würde.

Das Hauptergebnis der letzten Wahl, das Aufrücken der Sozialdemokratie an die zweite Stelle, ist es, das uns zu denken gibt. Noch sind die Liberalen, wenn man sie als Einheit rechnen will, stärker als

die Sozialdemokraten, denn zusammen haben sie 566000 Stimmen, aber die Sozialdemokraten werden voraussichtlich auch diese gemeinsame Ziffer erreichen. Dann ist es ganz klar, dass die Parole in immer weiteren Kreisen heissen wird: Zentrum oder Sozialdemokratie? Die Sozialdemokratie übernimmt einen Teil des alten liberalen Kampfes gegen den Klerikalismus. Der Liberalismus aber sieht begreiflicherweise diesen neuen Antiultramontanismus der Masse mit gemischten Gefühlen aufsteigen. Keine Partei kann diejenigen lieben, die ihr Gebiet verkleinern, und doch freut sich der Liberale, der es wirklich ist, dass eine Macht aufsteigt, die irgend einmal mehr Wähler haben wird als das Zentrum. Von da aus sagt der Liberale: der Sozialdemokrat ist uns unbequem, aber er ist doch das kleinere Übel! Das wenigstens ist der Geist, in dem wir das Ergebnis der Wahl betrachten.

Und wenn der Liberalismus seine alte Bedeutung für Süddeutschland auch in der neuen Zeit bewahren will, dann darf er gerade jetzt nicht unsozial sein. Es gibt hunderttausend oder mehr Wähler in Süddeutschland, die zwischen Liberalismus und Sozialdemokratie in der Mitte stehen. Diese werden Sozialdemokraten, wenn sie den Liberalismus für unzuverlässig ansehen. Es gilt also, sich durch den Erfolg der Sozialdemokratie doch nicht zu Gegnern der Arbeiterbewegung machen zu lassen. Je offenkundiger es ist, dass „innerhalb der heutigen Gesellschaftsordnung“ die Liberalen alles tun, was mit politischen Mitteln für die Masse getan werden kann, desto fester wird der Liberalismus stehen. Offenkundig wird aber dem Volk etwas derartiges nur durch klares gesetzgeberisches Handeln. Der Liberalismus darf sich darum nicht darauf beschränken, soziale Konzessionen zu machen, sondern muss mit eigener Wärme Sozialpolitik treiben. Tut er das nicht, dann vollzieht sich die Verschiebung des Volksvertrauens zur Sozialdemokratie hin immer schneller. Die Zeiten sind vorbei, wo der Süddeutsche die Sozialdemokratie als wesentlich norddeutsche Erscheinung auffassen konnte. Die letzten Wahlen haben ganz Süddeutschland mehr als je ein früheres politisches Ereignis vor den ganzen Ernst der sozialen Frage gestellt. Die halbe Million Sozialdemokraten gibt in München, Stuttgart, Karlsruhe und anderswo zu denken. Was will diese Menge? Warum geht sie mit Bebel? Was muss geschehen, damit diese im letzten Jahrzehnt so gewaltig sich ausbreitende Volksbewegung ein Glück und Vorteil für die Gesamtheit werde? Aufgaben genug für Staat und Gesellschaft!

Die beabsichtigte Neuorganisation der deutschen Volkswirtschaft.

Von Lujo Brentano in München.

Am 29. Oktober 1888 habe ich in der volkswirtschaftlichen Gesellschaft in Wien einen Vortrag über Kartelle gehalten. Das Thema war damals noch wenig behandelt. Dem 1883 erschienenen Buche Kleinwächters über Kartelle fehlte die Hauptsache, die Untersuchung über die Ursachen, welche zur Kartellbildung führen, und abgesehen von einigen Rezensionen dieses Buches gab es in Deutschland noch keine wissenschaftliche Kartellliteratur. Auch waren die Erfahrungen damals noch vergleichsweise gering. Wir standen damals noch in der langen Depressionsperiode, welche mit dem Krache i. J. 1873 begonnen hatte, und die namhaftesten Nationalökonomen verschiedener Länder dachten pessimistisch über die Aussichten auf Wiederhebung von Handel und Wandel. Die deutschen Kartelle waren, soweit bekannt, in dieser Depressionsperiode entstanden als ein Fallschirm, wie ich mich damals ausdrückte, dessen die zu hoch geflogene Produktion sich bediente, um wieder auf festen Boden zu kommen. Es schien mir zweifelhaft, ob sie sich würden halten können, wenn ein wirtschaftlicher Aufschwung wieder einsetzen würde. Gehörten doch damals zu den Kartellen weder die schwächsten noch die bedeutendsten Firmen; die schwächsten nicht, weil sie in einer Steigerung ihrer Schmutzkonkurrenz die einzige Hoffnung, ihr Leben zu erhalten, erblickten, die übermächtigen nicht, weil ihnen der Eintritt in das Kartell die Möglichkeit nahm, die geringeren zu unterdrücken. Die Kartelle waren damals die Organisationen der Betriebe mittleren Umfangs, um bei sinkender Konjunktur sich sowohl der Schmutzkonkurrenz der schwächsten Firmen als auch der Aufsaugung durch die grössten zu erwehren. Bei sinkenden Preisen erschienen sie, wie Lorenz von Stein sich ausdrückte, als das Mittel, das Existenzminimum des Unternehmers zu garantieren, analog den Arbeiterkoalitionen, deren Aufgabe es ist, durch Hochhaltung des Lohnes das Existenzminimum des Arbeiters zu sichern. Um dessentwillen nahm der Unternehmer alle die Beschränkungen der Selbständigkeit, welche die Organisationen den Teilnehmern auferlegen, willig in Kauf. Indes bei steigenden Preisen erschienen die Kartelle entbehrlich; und nach den bis dahin gemachten Erfahrungen glaubte ich damals schliessen zu dürfen, dass bei steigender Konjunktur das Streben nach Selbständigkeit und Erweiterung der eigenen Wirkungssphäre zur Wiederauflösung der Kartelle führen werde.

Dies ist, wie die Entwicklung der seitdem verflossenen 15 Jahre zeigt, ein Irrtum gewesen. Unter dem Einflusse der steigenden Kon-

kurrenz auf dem Weltmarkt hat sich ebenso wie der Charakter unserer Industriezölle auch der der Kartelle geändert. Jene sind aus Schutzzöllen Agressivzölle geworden und die Kartelle die Voraussetzung, dass sie als solche benutzt werden können. Nun wurde die Zugehörigkeit zu den Kartellen auch für die grössten Firmen wertvoll; gerade bei steigender Konjunktur konnte nun das Kartell auch den kapitalkräftigsten Firmen in ihrer Konkurrenz auf dem Weltmarkt eine Stütze bieten; dabei verzichteten sie durch ihren Beitritt zu einem Kartell gar nicht auf die Vernichtung von heimischen Konkurrenten; es wurde, wie wir sehen werden, diese Vernichtung nur aus den früheren Stadien des Produktionsprozesses in die späteren verlegt. So haben sich denn in der Zeit des Aufschwungs von 1895—1900 die Kartelle, statt sich aufzulösen, gemehrt. Im übrigen aber hat sich die Auffassung, der ich in jenem Vortrage Ausdruck gegeben, in erstaunlichem Masse bewahrheitet; nur in einem weiteren Punkte habe ich sie, wie sich zeigen wird, zu modifizieren. Im ganzen hat die Neuorganisation unseres Wirtschaftslebens, die ich damals als im Anbrechen signalisierte, Riesenfortschritte gemacht, so dass wir sagen können, der ganze Charakter unserer Wirtschaftsordnung hat sich in den letzten 25 Jahren geändert. Noch reden wir, als lebten wir im Zeitalter der Gewerbefreiheit und der Konkurrenz. Ein merkwürdiger Beweis, wie uns die Dinge, die wir erlernt haben, oft die Erscheinungen, die uns umgeben, zu sehen und zu beurteilen hindern. Konkurrenz und Gewerbefreiheit gehören heute zur Vergangenheit. Wir leben im Zeitalter des mehr und mehr sich ausbreitenden Monopols.

Das Monopol ist keine neue Erscheinung in der Geschichte. Mehr als ein Jahrtausend ist das gewerbliche Leben Europas unter seiner Herrschaft gestanden. Von den Tagen des niedergehenden Römerreiches bis zum Anbruch der modernen grossindustriellen Ära finden wir die Zunft. Schon im Konstantinopel der ersten christlichen Imperatoren herrschte eine monopolistische Ordnung mit beschränkten Absatzgebieten der einzelnen Gewerbetreibenden, Regelung der Preise, Gewinnkartellierung, wie in einer mittelalterlichen Stadt des Abendlandes, und von da ab verlassen uns nicht mehr diese Prinzipien und analoge Einrichtungen zu ihrer Verwirklichung bis zur Dämmerung unserer Zeit.

Warum wurde mit dieser Ordnung gebrochen?

Von zwei Gesichtspunkten aus wurde man zu diesem Bruche geführt: von dem des natürlichen Rechts und von dem der Zweckmässigkeit.

Durch die zünftige Ordnung war zwar für die durch sie Privilegierten gesorgt, aber Tausende waren durch sie davon ausgeschlossen, durch die Arbeit ihr Brot zu verdienen. Dies stand im Widerspruch mit der Gleichberechtigung aller Menschen, alle ihre Kräfte und Anlagen zur Entfaltung zu bringen. Aber auch für den Gewerbbetrieb war die alte Ordnung verhängnisvoll. In ihrem Nahrungsstande geschützt, blieben die Privilegierten nicht nur in der Technik zurück, sie suchten auch jeden Fortschritt, von dem sie eine Störung in ihrem be-

haglichen Dasein befürchteten, zu unterdrücken. Die Folge war, dass Deutschland, das so lange der Sitz gewerblicher Blüte gewesen, von den Ländern überflügelt wurde, welche den entstehenden Grossbetrieb zuerst von den Schranken jener tausendjährigen Ordnung emanzipierten. Denn das Verlangen dieses Grossbetriebes war Freiheit, Freiheit sowohl von jedweder Einmischung des Staates als auch von den Schranken, welche die gewerblichen Korporationen der freien Entwicklung der einzelnen gezogen hatten. Und dieses Verlangen wurde getragen von den Lehren der aufkommenden Nationalökonomie. Das Selbstinteresse sage einem jeden am besten, was zu seinem Wohle förderlich sei. Sobald man nur einen jeden seinem eigennützigen Streben, alle seine Kräfte zur Anwendung zu bringen, überlasse, werde das grösstmögliche Wohl aller einzelnen und damit der Gesamtheit verwirklicht.

Daher nun eine erbitterte Feindschaft der Doktrin und der von ihr und dem aufsteigenden gewerblichen Grossbetrieb beeinflussten Gesetzgebung gegen alle Arten von gewerblichen Vereinigungen. Schon A. Smith hatte geschrieben: „Gewerbetreibende derselben Klasse kommen selten auch nur zum Zwecke des Vergnügens oder der Unterhaltung zusammen, ohne dass dabei schliesslich eine Verschwörung gegen das Publikum oder irgend ein Plan zur Erhöhung der Preise ausgeheckt würde." Die äusserste Konsequenz dieser Auffassung zog das französische Gesetz vom 14/17. Juni 1791. Es verbot jedwede Assoziation von Arbeitern, Arbeitgebern und Wareninhabern, sowie jedwede Koalition von Genossen desselben Gewerbes. Die Gesetzgebung Englands und die der deutschen Staaten war noch ungerechter; sie verbot nicht die freien Verabredungen selbständiger Gewerbetreibender, sondern bedrohte Jahrzehnte lang mit schweren Strafen die Verabredungen und Vereinigungen lediglich der Lohnarbeiter zu gemeinsamer Wahrung ihrer Interessen.

Diese Verbote waren nun keineswegs im Sinne der ökonomischen Doktrin. Ganz im Gegenteil. Sie hielt sie für positiv schädlich. Alle Arten von Koalitionen, sobald sie nicht, wie zur Zeit der alten gewerblichen Ordnung, gesetzlich geschützt seien, lehrte sie, müssten infolge des entgegengesetzten Interesses einzelner alsbald wieder zerfallen und niemand würde sie weiter anstreben, wenn nicht jene Verbote die Vorstellung erweckten, ohne sie würden alle, die sich in ihren Existenzbedingungen bedrückt fühlten, auf dem Wege der Koalition ihren Vorteil zu wahren imstande sein. Die Nationalökonomie stand eben damals unter der ausschliesslichen Herrschaft der deduktiven Methode. Aus dem verständigen Eigennutze der einzelnen wurde a priori das gesamte volkswirtschaftliche Lehrgebäude abgeleitet. Die Verhältnisse, in denen die einzelnen lebten, waren aber so mannigfaltig, dass der Forscher unmöglich a priori vorhersehen konnte, zu welchem Verhalten eben das Selbstinteresse die einzelnen in diesem oder jenem Falle veranlassen werde. Die Verhältnisse, die ihm vorschwebten, waren einzig und allein die eines Kapitalisten, der sein Kapital, je nachdem da oder dort der grösste Gewinn winkt, aus der einen Anlage zurückzieht, um es in

einer anderen nutzbar zu machen; das einzige, was der Forscher aus dem Selbstinteresse ableitete, war die Konkurrenz. Allein augenscheinlich hat die Richtigkeit dieser Lehre die unbedingte Übertragbarkeit von Arbeit und Kapital zur Vorausetzung. „So oft dagegen die Unfähigkeit, das Angebot der Ware vom Markte zurückzuziehen, die vereinzelten Verkäufer bei Konkurrenz jeder Möglichkeit, den Preis ihrer Ware auf dem Niveau der Produktionskosten festzuhalten oder ihn darüber zu steigern beraubt, führt das Selbstinteresse, sobald es erkannt ist, zur Koalition statt zur Konkurrenz." Mit diesen Worten habe ich in meiner Schrift über den „Arbeiterversicherungszwang, seine Voraussetzungen und seine Folgen", Berlin 1881, S. 20, das zur Koalition führende Prinzip formuliert, und die Entwicklung seitdem hat mir recht gegeben.

Das erste Dementi, welches die Lehre der deduktiven Nationalökonomie im Leben erhielt, kam von seiten der Lohnarbeiter. Wie ich schon oft dargelegt habe, befinden sie sich als Arbeitsverkäufer in einer von allen übrigen Warenverkäufern verschiedenen Lage. Sie, und mit ihnen ihre Arbeitskraft, kommen zur Welt, nicht weil sie produziert worden wären, um einer Nachfrage zu dienen, sondern, als Wirkung nicht wirtschaftlicher Faktoren; sind sie aber einmal da, so nötigt sie ihre Armut, ihre Arbeit ununterbrochen anzubieten; ohne Organisation sind sie somit völlig ausser Stand, das Angebot ihrer Arbeit entsprechend der Nachfrage zu regeln. Daher vereinbarten sie Minimalsätze, unter denen ihre Arbeit nicht verkauft werden sollte. Sogar etwas bedenkliche Massnahmen der früheren Zunftpolitik wurden fortgesetzt, nämlich Beschränkungen der von den einzelnen zu leistenden Produktionsmenge, um ein Drücken des Preises der Arbeitsleistung zu verhindern, das heute sog. Ca-canny, das Vorbild der Produktionsbeschränkungen der Unternehmerkartelle. Eine planmässige Anpassung des Angebots an die Nachfrage wurde durchgeführt, indem die Organisation Arbeiter an den Orten zurückzog, wo ihre Arbeit nicht begehrt wurde, um sie dorthin zu senden, wo diese begehrt wurde. Und wie heute die kartellierten Unternehmer bei sinkender Nachfrage oft einzelne Werke still legen und deren Inhaber dafür entschädigen, so suchten die Arbeiter in gleichem Falle durch Unterstützung Arbeitslose vom Angebot ihrer Arbeit zurückzuhalten, damit der Lohn nicht allzutief sinke, oder sie suchten in der Herabsetzung der Arbeitszeit eine Kontingentierung der einem jeden zufallenden Arbeitsmenge. Im kollektiven Arbeitsvertrage endlich wurde eine gemeinsame Verkaufsstelle für Arbeit geschaffen. Um erfolgreich zu sein, war aber unentbehrlich möglichst wenig Outsider zu haben, damit diese, die neuerdings sog. Arbeitswilligen, nicht durch Unterbieten die Kartellpolitik der Arbeiter durchkreuzten; daher das Streben, alle Angehörigen des Gewerbes in die eine Organisation hereinzuziehen und, bei Differenzen mit den Käufern ihrer Arbeit, die Arbeiter, die mit der Sachlage unbekannt wären, von dieser durch Inserate und Ausstellen von Streikposten zu unterrichten.

Trotz aller Lehren der Nationalökonomen von der allein selig machenden Kraft der Konkurrenz hielten die Lohnarbeiter an diesen

aus den Zunftzeiten ihnen überkommenen Organisationsprinzipien fest; trotz der strengen Strafen, mit denen der Staat ihre Verabredungen und Vereinigungen verfolgte, bildeten sie fortwährend neue Organisationen; lieber ins Gefängnis wandern, als in angeblicher Freiheit tatsächlich in Abhängigkeit von der Willkür anderer leben; die Ungerechtigkeit der Gesetzgebung bewirkte nur, dass die Organisationen der Arbeiter geheime wurden, und erfüllte sie mit Hass gegen die bestehende Ordnung. Das erkannte schliesslich auch der Gesetzgeber und beseitigte jene Verbote; aber er tat es widerwillig; im Gegensatze zu der neuerdings anerkannten Klagbarkeit der von den Unternehmern übernommenen Kartellverpflichtungen, sind alle auf das Arbeitsverhältnis bezüglichen Verabredungen gewerblicher Arbeiter rechtlich noch immer unverbindlich; der Abfall von ihnen wird vom Gesetzgeber noch immer sogar als lobenswert angesehen, der Arbeiter, der dem Abtrünnigen den Wortbruch zum Vorwurf macht, wird noch immer bestraft, und, wie die Vorgänge in Crimmitschau zeigen, vermag die Handhabung des Versammlungsrechts seitens der Verwaltung noch jeden Augenblick die Kartellpolitik der Arbeiter zum Scheitern zu bringen.

Nachdem die Lohnarbeiter den Anfang gemacht, kamen trotz aller entgegenstehenden Lehren die Organisationsversuche auch bei den selbständigen Gewerbtreibenden. Zuerst im Bergbau. H. G. Heymann hat Kartellierungen gefunden, welche bis in die Zeit der alten gewerblichen Ordnung zurückgehen, und neue Kartellierungen finden wir bereits in den vierziger Jahren des 19. Jahrhunderts in England. Sehr begreiflich. Wer einen Schacht bohrt, einen Stollen treibt, kann das darin fixierte Kapital nicht mehr zurückziehen, auch wenn der Preis so tief sinkt, dass er gar keinen Gewinn abwirft. Ja wir kennen sogar Petitionen der englischen Grubenarbeiter aus den vierziger Jahren, worin sie die Bergwerksbesitzer angehen, statt auf Kosten der Arbeiterlöhne eine ruinierende Konkurrenz zu treiben, sich doch lieber zu kartellieren. Dann kamen die Eisenbahnen. Auch hier ist das Anlagekapital nicht der Art, dass man es, wenn der Gewinn unter den üblichen Satz sinkt, nach Belieben zurückziehen kann; auch hier führte eine vorausgegangene Konkurrenz zu deren Aufhebung in Tarifverabredungen, Absatzkartellierungen, ja zu Fusionen. In dem Masse, als die Zunahme des unübertragbaren Kapitals in den verschiedenen Industriezweigen fortschritt, dann auch Kartellierungsversuche in den übrigen Industriezweigen. Denn überall, wo das einmal festgelegte Kapital nicht beliebig zurückgezogen werden kann, um es anderwärts anzulegen, bedeutet das Sinken des Gewinns eine entsprechende Einbusse am Vermögen, und da führte überall eine vorausgegangene ruinöse Konkurrenz zu deren Gegenteil. Man sagte sich: Wir werden doch nicht solche Toren sein, uns gegenseitig zugunsten der Konsumenten die Kehlen abzuschneiden; weit besser, wir vereinigen uns, dem Konsumenten die Kehle abzuschneiden, um selbst zu leben. Dabei wiederholte sich dann eine oft wiederkehrende Erscheinung. Wenn ein Mittel sich in den Verhältnissen, für die es geschaffen, bewährt hat, wird seine Anwendung Mode,

und es kommt dann auch zur Anwendung in Verhältnissen, in denen alle Bedingungen seiner Existenz und seines Wirkens fehlen. So auch hier. Die Unternehmerverbände, die in Betrieben mit grossem unübertragbarem Kapitale ihre Entstehung gefunden, wurden auch in solchen Betrieben nachgeahmt, in denen das übertragbare Kapital die Hauptrolle spielt. So wuchern denn heute die Kartelle auf allen Gebieten, von dem der sog. schweren Industrie angefangen bis zu dem des Vertriebes von Büchern im kleinen; ja selbst da, wo jedes Kapital fehlt, finden wir heute Kartelle: die Dichter haben ein Kartell geschlossen, den Wiederabdruck der Erzeugnisse ihrer Phantasie nicht unter fünfzig Pfennig die Verszeile zu gestatten.

Die Abmachung der Dichter, wenn wir sie näher betrachten, macht uns auf eine höchst wichtige Beschränkung in der Anwendbarkeit des Kartellprinzips aufmerksam. Die Dichter haben sich nicht etwa verpflichtet, nicht unter einem gewissen Preise zu dichten, und zur Aufrechthaltung des Preises die einzelnen Kartellmitglieder je nach ihrer Leistungsfähigkeit auf eine bestimmte Zahl von Versen kontingentiert. Dichterische Leistungen sind etwas höchst individuelles, und, da nicht ein Gedicht so gut wie das andere, kann nicht der Vers des einen den des anderen ersetzen. Aber wo sie als Füllsel von Feuilletons auftreten, verlieren sie diesen individuellen Charakter; sie werden eine vertretbare Ware; und daher die Beschränkung der Kartellierung auf die Verwertung der Gedichte, da, wo sie solchen Warencharakter angenommen haben, auf den Wiederabdruck in Zeitungen. Kartelle können nämlich, wie ich im 45. Bande der Schriften des Vereins für Sozialpolitik bereits dargelegt habe, nur in den Produktionszweigen stattfinden, welche Massenartikel nach feststehenden Typen herstellen, fungible oder vertretbare Waren, res, quae pondere, numero, mensura consistunt. Das sind die Produktionszweige, auf denen in allen modernen Ländern vorzugsweise der Nationalreichtum beruht, wie Kohle, Eisen, Petroleum, Spiritus, Zucker, Salz, Baumwollgarn, Zellstoff usw. Auch wo wir sonst die Herstellung von Bedarfsartikeln nach allgemeinen Typen finden, wie in der Herstellung von Druckpapier u. dgl. ist ihre Sphäre. In allen Produktionszweigen dagegen, welche Waren in Anpassung an das individuelle Bedürfnis herstellen, muss die Produktion sich anpassen an die Bedürfnisse in ihrer besonderen und wechselnden Gestaltung. Wo das Produkt individuell ist, muss auch der Preis ein besonderer sein. Hierher gehören vor allem alle Industriezweige mit künstlerischem Charakter, sodann die meisten, in denen für das besondere Bedürfnis des Tages gearbeitet wird.

Dazu kommt, dass es noch ein Erfordernis erfolgreicher Kartellbildung gibt, das bei Betrieben mit grossem fixem Kapitale, die Massenprodukte herstellen, regelmässig gegeben ist, während es bei Betrieben mit überwiegend leicht übertragbarem Kapitale und individuellerer Produktion regelmässig fehlt. Die Kartellbildung setzt voraus, dass man mit einer relativ beschränkten Anzahl von Werken zu tun hat; je grösser die Zahl der Betriebe, desto schwieriger wird die Kartellbildung. In

der sog. schweren Industrie haben wir es mit Werken zu tun, die wenig zahlreich sind, entweder weil, wie bei den Bergwerken, ihre Produkte von Natur nur in beschränkter Menge gegeben sind, oder weil, wie in der Hochofenindustrie, ein sehr grosses Kapital zur Errichtung eines Betriebes notwendig ist; je geringer die Zahl der Betriebe, desto leichter ist es, zur Monopolbildung zu gelangen; je weiter man dagegen in die Fertigfabrikation kommt, desto leichter wird es, neue Betriebe zu errichten, desto zahlreicher die Konkurrenten; schliesslich wird es unmöglich, sämtliche Köpfe unter einen Hut zu bringen, wo nicht, wie bei den Arbeitern, das durch die Gemeinsamkeit der Interessen erzeugte Klassengefühl die Koalitionsbestrebung verstärkt.

Mit dieser Betrachtung der Bedeutung der Zahl der Konkurrenten für den Erfolg der Monopolbestrebungen gelangen wir nun naturgemäss zu einer der wichtigsten Fragen, zu der nach der Abhängigkeit der Kartelle von der äusseren Handelspolitik. Ist der Bestand der Kartelle und ihr Wirken an den Ausschluss auswärtiger Konkurrenz durch Zölle geknüpft? Havemeyer, der Leiter des amerikanischen Zuckertrusts, hat erklärt, er würde es nicht gewagt haben, diesen zu bilden, wenn die amerikanische Zuckerraffinerie nicht durch hohe Zölle geschützt wäre. Andererseits ist das bis jetzt jedenfalls noch freihändlerische Grossbritannien nicht ohne eine ganze Anzahl Kartelle, darunter solche, die recht erfolgreich gewesen sind. Zu den letzteren gehört, wie Evelyn Hubbard im Economic Journal, 1902, dargetan hat, ein Kartell in der Baumwollspinnerei und eines in der Färberei. Damit ist die Möglichkeit erfolgreicher Kartelle auch unter der Herrschaft des Freihandels jedenfalls dargetan, und ausserdem gibt es ja nicht unerhebliche Ansätze zu internationalen Kartellen. Allein die Frage nach der Bedeutung der Zollpolitik für die Kartelle ist damit noch nicht erledigt. Es besteht nämlich eine wesentliche Verschiedenheit sowohl hinsichtlich der Leichtigkeit der Kartellbildung als auch der Nützlichkeit oder Schädlichkeit ihres Wirkens, je nachdem in einem Lande Schutzzoll oder Freihandel herrscht. Indes sind es keineswegs die Zölle allein, welche Bildung und Wirken der Kartelle in einem Lande erleichtern. Die Sache liegt vielmehr folgendermassen:

Alle Kartellierung bezweckt die Aufhebung der Konkurrenz. Sie ist ihr direkter Gegensatz. Wie ich eben gesagt habe, kann der Zweck um so leichter erreicht werden, je geringer die Zahl der möglichen Konkurrenten. Diese Zahl kann aus natürlichen Ursachen beschränkt sein, wie im Bergbau; die Produktionsstätten der Montanprodukte sind nicht beliebig vermehrbar. Jene Zahl kann ferner aus ökonomischen Ursachen beschränkt sein. So übt die Lage eines Landes zu den grossen Welthandelsstrassen, vor allem zum Meere, eine Wirkung auf die grössere oder geringere Leichtigkeit der Monopolbildung. Kein Zweifel, dass in Grossbritannien und Irland, auch abgesehen vom Freihandel, die Kartellbildung nicht so leicht ist, weil bei dem relativ geringen Umfang des Binnenlandes der Inseln die Konkurrenz von aussen weit weniger schwierig ist, als in den Binnenländern Europas oder Amerikas. Und

ebenso wirkt, wie schon bemerkt, als Beschränkung der Konkurrenz die Grösse des zu einem erfolgreichen Betrieb notwendig festzulegenden Kapitals, wie z. B. wenn zur Anlegung eines Thomaswerkes mit allen dazu benötigten Kohlen- und Erzgruben heute 55 Millionen Mark erforderlich sind. Die Zahl der Konkurrenten kann aber auch künstlich beschränkt sein, und zwar nicht bloss durch Zölle. Wo eine verschiedene Behandlung der Ein- und Ausfuhr von Waren in den Frachtsätzen der Eisenbahnen stattfindet, kann die Konkurrenz dadurch noch weit wirkungsvoller als durch irgend welche Zollsätze beeinflusst werden. Zeigt doch die Geschichte des Standard-Oil-Trust, welche Wichtigkeit Frachttarife für die Kartellbildung haben; das ganze Riesenmonopol wurde aufgebaut auf Grund der Refaktien, welche Herrn Rockefeller seitens der amerikanischen Bahnen gewährt wurden. Gewiss, eine ähnliche differenzielle Behandlung einzelner deutscher Geschäftsleute dürfen wir, soweit nicht landwirtschaftliche Genossenschaften in Frage kommen, als bei unserem Staatsbahnsysteme ausgeschlossen betrachten. Allein wir haben höhere Frachtsätze für Waren, welche von der Grenze nach dem Inland gehen, als für Waren, die nach der Grenze gefahren werden. Das bedeutet selbstverständlich eine Erschwerung der Konkurrenz für alle fremde Produkte auf unserem Markte, die besonders bei schwer verfrachtbaren Waren fühlbar wird. Kommt, wie bei der Kohle, dazu, dass die Ware von Natur nur in beschränktem Masse vorhanden ist, so bedeutet dies die künstliche Verstärkung einer von Natur erleichterten Monopolstellung durch staatliche Massnahmen und damit die Erleichterung der Kartellbildung und der Durchführung aller Kartellmassnahmen auch ohne alle Zölle. Kommt aber noch, wie beim Eisen, die künstliche Beschränkung der auswärtigen Konkurrenz durch Zölle hinzu, so ist die Kartellbildung unstreitig erleichtert. Denn die auswärtigen Betriebe werden alsdann von der Konkurrenz ganz ausgeschlossen, oder die Konkurrenz wird ihnen wenigstens erschwert. Der Monopolbildung durch Kartelle ist somit eine grosse Arbeit abgenommen. Denn die Kartellbildung findet um so leichter statt, je geringer aus natürlichen, ökonomischen oder künstlichen Ursachen die Zahl der Betriebe, und die Kartellpolitik pflegt um so rücksichtsloser nach den höchsten Preisen zu streben, je weniger das Auftauchen einer Koncurrenz zu befürchten ist. Dass ich mit dieser Behauptung nichts Unberechtigtes sage, zeigt die Zustimmung, die ich fand, als ich in der Kartellkommission das Prinzip der Preisregelung der Kartelle dahin formulierte: In der nächsten Umgebung der kartellierten Werke werden die relativ höchsten Preise gefordert, weil man hier eine Monopolstellung hat; dagegen sinken die Preise, je weiter die Entfernung vom Werke, je mehr man auf bestrittenes Gebiet kommt; dem entsprechend fordert man im Ausland, da dort die Konkurrenz am grössten ist, die niedrigsten Preise. Somit stellen sich, je höher die Zölle und je entfernter ein Empfänger von der Zollgrenze wohnt, um so höher für ihn die Preise.

Damit sind wir bei der wichtigsten Tätigkeit der Kartelle, ihrer Preispolitik, angelangt. Aus dem eben formulierten Prinzipe erhellt,

dass die Kartelle, wie jeder Kaufmann, im grossen und ganzen den höchsten Preis nehmen, den sie nach Lage des Marktes erzielen können. Ich sage absichtlich: im grossen und ganzen: denn im einzelnen finden sich Abweichungen von diesem Prinzipe, je nachdem die Leitung, kurzsichtig, nur das momentane oder, weitsichtig, das dauernde Interesse des Gewerbes ins Auge fasst. Und diese Weitsichtigkeit in der Leitung scheint wesentlich abhängig von der Art der Organisation dieser Monopolbildungen. Ich muss daher zunächst hierüber das nötigste sagen.

Hinsichtlich dieser Organisation herrscht im Leben eine schier unerschöpfliche Mannigfaltigkeit, je nach den besonderen Verhältnissen der kartellierten Produktionszweige und der Entwicklungsstufe, welche die Monopolbildung erreicht hat.

Wir in Deutschland sprechen von Kartellen, und verstehen darunter alle Vereinbarungen zwischen selbständigen Unternehmungen, welche diesen noch ein grösseres oder geringeres Mass von Verfügungsfreiheit gestatten. Sie bestehen in Preisvereinbarungen, Verabredungen über die Kundschaft, Produktions- und Absatzkontingentierungen, Gewinn- und Vertriebskartellierungen. Alle sind, wie ich bereits dargelegt habe, nichts anderes als die sachgemässe Anwendung derselben Prinzipien, deren Ausführung lange vor den Unternehmerkartellen von den Arbeiterkoalitionen versucht wurde, um ihre Löhne hochzuhalten oder zu erhöhen. Alle ihre Massnahmen bezwecken, wo sie verkaufen, die Regelung des Angebotes, wo sie kaufen, die Regelung der Nachfrage, dort um den Preis nicht sinken zu lassen, hier, um ihn zu drücken, in beiden Fällen selbstverständlich zur Erzielung des grösstmöglichen Gewinns. Zu diesem Zwecke wird, wie von den Arbeiterkoalitionen gegenüber den sogenannten Arbeitswilligen, so gegenüber den Outsiders Zwang geübt. Bewegt er sich auch in anderen Formen, so ist er doch als Regel empfindlicher und daher weit wirksamer, die Outsiders zum Anschluss zu vermögen. Werden doch die Outsiders regelrecht boykottiert, indem man Händlern und Frachtführern untersagt, mit ihnen in Geschäftsbeziehungen zu treten, ja sogar an Firmen zu liefern verbietet, welche auch von Outsiders kartellierte Produkte beziehen. Dabei ist die Disziplin, welche das Kartell über seine Mitglieder übt, weit strenger als die der Gewerkvereine. Geht doch das Recht des Kartellvorstands bis zur Kontrolle der Verladung der von den Beteiligten verfrachteten Ware und bis zur Einsichtnahme von ihren sämtlichen Büchern und Schriftstücken. Und, wie ich schon betont habe, schützen die Gerichte, in Deutschland wenigstens, die eingegangenen Kartellverpflichtungen der Unternehmer, während der Abfall von denen der Arbeiter vom Rechte begünstigt wird.

Als die wirksamste Vereinigung verschiedener selbständiger Unternehmungen erscheint diejenige, bei welcher, wie bei dem heute nicht mehr bestehenden deutschen Walzwerksverband nach der Vereinbarung von 1887, die einzelnen Werke auf das Recht des selbständigen Verkaufes verzichten und den Vertrieb ihrer Produkte einer einzigen gemeinsamen Verkaufsstelle übertragen. Wirtschaftlich, wenn auch nicht technisch, erscheinen die zum Verbande gehörigen Werke hier fast nur

mehr als Werkstätten eines einzigen grossen Unternehmens. Ähnlich nach der Organisation des rheinisch-westfälischen Kohlensyndikats. Hier ist eine eigene Aktiengesellschaft, ausschliesslich zum Ankauf und Verkauf von Kohlen, ins Leben gerufen; die syndizierten Zechenbesitzer haben sich verpflichtet, alles, was sie an diesen Produkten herstellen, ausser dem, was sie zu eigenen Zwecken verbrauchen, und anderen untergeordneten Mengen, an diese Aktiengesellschaft zu verkaufen; diese verkauft die Kohlen selbst weiter; an Produktion und Absatz sind die einzelnen Zechen nach Massgabe ihrer eingeschätzten Leistungsfähigkeit beteiligt. Analog sind das Kokssyndikat, der Brikett-Verkaufsverein organisiert.

So straff diese Organisation ist, so bleiben doch auch hier aus der Vielheit selbständiger Unternehmungen unvermeidlich hervorgehende Interessenkonflikte. In Amerika dagegen gibt es Trusts, bei denen die Selbständigkeit der dazu gehörigen Werke völlig aufgehört hat; diese sind da vielfach in einer riesigen Aktiengesellschaft aufgegangen, stehen unter einem einheitlichen Unternehmerwillen, so zwar, dass für einen bestimmten Markt Bezug resp. Lieferung von Waren und Leistungen zu anderen als von diesem einheitlichen Unternehmerwillen festgesetzten Bedingungen ökonomisch nicht in Betracht kommt. Nicht alle amerikanischen Trust sind auf dieser Entwicklungsstufe angelangt, und die Amerikaner selbst nennen Trusts alle monopolistischen Bestrebungen von der losen Preisvereinbarung selbständiger Unternehmer bis zur Konzentration der Leitung aller Werke in einer Hand. Wir in Deutschland aber gebrauchen, freilich etwas willkürlich, das Wort Trust nur für die eine Art der Monopolbildungen, bei welcher jede Selbständigkeit der einzelnen Werke aufgehört hat.

Und allerdings ist es von der grössten sowohl sozialen wie volkswirtschaftlichen Bedeutung, in welchem Masse die vereinigten Werke ihre Selbständigkeit verloren haben. Das deutsche Kartell selbständig bleibender Unternehmungen, durch welches die Konkurrenz durch Preisvereinbarung und Produktions- und Absatzkontingentierung beschränkt wird, bedeutet für die Teilnehmer die Garantie ihrer Existenz gegenüber Übermächtigen; die deutche Erfahrung seit 1888 hat vollauf meinen vielangefochtenen Vergleich (Schönlank, Bücher, Pohle) seiner Wirksamkeit mit der der alten Zünfte bestätigt. Das dagegen, was wir in Deutschland allein mit Trust bezeichnen, hat zwar die Selbständigkeit der einzelnen Unternehmungen vernichtet, dagegen bietet es den Vorteil, dass es die Beteiligung kleiner Kapitalisten an den Vorteilen des Grossbetriebes gestattet. Also Konzentration des Betriebs ohne Konzentration des Kapitals. Dabei soll nicht geleugnet werden, dass die kleinen Kapitalisten in Amerika häufig durch Überkapitalisation bei der Gründung des Trust Schaden erfahren haben; indes erscheint dies lediglich als Folge der mangelhaften amerikanischen Aktiengesetzgebung, nicht aber als etwas dem Wesen des Trust Eigentümliches, was nicht durch Verbesserung der Gesetze behoben werden könnte.

Mit diesem sozialen Unterschiede zwischen Kartell und Trust

hängen nun die wichtigsten volkswirtschaftlichen Verschiedenheiten zusammen. Dieser Unterschied beruht nicht in einer verschiedenen Stellung von Kartell und Trust zum Handel. Ihm gegenüber ist ihre Wirkung vollständig dieselbe. Bei beiden ist derjenige, der die Produkte vertreibt, zu einem blossen Agenten geworden. Ganz abgesehen davon, dass ihm vorgeschrieben ist, bei wem er kaufen darf, nämlich allein beim Kartell, wird ihm auch vorgeschrieben, was er kauft, zu welchem Preise er kauft, das Absatzrevier, wohin er verkaufen darf, die Verkaufspreise, die ihm zu nehmen erlaubt ist. Die vor der Kartellkommission vernommenen Kaufleute geben zu, dass das Kartell sie materiell nicht schlecht gestellt hat, und sie beteuern in submissester Weise ihre heissen Wünsche für Fortbestand und Wohlergehen des Kohlenkartells. Trotzdem kann der aus den Tiefen des Herzens aufsteigende Seufzer nicht unterdrückt werden: „Wir sind keine Kaufleute mehr, uns ist die freie Bewegungsmöglichkeit vollständig genommen, die Intelligenz des einzelnen ist absolut ausgeschaltet" und in unübertrefflicher Weise wird die Situation gekennzeichnet durch den Kohlengrosshändler Vowinkel-Düsseldorf, wenn er ruft: Ave Caesar morituri te salutant. Ganz genau so ist die Veränderung der Stellung des Kaufmanns beim Trust. Bei beiden liegt in dieser Änderung nichts, was im Interesse des Ganzen beklagenswert wäre. Bringt sie doch durch Wegfall der Reklamekosten und bei dem Interesse sowohl von Kartell wie Trust, den Konsumenten vor Übervorteilung durch den Händler zu behüten, Ersparnisse.

Allein ganz anders das Verhältnis von Kartell und Trust zur Produktion und dem entsprechend zur Preisbestimmung. Beim Trust liegt nicht nur die Verwertung der Produkte, sondern auch die technische Leitung und die Verwaltung der einzelnen zugehörigen Werke, in einer Hand; beim Kartell liegen sie in der Hand einer grösseren oder geringeren Anzahl von Unternehmungen. Dieser Unterschied hat die weittragendsten Folgen, nicht nur privatwirtschaftliche sondern für die gesamte Volkswirtschaft.

Es ist nämlich volkswirtschaftlich von dem grössten Interesse, dass die Produktionskosten einer Ware, selbstverständlich soweit dies ohne Verschlechterung der Lebensbedingungen der bei ihrer Herstellung tätigen Menschen geschehen kann, möglichst gemindert werden. Es liegt dies sowohl im Interesse der nationalen Wirtschaft als auch in dem der Stellung des Landes auf dem Weltmarkt. Unter der Herrschaft der Konkurrenz wird diese Minderung der Kosten dadurch erreicht, dass die leistungsfähigeren Betriebe die leistungsunfähigen unterbieten, bis diese vom Markte verschwinden. Der Trust bewirkt dasselbe in weniger grausamer Weise, indem er den leistungsunfähigen Betrieb aufkauft und stillestellt. An die Stelle der Erdrosselung tritt der Morphiumtod. Das ist humaner und wahrt in noch höherem Masse das Interesse des Ganzen. Nach Ausschaltung der leistungsunfähigen konzentriert der Trust dann den Betrieb in den leistungsfähigsten Werken. Das bietet Vorteile der verschiedensten Art. Die Betriebe, die fortgeführt werden, können nun

voll beschäftigt werden und zwar ohne Unterbrechung. Nebenprodukte und Abfälle werden besser ausgenutzt. Wo das Produkt schwer ist, so dass die Frachtkosten einen grossen Teil der Kosten ausmachen, findet eine grosse Frachtersparnis statt durch geeignete Verteilung der Betriebe in den verschiedenen Landesteilen. Desgleichen findet grosse Ersparnis statt durch Durchführung einer Arbeitsteilung unter die technischen Betriebe je nach ihrer Eignung für das eine oder andere spezielle Produkt. Ferner trotz höherer Gehälter Ersparnis durch Beschränkung der Zahl der höheren Beamten. Steigerung der Tüchtigkeit in der Leitung, das letztere sicher freilich nur da, wo die Leiter auch grosse Trust-Aktionäre sind; sonst macht sich der Nachteil des minder intensiven Interesses der Beamten geltend. Ganz besonders: Erleichterung einer grossartigen Entfaltung des Ausfuhrhandels; ihr grosses Kapital gibt den Trusts die Mittel, über den ganzen Erdball hin Agenten zur Erweiterung ihrer Kundschaft zu besolden. Also als Ergebnis grösstmögliche Leistung bei mindesten Kosten. Dem entsprechend auch die Preispolitik der Trusts. Sie wollen, wenigstens nach ihrer Angabe, den grösstmöglichen Gewinn erzielen nicht durch Steigerung der Preise, sondern durch Minderung der Produktionskosten. Tatsächlich kann man ihnen auch nicht vorwerfen, dass sie die Preise bis jetzt getrieben hätten. Im Gegenteile; die Preise ihrer Produkte sind vielfach nicht unerheblich herabgegangen. Dabei ist allerdings eines zu beachten. Selbst den umfassendsten Trusts ist es noch nicht gelungen, alle Betriebe eines Produktionszweigs in sich zu vereinen; immer noch verfügen sie nur über den grösseren Teil der Produktion einer bestimmten Ware; noch fehlt nirgends völlig die Konkurrenz. Allein die tatsächliche Herrschaft über den grössten Teil eines Produktionszweigs reicht aus, einen weitgehenden Einfluss auf die Preise zu geben, wenn auch kein Zweifel ist, dass die Rücksicht auf die Konkurrenz, die noch vorhanden ist, und auf die, welche neu entstehen könnte, dem Missbrauch dieses Einflusses eine Schranke zieht. So kann man der Preispolitik der Trusts heute höchstens vorwerfen, dass, wenn sie auch die Inlandspreise nicht mutwillig getrieben hätten, diese ohne sie noch niedriger sein würden, etwas, was schwer zu beweisen ist, und ferner dass sie zur Erweiterung ihres Absatzes, ebenso wie die Kartelle, ans Ausland billiger als ans Inland verkaufen.

Ganz anders die Preispolitik der Kartelle. Bedeutet der Trust die Aufsaugung leistungsunfähiger Betriebe durch die leistungsfähigsten, so suchen im Kartell die schwächeren gerade den Schutz gegen Vernichtung ihrer selbständigen Existenz. Sie wollen nicht sterben, weder durch Erdrosselung noch in weniger schmerzvoller Weise durch Morphium, und suchen durch die vertragsmässige Garantie ihres Absatzes vor beidem bewahrt zu werden. Dies übt aber eine notwendige Rückwirkung auf die Preispolitik des Kartells. Soll durch dieses auch das wenigst leistungsfähige Werk am Leben erhalten werden, so muss der Preis augenscheinlich so hoch sein, dass er auch die Produktionskosten des leistungsunfähigsten deckt. Daher wird denn in der Kartellkommission stets nur die Erzielung eines „angemessenen“ Preises als Zweck der

Kartelle angegeben; von einem Einfluss derselben auf die Kosten, wenigstens von einem direkten, hören wir nichts. Nur ein Fall wird erwähnt, in welchem eine Bergbaugesellschaft eine Zeche, die nicht mehr leistungsfähig war, aufkaufte, um deren Beteiligungsziffer an der Produktion zu erlangen, und sie still stellte. Die Beteiligungsziffer der einzelnen kartellierten Werke ist nämlich für die Dauer des Kartells eine Art Realgerechtigkeit, die auch veräussert werden kann. Als „angemessener" Preis aber erscheint der, bei welchem auch die schlechtesten Anlagen noch prosperieren. So z. B. wenn uns erzählt wird, wie man Ende der achtziger Jahre geglaubt habe, dass der eigentliche alte Ruhrbergbau seinem Ende entgegensehe. „Die meisten Zechen wurden für abgebaut gehalten; sie waren nach Lage des ganzen westfälischen Marktes nicht mehr existenzfähig." Es waren dies die Magerkohlenzechen. Da kam das Kartell. Durch dieses wurden die Preise so gestellt, dass diese Zechen nicht nur wieder existenzfähig wurden, sondern der ganze Ruhrbergbau wieder zu neuem Aufblühen gelangt ist.

Daher ferner die grossen Schwierigkeiten einer tüchtigen Kartellleitung, wie sie uns aus den Ausführungen des Geheimrats Kirdorf-Gelsenkirchen vor der Kartellkommission so anschaulich entgegentreten. Eine weitsichtige Kartellleitung wird nämlich stets die dauernden Interessen des Gewerbszweiges ins Auge fassen. Sie wird stets daran denken, dass auch das eigene Gewerbe nur dann dauernd zu gedeihen vermag, wenn auch seine Kunden kauffähig bleiben. Daher wird sie in Zeiten des Aufschwungs die Preise nicht bis zu dem Satze treiben, der sich nach Lage des Marktes irgend erpressen lässt, und in Zeiten des Niedergangs, trotz ihres Monopols, mit den Preisen soweit herabgehen, dass seine Abnehmer ihre Existenz fortzufristen vermögen. Geheimrat Kirdorf aber zeigt, welchem Widerstand eine solche Preispolitik seitens der weniger leistungsfähigen Betriebe begegnet. In Zeiten des Aufschwungs drängen sie, die Konjunktur bis aufs äusserste auszubeuten; in Zeiten des Niedergangs möchten sie die Monopolstellung zur Aufrechthaltung der Hochkonjunkturpreise ausnutzen. Nur mit Mühe bringt sie dann die Kartellleitung zu einem Kompromiss, und auch nach diesem bleiben die Preise noch über dem Satze, der den Kunden die Fortfristung ihres Lebens ermöglicht.

Damit stellt sich die Preispolitik der Kartelle in scharfen Gegensatz zu dem allgemeinen volkswirtschaftlichen Interesse. Sie erscheint nicht als im Interesse des Fortschritts der nationalen Wirtschaft, sondern einfach als eine von den Gesichtspunkten rückständiger, aus irgend einer Ursache leistungsunfähiger Betriebe beherrschte Zunftpolitik. Auch wird dieser Widerspruch ihres Interesses mit dem der nationalen Wirtschaft gar nicht geleugnet; nur wird geltend gemacht, dass die Kartelle in erster Linie eben nicht das volkswirtschaftliche, sondern ihr eigenes Interesse zu verfolgen hätten. Und es wäre ungerecht zu leugnen, dass jedwede Art von Erwerbstätigen genau so zu denken pflegt. Allein wo freie Konkurrenz herrscht, bringt diese von selbst die Korrektur jedweder Ausschreitung engherzigen Sonderinteresses. Die freie Einfuhr würde

alsbald jeden Versuch scheitern lassen, in Zeiten niedergehender Konjunktur Hochkonjunkturpreise zu halten. Haben jene Sonderinteressenten ein Monopol, so ist dieses Heilmittel ausgeschlossen, und damit zeigt der eingeräumte Widerspruch zwischen dem Sonderinteresse der Monopolisten und dem allgemeinen volkswirtschaftlichen Interesse die Gefahr, welche jede Art von Monopolbildung birgt. Diese Gefahr mag dann noch leicht ertragen werden, wenn durch die Monopole nur diejenigen geschädigt werden, die man heute als „nackte“ Konsumenten zu verachten pflegt. Gewiss erscheint diese Verachtung als unberechtigt, wenn wir uns vergegenwärtigen, dass zu diesen „nackten Konsumenten“ Millionen gehören, denen jedwede Möglichkeit fehlt, entsprechend der Verteuerung ihres Verbrauchs auch ihre Einnahmen zu steigern. Allein mag man je nach der individuellen Denkweise auch dem Ärmsten mitleidlos zumuten, durch gesteigertes Darben sein Scherflein zur Erhaltung Leistungsunfähiger beizutragen, ganz anders stellt sich die Gefahr, wenn jene Preispolitik Konsumenten bedroht, welche nur kaufen, um weiter zu verarbeiten, die Fertigfabrikation in ihren verschiedenen Stadien.

Dies führt uns zu der Frage, in welchen Produktionsstadien einer gebrauchsfertigen Ware die Monopolbildung am leichtesten, ergiebigsten aber auch gefährlichsten für andere ist.

Das Hauptstreben des Monopolisten ist stets darauf gerichtet, die Stellung im Produktionsprozess einzunehmen, in der alle, von denen sie kaufen oder an die sie verkaufen, von ihnen abhängig sind. Rockefeller hat dies für die Petroleumraffinerie erreicht, indem er sich die Herrschaft über alle Transportmöglichkeiten von Rohöl zu den Raffinerien hin verschaffte und die Kontrolle über alle Raffinerien erlangte. Ohne selbst erhebliche Petroleumquellen zu besitzen, brachte er sie so nahezu alle in Abhängigkeit und schuf damit das Monopol des Standard-Oil-Trust. Bei uns dagegen, wo eine solche Beherrschung der Transportmöglichkeiten durch das Staatsbahnsystem ausgeschlossen ist, erscheinen die frühen Stadien des Produktionsprozesses einer gebrauchsfertigen Ware als diejenigen, welche den darin tätigen Monopolbildungen die Herrschaft oder mindestens einen sehr weitgehenden Einfluss auf alle folgenden Stadien verleihen. Kohle, Koks, Roheisen sind die Produkte, von deren regelmässigem und billigem Bezug die Existenz nahezu aller deutschen Produktionszweige abhängig erscheint. Namentlich ist es bei uns die Kohle, welche die Stellung einnimmt, wie sie in früherer Zeit dem Getreide zukam. Gewiss, ohne Getreide können wir heute so wenig wie früher leben, allein Getreide haben wir heute im Überfluss, nicht aber Kohle, und ohne sie stockt heute unsere gesamte Produktion. Die Kohle erscheint heute als das wichtigste Lebensmittel.

Auf das Deutlichste tritt uns diese Bedeutung von Kohle, Koks und Roheisen aus den bisherigen Verhandlungen der Kartellkommision entgegen, namentlich aber die der Kohle. Die Abhängigkeit, in welcher sich alle Stadien der Fertigfabrikation, und zwar in allen Arten von Produktionszweigen, selbt in scheinbar fernliegenden, wie der Papierfabrikation, von dem Monopole der Grubenbesitzer befinden, ist der

tiefste Eindruck, den man vom Lesen der Verhandlungen erhält. Dabei ist anzuerkennen, dass die Leitung, namentlich des rheinisch-westfälischen Kohlensyndikats, eine massvolle Preispolitik verfolgt hat, soweit es ihr die Zugehörigkeit der weniger leistungsfähigen Zechen gestattet hat, und auch die ursprünglich sehr heftigen Klagen über das Kokssyndikat haben im Laufe der Verhandlung an Schärfe verloren. Nichtsdestoweniger, was ist das Ergebnis? Dass alle Betriebe, die auf den Bezug von Kohlen und anderen Rohstoffen von anderen Betrieben angewiesen sind, in wirtschaftlichen Niedergangszeiten gegenüber den gemischten Werken, welché diese Rohstoffe selbst produzieren, so ungünstig stehen, dass sie sich auf die Dauer nicht zu halten vermögen.

Die Benachteiligung der im Gegensatz zu diesen gemischten Betrieben sog. reinen Werke findet in doppelter Weise statt: Einmal durch Hochhalten des Preises des kartellierten Produktes im Inland, und zweitens durch billigeren Verkauf desselben ins Ausland.

Durch das erstere: Die weniger leistungsfähigen Betriebe verlangen, dass der Preis so hoch sei, dass er nicht nur ihre hohen Produktionskosten deckt, sondern auch möglichst hohen Gewinn darüber hinaus abwirft. Was ist dann die Lage der Betriebe im späteren Stadium der Produktion? Ihre Produkte sinken im Preise; infolge des Hochhaltens des Preises der Rohstoffe bleiben ihre Produktionskosten aber nach wie vor hoch. Wer also irgend kann, sucht Kohlen-, Koks-, Hochofenwerke mit seinem Betrieb zu verbinden. Nun wird er von dem Hochhalten des Preises seiner Rohstoffe nicht nachteilig berührt. Ganz im Gegenteil; produziert er die von ihm verarbeiteten Rohstoffe im eigenen Betriebe billiger als zu dem Preise, zu dem das Kartell seinen Konkurrenten sie liefert, so kann er den Preis seines Fertigprodukts auf dem Inlandsmarkt niedriger wie diese stellen; er kann sogar unter die speziellen Produktionskosten des Fertigfabrikates herabgehen; denn was er hier etwa vorübergehend verliert, wird ihm durch das ersetzt, was er an dem selbsterzeugten Rohstoff gewinnt, und dadurch, dass er die sog. reinen Betriebe, die sich nunmehr nicht halten können, als Konkurrenten in der Fertigfabrikation für die Zukunft verliert.

Die reinen Betriebe werden aber zweitens dadurch benachteiligt, dass die kartellierten Werke ihre Rohprodukte und Halbfabrikate billiger ins Ausland verkaufen. Ihre Generalkosten sind durch die hohen Preise, die sie dem heimischen Konsumenten abnehmen, gedeckt; sie können daher ohne Verlust viel billiger, selbst unter ihren Kosten, an das Ausland verkaufen. Ein Fall dieser Art hat besonders die Verhandlung über das Kokssyndikat beschäftigt. Inländische Eisenwerke wurden durch die Andeutung, dass man nicht wisse, ob man im kommenden Jahre Koks für sie haben werde, in Angst versetzt und so veranlasst, auf einen für das bestehende Jahr bereits vereinbarten Preis von 14 Mk. per Tonne zu verzichten, und dafür zu einem Preis für zwei Jahre zu 17 Mk. abzuschliessen; unterdessen aber lieferte man auf Grund früherer Verträge an die Prager Eisenwerke nach wie vor zum Preise von 8,10 Mk. Das ist aber nicht der einzige Fall billigen Verkaufens ans Ausland; vielmehr

zieht sich die Klage über diese Praktiken durch die ganze Kartellenquete hindurch. Die Folge ist, dass die reinen Betriebe auch die Konkurrenz des Auslands nicht mehr zu bestehen vermögen, selbst da nicht, wo die Rohstoffkartelle ihnen Ausfuhrprämien für die von ihnen ausgeführten Mengen bewilligten. Denn diese waren nie so hoch, dass sie die Verteuerung des Inlandpreises der Rohstoffe wettmachen konnten. So erscheint in einer Reihe von Produktionszweigen die Stunde der reinen Betriebe geschlagen zu haben, wenn nicht Abhilfe kommt. Der Schutz der leistungsunfähigen Betriebe in der Rohproduktion durch horizontale Konzentration der Betriebe führt zu einer vertikalen Konzentration der Betriebe, indem die Betriebe der späteren Produktionsstadien sich nicht zu halten vermögen. Die Preispolitik der Kartelle rettet die Leistungsunfähigen vor Ausschaltung im früheren Stadium durch Auschaltung von Betrieben, die sonst leistungsfähig geblieben wären, in einem spätern Produktionsstadium. Nur die Betriebe der späteren Stadien vermögen sich zu halten, welche mit Betrieben der vorhergehenden sich zu gemischten Betrieben vereinen.

Das sind die sog. Missbräuche unserer Kartelle, welche die öffentliche Meinung in den letzten Jahren so sehr erregt haben, dass sie zur Niedersetzung einer Untersuchungs-Kommission geführt haben. Und wenn auch die Art und Weise, wie hier die Untersuchung geführt wird, keineswegs der Art ist, dass sie die ganze Wahrheit ans Tageslicht zu bringen vermag, so ist doch genug bekannt geworden, um die Klagen der reinen Betriebe in der Hauptsache zu rechtfertigen. Dies gilt nicht nur hinsichtlich der Preise, die sie bezahlen müssen, sondern nicht minder hinsichtlich der ihnen gelieferten Mengen und Qualitäten. Sie erscheinen als in voller Abhängigkeit vom Monopole und dürfen froh sein, wenn sie überhaupt noch etwas bekommen, gleichviel zu welchem Preise, in welcher Menge und Güte und zu welchen sonstigen Bedingungen.

Es ist nun höchst interessant zu verfolgen, in welcher Weise sich das Mass der Abhängigkeit der verschiedenen Produktionsstadien der gebrauchsfertigen Ware in den Äusserungen ihrer Vertreter spiegelt. Die Roheisenindustrie hat nur Lob für das Kohlensyndikat, wenigstens in Rheinland-Westfalen. Sie ist nämlich gleichfalls stark kartelliert; was sie gegen das Kohlen- und Kokssyndikat sagen würde, würde also auch gegen sie selbst gelten; auch ist sie unter der Herrschaft des Schutzzolls durch ihr Kartell in Stand gesetzt, eine etwaige Verteuerung ihrer Kosten auf ihre Abnehmer weiterzuwälzen. Zudem haben die Hochofenwerke, ausser denen im Siegerland, selbst eigene Zechen; ebenso die schlesischen Hochofenwerke mit Ausnahme eines einzigen; und dieses klagt allerdings laut gegen die oberschlesische Kohlenkonvention und wäre, wenn nicht der preussische Staat ein Fünftel der schlesischen Kohlengruben besässe, äusserst gefährdet, und auch so war es in letzter Zeit ausser Stand, eine Dividende zu zahlen. Was für das Roheisen gilt, gilt auch für die Herstellung von Halbzeug. Dagegen mindert sich die überwiegende Anerkennung, welche den Kartellen der vorausgehenden Produktionsstadien zuteil wird, je mehr wir in die Fertigfabrikation

hineinkommen. Zwar sagt ein jeder, dass er es sehr bedauern würde, wenn diese Kartelle aufhören würden. Wer auch würde es mit den Übermächtigen durch zu lautes Klagen verderben wollen. Aber durch alle Lobsprüche durch sieht man die Zähren rinnen. Sie fliessen noch sanft in den Äusserungen der Walzwerke über das Kohlensyndikat. „Sag ihm, aber sag's bescheiden," gilt für ihre Klagen. Es würde alles vortrefflich sein, wenn, — ja wenn man nur auf diese oder jene Lebensbedingung der Klagenden grössere Rücksicht nähme. Bei den Kleineisenindustriellen wird das Klagen schon lauter; ihre Lobeserhebungen machen den Eindruck der Versicherungen des geprügelten Knaben, wie sehr er seinen Lehrer liebe, wenn dieser nur aufhören wolle, ihn zu hauen; aber auch die Kleineisenindustriellen rufen „Alles Heil und recht viel Segen", wenn man nur die dringendsten ihrer Wünsche berücksichtigen wollte. Hier verwandeln sich die Verhandlungen vor der Kommission nahezu aus einer Untersuchung in ein Markten um Zukunftsbedingungen. Die Maschinen-, die Zink-, Blei- und sonstigen Metallindustrien erklären ehrlich, dass sie mit dem Kohlensyndikat sich abgefunden haben, denn seit dessen Gründung hätten sie so viel an die Bergwerke verkauft, dass sie bei dessen Bestehen ihre Rechnung gefunden. Nur die Vertreter agrarischer Interessen zeigen in den Verhandlungen über das Kohlensyndikat ihre erfrischende Rücksichtslosigkeit in ihren Klagen über die Hintansetzung ihrer Einkaufsgenossenschaften gegenüber den Händlern; allein es wird ihnen entgegnet, sie seien unzuverlässige Abnehmer; nach einigem Zureden erklärt man sich indes bereit, zusehen zu wollen, ob man ihnen entgegenzukommen vermöge. In den Verhandlungen über den Verband deutscher Druckpapier-Fabrikanten treten sich deren Verkaufsstelle und die Einkaufsstelle der Drucker schon als weit heftigere Gegner gegenüber; allein auch hier endet die Aussprache mit einer fast demütigen Bitte der Käufer, die ausgeteilten Nadelstiche doch vergessen zu wollen. Ganz anders freilich in den Verhandlungen über die sehr viel schlechter als das Kohlensyndikat organisierten Kartelle der zollgeschützten Eisenindustrie. Da platzen die Gegensätze zwischen den Roheisensyndikaten und den weiterverarbeitenden Industrien geradezu leidenschaftlich aufeinander. Verletzung von Treu und Glauben, von guter Sitte und Recht ist der Vorwurf, der den Roheisensyndikaten entgegengeschleudert wird. Vermöge der durch sein zollgeschütztes Monopol erlangten Machtstellung nötige es seine Abnehmer unter Vorspiegelung nicht vorhandener Eisennot zu langfristigen Verträgen bei hohen Preisen, halte sie dann selbst nicht ein, noch dazu bei ungleichmässiger Behandlung der Kunden, verböte seinen Abnehmern den Wiederverkauf der ihnen auf Grund seiner Praktiken aufgenötigten zu grossen Mengen, wenn die sinkende Konjunktur deren Weiterverarbeitung unmöglich mache, und verweigere die Garantie für die bedungene Qualität der gelieferten Ware. Vor allem aber: seine Mitglieder verkauften billiger an die ausländischen Konkurrenten der Weiterverarbeiter und raubten ihnen damit den Absatzmarkt. In dieser Klage sind alle weiterverarbeitenden Industrien einig, die Erzeuger von

Giessereiroheisen, von Puddelroheisen, die Maschinenfabrikanten, darunter besonders die süddeutschen, und in unversöhnter Dissonanz schliessen die Verhandlungen über den Roheisenverband. Aber noch leidenschaftlicher gestalteten sich am folgenden Tage die Verhandlungen über den Halbzeugverband, d. h. des Verbands der Werke, welche Blöcke, Knüppel, Platinen, kurz alles Material, welches zu Fertigfabrikaten weiterverarbeitet wird, herstellen. Das Kohlensyndikat hatte wegen der weisen Mässigung in der Ausnützung seines Monopols überwiegende Anerkennung gefunden; das Kokssyndikat wurde schon scharf angegriffen; die Klagen nahmen beim Roheisenkartell an Stärke in dem geschilderten Masse zu, um beim Halbzeugverband den Höhepunkt zu erreichen. Der immerwährende Refrain der Fertigfabrikanten lautet: die Spannung der Preise zwischen Halbzeug und Fertigfabrikat ist zu gering; die Inlandspreise sind zu hoch, während die zum Halbzeugverband gehörigen Werke ans Ausland allzu billig verkaufen. Die Folge ist, dass die Fertigfabrikation, welche nicht das von ihr benötigte Halbzeug selbst herstellt, nicht länger bestehen kann. Die reinen Betriebe werden auf dem inländischen durch die Konkurrenz der gemischten Betriebe, auf dem auswärtigen Markte durch die Konkurrenz der Engländer und Amerikaner, denen deutsches Halbzeug billiger als den Deutschen geliefert wird, erdrückt. Und diese Klagen werden bestätigt durch das berühmte Blaubuch, das die englische Regierung aus Anlass des Vorgehens Chamberlains im September vorigen Jahres veröffentlicht hat. Da ist wiederholt von den Vorteilen die Rede, welche der englischen Fertigfabrikation erwachsen sind aus der Lieferung deutscher Halb- und Ganzfabrikate zu billigeren Preisen, als sie ihren deutschen Konkurrenten geliefert würden. „Auf dem Banner“, so schliesst der Vertreter der reinen Walzwerke seine zahlreichen Auslassungen, „auf dem Banner, das wir reinen Walzwerke tragen, steht: Schutz der nationalen Arbeit. Den Schutz der nationalen Arbeit finden Sie in dem Zollschutz, der ihnen gewährleistet ist, für Halbzeug; wäre dieser Schutz nicht da, dann würden wir in diesem Augenblick sehr billiges Halbzeug vom Ausland kaufen können. Die (gemischten) Werke Ihres Verbandes aber verkaufen Stabeisen zu so billigen Preisen, dass wir dafür Stabeisen bei heutigen Halbzeugpreisen entfernt nicht herstellen können. Den Schutz der nationalen Arbeit, den Sie für sich in Anspruch nehmen und den wir Ihnen auch gerne gegönnt haben, den haben Sie uns, Ihren treuen Abnehmern, mit diesen Unterbietungen genommen.“

So weit also hat das protectionistische Solidaritätssystem es gebracht, dass der Vertreter eines geschützten Erwerbszweigs den Vertretern anderer diese Worte zuruft!

Was nun sind die vorgeschlagenen Mittel gegenüber diesen sog. Kartellmissbräuchen, über die man so leidenschaftlich klagt?

Es entspricht einer weit verbreiteten Gemütsstimmung, dass man gegenüber einem Missbrauch zunächst nach der Polizei schreit. So auch hier. Vor allem wird ein Kartellregister verlangt, in das alle bestehenden Kartelle sich eintragen sollen. Dagegen ist von keinerlei

Standpunkt aus etwas einzuwenden. Ausserdem verlangen viele Öffentlichkeit der Kartellverhandlungen. Niemand aber, der die Kartellenquete verfolgt und dabei gesehen hat, wie dabei jedwedes Verhör der Interessenten, durch welche allein die Wahrheit auch nur annähernd hätte festgestellt werden können, ausgeschlossen wurde, wird ernstlich glauben, dass das Reichsamt des Innern sich zur Einführung der Öffentlichkeit der Kartellverhandlungen als organischer Einrichtung verstehen werde. Auch können Kartelle ihrer geschäftlichen Natur nach Geheimhaltung ihrer Beratungen und Beschlüsse geradezu benötigen. Weitergehende verlangen sodann Unterdrückung der Kartelle durch die Gesetzgebung. In den Vereinigten Staaten, wo die Bildung von Monopolen zudem den Grundsätzen der Verfassung ausdrücklich widerspricht, hat man in der Tat die Gesetzgebung zur Unterdrückung der Trusts in Bewegung gesetzt. Es hat dies aber nicht die Folge gehabt, die Trusts zu beseitigen, sondern zu stärken; an die Stelle der früheren Vereinigung selbständiger Unternehmungen trat lediglich ihre geschilderte Verschmelzung in einer einzigen Aktiengesellschaft. Es lässt sich nicht absehen, wie ein gesetzgeberischer Eingriff zur Unterdrückung der Kartelle auch bei uns eine andere Folge haben könnte als die, die Konzentration der Betriebe zu einem mächtigen Monopole, die man bekämpfen will, zu verstärken.

Allein auch nur an Versuche, die Monopolbildung auf dem Wege der Gesetzgebung zu unterdrücken, ist bei uns nicht zu denken. Das Reichsamt des Innern ist vielmehr im höchsten Masse kartellfreundlich. Vergleicht man die Äusserungen der die Kartellenquete leitenden Beamten mit denen des Mannes, den die Kartellenquete als die Seele des deutschen Kartellwesens geoffenbart hat, des ausgezeichneten und weitsichtigen Leiters des rheinisch-westfälischen Kohlensyndikats, Geheimrats Kirdorf-Gelsenkirchen, so scheint vielmehr die weitestgehende Übereinstimmung zwischen dessen Anschauungen und denen des Reichsamts des Innern zu herrschen, und die ganze Kartellenquete tritt uns entgegen weit weniger als eine Untersuchungskommission zur Feststellung der Wahrheit, als vielmehr als der Johannes, der dem kommenden Messias die Wege zu ebnen berufen ist. Und was erscheint als das Programm, das nach der Auffassung der Regierung die Lösung aller Schwierigkeiten bringen soll? Der Rat, der erteilt wird, heisst „Kapitalisten aller Gewerbe vereinigt euch!“ Die Leiden der Fertigfabrikation haben nur darin ihren Grund, dass nicht auch sie kartelliert ist. Mögen doch die weiterverarbeitenden Industriezweige sich zusammenfinden und über eine Organisation sich verständigen. Die bestehenden Syndikate können doch nicht mit jedem der unzähligen bestehenden Werke der Fertigfabrikation gesondert verhandeln und mit ihm in freiem Vertrage besondere Bedingungen vereinbaren; da bleibt nichts anderes, als diese nach dem einseitigen Ermessen der Syndikate festzustellen. Anders, wenn die verschiedenen Zweige der Fertigfabrikation, in Verbänden organisiert, ihnen gegenübertreten. Dann kann, ähnlich wie im Einigungsamt zwischen den Organisationen der Arbeitgeber und Lohnarbeiter, in

gemeinsamer Verhandlung ein Ausgleich der entgegenstehenden Interessen gefunden werden. Als Spitze dieser Neuorganisation der Industrie denkt man sich dann wohl ein Generaleinigungsamt, das Kartell der Kartelle.

Bis dahin scheint freilich der Weg noch weit. Zeigt doch die Fertigfabrikation schier unüberwindliche Schwierigkeiten der Organisation. Nicht als ob diese für alle Zweige der Weiterverarbeitung gälten. Wo Massenprodukte hergestellt werden, haben wir allerdings bereits sehr stark organisierte Kartelle gehabt und bestehen dermalen noch eine ganze Anzahl. Aber überall, wo Qualitätsprodukte hergestellt werden, sind bisher aus schon dargelegten Gründen alle Kartellierungsversuche gescheitert. Es gibt sogar Sachverständige aller ersten Ranges, wie den bekannten Carnegie, welche die ganze Monopolbildung für eine nur vorübergehende Episode im modernen Wirtschaftsleben erachten, welche sehr bald wieder dem entgegengesetzten Streben Platz machen werde, wo der Staat sie nicht künstlich unterstütze. Aber nehmen wir an, Carnegie habe unrecht. Nehmen wir an, die Schwierigkeiten der Kartellbildung in den Zweigen der Fertigfabrikation seien überwunden. Alsdann würden Konsequenz und Gerechtigkeit erheischen, dass auch die Kartelle derjenigen in die grosse Neuorganisation von Einigungsämtern aufgenommen würden, welche ihre Arbeitsleistung als selbständiges Gut an die Betriebsunternehmer verkaufen. Sie sind es, welche seit dem Untergang der alten gewerblichen Ordnung das Organisationsprinzip gegenüber dem Konkurrenzprinzip unentwegt aufrecht erhalten haben, und von denen die Kartelle der Betriebsunternehmer die Anpassung des Angebots an die Nachfrage erst wieder gelernt haben; die bestehende gesellschaftliche und staatliche Ordnung gibt ihnen ein Recht, dass ihre Verbände genau so wie die aller übrigen Verkäufer von Produktionselementen in die Organisation aufgenommen werden, ein in unseren Tagen des entstehenden deutschen Arbeitgeberbunds allerdings vermessenes Verlangen. Allein je stärker auf dieser Seite die Abneigung, desto grösser die Pflicht aller materiell nicht Interessierten, auf das Notwendige dieser Ergänzung zu verweisen. Bedroht doch ohne sie die Kartellorganisation die Lohnarbeiter in die Lage von Hörigen herabzudrücken. Die bestehende Gesetzgebung hat den Verkäufer von Arbeitsleistungen längst anderen Warenverkäufern rechtlich gleichgestellt. Ohne Anerkennung ihrer Organisationen als gleichberechtigte Glieder in der geplanten industriellen Neuorganisation würde ihnen ihr heutiges Recht verschlechtert. Wie heute die Fertigfabrikanten der Willkür der Syndikate, über die sie sich so heftig beklagen, so wären dann die Lohnarbeiter derjenigen der vereinigten Arbeitgeber hoffnungslos preisgegeben, und selbst der Besitzer und Drucker der rheinisch-westfälischen Zeitung, Dr. Reismann Grone, hat ja in den Verhandlungen über das Druckpapier-Syndikat indirekt wenigstens zugestanden, dass es auch Arbeiterausstände gebe, an denen die Fabrikanten schuld seien. Auch ist die Gleichberechtigung der Arbeiter in anderen Ländern ja längst nicht nur in der Gesetzgebung, sondern auch praktisch anerkannt. Die Industrial Commission der Vereinigten Staaten führt in ihrem Be-

richte von 1900 aus, fast alle Trusts seien keine Gegner der Arbeiterorganisationen; sie seien im ganzen geneigt, sie zu fördern, und ebenso seien die koalierten Arbeiter keine Gegner der Trusts. Nach den Erklärungen des Grafen Posadowsky in der Reichstagsverhandlung vom 30. Januar 1904 über die Berufsvereine der Arbeiter, lässt sich nunmehr hoffen, dass auch das Reichsamt des Innern sich der Folgerichtigkeit des Gedankens, die Berufsorganisationen der Arbeiter in die Einigungsämter zum Ausgleich der Interessen der verschiedenen im Produktionsprozess tätigen Verkäuferarten aufzunehmen, nicht verschliessen werde. In derselben Weise wie die Lösung der Interessengegensätze zwischen Rohproduktion und Fertigfabrikation muss die Lösung der Interessengegensätze zwischen den Verkäufern und Käufern von Arbeitsleistungen erstrebt werden. Gibt es doch kein anderes Mittel, um auf Grundlage der bestehenden Rechtsordnung Konvulsionen zu vermeiden, wie wir sie jüngst erst erlebt haben, und wie sie für unser ganzes Wirtschaftsleben verhängnisvoll sind.

Als selbstverständlich darf wohl angesehen werden, dass sich die Regierung bei den von ihr geplanten Kartell-Einigungsämtern ein Recht der Teilnahme und Beaufsichtigung vorzubehalten gedenkt. Teils ist dies nötig, damit die Interessentenorganisationen dem Staate nicht über den Kopf wachsen, teils um einen Missbrauch der Monopole auf Kosten des „nackten Konsumenten“ zu verhindern. Damit wäre dann eine Neuorganisation des Wirtschaftslebens geschaffen, welche dem von dem grossen englischen Grubenbesitzer Sir George Elliot im Jahre 1893 entworfenen Programme annähernd entspräche. Während des grossen Arbeitsstillstandes in den Kohlengruben entwarf er einen Plan, wonach alle englischen Kohlengruben zu einem grossen Trust zusammengefasst werden sollten; eine enorme Ersparnis an Kosten würde dadurch ermöglicht werden; infolgedessen würden ohne Steigerung der Kohlenpreise Dividenden wie Löhne erhöht werden können; ausser den Vertretern des Kapitals sollten die Organisationen der Grubenarbeiter als Vertreter dieser und das Handelsministerium als Vertreter des konsumirenden Publikums Sitz und Stimme im Verwaltungsrate des Trust haben. Denken wir uns an die Stelle unserer Kohlenkartelle einen Kohlentrust, so wäre in dem bis in seine Konsequenzen ausgebildeten Gedanken des Reichsamts des Innern dieses von mir schon 1894 in den Wiener Verhandlungen des Vereins für Sozialpolitik mitgeteilte Programm verwirklicht.

Wäre die Industrie so neuorganisiert, so würde eine entsprechende Organisation der Landwirtschaft um so weniger ausbleiben, als darauf gerichtete Anträge und Anbahnungen einer solchen hier längst vorhanden sind. Ich denke dabei nicht etwa an die Forderung hoher Agrarzölle. Mit Agrarzöllen lassen sich, wie ich anderwärts dargelegt habe, selbst wenn sie der heimischen Landwirtschaft ein Monopol auf dem Inlandsmarkte verschaffen, in einem Lande, das auch die leistungsunfähigsten Böden zur Deckung seines Bedarfes heranzuziehen genötigt ist, die Landwirte vor Not nicht bewahren. Dazu ist eine

Einrichtung nötig, welche den schlechten Böden auch in den Jahren der reichsten Ernteerträgnisse Missserntepreise sichert. Dies leistet das von dem französischen Sozialdemokraten Jaurès befürwortete Projekt, das Graf Kanitz zu dem seinen gemacht hat, nämlich ein Getreidehandelsmonopol des Staates. Der Antrag Kanitz würde bei Durchführung der gedachten Neuorganisation unzweifelhaft wiederkommen und dann angenommen werden. Immerhin würden die Gutsbesitzer auch dann nicht gegen Not auf die Dauer geschützt sein, wenn nicht gleichzeitig die Rückwirkung der künstlich hochgehaltenen Getreidepreise auf die Bodenpreise ausgeschlossen würde. Hierfür würden der von der preussischen Regierung veröffentlichte Entwurf eines Fideikommissgesetzes und der von Zentrumsabgeordneten und Konservativen im Reichstag eingebrachte Entwurf eines Heimstättengesetzes sorgen. Durch die Annahme des ersteren würden die grossen, durch die des zweiten die kleinen Grundbesitzer von der Rückwirkung der Bodenpreise auf die landwirtschaftlichen Produktionskosten befreit. Wir stünden dann wieder mitten im 17. Jahrhundert: Einerseits grosse geschlossene Zünfte, andererseits eine beschränkte Zahl von Familien im gesicherten Besitze des Grund und Bodens, und als notwendige Ergänzung könnte wie damals nicht ausbleiben die Verweisung der durch diese Ordnung von der selbständigen Betätigung im Wirtschaftsleben ausgeschlossenen Söhne der Grossgrundbesitzerfamilien auf die Beamten- und Offizierstellen und der nicht heiratenden Töchter auf Damenstifte und Klöster. Wer denkt da nicht an Adam Müller, als er 1816 die damalige Gegenwart bezeichnete als „einen blossen Zwischenzustand, Übergang der natürlichen, aber bewusstlosen ökonomischen Weisheit der Väter durch den Vorwitz der Kinder zu der verständigen Anerkennung jener Weisheit von seiten der Enkel"?! Dabei hat A. Müller allerdings nicht die Million vorausgesehen, um welche das deutsche Volk ein Jahrhundert später Jahr für Jahr zunehmen würde. Für die durch die Auferstehung der Wirtschaftspolitik der Vergangenheit Privilegierten wäre allerdings gesorgt; für die Neuhinzukommenden dagegen wäre die Existenzmöglichkeit entsprechend beeinträchtigt. Sie wären abermals darauf angewiesen, um mit Turgot zu reden, „nur ein prekäres Dasein unter der Herrschaft der Meister (dh. der Privilegierten) zu führen, in Dürftigkeit zu schmachten, oder eine Industrie ausser Landes zu tragen, die ihrem Vaterlande hätte nützlich sein können." Auch hat A. Müller verschwiegen, dass Deutschland zur Zeit, da jene Gebundenheit sein Wirtschaftsleben beherrschte, von den Nationen überflügelt wurde, in denen im Widerspruch zu derselben das Individuum alle seine Anlagen und Fähigkeiten zur freien Entfaltung zu bringen vermochte, und dass Deutschlands Wiedererneuerung erst von dem Tage und in dem Masse datiert, als einem jeden der Zugang zu allen Stellen, Gewerben und Beschäftigungen wieder eröffnet wurde. Adam Müller hat dies wohlweislich verschwiegen, denn er war ein Gegner der „Freiheit und Gleichheit", welche von Hardenberg in seiner Denkschrift über die Reorganisation des preussischen Staates vom 12. September 1807 als Hauptgrundsatz hingestellt worden war; er wollte einen

auf der Verschiedenheit des Standesrechtes aufgebauten Staat, ähnlich dem, zu dem wir auf Grundlage der geplanten Neuorganisation des Wirtschaftslebens zurückkehren würden.

Wie nun steht es mit den Aussichten auf Verwirklichung des Programms des Reichsamts des Innern? Bei gleichzeitig hohen Zöllen würde ein jeder der kartellierten Industriezweige den Inlandsmarkt monopolistisch beherrschen, nur soweit in seinen Preisforderungen eingedämmt, als die Kartelle der übrigen Industriezweige ihm Rücksichten abnötigen würden. In diesem Monopole liegt die Schwäche des Programms. Der Zweck der Kartelle ist, wie in der Kartellkommission immer und immer wieder betont worden ist, lediglich der, ihren Mitgliedern einen „angemessenen Preis" für ihre Produkte zu sichern. Wie aber Geheimrat Kirdorf-Aachen in der Kartellkommission sagte: „So lange Käufer und Verkäufer existieren, so lange werden sie niemals über die Angemessenheit der Preise einig sein; der Verkäufer wird stets seinen Preis für zu niedrig halten, und der Käufer wird ihn immer für zu hoch halten." Wer dann Recht behält, hängt von der Stärke der Verbände ab, in der die einen wie die anderen organisiert sind, und werden diese Verbände in Einigungsämtern zusammengebracht, so wird der Preis, wie er dann wirklich festgestellt werden wird, vom guten Willen beider Kontrahenten bedingt werden. Dass dieser gute Wille immer vorhanden sei, vermag doch nur der anzunehmen, der nicht die Verhandlungen über das Roheisensyndikat und den Halbzeugverband gelesen hat. Auf Nachgiebigkeit ist stets nur dann zu hoffen, wenn die anderweitige Beschaffungsmöglichkeit der vom Käufer begehrten Ware den Verkäufer zur Nachgiebigkeit nötigt. Bei einem Zoll, der die auswärtige Konkurrenz ausschliesst, und bei Monopolisierung des Inlandsmarktes dürfte niemals darauf zu rechnen sein.

Wie dagegen bei Freihandel? Dass Kartelle auch bei Freihandel die guten Wirkungen, die sie auszuüben vermögen, ausüben können, geht aus der schon erwähnten Tatsache hervor, dass es auch in England bei Freihandel Kartelle gibt. Einer der eifrigsten Verteidiger sowohl von Kartellen wie von hohen Schutzzöllen, der Generalsekretär Bueck, ist nicht müde geworden, dies vor der Kartellkommission immer und immer wieder zu betonen, und hat dieser eine lange Liste englischer Kartelle vorgelegt. Was aber bei Freihandel nicht möglich ist, ist das Bestehen jener Kartellmissbräuche, welche nicht nur die darunter Leidenden, sondern auch die öffentliche Meinung so sehr erregen. Der schlimmste dieser Missbräuche ist der, dass bei Hochhaltung des Inlandpreises deutsche Produkte zu billigeren Preisen bis zu Schleuderpreisen auf den Weltmarkt geworfen werden. Allerdings haben diese durch Hochhalten der Inlandspreise ermöglichten billigen Auslandsverkäufe ihre eifrigen Verteidiger gefunden, und ich habe umsomehr Ursache bei Betrachtung ihrer Argumente zu verweilen, als ich selbst früher zu diesen Verteidigern gehörte und eine Erklärung schulde, warum ich alles, was ich 1888 und noch später zugunsten der Kartellausfuhrprämien gesagt habe, für unzureichend erachte, sie zu rechtfertigen. Nicht als

ob diese billigen Ausfuhrverkäufe nicht im Interesse der Werke wären, die sie vornehmen. Sie vermögen infolge des so gewonnenen Absatzes ihren Betrieben eine grössere Ausdehnung zu geben und ausserdem in Zeiten des Rückgangs ihre Betriebe ohne Einschränkung weiterzuführen. Allein alle diese Vorteile werden von ihnen lediglich auf Kosten der nationalen Volkswirtschaft gewonnen. Denn einmal ist es eine nicht zu leugnende Tatsache, dass eine jede Volkswirtschaft, die offene oder versteckte, staatliche oder private Ausfuhrprämien gewährt, dadurch verliert, dass sie dem Ausland mehr an eigenen Kapitalnutzungen und Arbeitsleistungen hingibt, als sie von diesem dafür empfängt. Der Schaden, der hieraus erwächst, obwohl er der grössere ist, pflegt indes weit weniger Eindruck zu machen, als ein weiterer, der sich, allen sichtbar, unmittelbar als Schaden einzelner bestimmter Interessenten erweist. Das sind die Interessenten, welche ihre Betriebe in dem Masse einschränken müssen, in welchem sich die Betriebe, welche infolge der hohen Inlandspreise ins Ausland billiger verkaufen können, vermöge dieses vergrösserten Absatzes erweitern; es sind dies die weiter verarbeitenden Industrien, welche, wenn die Rohproduzenten infolge ihrer billigen Auslandsverkäufe bei rückgängiger Konjunktur ihre Arbeiter ohne Einschränkung weiterbeschäftigen können, dafür eine um so grössere Zahl ihrer Arbeiter entlassen müssen. Die Frage stellt sich also auf dem industriellen ebenso wie auf dem agrarischen Gebiete: Hat Deutschland ein grösseres Interesse an der Erhaltung seiner leistungsunfähigen Betriebe in der Rohproduktion oder an dem siegreichen Fortschreiten seiner Fertigfabrikation? Die Antwort kann nicht zweifelhaft sein. Beruht doch, wie bei allen Kulturvölkern, so auch in der deutschen Volkswirtschaft mit einer geistig und technisch geschulten Bevölkerung, wie sie keine andere besitzt, der Schwerpunkt in der Fertigfabrikation. Hierin ist die enorme Mehrzahl ihrer Betriebe tätig; hier die grössten Werte der erzeugten Produkte; hier die grössere Zahl der beschäftigten Arbeiter. Zählte doch im Jahre 1902 z. B. die deutsche Roheisenproduktion nur 108 Hochofenwerke mit 32367 Arbeitern gegen 152668 Werke mit 1032873 Arbeitern, welche das Eisen weiterverarbeiten. Und wenn von den Verteidigern der billigen Auslandsverkäufe weiter geltend gemacht wird, es werde die Konkurrenz der weiterverarbeitenden Industrien selbst zunehmen, wenn man nicht die Inlandspreise ihrer Rohstoffe künstlich hochhalte, und damit werde sich ihre Lage aufs neue verschlechtern, so vergisst man gänzlich, welche Rückwirkung die gesteigerte Kauffähigkeit des Konsumenten bei niedrigeren Preisen nach Fertigfabrikaten auf die Nachfrage nach diesen zu üben pflegt.

Gegen die dargelegten, der deutschen Volkswirtschaft durch das Wirken der Kartelle erwachsenden Schäden gibt es nun ein einfaches Heilmittel. Haben wir doch gesehen: Das einzige, was die Monopole im Zaume hält, ist drohende Konkurrenz. Dem entsprechend Beseitigung jener Frachttarife, durch welche unseren Fertigfabrikanten der Bezug der Rohstoffe aus dem Ausland erschwert wird, wenn die Rohstoffkartelle ihre Machtstellung missbrauchen. Ferner Herabsetzung unserer Zölle

auf ein Mass, das nicht länger gestattet, dem Inland höhere Preise abzunehmen, um damit dem auswärtigen Konkurrenten unserer Fertigfabrikanten den Rohstoff, den er verarbeitet, billiger liefern zu können. Zum mindesten aber Gewährung des Rechts, ins Ausland ausgeführte deutsche Rohstoffe zollfrei und zwar zu den niedrigen Frachtsätzen, welche unserer Ausfuhr gewährt werden, wieder einzuführen. Als Gegenstück ferner zum Schutze unserer Industrie Zuschlagszölle auf fremde Produkte, welche vom Ausland mittelst Zufuhrprämien auf den deutschen Markt geschleudert werden. Ferner Befreiung der Abnehmerverbände, namentlich der Konsumvereine, von allen Schranken, welche Gesetzgebung und Verwaltung ihrer Wirksamkeit heute entgegenstellen.

Wie die in England bestehenden Kartelle zeigen, würden die Kartelle damit nicht unmöglich werden. Allein sie würden auf ihre wohltätigen Wirkungen beschränkt. Denn wenn es gelegentlich auch unter dem Freihandel vorkommt, dass ein Produzent ins Ausland billiger als im Inland verkauft, so geschieht dies doch nur ausnahmsweise im Falle der Not; dagegen wird den systematisch billigeren Auslandsverkäufen als einer Institution das Ende bereitet, sobald den zum Kartell gehörigen Werken durch Drücken der Inlandspreise die Mittel entzogen werden, die ihnen die billigen Auslandsverkäufe ermöglichen.

Einstweilen aber hat eine Herabsetzung der Zölle noch ebensowenig Aussichten wie die von den Vertretern der Rohstoffkartelle den Fertigfabrikanten empfohlene Kartellierung. Zwar erklärt eine ganze Anzahl von Fertigfabrikanten, insbesondere die Vertreter unserer Maschinenfabriken, dass sie für sich keines Schutzzolles bedürfen würden, sobald der Roheisenzoll in Wegfall käme. Es ist dies eine Erklärung, auf welche jeder deutsche Patriot mit Stolz blicken kann. Es ist dies die Wirkung der die Leistungen aller übrigen Nationen übertreffenden Leistungen unserer Ingenieure; lediglich an dem Materialpreise liege, dass unsere Maschinenfabriken einen so schweren Standpunkt gegenüber den Amerikanern hätten. „Wenn Sie," erklärt Baurat Dr. Rieppel, „in Betracht ziehen, wie die Maschinenzölle nach Annahme des Antrags Kardorff sind, so sind diese Zölle für uns kein Schutz mehr, denn die Zölle für die Rohmaterialien und Halbfabrikate, die wir als Maschinenfabriken gebrauchen, sind teilweise 100 % höher als die Zölle für die fertigen Maschinen." „Unsere Auslandskonkurrenz bekommt also indirekt eine Prämie für die Einfuhr fertiger Maschinen." „Die Maschinenfabrikanten haben zurzeit keinen Zollschutz." Und selbst der Generalsekretär des Vereins deutscher Eisen- und Stahlindustrieller Bueck sieht sich durch diese Ausführungen zu der für den Antrag Kardorff und die, welche ihn annahmen, vernichtenden Erklärung veranlasst: „In dem Urteil über den neuen Zolltarif mit seinen Widersprüchen und Unstimmigkeiten stimme ich vollständig mit Herrn Baurat Rieppel überein, und es kann keiner so bedauern wie ich, dass er so ausgefallen ist." Allein ebensowenig wie diese Erklärung dürfen die Erklärungen der Fertigfabrikanten als Erklärungen für Freihandel gedeutet werden. Auch die Fertigfabrikanten, die noch so sehr betonen, dass sie keines Schutzzolls benötigen würden, wenn der Roh-

eisenzoll nicht bestände, erklären sich doch prinzipiell für den Zollschutz der nationalen Arbeit, um ihrerseits dasselbe tun zu können, was der Zoll den Rohstoffproduzenten zu tun ermöglicht; das einzige, was sie wünschen, ist eine andere Bemessung der einzelnen Zollsätze. Noch weniger aber sind diejenigen, welche für diese verantwortlich sind, die Beamten des Reichsamts des Innern für Herabsetzung der Zölle zu haben. Vielmehr hat Regierungsrat Dr. Voelcker ausdrücklich erklärt: „Die Reichsverwaltung in Übereinstimmung mit den weitesten Kreisen der Eisenindustrie steht auf dem Standpunkt, dass die Grundlage des Zollschutzes der inländischen Eisenproduktion nicht verschoben werden darf.“

Nun hat der Mann, der als die Seele der geplanten Neuorganisation unserer Industrie zu betrachten ist, Geheimrat Kirdorf-Gelsenkirchen am 3. Dezember vorigen Jahres eine Erklärung abgegeben, aus welcher unstreitig seine Anerkennung der überwiegenden Bedeutung der Fertigfabrikation hervorleuchtet. Um ihr Rechnung zu tragen, geht sein Wunsch dahin, dass es dem zu schaffenden Kartell der Kartelle gelänge, zwischen den einzelnen Kartellen solche Beziehungen herzustellen, „das all das Material, was heute zu billigen Preisen als Halbzeug oder Rohmaterial ins Ausland geht, dem Inlandsverbrauche zugeführt wird“. Er erklärt es für sein Ideal, „wenn durch solche Verbindung der einzelnen zu bildenden Kartelle wir dazu kämen, dass für Rohstoffe, für Halbzeug, möglichst jeder Verkauf nach dem Ausland zu Notpreisen ausgeschlossen wäre, dass wir dazu kämen, die Ausfuhr, die wir haben müssen, möglichst auf die Fertigfabrikate und die vollkommensten Fabrikate schliesslich zu konzentrieren“.

Was hier als Ideal hingestellt wird, ist das Ideal gewesen, welches auch dem Merkantilsytsem vorgeschwebt hat, und es ist charakteristisch für den Neo-Merkantilismus unserer Tage, dass es neben der Erneuerung der übrigen wirtschaftlichen Ordnungen jener vergangenen Zeit heute aufs neue auftaucht. Wie bei diesen übrigen bestehen aber auch bei der hier geplanten Gestaltung Unterschiede zwischen damals und heute. Das alte Merkantilsystem suchte sein Ideal zu verwirklichen, indem es zur Ermöglichung der Ausfuhr der Fertigfabrikate die Rohprodukte möglichst niedrig im Preise zu stellen bemüht war. Nach dem Plane Kirdorfs dagegen erscheint es als Aufgabe der Kartelle in jedem der verschiedenen Produktionsstadien die Preise so hoch zu treiben, dass auch die leistungsunfähigsten Betriebe dabei bestehen können. Zu welchen Preisen aber würden wir dabei gelangen? Direktor Mannstädt-Kalk hat vor der Kartellkommission ausgeführt: „Jedes Kartell hat als Folge die Produktion zu regulieren, als Zweck höhere Gewinne zu erzielen, als solches im freien Wettbewerb möglich wäre. Das Kohlensyndikat erhöhte nun zunächst seine Preise in massvoller Weise. Die verlangten Mehrpreise wälzte das Kokssyndikat mit entsprechend höherem Gewinnzuschlag auf das Roheisenkartell ab. Dieses übertrug sie mit weiterem Zuschlag auf das Halbzeugsyndikat, um von diesem mit noch erheblicherer Steigerung auf die reinen Walzwerke übertragen zu werden. Diese Preissteigerungen betrugen nach den Schröderschen Tabellen und

während der hiesigen Verhandlungen bekannt gegebenen Zahlen im Jahre 1902 gegen das Jahr 1896 bei

Kohlen	Koks	Qual. Roheisen	Thomasroheisen
+3,06	+3,50	+5,87	+5,63

Flusseisenknüppel	Träger
+7,75	+7,50."

Aus dieser Berechnung erhellt, in welchem Masse die Verwirklichung des Kirdorfschen Gedankens zu einer Steigerung des Preises der Fertigfabrikate führen müsste, auf je spätere Stadien der Fertigfabrikation die Preispolitik der Kartelle zur Anwendung käme. Alles was an leistungsunfähigen Betrieben im Lande vorhanden ist, wurde allerdings geschützt. Sie könnten im Inland Preise fordern, so hoch es die Zölle gestatteten. Allein wo die Inlandskäufer herkommen sollen, welche diese Preise zu zahlen imstande wären, bleibt dunkel. Schliesslich müssen doch alle Preise aus dem Einkommen des Konsumenten gezahlt werden; würde das Einkommen aller Konsumenten in gleichem Masse durch die künstliche Erhöhung der Preise gesteigert, so hätte ja kein Produzent von dieser Vorteil; der Witz derselben besteht ja eben darin, dass der eine den anderen zu nötigen hofft, ihm mehr von seinem Einkommen abzu lassen, und alsbald wäre der Geschröpfte an der Grenze seiner Leistungsfähigkeit angelangt; seine Nachfrage würde eingeschränkt; damit würden aber auch die Mittel versiegen, aus denen die Ausfuhrprämien bezahlt werden müssten, ohne welche die Ausfuhr der im Preise getriebenen Fertigfabrikate ein Ding der Unmöglichkeit wäre. Und wie, wenn nach dem Muster der Brüsseler Zuckerkonvention das Ausland solcher Prämiengestützten Ausfuhr von Fertigfabrikaten mit entsprechenden Zuschlagszöllen begegnen würde?! Schon hat der englische Premierminister Arthur Balfour dies als sein handelspolitisches Programm hingestellt.

Damit verschwindet das Kirdorfsche Ideal in die Dämmerung utopistischer Zukunftsträume. Für den nüchternen Politiker aber bleibt als wertvolles Zugeständnis die ihm zugrunde liegende Einräumung der überwiegenden Bedeutung der Fertigfabrikation und ihrer Gefährdung durch die bestehenden Monopolbildungen. Ganz besonders für Bayern erscheint diese Gefahr äussert bedrohlich; denn wenn in irgend einem Lande, so liegt bei uns der Schwerpunkt der Industrie in der Fertigfabrikation. Was wir an Kohle und Roheisen produzieren, ist gänzlich ungenügend, um den bayerischen Bedarf zu decken. Wenn irgend ein Land ein volkswirtschaftliches Interesse an der Beseitigung des Roheisenzolles hat, so sind es wir. Aber trotzdem Kohlen und Koks nicht zollgeschützt sind, so stehen wir für den Bezug dieser beiden Lebensbedürfnisse nicht nur der Industrie, sondern ebenso vieler landwirtschaftlicher Betriebe doch noch weit schlimmer; denn aus geographischen Gründen haben die deutschen Werke ein weit stärkeres Monopol in der Versorgung Bayerns, als blosser Zollschutz ihnen gewähren könnte. Nun hat uns die Kartellenquete gezeigt, welche dominierende Stellung das rheinisch-westfälische Kohlensyndikat, das Kokssyndikat und die

oberschlesische Kohlenkonvention auf dem deutschen Markte erlangt haben. Hat das Kohlensyndikat sie bisher nur massvoll ausgenutzt, so ist doch auch das entgegengesetzte Verhalten in die Macht seiner Leitung gegeben. Dagegen wird, wie wir gesehen, über das Kokssyndikat schon jetzt geklagt, und von der oberschlesischen Kohlenkonvention wird, wie bereits berichtet, behauptet, dass infolge ihres Wirkens Eisenwerke, die nicht eigene Zechen besitzen, in Oberschlesien nicht mehr bestehen könnten, wenn nicht der preussische Staat ein Fünftel der schlesischen Zechen besässe.

Damit zeigen sich für die wirtschaftliche und als unausbleibliche Folge auch für die politische Selbständigkeit Bayerns die allergrössten Gefahren.

Wo aber die Abwehr derselben suchen?

Ich habe zuerst gedacht, eine Abhilfe könne von der Technik uns kommen. Allein von sachverständiger Seite wurde ich belehrt, dass dies eine Illusion sei.

Eine Emanzipation von der Kohle durch den Diesel-Motor hatte freilich auch ich für ausgeschlossen erachtet, so lange im Interesse der Spiritus-Industrie der Petroleumzoll so hoch wie bisher bleibt. Wohl aber hoffte ich, dass die zahlreichen Wasserkräfte einen Ausweg uns bieten würden. Wie aber Baurat von Miller ausgeführt hat, liefern die in Bayern südlich der Donau verfügbaren Wasserkräfte nur ca. 500000 Pferdekräfte. Das ist, nach Abzug der 100000, welche die Eisenbahnen bei Elektrisierung benötigen würden, zu wenig, um unsere Industrie von der Kohle unabhängig zu machen. Immerhin ist es ein Hilfsmittel, welches gepflegt werden muss. Daher erscheint es dringend geboten, dass der Staat rechtzeitig zusehe, dass nicht auch die Wasserkräfte monopolisiert werden. Leider hat der Entwurf eines bayerischen Wassergesetzes m. E. die Interessen der Gesamtheit an Abwehr einer Monopolisierungsgefahr nicht ausreichend ins Auge gefasst. Auch wäre zu dieser Abwehr ausser einem Wassergesetz ein Gesetz über Enteignungsrecht notwendig.

Auf einen anderen Ausweg hat Professor Lotz aufmerksam gemacht. Das bayerische Verkehrsministerium müsste die Frachttarife für Kohlen so stellen, dass eine lebhafte Konkurrenz zwischen rheinisch-westfälischer und böhmischer Kohle auf dem bayerischen Markte entstände. Allein auch dieser Ausweg scheint zweifelhaft. Denn das bayerische Verkehrsministerium ist nicht unabhängig in der Feststellung der Frachttarife; es ist selbst durch eine Art Kartell mit den übrigen deutschen Staatsbahnen gebunden. Sodann aber blieben wir für den Bezug von Kokskohle und Koks damit noch immer auf Rheinland-Westfalen angewiesen.

Es scheint mir also nur eine Sicherung gegen die Möglichkeit, dass die bayerische Volkswirtschaft durch Kohlenentzug und Kohlenteuerung ausgehungert werde, gegeben. Der bayerische Staat muss zusehen, dass er selbst Eigentümer ergiebiger Kohlenzechen im Ruhrgebiet werde, oder durch Erwerbung der Mehrheit der Aktien in einer genügenden Zahl von Werken die Kontrolle über diese erlangen. Dass die

kluge Leitung, selbst österreichischer Werke, es auf diese Weise verstanden hat, diese gegen Kohlen- und Koksnot zu sichern, zeigt uns, dass lange Jahre der Direktor der Prager Eisenindustrie im Aufsichtsrat der „Gelsenkirchen" gesessen hat, und die österreichische Alpine Montangesellschaft Grossaktionär schlesischer Gruben ist, und auch der württembergische Staat hat neuerdings Kohlenfelder im Ruhrreviere gekauft. Solche Erwerbungen wären aber nicht bloss im Interesse der bayerischen Industrie, sondern nicht minder in dem der bayerischen Landwirtschaft. Man lese doch in der Kartellenquete die heftigen Klagen der landwirtschaftlichen Einkaufsgenossenschaften über ihre Benachteiligung zugunsten der Syndikatshändler!

Es handelt sich hier um bayerische Interessen, denen gegenüber die Angelegenheiten, die zurzeit die öffentliche Diskussion beherrschen, als Bagatelle erscheinen. Da steht noch immer die Ablösung der Bodenzinse im Vordergrund, während, von allen anderen Bedenken abgesehen, es nur ein Teil der Landwirte ist, der daran interessiert ist. Man redet über Güterzertrümmerungen, als ob von ihrer Verhinderung das Heil des Bauernstandes abhinge, während, von den wünschenswerten Güterzertrümmerungen abgesehen, die Statistik zeigt, dass in den Jahren 1894—1902 etwa der tausendste Teil der landwirtschaftlichen Betriebe zertrümmert worden ist. Wieder andere erhitzen sich noch immer, als ob durch Einführung des Befähigungsnachweises das Handwerk gegenüber den überlegenen technischen und wirtschaftlichen Vorzügen des Grossbetriebs zu halten sei. Dann wieder scheint es sich um die Feststellung zu handeln, welcher von zwei Abgeordneten als der grössere Grobian gelten müsse. Derartige Quisquilien erinnern an die Etikettestreitigkeiten des Regensburger Reichstags, wer berechtigt sei, seinen Stuhl auf einen Teppich zu stellen und wer nicht, während, von den Streitenden unbeachtet, im Westen ein Wetter aufstieg, das sie alle hinwegfegte. Wie unerheblich ist nicht all dieser Zank gegenüber der Gefahr, dass wir für die Beschaffung des Lebenselements der modernen Wirtschaft, der mechanischen Triebkraft und der zu verarbeitenden Rohprodukte, vom guten Willen monopolistischer Gesellschaften abhängig werden. Für diese Gefahr aber hat z. Z. niemand ein Auge.

München, den 7. Februar 1904.

Aus der Pathologie.

Neue Antworten auf alte Fragen.

Von Eugen Albrecht in München.

VI.

Aus dem bisher Erörterten hat sich zweierlei ergeben: erstens, dass wir keinen Grund haben, an eine infektiöse Ursache des Krebses und der übrigen Geschwülste zu denken; zweitens, dass, welches auch immer diese Ursache sein mag, das Wesentliche, Charakteristische, Spezifische der verschiedenen Geschwulstbildungen in den besonderen Eigenschaften und Fähigkeiten der zum Aufbau zusammentretenden und zusammenwirkenden Zellen des Körpers gelegen sein müsse. Wenn also eine äussere, aus der Umgebung den Organismus treffende Veranlassung eine Geschwulst erzeugen sollte, so würde ihre Wirkung sich zu dem schliesslichen Ergebnis ebenso und nur so verhalten wie alle jene auf den Körper treffenden äusseren Einwirkungen, die wir als Reize bezeichnen. Reize sind die Anstösse, die Auslösungsursachen, welche die eigentümlichen Betätigungen der Lebewesen und ihrer Teile in gleicher Art in Gang setzen wie etwa der Druck auf den Gewehrhahn den Schuss losgehen lässt, wie der Druck auf einen Knopf eine elektrische Batterie und ein Läutewerk, oder das Umdrehen eines Uhrschlüssels das Rädergefüge der Uhr in Bewegung setzt. Das Gemeinsame in diesen Beispielen, auf das es für uns ankommt, liegt darin, dass eine Einwirkung, die an anderen Gebilden keine oder nur eine geringe Veränderung erzeugen würde, hier eine mehr oder weniger komplizierte Reihe ineinandergreifender Veränderungen nach sich zieht, die nur aus einer ganz besonderen vorbereiteten Einrichtung, Zusammensetzung und einer daraus sich ergebenden Veranlagung, Disposition des betroffenen Gebildes zu eigenartigen „Antworten“ verständlich sind. Solcher Uhren und Batterien und anderer Antwortsysteme besitzt nun jeder Organismus eine enorme Zahl; fast die ganze Physiologie und Pathologie berichten von derartigen Anstössen, die durch die äusseren Einflüsse ebenso wie durch das Aufeinanderwirken der Teile im Körper geliefert werden und das Spiel der Lebensfunktionen in Bewegung setzen und unterhalten. Für jedes Bündel von Lichtstrahlen zum Beispiel, das von einem Gegenstand aus auf die Hornhaut unseres Auges trifft, steht eine ganze Reihe optischer, chemischer, elektrischer Apparate bereit, um an der richtigen Stelle auf der Netzhaut das verkleinerte umgekehrte Bild zu entwerfen, um dann in noch unbekannter Form die Erregung bis in die Rinde der Hinterhautslappen des Grosshirns, von da wieder vermöge vorgebildeter Nerven-Leitungen an andere reizempfindliche Zellen der Hirnrinde, von da vielleicht wieder in die Muskeln der Hand oder des Kehlkopfes zu

tragen: bis dort als Endeffekt etwa das Wort geschrieben oder intoniert werden kann, das als „Reaktion“ auf den Sinneseindruck den Namen des Gegenstandes angibt. Eine Mauer oder eine Hautstelle unseres Körpers würde von dem gleichen Strahlenbündel vielleicht nur unmerklich erwärmt worden sein: sie sind nicht darauf eingestellt in jener Weise zu reagieren. Alle „Reflexe“ sind bekannte Beispiele für solche Prozesse, die durch Vermittlung von Vorrichtungen des Nervensystems auf eine äussere Veranlassung hin in Tätigkeit treten und hier z. B. den Schluss der Augenlider bei drohender Berührung der Hornhaut, dort das Zucken der Streckmuskeln am Oberschenkel auf Beklopfen der Sehne unterhalb der Kniescheibe hervorbringen. Aber auch die ganze Kette der Vorgänge, die sich z. B. von einer Hautwunde oder einem Knochenbruch bis zur vollendeten Heilung erstrecken, ist eine solche höchst verwickelte Reaktion auf den Reiz der Verletzung, die sich von dem ersten Anstoss an dank der Vorbereitung des Körpers ebenso folgerichtig abwickelt wie ein aufgezogenes Uhrwerk.

Dabei kommt es für die Auffassung einer äusseren Einwirkung als Reiz (oder überhaupt als „Auslösung“) nicht darauf an, ob dieselbe an sich ein einfacher oder komplizierter Vorgang ist — man vergleiche etwa den leichten Luftzug, der eine Zusammenziehung der Haut und ihrer Gefässe, eine „Gänsehaut“, bewirkt, mit einer langen Rede, die vielleicht nur ein Gähnen erzeugt; auch nicht darauf, ob der äussere Vorgang einer grossen oder geringen Kraftentfaltung entsprach — das leise Klopfen an der Tür und ein Donnerschlag können unter Umständen beide einen nervös erregten Menschen gleich heftig auffahren machen, einem Vertieften bloss ein „Herein!“ entlocken. Von Belang ist nur, dass derjenige Vorgang, welcher an das in besonderer Weise empfängliche lebendige System herantritt, welcher die „erste Veränderung“ in ihm erzeugt, eine Reihe von inneren Veränderungen des betroffenen Gebildes nach sich zieht, welche nicht von den besonderen Eigenschaften des auslösenden Vorgangs, sondern von der eigentümlichen Einrichtung des „erregten“ Systems abhängen. Demgemäss können in solchen Systemen oft verschiedenerlei äussere Anstösse nur eine bestimmte Art von Reaktionen erzeugen: auf alle Einwirkungen, welche die Netzhaut überhaupt erregen, erfolgt eine Lichtempfindung, seien es nun Sonnen- oder Radiumstrahlen oder ein Schlag aufs Auge; die verschiedensten Arten der Verletzung: Durchschneidung, Verbrennung, Ätzung, erzeugen immer wieder im Prinzip gleiche Arten von Wiederherstellungsvorgängen. Andrerseits wirkt die gesamte „Aussenwelt“ auf jedes solches System nur insoweit als Reiz, als sie dessen besondere Eigenschaften in Tätigkeit setzt: unzählige Strahlenarten mögen uns dauernd durchfliessen, ohne dass irgend einer unserer Sinne davon erregt wird; die ganze Welt des Lichts und der Farben, die wir unserem Auge verdanken, ist für das Seelenleben des Blinden so gut wie nicht vorhanden. Auch jene Einwirkungen, die unseren Körper in gleicher Weise wie irgend einen anderen, etwa einen Stein oder ein Stück Holz, verändern — der Felsblock, der uns zerschmettert, der Stich, der ein Gefäss zerreisst und

sofortige Verblutung erzeugt — sind zwar „Einwirkungen auf den lebenden Körper", aber nicht Reize: sie wecken nichts von den ihm eigentümlichen sonderartigen Reaktionsvorgängen.

Kehren wir von diesen Erwägungen, die uns auch für spätere Kapitel wichtig sein werden, wieder zu der Frage der Geschwulstentstehung zurück. Wenn es keinen Krebsparasiten gibt, so kann doch noch an vielerlei äussere Ursachen gedacht werden, die möglicherweise den Reiz zur Geschwulstbildung für die betreffenden Körperzellen abgeben. Es könnte ferner auch in Erwägung gezogen werden, dass nur einzelne Individuen im ganzen oder an einzelnen Körperteilen so beschaffen, so „eingestellt" sein mögen, dass jene normalen oder krankhaften Reize des täglichen Lebens, die bei hundert anderen keine abnormen Zustände oder etwa bloss Entzündungen und ähnliches erzeugen würden, gerade bei ihnen zu Geschwulstbildungen führen. Es könnte sein, dass eine solche besondere Veranlagung, Disposition, wie bei anderen Erkrankungen — z. B. Halsentzündungen oder Lungentuberkulose — nur eine unter besonderen äusseren Umständen, z. B. durch vorhergegangene schwächende Krankheiten erworbene, oder aber dass sie bereits angeboren ist — wie z. B. eine gewisse Schwäche des Nervensystems, eine besondere Empfindlichkeit der Haut für Schädigungen auf angeborene Anlagen zurückgehen können. Endlich wird man im vorhinein auch mit der Möglichkeit rechnen müssen, dass die Geschwulstentstehung an besondere geschwulsterzeugende Reize der Aussenwelt gar nicht gebunden sei, dass die Geschwülste aus den einmal im Körper vorhandenen Anlagen mit der gleichen Notwendigkeit hervorgehen wie etwa die Leber oder das Auge oder Zähne und Haare: dass die Aussenwelt nur die Bedingungen, aber nicht die auslösenden Ursachen für die Entstehung von Tumoren aus inneren Ursachen liefert.

Welche von diesen Möglichkeiten ist die zutreffende? oder entsprechen mehrere der Wirklichkeit? Keine Theorie vermag darüber Auskunft zu geben; nur die Erforschung der Tatsachen kann uns vielleicht hier Aufschlüsse bringen. Sie sprechen recht dunkel vorläufig, die Tatsachen, die wir kennen und zu sichten versucht haben; wie delphische Orakel künden sie dem einen dies, dem andern andres. Ich will nur einige wichtige Punkte hervorheben; einzelne deshalb, weil sie gemeinhin für wichtig gehalten werden und allgemein bekannt sind, andre, weil ihre Bedeutsamkeit wenigstens im Prinzip erwiesen scheint.

Es kann als eine der wichtigsten und unaufschieblichsten Aufgaben unserer Generation bezeichnet werden, Tatsachenmaterial aller Art für die Fragen der Vererbung auf jedem Gebiete zu gewinnen. Wir haben gegenwärtig die verschiedenen unklaren Vorstellungen, welche in dieses Problem seit unvordenklichen Zeiten hineingemengt waren, herauszuschälen gelernt. So sprechen wir z. B. bei Erkrankungen, welche das Kind bereits vor der Geburt erfährt, nur dann von Vererbung, wenn sie aus einer fehlerhaften Anlage des Keimes hervorgegangen gedacht werden müssen, nicht aber dann, wenn z. B. das Kind einer syphilitischen oder tuberkulösen Mutter mit diesen Krank-

heiten behaftet zur Welt kommt, oder wenn abnorme Druckverhältnisse oder Abschnürung durch krankhafte Fadenbildungen in den Eihäuten etwa Klumpfussbildung oder Verlust eines Fingers oder einer ganzen Extremität erzeugt haben. Selbst wenn solche Abnormitäten mehrfach bei Kindern derselben Mutter vorkommen, liegt die Ursache der Missbildung hier in der Umgebung, in den äusseren Lebensbedingungen des Fötus. Und in den Fällen von Übertragung infektiöser Erkrankungen insbesondere ist natürlich nur eine infektiöse Erkrankung im Fötalleben gegeben, keine Vererbung. Ferner hat sich aus der Sichtung des vorhandenen Erfahrungsmaterials und vielen planmässig angestellten Versuchen ergeben, dass eine Übertragung (besser: ein Wiederauftreten beim Kinde) von Eigenschaften, die eines der Eltern während seines Individuallebens neu erworben hat, für keinen Fall sicher erwiesen und aus vielen Gründen höchst unwahrscheinlich ist; speziell gilt dies für die bekannte Frage der Vererbung von Verletzungen und Verstümmelungen, während für andere Gebiete noch nicht genügende Klarheit geschaffen ist: so z. B. in der Frage, wie weit durch tiefgehende chemische oder physikalische Änderungen im Elter (z. B. Immunisierung der Eltern; oder Beeinflussung von Schmetterlingen usw. durch Temperaturdifferenzen) in den Nachkommen gleichartige Veränderungen erzielt werden können. Wir werden dem Thema der pathologischen Vererbung später einmal ein besonderes Kapitel widmen und ziehen aus dem Angeführten nur die doppelte Frage: gibt es Anhaltspunkte dafür, dass überhaupt Geschwülste der Eltern in den folgenden Generationen wiederkehren? und: haben wir, bei Bejahung dieser Frage, Gründe zu der Annahme, dass es sich hierbei um eine ursprüngliche abnorme Anlage der Keimzellen, oder um mehr zufällige, im Laufe der fötalen Entwicklung entstandene Abnormitäten, also um gestörte Entwicklung und nicht um „Geschwulstvererbung" im strengen Sinne des Wortes handle? Die Wichtigkeit auch der letzteren Frage leuchtet ein: denn nur im ersteren Falle bestände für das Wiederauftreten der Geschwulst bei den Nachkommen der nächsten oder übernächsten Generation eine grosse Wahrscheinlichkeit — ungefähr dieselbe wie für das Wiederauftreten irgend einer, dem einen Elter charakteristischen Bildung; im zweiten Falle würde die Wahrscheinlichkeit sehr gering erscheinen, dass die zufälligen Verhältnisse, welche das eine Mal eine Entwicklungsstörung erzeugten, sich für die nächste Generation wiederholen sollten.

Was sagt die Erfahrung? Sie lässt uns im Stiche. Das ist nicht verwunderlich. Wir sind, wegen des relativ selteneren Vorkommens (sagen wir gleich: auch wegen der früheren geringen Beachtung) von Tumoren bei Tieren hauptsächlich auf Feststellungen beim Menschen angewiesen. Diese können nun bestenfalls hier und da auf zwei bis drei Generationen zurückverfolgt werden; für die Mehrzahl der Menschen verschwinden Krankheiten und Todesursachen der Grosseltern bereits im Dunkel. Aus solchen Daten lassen sich allgemeine Gesetze nicht ableiten. Dazu kommt, dass in den jedem Arzte vorkommenden Fällen, in denen z. B. Angaben von Krebsvererbung gemacht werden, die Art

der Geschwülste der Vorfahren schon deswegen nicht sicher gestellt werden kann, weil vor der mikroskopisch-zellularpathologischen Ära ein Carcinom von einem Sarkom überhaupt nicht, oder nur unklar, oft nicht einmal von einem tuberkulösen oder andern Geschwür unterschieden werden konnte. Natürlich ist es aber für die Beurteilung nicht gleichgültig, ob wirklich gleichartige oder verschiedene Geschwulstformen bei den Eltern und Nachkommen vorlagen. Endlich ist auch in Betracht zu ziehen, dass oft die angeblich vererbten Geschwülste in den verschiedensten Stellen sassen. Wenn aber z. B. in einem Falle der Vater einen verkrümmten Arm, der Sohn ein verkrümmtes Bein mit auf die Welt brächte, würde selbst der Laie nicht ohne weiteres von „Vererbung" sprechen.

Diese Unkenntnis in einem der wichtigsten Punkte der menschlichen Pathologie ist verzeihlich für die zweite Generation, die seit der Entdeckung der Zellularpathologie auf dem Plane steht: der vermeintliche oder wirkliche Erfahrungsschatz der Ahnen ist für uns nicht in wissenschaftliche Münze umsetzbar. Ein nicht entschuldbarer Vorwurf für unsre Zeit aber würde es sein, wenn dieser Mangel an festem Wissen auch in der übernächsten Generation noch beklagt werden müsste. Vorläufig scheint es freilich, als ob noch immer, auch in den gebildeten Ständen, es für viel wichtiger erachtet werde, die Titel und Orden des Vaters und Grossvaters dem Gedächtnis festzuhalten als zu wissen, welches der Bau seiner Organe, welches die wichtigsten Krankheiten seines Lebens, welches die Todesursache gewesen sei — und es ist bei der Scheu, die noch immer abhält von der Erörterung körperlicher Dinge oder bei der menschlich ja so begreiflichen, von weiteren Gesichtspunkten aus aber im Interesse der Familie nicht zu rechtfertigenden Abneigung gegen die Vornahme von Sektionen immerhin ganz gut möglich, dass trotz aller Sammelforschung und Krebsstatistik das nächste Jahrhundert über die Frage der Geschwulstvererbung keinen gesicherteren Fonds von Tatsachen besitzt als das begonnene. Hoffen wir, dass auch auf diesem Gebiete die allgemeinere Durchsetzung mit naturwissenschaftlichen Kenntnissen Vorurteile beseitige und vorwärts führe:

> Hunc igitur terrorem animi tenebrasque necesse est
> Non radii solis neque lucida tela diei
> Discutiant, sed naturae species ratioque.[1])

Die Statistik hätte gerade in unserer Frage eine so dankbare Aufgabe: denn es ist im Grunde keine schwierige Sache, an dem genau gebuchten Verhalten wenigstens eines grossen Teils der Individuen von drei aufeinanderfolgenden Generationen festzustellen, ob eine konstante Wiederkehr von Krebs oder Sarkom in gewissen Familien, namentlich in solchen mit doppelseitiger Belastung von Vater- und Mutterseite her,

---

[1]) Lucrez, De rer. nat. II, 59:
Solcherlei nächtigen Spuk des Geistes also, ihn müssen
Nicht die Strahlen der Sonne, des Tages lichte Geschosse,
Sondern Naturanschau'n und reifes Erkennen verscheuchen.

wirklich häufig vorkomme oder nicht. Vorläufig versagt die sonst so willige Dienerin der Volkswirtschaft bei unserem Probleme völlig, so dringend wir sie rufen. Es nützt uns auch nichts, wenn wir zur provisorischen Ausfüllung der Lücke die anscheinend zutreffende Erfahrung heranziehen, dass gewisse harmlose Geschwülste zur Wiederkehr in mehreren Generationen neigen. Hierher gehören vielleicht gewisse Arten von „Muttermälern", sowie manche, besonders die in bestimmter Anordnung zu Nervenstämmen verlaufenden Bindegewebs- und Fettgeschwülste. Bei den ersteren handelt es sich indessen wohl nur um belanglose Hemmungsbildungen, bei letzteren liegen vorläufig unklare besondere Beziehungen zum Nervensystem, vielleicht auch zum Stoffwechsel vor, welche es nicht erlauben, das Verhalten dieser Geschwulstarten als typisch für alle Formen anzusehen. So können sie uns für die Frage der Krebs- oder Sarkomvererbung nichts bieten. Im ganzen machen es die nachfolgenden mehr positiven Daten über Entwicklungsstörungen und abnorme äussere Einwirkungen im späteren Leben, die zu Geschwulstbildungen führen können, unwahrscheinlich, dass im Keime mehr als höchstens eine gewisse allgemeine Disposition zur Entstehung von Tumoren mitgegeben werde.

Aber von der unbefruchteten oder befruchteten Keimzelle bis zum Neugebornen ist ein langer Weg; ein rastloses Bauen und Schieben, Trennen und Fügen der sich immerzu rapide vermehrenden Zellen ist die Signatur der fötalen Entwicklung: wie viel leichter könnte es hier geschehen, dass durch kleine oder grosse Fehler im Aufbau des Körpers die Bedingungen geschaffen wurden für eine spätere Geschwulstentwicklung! Dass z. B. Zellen irgendwo aus dem festgefügten Verbande verdrängt, im Körper an falsche Stellen verlagert würden; oder dass sie einfach liegen blieben, ohne sich an der normalen Weiterbildung der Organe zu beteiligen: dass solche Zellen alsdann früher oder später, auf einen belanglosen Anlass hin oder auch ohne erkennbaren neuen Anlass bloss in einer Art verspäteter und ungeregelter Betätigung ihres gehemmten und lange schlummernden Vermehrungstriebes, zu wachsen und zu wuchern beginnen — dass aus solchen *liegen gebliebenen* Zellen Geschwülste entstünden!

Es ist ein höchst unbehagliches Gefühl, sich etwa im eigenen Körper hier und dort verstreut solche kleine Rotten eingeschlafener Wegelagerer zu denken, denen es eines schönen Augenblicks einfallen kann, aufzustehen und uns den Garaus zu machen. Indes, es gilt nicht, gegenüber unangenehmen Möglichkeiten die Augen zu schliessen, sondern sie fest und genau zu besehen und sich über sie klar zu werden. Wir müssen nun in der Tat, ähnlich wie Solon keinen vor dem Tode glücklich preisen hiess, sagen: nur die genaueste Sektion kann Gewissheit darüber geben, ob irgend ein Mensch wirklich frei von jeder mit blossem Auge wahrnehmbaren Geschwulst gewesen sei; während über das Vorhandensein mikroskopisch kleiner Geschwülstchen selbst dann noch nur der Zufall, der sie vielleicht einmal gerade finden lässt, entscheidet. Und ebensowenig kann irgendwer, auch wenn ihm sein Spiegel beteuert, dass

er fehlerlos gebaut sei, darüber je Gewissheit erhalten, ob nicht an einer oder vielen Stellen in seines Körpers Tiefe solche kleine oder grössere Überreste von Zellen aus seiner Entwicklungszeit noch liegen, die den Anschluss an die organbildenden Zellen versäumt haben. Hier sind vorübergehend Spalten gewesen, z. B. die Anlagen einer Kiemenspalte am Halse, oder eine breite Verbindung zwischen ursprünglicher Luftröhre und Speiseröhre, die sich erst allmählich verschloss; oder noch früher fand sich an Stelle des spätern Brustbeins eine klaffende Lücke; eilig mussten sie, vielleicht einmal etwas verspätet, oder unter ungünstigen mechanischen Verhältnissen verschlossen werden; schnell wurde über der Kiemenspalte innen die Schleimhaut des Rachens und aussen die Haut des Halses geschlossen, zwischen beiden aber blieb in der Tiefe die Lücke mit den umkleidenden Zellen; oder die Speiseröhre erhielt bei der raschen Abtrennung ein Stückchen Knorpelanlage, das eigentlich einem Luftröhrenknorpel hätte zur Ausbildung dienen sollen; oder beim Schluss der vorderen Brustwand wurde ein Stück Hautanlage nach innen verzogen und schlummert nun zwischen Herz und Lungen und Brustwand. In dem ersten Beispiel sind embryonale Zellen unverbraucht liegen geblieben; in den beiden andern geschah eine förmliche Verlagerung embryonaler Zellen. Solche Störungen an Stellen, wo es besonders schwierige „technische Aufgaben" für die Embryonalzellen zu lösen gibt, sind nun neben anderen an den gleichen Orten lokalisierten Abnormitäten nichts gerade seltenes. Die überlegene Kunst der „blind schaffenden Natur", wie unser zuschauender Eigendünkel sie wohl nennt, zeigt sich aber darin, dass solche kleine Ungenauigkeiten sie zumeist nicht abhalten, den Bau des Lebewesens zu vollenden. Hier wird etwas umgemodelt; aus den Spalten wird vielleicht ein kleiner Hohlraum, der sich später, langsam mitwachsend, mit Flüssigkeit füllt; der versprengte Knorpel wächst ein wenig und wird als Wandeinlage verwendet usw. Auch in der Kleidungs- und Verkleidungskunst ist die Natur uns über: mit glatter Haut deckt sie die verwegensten Kleisterungen und Flickarbeiten, um ihr Werk zu retten; und ein heutiger Gulliver würde die naiven Huyhnhnms wohl darauf verweisen, dass ihre Entrüstung über die heuchlerische Verkleidung der Menschen sich gegen die Natur selbst wenden müsste, als die erste und genialste Kleidungs- und Verkleidungskünstlerin.

Es kommt vor, dass auf solche oder ähnliche Weise ganze Organteile wie vergessen liegen bleiben oder an falsche Orte geraten. So findet sich gelegentlich in den Knochen der Schädelbasis, welche sich erst im Laufe der Entwicklung ausbilden um eine ursprünglich knorpelige und auf noch früherer Stufe gallertige stabförmige Anlage, von der einen oder andern ein Rest: sowohl der Knorpel als dieses Gallertgewebe können liegen bleiben, ein Stück weit mitwachsen und später als Geschwülste imponieren. Teile der Nebennieren gelangen bald an, bald in die Niere; dort bleiben sie entweder als kleine, auch in ihrem mikroskopischen Bau normale Nebennieren, oder sie wachsen zu mehr oder weniger grossen und unregelmässigeren Geschwülsten heran.

Es ist in diesen und zahlreichen anderen Fällen kein Zweifel, dass wirklich solche liegen gebliebene oder verlagerte Keime das Material für Geschwulstbildungen abgeben. Da sich gerade in den angeführten Beispielen eine besondere äussere Ursache, ein Reiz, nicht auffinden noch als wahrscheinlich annehmen lässt, würden diese Fälle für eine Entstehung von Geschwülsten rein aus „inneren Ursachen" im oben gedachten Sinne sprechen — vorausgesetzt, dass nicht doch unbekannte Störungen, die sich im inneren Haushalt des Organismus an diesen „Keimen" geltend machen, den direkten Anlass zur Geschwulstbildung aus ihnen abgeben. Für die angeborenen und im frühen Kindesalter auftretenden Tumoren hat diese Erklärung als die allernächstliegende wohl vor jeder anderen den Vorrang.

Aber gilt diese Anschauung für alle Geschwülste? Gilt sie insbesondere für die das mittlere und höhere Lebensalter fast ausschliesslich betreffenden Krebse?

Für eine Anzahl der letzteren bilden sicher gleichfalls Keimverirrungen, liegen gebliebene Keimzellen den Ausgangspunkt, das Material. An den oben erwähnten Spalten, in verlagerten Nebennieren sind Krebse keineswegs selten. Man könnte daraufhin vielleicht annehmen, dass an allen Stellen, wo Krebse oder Tumoren überhaupt entstehen, solche Anlagen in Form ruhender wucherungsfähiger Zellen gegeben seien, die wir nur im Einzelfalle wegen der zur Zeit der Untersuchung schon aus ihnen hervorgewachsenen Geschwulstwucherung nicht mehr finden. Eine derartige Ansicht würde zwar bei der Menge der Orte, an denen solche Keime vorkommen, unwahrscheinlich, an sich aber nicht unmöglich scheinen. Indes widerspricht einer derartigen Verallgemeinerung mit Bestimmtheit eine Tatsache. Man kann nämlich beobachten, dass Krebse entstehen auf alten Geschwüren, deren ursprünglicher Epithel ebenso wie das darunterliegende Bindegewebe längst durch neues Ersatzgewebe ein- oder vielemale ersetzt sind; oder in alten Narben, die auf Grund einer besonders tiefen Verbrennung oder Verätzung des ganzen Gewebes sich bildeten und erst von den Rändern her mit neuem Gewebe sich deckten; oder sogar in der Tiefe von Knochen, die durch jahrelange Eiterungsprozesse sich in sog. Fistelgängen nach der Haut geöffnet haben, und in welche herein, also an Stellen, wo vorher sicher kein Epithel sich fand, das Deckepithel der Haut sich langsam wachsend schob, um den Verlust zu decken. An all diesen und ähnlichen Stellen ist das in Krebswucherung schliesslich übergehende Epithel vorher sicher nicht an Ort und Stelle der späteren Geschwulstentwicklung gewesen; es stammt in der so und sovielen Generation ab von Zellen der Umgebung, die ihrerseits lange Zeit völlig nach Art normaler Epithelien den Verlust zu decken versuchten. Hier kann also von vorgebildeten Keimen nicht die Rede sein. Und nun erinnern wir uns wieder an früher schon erwähnte Beispiele: Krebse sind u. a. besonders häufig in dem mechanisch und chemisch so viel insultierten Verdauungskanale; und hier sind es wieder die Lippen, besonders bei Pfeifenrauchern, die Zunge an den Seitenrändern, da wo sie von schadhaften Zähnen leicht

und immer wieder verletzt werden kann; der Anfangs- und Endteil des Schlundes, die enge Gegend des Magens, der Anfangs- und Endabschnitt des Mastdarms, die besonders oft befallen sind. Unvergleichlich häufiger findet an diesen Stellen, die in besonders hohem Masse immer wiederkehrenden Schädigungen ausgesetzt sind, Krebsentwicklung statt als in den dazwischen gelegenen Teilen des Verdauungsrohrs. Das Gemeinsame aller dieser und ähnlicher Fälle (Schornsteinfegerkrebs usw.) scheint also die langdauernd wiederholte Schädigung der betreffenden Partien, ein „chronischer Reiz". Es ist ferner klar, dass die Zerstörung der oberflächlichen Schichten an diesen Orten zu einer darauf immer wieder antwortenden Neubildung von Zellen, sowohl des Epithels, welches diese Oberflächen überkleidet, wie auch des darunterliegenden Bindegewebes führen wird.

Damit sind wir an dem Punkte angelangt, wo die zellularen Theorien des Krebses einsetzen. Gegeben ist in diesen Fällen einerseits ein chronischer Reizzustand, der das an sich normale Gewebe nie zur Ruhe kommen lässt, immer aufs neue zur Wiederherstellung des Verlorenen, zur Regeneration zwingt. Der Reiz besteht in der Zellzerstörung; der immer neu ausgelöste organische Vorgang ist ursprünglich in nichts von demjenigen nach einer geringfügigen Verletzung verschieden: es ist ein in die Länge gezogener, fruchtlos stets erneuter Heilungsvorgang, der allerdings je länger je mehr sich mit dem Bilde einer Entzündung und Geschwürsbildung vermischt, mit Auswanderung weisser Blutkörperchen, Bindegewebsneubildung etc. — Gegeben ist zweitens der Endzustand: in dem alten Geschwür hat das Epithel krebsig zu wuchern begonnen; das Geschwür ist zum Krebsgeschwür geworden.

Was liegt dazwischen?

Die Antwort scheint im Prinzip einfach. Mit den Epithel-Zellen muss eine Änderung vor sich gegangen sein. Alles andere ist geblieben wie zuvor: der Reiz, die Umgebung, Bindegewebe und Gefässe. Das Geschwür könnte an sich, wie so manches alte Unterschenkelgeschwür, noch Jahrzehnte fortbestehen, ohne krebsig zu werden. Worin besteht also die Änderung in den Epithelzellen?

Es bieten sich zwei Vermutungen. Entweder muss angenommen werden, dass das Wesen der Geschwulstzellen selbst durch irgendwelche Änderungen in ihnen derart gegenüber der entsprechenden normalen Zelle verändert wird, dass sie die Fähigkeit zu unbegrenzter Wucherung und zum Vordringen in die Tiefe gewinnen; oder es muss sich um eine tiefergreifende Änderung der Bedingungen handeln, unter welchen sie stehen, der Art, dass sie anstatt der begrenzten regenerativen Leistung im Dienste des Körpers unter mehr oder weniger vollständiger Vernachlässigung dieser letzteren sich von ihm emanzipieren, zu seinen Parasiten und ausgesprochenen Feinden werden.

Beide Arten von Ansichten haben Vertreter gefunden. So erklärte man als das Wesentliche bei der Krebsbildung das Zurückgehen der Zellen von ihrer vollausgebildeten Form zu einer einfacheren,

weniger differenzierten, oder wie man auch wohl sagte, zu einer mehr der embryonalen genäherten Form. Mit dieser einfacheren, zurückgebildeten Form sollte eine erhöhte Wucherungsfähigkeit verbunden sein, welche ihrerseits auch u. a. durch mannigfache Eigentümlichkeiten und Unregelmässigkeiten der Kernteilung sich manifestiere. In der Tat ist mit der Hervorhebung dieser Merkmale etwas für die bösartigen Geschwülste sehr Kennzeichnendes betont; sie zeigen, wie das für das Sarkom bereits erwähnt wurde, eine besondere Tendenz zur Vereinfachung sowohl des Zellcharakters als auch der aus der Zusammenfügung der Zellen entstehenden Bildungen. Während z. B. die gutartigen Geschwülste der Drüsen-Epithelien bei ihrem Wachstum m. w. genau die Zellen ihres Mutterbodens wieder enthalten und immer wieder drüsenartige Schläuche bilden, auch häufig noch das Sekret wie im normalen Zustand weiter produzieren, geht bei den Krebsen der Drüsen diese Fähigkeit zur Bildung von Schläuchen häufig frühzeitig verloren, und es bilden sich unregelmässige Epithelhaufen; oder aber die wiederkehrenden Neubildungen von Drüsen tragen einen höchst primitiven Charakter und die betreffenden Zellen liefern kein oder ein weit vom normalen abweichendes Sekret. So bestechend indes eine derartige Auffassung der eingetretenen Veränderung im Wesen der Zellen zunächst erscheint, so wenig ist sie für eine generelle Auffassung brauchbar, da sie weder allgemein anwendbar ist, noch auch das Eigentümliche der Krebse genügend charakterisiert. So ist es zwar die Regel, dass sich die Zellen bösartiger Geschwulstformen frühzeitig vereinfachen und ihre Funktion mehr oder weniger früh verlieren; aber es kommen doch auch höchst bemerkenswerte Ausnahmen vor. Z. B. ist mehrfach beobachtet worden, dass die Zellen eines Leberkrebses in der Leber, ja, wenn sie in die Lunge verschleppt wurden, auch dort noch Galle bildeten nach Art normaler Leberzellen, oder dass schleimbildende Zellen z. B. aus Krebsen des Darmes oder eines Luftröhrenastes an den Stätten ihrer sekundären Einpflanzung (z. B. in der Leber oder im Gehirn) fortfuhren, Schleim zu bilden. Die krebsige Schilddrüse macht gelegentlich in der Lunge oder im Knochenmark sekundäre Knoten, welche das spezifische Produkt der Schilddrüsenläppchen, das sogenannte Kolloid, in der gleichen Weise absondern, wie dies in der normalen Schilddrüse der Fall ist. Auch Krebse der Haut sehen wir, an Ort und Stelle oft sehr lange, gelegentlich auch noch nach ihrer Verschleppung, z. B. in der Niere, das eigenartige, aufs engste verzähnte Zellennetzwerk weiterbilden, welche den Zusammenhalt der Hautoberfläche gegenüber den vielen Schädigungen der Aussenwelt verständlich macht.

Diese Rückbildung und Vereinfachung (Anaplasie oder Kataplasie genannt) der Krebszellen kann demgemäss nicht als charakteristisches und allgemeingültiges Merkmal angesehen werden. Ihr Eintreten ist wahrscheinlich vielfach bloss von der Intensität der Wucherung abhängig: je stärker diese, desto früher verlieren meist die Zellen die Ähnlichkeit mit den normalen Zellen des Mutterbodens. Ebenso sind die abnormen Kern- und Zellteilungen nur als der Ausdruck, nicht als

die Ursache der erhöhten und vielfach auch gestörten Zellvermehrung zu betrachten.

Die Entstehung dieser Steigerung der Wucherungstendenz über das Mass hinaus steht aber gerade in Frage. Ein geistreicher Erklärungsversuch dieser Umwandlung ist der folgende: Bei der Entstehung von Krebsen an Stellen, welche dauernd Reizen und Schädigungen ausgesetzt sind, wird das Epithel zu einer dauernden Neubildung gezwungen. Dadurch erfolgt, wie bei aller einseitig gesteigerten Zelltätigkeit, eine besonders starke Ausbildung dieser Zelltätigkeit, der Teilung, und der Zellteile, die zu ihrer Ausübung nötig sind. Die Zelle bildet gewissermassen ihre Fähigkeit zur Vermehrung auf Kosten z. B. ihrer sekretliefernden Tätigkeit einseitig aus. Von einem gewissen Punkte an überwiegt bei der so und so vielten Zellgeneration diese Tätigkeit und Fähigkeit, so dass sie nunmehr vollkommen das weitere Verhalten der Zelle beherrscht. Sie hat ihre funktionelle Tätigkeit ganz oder fast ganz aufgegeben und beschäftigt sich nur mehr mit Aufnahme von Nährmaterial und fortlaufenden Teilungen.

Auch dieser Gedanke, so ansprechend er ist, genügt nicht. Denn wir kennen Organe, in denen die hier vorausgesetzten dauernd wiederkehrenden Schädigungen nicht nachweisbar sind, und aus denen doch Krebse hervorgehen. Hierher gehören die Krebse der Niere, der Nebenniere, des Rippen- und des Bauchfells. In andern wieder erlischt, wie eben angeführt, die ursprüngliche Funktion erst sehr spät.

Auch die zweite Reihe von Möglichkeiten, die wir oben andeuteten, ist für die Erklärung der Krebsentstehung verwendet und im Zusammenhang mit den Feststellungen über tatsächliche embryonale Absprengungen zu einer allgemeinen Geschwulsttheorie verwendet worden. Nicht das Wesen der geschwulst-bildenden Zelle soll zuerst verändert sein, sondern die Abtrennung von Epithelien aus dem normalen Verbande mit den übrigen sei die erste Ursache. Das entzündlich wuchernde und ins Epithel dringende Bindegewebe wäre hiernach der eigentliche Störenfried. Die unter gewissen Umständen abgetrennten Epithel-Zellen sollen, ohne zunächst ihren Charakter einzubüssen, liegen bleiben und unter günstigen Ernährungsbedingungen dadurch, dass die unter gewöhnlichen Verhältnissen ihr unbegrenztes Wachstum hemmende normale Einfügung unter die andern Epithelien wegfällt, zur Entfaltung ihrer latent vorhandenen, nur schlummernden Vermehrungsfähigkeit gelangen. Dadurch würde natürlich der Anstoss zur Neubildung gegeben sein.

Auch gegen diese Auffassung sprechen gewichtige Gründe. Derartige abgesprengte Zellen können nachweisslich auch bei chronischer Entzündung liegen bleiben, ohne geschwulstartige Bildungen zu liefern. Damit ist erwiesen, dass die einfache Lösung aus dem Gewebsverband nicht ausreichend ist, und dass auch unter diesen Umständen noch irgend etwas besonderes, sei es in, sei es ausser der Zelle, dazu kommen muss, um sie zur Wucherung zu veranlassen. Ferner muss hervorgehoben werden, dass diese Anschauung gerade für das Carcinom in vielen Fällen sicher nicht zutrifft; denn in Fällen von beginnendem Krebs lässt sich

häufig mit Bestimmtheit eine primäre Verbreiterung der Epitheldecke bei geschlossenem Epithelzusammenhang, bei noch mangelnder oder nicht irgend erheblicher Wucherung des Bindegewebes wahrnehmen; demgemäss ist es in diesen Fällen augenscheinlich das Epithel und nicht das Bindegewebe, das zuerst vordrang.

Somit muss auch dieser zweite Versuch, aus der Betrachtung der Veränderungen der Epithelzellen deren Wucherungstendenz abzuleiten, als unzureichend angesehen werden. Wir sehen auch das zellulare Problem der Krebsentstehung durch die zellularen Theorien nicht gelöst: sie umschreiben nur, soweit sie stimmen, ein Stück weit die Tatsache der erhöhten Wucherungsfähigkeit.

Diejenige Rolle, welche in der Entstehung der Krebse die chronische Reizung spielt, wird in der Entstehung der Sarkome vielfach einmaligen starken Reizen, wie Schlägen, Quetschungen, Knochenbrüchen, zugeschrieben. Wenn man bedenkt, wie viel solche sogenannte „Traumen“ vorkommen, wie selten im Verhältnis dazu die Sarkome, sowie dass viele Sarkome mit besonderer Vorliebe an ganz bestimmten Stellen entstehen — z. B. im oberen Oberarmdrittel, im oberen Ende des Schienbeins, im oberen Oberschenkelabschnitt —, so wird man auch für sie sehr nachdrücklich auf irgendwelche besondere Anlage des betreffenden Individuums hingewiesen; und das um so mehr, als die Sarkomzellen, wie wir sagten, sehr oft den Charakter sehr jugendlicher und ganz enorm wucherungsfähiger Zellen tragen und die Sarkome auch überwiegend im jugendlichen Alter sich bilden. Ferner enthalten manche Sarkome, besonders die der Niere, häufig kleine Einschlüsse von Epithelgebilden usw. und gehören also eigentlich schon zu den Mischgeschwülsten, von deren Entstehung aus embryonalen Gewebsresten unten die Rede sein wird; umgekehrt sind diese letzteren Geschwülste in ihrem Grundgewebe oft sarkomartig. Endlich aber ist der angebliche Zusammenhang zwischen „Traumen“ und Sarkomentstehung oft höchst unklar; bald liegt die Schädigung zeitlich so weit zurück oder ist so geringfügig, dass sie kaum in Zusammenhang mit der Sarkomentstehung gebracht werden kann; bald auch lässt sich die Möglichkeit nicht ausschliessen, dass ein entweder gutartiger oder schon in stärkerer Wucherung befindlicher Tumor z. B. in einem Knochen bereits enthalten war, deshalb die verdünnte Schale des letzteren leicht brach und nun die Geschwulst erst in üppiger Wucherung zum Vordringen kam. Andrerseits fehlt, z. B. beim Sarkom innerer Organe, vielfach wieder jeder Anhaltspunkt für einen derartigen Unfall.

Wir können also als Ergebnis dieses der Bedeutung von auslösenden Ursachen und den zellulären Theorien der Geschwülste gewidmeten Abschnittes nur etwa Folgendes notieren:

Für viele Geschwülste kommen tatsächlich Störungen in der Entwicklung (Liegenbleiben und Verlagerung von Zellen) in betracht. Für die Entstehung vieler Krebse genügt eine solche Annahme jedoch nicht; hier sind es überwiegend lange andauernde Reizzustände, welche auf eine nicht näher gekannte Weise zur Krebswucherung führen können. Für die Entstehung von Sarkomen scheinen einmalige heftige Schädigungen,

vielleicht dadurch, dass sie verborgene Keime oder kleine Geschwülste treffen, in manchen Fällen die Auslösungsursache abzugeben.

Es ist, ehe wir dies Kapitel abschliessen, an der Zeit, wieder einmal mit Nachdruck zu betonen, was in der Diskussion über das Carcinom vielfach vergessen worden ist: dass eine Auffassung der Geschwülste entweder für alle — auch die gutartigen — brauchbar sein, oder ausdrücklich die Gründe verständlich machen muss, weshalb sie nur für eine Art von Geschwülsten annehmbar sein soll. Wir kennen so viele Beispiele dafür, dass ursprünglich gutartige Geschwülste gewissermassen unter unseren Augen in bösartige übergehen, dass an eine prinzipielle Scheidung nicht gedacht werden kann. Wir wissen, dass z. B. aus einem braunen Muttermal, wenn es unvollständig ausgeschnitten oder geätzt wurde, nachdem es vorher jahrelang ruhig an seiner Stelle geblieben war, eine der bösartigsten Sarkomformen hervorgehen kann. Ebenso wissen wir, dass gewisse Warzen in höherem Alter gelegentlich sich zu Krebsen umwandeln, dass eine ursprünglich gutartige Wucherung des Hautepithels in der Umgebung eines jahrelang bestehenden Geschwürs der Ausgangspunkt eines Krebses werden kann. Eine scharfe Grenze zwischen den Zellen gutartiger und bösartiger Geschwülste lässt sich ebensowenig ziehen, wie zwischen ihren Ursachen; und eine Theorie, welche nur die unbegrenzte Wucherungsfähigkeit der Zellen bösartiger Tumoren zu erklären versucht, ist schon aus diesem Grunde für die gutartigen Tumoren nicht anwendbar.

Das allgemeinere Problem der Entstehung und des Wesens der Geschwulst wird also durch jene zellularen Theorien so wenig wie durch die Parasitentheorie gelöst. Ist es überhaupt in den Fragen, die zu diesen Antworten führten, in seinem ganzen Umfang erfasst worden? Die Unzulänglichkeit der Antworten lässt schon vermuten, dass dies nicht der Fall sei.

VII.

Erörtern wir nunmehr noch einmal im Zusammenhange, was bei den verschiedenen zellulären Erklärungsversuchen übersehen ist, was von ihnen nicht geleistet werden kann. Daraus werden sich ganz von selbst die Anforderungen ergeben, welche an eine Geschwulsttheorie gestellt werden müssen.

Wir haben schon mehrfach betont, dass die bisherige Auffassung des Wesens der Geschwülste an einer auffälligen Einseitigkeit kranke. Wenn man die angeführten Theorien liest, so möchte man meinen, dass es überall sich nur um Veränderungen an und in der Geschwulstzelle handle, welche dieselbe zu einer Wucherung veranlassen, und durch sekundär hervorgebrachte Reaktionen der übrigen betroffenen Gewebe die Geschwulstbildungen hervorgehen lassen.

Dem gegenüber ergibt, wie ich meine, eine vorurteilslose Betrachtung besonders der gutartigen Geschwülste schon in Hinsicht auf ihren Aufbau, ihre Architektur, dass wir mit solcher Auffassung derselben als blosser „Wucherungen“ ihnen nicht entfernt gerecht werden.

Ein paar Beispiele mögen dies zeigen. Die schon mehrmals erwähnten Fettgeschwülste zeigen sich in ihrem Bau vollkommen ebenso zusammengesetzt, wie das Fettgewebe, das wir z. B. unter der Haut vorfinden. Charakteristisch ist für sie häufig nur, dass sie grössere und schärfer umgrenzte Ansammlungen von Fett darstellen, und vor allem, dass sie unter Umständen auch dieses Fett behalten, wenn etwa im Fall längeren Hungers die übrigen Fettdepots ihr Fett zum besten des Körpers wieder abgegeben haben. Hier handelt es sich also offenbar um eine nur in ganz wenigen Eigentümlichkeiten von dem physiologischen Fettgewebe abweichende Bildung. Ähnlich verhalten sich viele Knochengeschwülste und Auswüchse an Knorpeln oder Knochen; im Nervengewebe gibt es Bildungen, welche in allem wesentlichen die Bestandteile des Nervengewebes wiederholen und nur durch ihre Abtrennung uns als Geschwülste kenntlich sind. Auf den Schleimhäuten finden sich häufig in Ein- oder Mehrzahl sogenannte Polypen, das sind mehr oder weniger langgestielte, häufig pilzförmig aufsitzende Gebilde, welche fast vollständig in ihrem Bau und in ihren Funktionen sich verhalten wie die umgebende Schleimhaut, also eigentlich nur durch die abnorme Form des Ganzen sich von dieser unterscheiden. Daraus ergibt sich bereits klar, dass wir unter den Geschwülsten solche kennen, deren Zellen keinerlei wesentliche Abweichung weder nach Form noch Zusammenfügung gegenüber den Zellen der normalen Organe zeigen. Und daraus wieder folgt, wenn wir ja diese Bildungen mit Recht zu den Geschwülsten zählen, dass von einer Betrachtung der Zellcharaktere allein eine genügende Auffassung für das Besondere aller Geschwülste gegenüber den physiologischen Bildungen nicht gewonnen werden kann. Alle bisher aufgeführten Annahmen bringen für diese Verhältnisse keinerlei Aufklärung bei.

Wir können an dieser Stelle gleich noch einen weiteren Grund wieder anführen dafür, dass eine ausschliesslich zelluläre Betrachtungsweise im gedachten Sinne von dem Wesen der Geschwülste eine genügende Vorstellung zu geben nicht imstande sein kann. Bei allen Geschwulstbildungen, gutartigen wie bösartigen, haben wir es zu tun nicht mit der Wucherung einer Zellart, sondern stets mindestens zweier, d. h. der betreffenden geschwulst-bildenden Zellen im engeren Sinn und der ernährenden Gefässe, in vielen Fällen dazu des tragenden und trennenden Bindegewebes. Es kann also für das Beispiel etwa einer Warze oder eines Krebses nicht genügen, auf die Verhältnisse der Epithelzellen zu rekurrieren, sondern es muss auch dargetan werden, wieso durch diese Veränderung resp. mit ihr gleichzeitig auch das gefässbildende, eventuell das Bindegewebe in entsprechende Wucherung gerät. Wenn wir erwägen, dass in allen Geschwülsten — wir werden darauf noch wiederholt und eingehender zurückkommen — nicht bloss unregelmässige Zellwucherung, sondern in den meisten ein, wenn auch vom normalen abweichender, so doch kompliziert und kunstvoll durchgeführter Aufbau vorhanden ist, der nur einem in seiner Art sinnvollen Zusammenwirken der genannten zwei oder drei Gewebsarten seine Entstehung verdanken kann: so ist es

klar, dass eine Theorie der Geschwulstbildung, welche nicht gerade dieses eigenartige Zusammenarbeiten der Zellen mit zu erklären vermag, den Tatsachen nimmermehr genügen kann. Ich will zu letzterem Punkte nur ein Beispiel noch anführen.

Eine Cystengeschwulst des Eierstockes ist z. B. ein in seiner Art ebenso staunenswert zusammengesetztes Gebilde, wie nur irgend eines der Organe. Der häufig mehr als mannskopfgrosse flüssigkeitsgefüllte Sack, den es darstellt, ist nicht etwa bloss von Epithelzellen aufgebaut, sondern diese Epithelzellen bildeten bei der Entstehung der Geschwulst, ebenso wie die Embryonalzellen bei der Organentwicklung tun, Drüsenräume, durch regelmässige Nebeneinanderlagerung in Form von kugeligen oder schlauchförmigen Wänden; sie werden ebenso wie in embryonaler Zeit genau entsprechend ihrem Sprossen und Wachsen umschlossen von Bindegewebe, welches ausserdem zwischen den Epithelwänden vorspringt, häufig kleine Pfeiler treibt, und andererseits der Spannung des im Innern sich allmählich ansammelnden Sekretes entsprechenden Druckwiderstand leistet. Sie werden überzogen von einem mitwachsendem Überzuge des Bauchhöhlenepithels, eben so gut wie etwa die Leber oder die Milz, oder ein anderes in die Bauchhöhle vorragendes Organ, ohne dass in dem Aufbau dieser deckenden Lamelle irgendwelche Anzeichen der Störung oder entzündlichen Reizung vorhanden wären. Sie erhalten endlich ihr Blut nicht bloss durch kleine und schlechtentwickelte Gefässchen, sondern zu ihnen und aus ihnen verlaufen ebenso mächtige Schlagader- und Blutaderstämme, wie nur bei irgend einem anderen Organ und oft viel mächtigere als zum normalen Eierstocke. Um es mit einem Wort zu sagen, eine derartige Bildung repräsentiert in exquisitester Weise alle jene Eigentümlichkeiten des Aufbaues und des Wachstums, welche wir in unseren Organen wiederfinden; und es ist kein Zweifel, dass, wenn wir z. B. bei allen Individuen eine bestimmte Art solcher Geschwulstbildungen regelmässig wiederfänden, wir ohne weiteres nach einem bestimmten verborgenen Zweck und Sinn derselben mit dem gleichen Rechte forschen würden, wie vor nicht langer Zeit die Forschung den Sinn der Schilddrüse und Nebennieren mühsam zu ergründen suchte, wie wir etwa heutzutage nach dem Sinn und Zweck des Hirnanhangs forschen; bezw. wir würden umgekehrt die betreffende Bildung eben so wenig als eine Geschwulst ansehen, wie wir z. B. die sogenannte Zirbeldrüse als solche betrachten, obgleich wir deren eventuelle funktionelle Bedeutung in keiner Weise ahnen. (Ihrer historischen Entwicklung nach stellt die letztere ein rückgebildetes drittes Auge dar.)

Aber die Geschwulstbildungen unterscheiden sich doch dadurch charakteristisch, dass sie keine nutzbringende Leistung für den Körper ausüben, dass sie ihm im Gegenteile stets, wenn auch in verschiedenem Grade, schaden?

Hier ist zu bemerken, dass die Geschwulstzellen z. B. in einer Eierstockcystengeschwulst eben so gut Schleim und ähnliche Stoffe absondern, wie dies die Epithelien des Darmes oder der Schleimdrüsen

tun; und dass es vielleicht bloss der Mangel eines Ausführganges für die produzierten Schleimmassen ist, welcher deren mangelnde Verwendung und unter Umständen kolossale Anstauung erklärt. Denken wir uns aber nur einmal eine Drüse oder einen Muskel an einem Orte gebildet, wo der Zusammenhang mit der zugehörigen Schleimhaut resp. mit Sehne und Knochen mangelt! Was werden sie dem Körper nützen? — Es kommt gelegentlich vor, das ein überzähliger Lungenlappen ohne Luftröhrenast auf dem Zwerchfell aufsitzt. Hier liegt es uns fern von einer Geschwulst zu sprechen, obwohl das Gebilde funktionslos ist: es entspricht eben in allem wesentlichen dem normalen Lungenbau. Wir reden hier von einer entwicklungsgeschichtlichen Störung, Absprengung usw. Wir haben auch schon darauf hingewiesen, dass z. B. die Polypen des Darmes und andere Geschwülste in ihrer Weise auch tatsächlich dem Körper ebenso mit ihrer Funktion zu Gebote stehen wie die benachbarten normalen Stellen. Auch der Leberkrebszellen, welche nach ihrer Verschleppung in Metastasen noch Galle produzieren, wurde bereits gedacht. Was aber würde etwa normale Leber ins Gehirn oder Gehirn in die Leber verpflanzt von physiologischen Funktionen zu leisten vermögen?

Es ist nach dem Gesagten offenbar, dass für den Mangel einer Funktion, wenigstens in den angeführten und vielen ähnlichen Beispielen, die Berechtigung besteht, ungünstige Lagerungs- und Einordnungsverhältnisse, Störungen im Aufbau und ähnliches verantwortlich zu machen. Damit würde dem angeführten Charakter der mangelnden Funktion das Prinzipielle genommen und er zu einem zufälligen, wenn auch überwiegend häufigen Merkmale gestempelt sein.

Wir müssen aber hier noch weitergehen. Es gibt sogar Bildungen, welche zunächst vollkommen als Geschwülste aufgefasst werden müssen, und welche trotzdem eine ausgesprochene Funktion für den Körper dauernd und regelmässig übernehmen, gelegentlich sogar in einem höheren Masse als die entsprechenden normalen Zellen. Solches trifft zu für gewisse Knotenbildungen in der Leber, in welchen die Fettspeicherungsfähigkeit der Leberzellen gegenüber ihrer Fähigkeit zur Galleproduktion einseitig ausgebildet erscheint, wahrscheinlich wegen entwicklungsgeschichtlicher Störungen im Aufbau der betreffenden Abschnitte. Dabei sind diese Knoten ganz richtig ins übrige Gewebe eingepflanzt und stellen bei genauer mikroskopischer Untersuchung nichts anderes dar, als umgrenzte, einseitig differenzierte Teile des Organs.

Ähnliche Bildungen lassen sich gelegentlich nachweisen in der Milz. In den weiten Bluträumen dieses Organs werden untergehende Blutkörperchen von grossen, die Wand auskleidenden Zellen aufgenommen und zerstört. Es gibt nun hier und da Geschwulstbildungen in der Milz, welche in umschriebenem Bezirke Erweiterungen, Vergrösserungen dieser blutführenden Räume darstellen. In denselben fliesst das Blut langsamer, entsprechend dem weiteren Strombette, und die Blutkörperchen haben dadurch längere Zeit Gelegenheit, mit den Wandzellen in Be-

rührung zu kommen. Damit mag es zusammenhängen, dass in diesen Fällen die letzteren viel grösser ausgebildet sein können, als unter gewöhnlichen Verhältnissen und viel reichlicher mit roten Blutkörperchen und deren Zerfallprodukten angepfropft erscheinen als gewöhnlich. Auch hier ist die geschwulstige Bildung mit kleinen Abweichungen in der gewöhnlichen Weise in das Organ eingefügt.

Ähnliche Beispiele liessen sich leicht in ziemlich grosser Menge bringen. Von Fettgeschwülsten, die ebensogut Fett speichern wie ihre Umgebung, war bereits die Rede. Ebenso wurden Nervenzellengeschwülste erwähnt, bei welchen es wahrscheinlich nur der mangelnde Anschluss an Nervenbahnen ist, der sie an der Funktion hindert. Häufig finden sich in der Haut kleine Gefässgeschwülste, welche im wesentlichen aus etwas geänderten Gefässen bestehen, und an den betreffenden Stellen die blaurote Färbung gewisser Muttermäler hervorbringen, im übrigen aber ganz regelmässig in das Gewebe eingefügt sind und der Blutzirkulation im ganzen ebenso dienen wie die gewöhnlichen Gefässe.

In allen diesen Fällen lehrt also eine einfache Betrachtung, dass Fehlbildungen vorliegen, deren Geschwulstcharakter viel weniger durch die Abänderung in ihrer Funktion und die Heraushebung aus dem Ganzen der Organe gegeben ist, als durch Zufälligkeiten in ihrer Einfügung und der Zusammenordnung ihrer Zellen, welche ihre Form und Farbe gegenüber dem umschliessenden Organ hervortreten lassen.

Es ergibt sich sonach aus diesen Beispielen, dass eine scharfe Grenze auch hinsichtlich der Funktionsfähigkeit und der Nützlichkeit für das Ganze, sowie hinsichtlich der Einfügung im Gewebsverband, zwischen Geschwülsten und Organen nicht gezogen werden kann. In den extremen Formen ist die Nutzlosigkeit und Schädlichkeit der Geschwülste hervortretend; in den Übergangsformen zeigen sie sich in abgeänderter oder gleicher Weise, unter Umständen sogar in erhöhtem Masse, tätig und nutzbringend für den Organismus: zwischen beiden Extremen liegt eine grosse Reihe von Bildungen, für welche die Annahme nach dem Gesagten möglich erscheint, dass nur ihre abnorme Einfügung sie hat zu wertlosen oder schädlichen Bildungen werden lassen.

Es ist klar, dass bereits auf die hiermit gestellten Fragen mit Anschauungen nicht geantwortet werden kann, die sich mit einer Entdifferenzierung der Zellen, mit einer Erklärung der Wachstumssteigerung derselben begnügen. Gegenüber der Menge hier hervortretender Gesichtspunkte erscheinen diese Fragen beinahe als nebensächlich. Wir werden gleich sehen, dass dies ebenso sehr und noch mehr für die anderen Arten zugehöriger Bildungen zutrifft, zu denen wir nunmehr übergehen.

Während wir es im Vorhergehenden mit geschwulstartigen Einlagerungen zu tun hatten, deren Besonderheit sich ungezwungen aus der abnormen Zusammenfügung eines Teils der normaliter das Organ konstituierenden Elemente herleitete, charakterisiert sich eine gleichfalls grosse Reihe geschwulstartiger Bildungen dadurch, dass in ihnen Verlagerungen ganzer Organteile in mehr oder weniger grosser Modi-

fikation der betreffenden Organe vorliegen. So kommt es, wie schon erwähnt, sehr häufig vor, dass kleine Knoten vom Bau der Nebennierenrinde eingesprengt erscheinen in die Nieren, gelegentlich in die Leber. In manchen Fällen reproduzieren sie genau den Bau des Organs und werden dann als verlagerte Nebennieren betrachtet, denen wir auch häufig als Miniaturdrüschen an verschiedenen Orten im Bauchfell begegnen. In anderen Fällen zeigen dieselben Gebilde eine kleine Variation, in dem Sinne, dass sie abnorm reichliche und abnorm angeordnete Gefässe entwickeln; sie stellen dann eine Art der sogenannten Nebennierengeschwülste z. B. in der Niere dar. Wir wissen, dass von diesen Abweichungen alle Übergänge vorkommen, bis zu grossen, die ganze Niere durchsetzenden und bösartigen, in die Gefässe vordringenden Geschwülsten. In diesem Beispiel verschwimmt uns also auch die Grenze zwischen einem normal gebildeten und bloss verlagerten Organ und der Geschwulstbildung aus dem verlagerten Keim.

Ein etwas abweichendes Beispiel ist folgendes. Die Schilddrüse, deren Läppchen gewissermassen als ebensoviele zu einem grösseren Ganzen zusammengefügte kleinste Drüschen betrachtet werden können, zeigt häufig kleine überschüssige Drüschen in ihrer Umgebung, die als Nebenschilddrüsen bezeichnet werden. Sie üben die der Schilddrüse eigentümliche Funktion so trefflich aus, dass sie z. B. nach Entfernung eines Kropfes oder bei der experimentellen Entfernung der Schilddrüse bei Tieren, das Organ in seiner Funktion zu ersetzen vermögen und so den Eintritt der schweren Folgen des Schilddrüsenausfalls hintanhalten. Nun kommt es nach neuen Untersuchungen gar nicht selten vor, dass derartige winzige Schilddrüschen im Knochenmark der Wirbel versprengt liegen. Soll man sie hier als Geschwülste, wohl gar als bösartige, auffassen? Mir scheint kein Grund dagegen vorhanden, diese kleinen versprengten Schilddrüschen in der gleichen Weise funktionierend zu denken, wie etwa die Nebenschilddrüsen; denn auch die normale Drüse hat keinen Ausführgang, ihre Funktion ist nur von dem Vorhandensein der Blutzufuhr abhängig. Wie nun soll man aber jene ganz analog gebauten Schilddrüsen auffassen, welche z. B. bei älteren Hunden häufig in grosser Anzahl in der Lunge sich finden, und offenbar von einem bei dem betreffenden Tiere vorhandenen Kropfe der Schlddrüse verschleppt worden sind, demnach ganz eigentlich als bösartige Geschwülste aufgefasst werden müssten? Wo ist hier die Grenze zwischen der noch physiologischen, der relativ harmlosen und der bösartigen pathologischen Versprengung des sonst ganz normal gebildeten Organes?

Wir erwähnten oben den Fall der versprengten Lungen. Auch hier gibt es andere Fälle, bei welchen ein überzähliger Lappen entwickelt ist, der aber durch einen Luftröhrenast in normaler Verbindung mit den Luftwegen steht und demgemäss durchaus funktionstüchtig ist und funktioniert. Wir sehen in dem Beispiele der versprengten funktionsunfähigen Lunge einen Beleg für die bemerkenswerte Tatsache, dass der Körper gegenüber derartigen durch eine Entwicklungsstörung verlagerten Gebilden sich merkwürdig tolerant erweist, wenigstens in

allen den Fällen, in welchen sie nicht in irgend welcher Weise reizend auf die Umgebung wirken. Eine derartige vollkommen nutzlose, überdem noch etwas raumbeengende Lunge wird ebenso sorgsam ernährt wie z. B. eine kleine Cyste, die als Überbleibsel eines Kiemenganges in der Tiefe des Halses stecken blieb, oder wie ein versprengtes Knorpelstück, das z. B. in der Tiefe eines Knochenschaftes vollkommen wertlos persistiert. Auch nach dieser Hinsicht hat also das oben angeführte Liegenbleiben von nutzlosen Keimen im Körper keinen Widerspruch in einem „Sparsamkeitsgesetz" der Natur: die Natur ist nicht sparsam; besser gesagt: ihre „Ansichten" über Sparsamkeit und Verschwendung sind von den unsrigen in vielen Punkten himmelweit verschieden.

Derartige Absprengungen aus dem normalen Verbande mit Fortbestand der einmal geformten Gebilde, gleichviel ob sie nützlich oder nutzlos sind, lassen sich für die meisten Organe anführen. Ihr Vorkommen und die angegebene Beziehung zu den Geschwülsten stellen wiederum ein Gebiet von Problemen dar, mit welchen eine Geschwulsttheorie rechnen, für welche sie Aufklärung geben muss. Ist es notwendig zu wiederholen, dass die bisher gebrachten Erklärungsversuche auch hier vollkommen versagen?

Wir wollen noch eines hervorheben. In der Einleitung sprachen wir davon, dass neben den sogenannten einfachen Geschwülsten gemischte Geschwülste existieren, sowie davon, dass deren Kompliziertheit eine sehr wechselnde ist, dass von ihnen eine fortlaufende Stufenleiter der Kompliziertheit und Ausbildung führt bis zu den Bildungen, die uns direkt an embryonale Organbildungen, an Missbildungen, Teilbildungen eingeschlossener Embryonen gemahnen. Auch hier lässt sich nur willkürlich eine Grenze ziehen. Es ist neuerdings mit gewichtigen Gründen die Zusammengehörigkeit der Mischgeschwülste mit den Teratomen erhärtet, und für beide die Entstehung aus irgendwie abgetrennten oder sonst unverwendet liegen gebliebenen Furchungszellen herangezogen worden. Wenn man erwägt, dass hier und da auch in scheinbar einförmigen Geschwülsten sich in geringer Menge Einsprengungen einer andersartigen Zellform nachweisen lassen, welche eine derartige Geschwulst strenggenommen unter die Mischgeschwülste einreihen, so ist es wiederum klar, dass für eine Theorie der Geschwülste die Deutung dieser Mischgeschwülste und auch der Missbildungen innerhalb des Körpers ebenso sehr ein unbedingtes Postulat ist, wie die Klarlegung ihrer Beziehungen zu den Geschwülsten im engeren Sinne.

So sehen wir denn für den letzten Abschnitt unserer Betrachtungen über Geschwülste unsere Aufgabe völlig neu gestellt: wir müssen versuchen, die Geschwülste in ihrer Bedeutung als Ganzgebilde, als Strukturen und gewissermassen als eigenartige biologische Wesen zu erfassen suchen. „Und es verkündet der Chor ein geheimes Gesetz": wird dieses Gesetz sich fassen und formulieren lassen?

Aphorismen.

Von Adolf Oberländer in München.

*

Es gibt kein Formenrezept für die Schönheit. Wer sie nicht überall in dem unendlich reichen Formenschatz der Schöpfung herausfinden kann, dem ist nicht zu helfen!

*

Bildende Kunst.

Den äusserlichen Flimmer einer Erscheinung kann auch der Photograph geben; — erst beim Erfassen des Seelischen einer Erscheinung beginnt die Kunst.

*

In der Art, wie wir das Wesen des Humors auffassen, zeigt sich unser Charakter.

*

Die Erkenntnis Gottes.

Ich hab' einen Kanari, einen recht possierlichen Kerl. Meine Nase und meinen Bart liebt er zärtlich, meine Fingerspitzen hasst er, vom Ärmel meiner wollenen Joppe ist er entzückt, mein Strohhut aber erfüllt ihn mit Entsetzen — dass alle diese Dinge zu einer Person gehören, begreift er nicht.

Wenn die Weisen das Wesen Gottes zu erklären suchen, muss ich immer an meinen Kanari denken.

Aus dem Lager des musikalischen Fortschrittes.

Vom Allgemeinen deutschen Musikverein.

Jeder Freund des Fortschritts auf musikalischem Gebiete sollte dem Allgemeinen deutschen Musikverein beitreten. Kunstfreunde werden als ordentliche Mitglieder aufgenommen. Wie die neue, in der letzten Hauptversammlung des Vereins zu Basel beschlossene Satzung besagt, ist sein vornehmster Zweck: „Pflege und Förderung des deutschen Musiklebens im Sinne einer fortschreitenden Entwicklung." Er ist ein Kampfverein, und hat nur als solcher seine Lebensberechtigung. Eintreten soll und will er für alles beachtenswerte Neue, das sich schwer durcharbeitet, das bei den ständigen Veranstaltungen der deutschen Städte, in denen ernste Musik gepflegt wird, keine ausreichende Berücksichtigung erfährt. Je mehr im Wandel der Zeiten, bei wachsender Einflusssphäre aufrichtig neuzeitlich gesinnter Dirigenten, ein fortschrittlicher Geist in die Konzertsäle einzieht, um so entschiedener hat der Allgemeine deutsche Musikverein seine Tätigkeit auf die Förderung der Bestrebungen derer zu konzentrieren, die in unseren Tagen am härtesten zu ringen haben: der begabten, für die Bühne schreibenden deutschen Tonsetzer. — Im Sinne der neuen Satzung wäre in jeder einigermassen grösseren Stadt Deutschlands, Deutsch-Österreichs und der deutschen Schweiz eine Ortsgruppe des Musikvereins zu bilden, die als Zentrum der fortschrittlich musikalischen Bestrebungen des betreffenden Ortes, beziehungsweise der um diesen geistigen Kern gelagerten Provinz zu gelten hätte. Die Ortsvertretungen wären dazu berufen, alle noch bestehenden, vom Fortschrittsgeist durchdrungenen Sonderverbände in sich aufzusaugen, also auch die Erbschaft der Wagner- und Lisztvereine anzutreten. Einen Verein auf einen Namen hin gründen — Hugo Wolf-, Ansorge-Verein — heisst die Kräfte zersplittern. Die Ortsgruppe tritt, nach Zeit und Umständen, für den Tonsetzer mit besonderem Nachdruck ein, der just in der betreffenden Stadt für die Musikfreunde noch ein „neuer Mann" ist, oder eine seiner Eigenart entsprechende Würdigung noch nicht gefunden hat. Wo es um die Konzertverhältnisse einigermassen besser bestellt ist, müssen die Hauptanstrengungen der Ortsvertretung auf eine Hebung der heimischen Theaterzustände abzielen. Und umgekehrt. Sehr zu befürworten ist die Einrichtung von Volkssymphoniekonzerten und Musikalischen Volksbibliotheken, mit hinlänglicher Berücksichtigung der originalen, ernsthaften Tonwerke der Gegenwart. Den Zugang zur Kunst vermitteln dem Mann aus dem Volke erst in zweiter Linie die abgeklärten Schöpfungen der alten Meister, in erster Linie die Bilder, Skulpturen, Kompositionen der

Gegenwart, die aus dem gleichen Zeitempfinden herausgeboren sind, das auch ihn beseelt. Anzustreben wäre des weiteren eine Einflussnahme auf den musikalischen Unterricht, gemäss einer entschieden fortschrittlichen Anschauung. — Es empfiehlt sich, die Tätigkeit einer Ortsgruppe mit Vorträgen (Diskussionen) einzuleiten, die ihr Budget nicht belasten; vor allem sollte da über Wechselwirkungen und -strömungen im modernen Entwicklungsleben der verschiedenen Künste gesprochen werden. — Eine „Ortsgruppe München"*) beginnt jetzt mit ihrer Arbeit; die Bildung verschiedener anderer wird demnächst erfolgen.

Besondere Aufgaben der Ortsgruppen in Süddeutschland: Förderung aller bodenständigen, volkstümlichen und höheren musikalischen Kunst, die Fortschrittskeime in sich trägt. Unter anderem, in Bayern: Pflege edler kirchlicher Musik, unter zeitgemässer Weiterbildung der Regensburger und Münchner Traditionen und Studien-Disziplinen, im Ausbau der jüngsten, durch Liszt eingeleiteten Periode der religiösen Tonkunst. Fernerhin: Weiterführung der Wagnerischen Reformen. Energisches Eintreten für den Gedanken und das Werk von Bayreuth. Einbürgerung der gehaltreichen Tondramen selbständiger, zielkräftiger, auf Wagner fussender Tondichter im Prinzregenten-Theater. — Für Deutsch-Österreich: intensive Verwertung der aus einer liebevollen Pflege der Symphonien und Messen Bruckners, der Gesänge Hugo Wolfs zu gewinnenden Anregungen. — In der deutschen Schweiz: Veredelung der Männergesangs-Literatur durch bedeutenden, formadligen, modernen Einschlag. (Cornelius.) — In Stuttgart wie in Karlsruhe ist die „Theaterbaufrage" spruchreif. Ihre Lösung im Sinne des Allgemeinen deutschen Musikvereins: deutsche, auch eine Wiedergabe der Tragödie Schillers und Shakespeares in grossem Stil allein ermöglichende Spielhäuser mit amphitheatralischem Zuschauerraum und verdeckter Orchesteranlage.

Zur Konzertreform.

Ihr wesentliches: Keine Gesellschafts-, sondern Musiksäle. Verdeckung des Musikapparates. Mässige Verdunkelung des Zuhörerraumes während der Vorträge. Kurze, möglichst stileinheitliche Programme, mit Ausschluss der Virtuosen-Nummern und des Liedersingsanges bei Konzerten symphonischen Charakters. — Seit dem denkwürdigen, durch den energischen Wolfrum zu Heidelberg mit schönstem Gelingen veranstalteten, ersten wahrhaft neuzeitlichen Musikfest vom Oktober verflossenen Jahres haben Konzert-Aufführungen mit ganz oder teilweise verdecktem Musikapparat stattgefunden in Augsburg, Bremen, Heidelberg, Schwerin, Würzburg, Znaim. — Eingehende prinzipielle Darlegungen über Konzertreform sind zu finden in einer Reihe von Heften der

*) Ihr Obmann ist Professor Ludwig Thuille; Anmeldungen sind zu richten an den Schriftführer Max Reger, Preysingstrasse 1b; Einzahlungen an den Kassenwart Verlagsbuchhändler Georg Müller, Königinstrasse 59.

„Musik“, vom Beginn des zweiten Jahrganges dieser Zeitschrift ab. (1. Oktober 1902 ff.)

Notwendige Besserung der wirtschaftlichen Lage der deutschen Tonsetzer.

Die Genossenschaft deutscher Tonsetzer hat eine Denkschrift veröffentlicht, mit der ein jeder sich ernstlich zu befassen verpflichtet ist, der am Wohl und Wehe unserer schaffenden Künstler Anteil nimmt. Die Broschüre handelt von der Anstalt für musikalisches Aufführungsrecht. Diese trat ins Leben, nachdem die erforderlichen Vorbedingungen von Staats wegen, durch die neueren gesetzlichen Bestimmungen über das musikalische Urheberrecht gegeben waren. Sie dient als Zentrale, als Vermittlungsstelle zwischen den Tonsetzern und all denen, die öffentliche Aufführungen gesetzlich geschützter musikalischer Werke veranstalten. Durch ihre Vermittlung erhalten die mit ihr in Verbindung stehenden Tonsetzer eine „Tantième“ von jeder öffentlichen Aufführung ihrer Kompositionen. Eine einfache Forderung der Gerechtigkeit, mit der auch solche Verleger, Kapellen, Konzertdirektionen, die ungern die Hand vom Beutel tun, sich im wohlverstandenen gegenseitigen Interesse sehr bald befreunden werden müssen. Die Kunst hat ebensowenig dem materiellen Erfolg nachzulaufen wie um die Gunstbezeugungen der grossen Menge zu buhlen; aber der Künstler soll nicht in einer demütigenden Abhängigkeit von den Unternehmern bleiben, soll, wie jeder ehrlich Arbeitende, für seine Tätigkeit die verdiente unverkürzte Gegenleistung erhalten.

Wie den schaffenden, so wird auch den ausführenden Künstlern ein sorgenfreies Dasein erkämpft werden. Mit einer Agitation zur dringend notwendigen Hebung der wirtschaftlichen Lage der Orchestermusiker werden der Verfasser und seine Gesinnungsfreunde während des nächsten Sommers oder Herbstes beginnen.

Paul Marsop.

Offner Brief.*)

Von Siegmund von Hausegger in Frankfurt am Main.

Sehr geehrter Herr Doktor Göhler!

Längst schon hatte ich die Absicht, Ihnen in Angelegenheit der Tantieme-Frage zu schreiben. Leider hat mir mein angestrengter Beruf bisher nicht gestattet, Ihnen meine Anschauungen in der wünschenswerten Ausführlichkeit mitzuteilen. Da Sie mich nun aber in Ihrem letzten, in Heft 9 des Kunstwarts erschienenen Artikel direkt auffordern, meinen Standpunkt zu vertreten, so darf ich nicht länger schweigen. Sie wundern sich, mich im gegnerischen Lager zu finden. Ich muss Ihnen gestehen, verehrter Herr Doktor, dass ich mich schon nach Erscheinen Ihres ersten Aufsatzes (Heft 3 des Kunstwarts) fragte, wie es kommt, dass wir, die wir uns sonst auf so entscheidenden Gebieten künstlerischer Überzeugung

---

*) Vorstehenden Brief hatte ich ursprünglich an die Redaktion des Kunstwart, in dem der Aufsatz Dr. Göhlers erschienen war, gegen den sich die nachfolgenden Ausführungen richten, mit der Bitte um Aufnahme gesendet. Diese wurde mir aber mit der Begründung verweigert, es seien Monate seit dem Erscheinen des ersten Artikels von Göhler verstrichen, ohne dass einer der Komponisten die Gelegenheit zur Erwiderung wahrgenommen habe. Nun sei es zu spät dazu. Da der letzte Aufsatz Dr. Göhlers die direkte Frage enthält, weshalb Männer wie Nicodé, Humperdinck, Thuille, Hausegger usw. nicht der Berliner Genossenschaft den Rücken kehren, finde ich es seltsam, dass die Beantwortung diese Frage inhibiert wird. Dadurch, dass die Komponisten vom Kunstwart zum Stillschweigen verurteilt werden, erhalten die Ausführungen Göhlers den Charakter eines erteilten Verweises, zu dem ich ihm, trotz aller Hochachtung, jedes Recht abspreche.

Für diejenigen Leser dieser Blätter, welche sich bis jetzt mit der Frage des musikalischen Aufführungsrechtes noch nicht beschäftigt haben, sei folgendes bemerkt: Bis zum 1. Jan. 1902 hatte nur der dramatische Komponist gesetzlich das Recht für Aufführungen seiner Werke eine Tantieme zu erheben. Das Gesetz vom 1. Jan. 1902 gesteht nun sämtlichen, nicht nur den dramatischen Komponisten die alleinige Verfügung über das Aufführungsrecht zu, und ermöglicht ihnen so, von derselben Vergünstigung der Tantiemenforderung Gebrauch zu machen, wie die Opernkomponisten. Da der einzelne aber nicht in der Lage ist, mit sämtlichen Konzertinstituten selbst in Unterhandlung zu treten und da dies andrerseits auch für die Institute eine kaum durchführbare Erschwerung ihrer Geschäftsgebarung bedeutete, haben die in der Genossenschaft deutscher Tonsetzer vereinigten Komponisten die Anstalt für musikalisches Aufführungsrecht zu Berlin gegründet, welche die geschäftliche Vertretung sämtlicher Mitglieder übernimmt. Die Abgaben der Konzert- und sonstigen Veranstaltungen sollen nicht in der Bezahlung für einzelne Werke, sondern in Pauschsummen bestehen, da dies nicht nur eine Vereinfachung, sondern auch eine wesentliche Verbilligung bedeutet. Der Pauschbetrag wird im Verhältnis zu den Einnahmen der betr. Institute festgesetzt.

Im übrigen möchte ich auf die Veröffentlichungen der Genossenschaft, und auf die Ausführungen Prof. Hans Sommers und Dr. Altmanns in Heft 11 der Musik hinweisen. Siegmund v. Hausegger.

als engere Gesinnungsgenossen gefunden haben, in dieser Frage diametral entgegengesetzter Ansicht sind. Vor allem fragte ich mich aber, wie eine derartig missverständliche Beurteilung des Verhältnisses, das zwischen schaffendem Künstler und Konzertveranstaltung herrschen soll, bei einem Manne von Ihrem Weitblick möglich ist.

Sie sagen, die Aufführung eines modernen Werkes, das der Kasse Defizit verursacht, sei ein dem Komponisten erwiesener Gefallen. Ich meine, in dem Augenblick, als ein Dirigent von dem künstlerischen Wert einer Schöpfung überzeugt ist, erfüllt er nur seine Pflicht und Schuldigkeit, wenn er es aufführt. Gefallen wird höchstens dem Publikum erwiesen, für welches das Konzertinstitut das Geldopfer der Aufführung bringt. Der Komponist hingegen bietet eine ganz bestimmte Leistung, nämlich sein Werk, für das er Gegenleistung beanspruchen kann. Den finanziellen Wert dieser Leistung nach dem augenblicklichen Erträgnis zu beurteilen, heisst die Sachlage vollkommen verkennen. Bei Eintagserscheinungen trifft dies zu; diese aber allein als „moderne" Geldopfer fordernde Werke in Betracht zu ziehen, geht nicht an. Bei Behandlung unserer Reformfrage müssen wir doch in erster Linie die für die Zukunft geschriebenen bleibenden Werke ins Auge fassen. Gestatten Sie mir, an einem konkreten Beispiel, in welchem wir, weil rückblickend, künstlerischen und finanziellen Wert klar sehen, meine Ansicht näher zu erläutern. Versetzen wir uns in die Zeit, in welcher Beethovens Eroica Novität war. Einige wenige mutvolle Dirigenten wagen, in richtiger Erkenntnis der hohen Bedeutung der Neuschöpfung, Aufführungen. Das Publikum lässt sich durch den Namen des kühnen, verrückten Modernen abschrecken, Saal und Kasse sind leer. Trotzdem, haben diese Dirigenten Beethoven mit der Erstaufführung einen Gefallen erwiesen, oder nicht vielmehr sich selbst eine Ehre, für die sie ihm Dank schulden? Bei wiederholten Aufführungen wächst das Verständnis. Endlich ist die Eroica Zugstück geworden. Tausende von Mark sind seit Dezennien in die Kasse der Konzertinstitute durch Beethovens Symphonie geflossen. In welcher Weise nahm der Komponist an dem materiellen Vorteil, den sein Werk Andern schuf, teil? Bei der ersten Aufführung wurde das Notenmaterial um vielleicht 100 Mark erworben, die wohl grösstenteils in die Tasche des Verlegers flossen, von allen folgenden Aufführungen hatte Beethoven auch nicht einen Pfennig. Wie ist dem abzuhelfen? Es wäre eine schreiende Ungerechtigkeit, wollte in solchem Falle der Komponist gleich bei der ersten Aufführung eine Gegenleistung fordern, die zum finanziellen Gewinn, den sein Werk zu bieten verspricht, in richtigem Verhältnis steht. Gewiss aber wird es nur billig sein, wenn der Komponist von jeder Aufführung den Betrag von 1 %, der nicht einmal ausschliesslich ihm, sondern auch dem Verleger zugute kommt, beansprucht, und der zudem auf dem musikalischen Markte ob seiner Höhe umso weniger Verwunderung erregen darf, als man beispielsweise Agenten ihre Forderung von 10 % für Leistungen anstandslos zu bewilligen gewöhnt ist, die jedenfalls nicht im Verhältnis des Zehnfachen zu Beethovens Eroica stehen. Sie werden mir zweierlei entgegnen:

1. „Das ist eben Beethoven.“ Würde aber der Fall einer einmal schon dagewesenen so in die Augen springenden Unbilligkeit nicht vollauf genügen, die Notwendigkeit einer derartigen Besteuerung darzutun? Auch bitte ich zu bedenken, dass zwar die Dimension, nicht aber das Wesen des Missverhältnisses zwischen Leistung und Gegenleistung bei minderbedeutenden Werken sich ändert. 2. „Tatsächlich haben doch damals die Konzertinstitute ein Geldopfer für das Beethovensche Werk gebracht und müssen schliesslich mit den Ziffern der augenblicklichen Ausgaben rechnen, nicht aber sich auf allfallsige zukünftige Einnahmen vertrösten!“ Ganz richtig! Aber es fragt sich, ob nicht auf anderen Wegen derartige Ausgaben gedeckt werden können. Nehmen wir an, der mutige Dirigent, welcher die Eroica vor leerem Saale gebracht hat, ist so klug, im folgenden Konzert Meister der älteren Zeit zu Wort kommen zu lassen und hierdurch glänzende Einnahmen zu erzielen. Doch darauf werde ich später noch einmal zurückkommen.

Dass nahezu kein schaffender Künstler die Früchte seiner Arbeit selbst ernten kann, ist ja allbekannt. Aber sich deshalb einfach damit abzufinden und den Komponisten ruhig weiter hungern zu lassen, dazu liegt keine Notwendigkeit vor, und es ist nur zu verständlich, dass er, wenn ihm von aussen nicht geholfen wird, selbst auf Mittel und Wege sinnt, die ihm die Möglichkeit bieten, seinen schöpferischen Beruf unbehindert auszuüben. Tatsächlich werden Sie mir, sehr geehrter Herr Doktor, kaum einen Konzert-Komponisten nennen können, der nicht darauf angewiesen ist, neben seiner Kompositionstätigkeit eine Zeit und Kraft raubende, ihm den Lebensunterhalt sichernde Stellung zu suchen. Wie viele Werke von Bedeutung, aber hierdurch ungeschrieben bleiben, müssten Sie als Künstler am besten beurteilen können. Wenn den Komponisten nun durch das Gesetz das Recht zugestanden ist, eine minimale Bereicherung ihrer Einnahmen zu erzielen, so zwingt sie einfach die Not, sich dieses Rechtes auch zu bedienen.

Sie selbst, Herr Doktor, haben den Vorschlag gemacht, die bedeutenden Komponisten sollten durch Geldsammlungen erhalten werden. Dieser Vorschlag hat mich, offengestanden, aus Ihrem Munde und im Kunstwart Wunder genommen. Er bedeutet nichts anderes, wie dass Menschen auf Gnadengehalte und Almosen angewiesen sein sollen, die etwas von ideell und materiell greifbarem und glänzend ausnützbarem Werte schaffen, die also wohl mindestens denselben Anspruch erheben dürfen wie jeder gewöhnliche Arbeiter, nämlich für ihre Arbeit ein gesetzlich geregeltes Entgelt zu erhalten. Ich müsste erwarten, dass der Einblick in die Art, wie heute in der Allgemeinheit über Kunst gedacht wird, Sie schon längst gelehrt hätte, welche Gefahr sich darin birgt, wenn der Gesellschaft, die in so unklaren Begriffen über den Wert des geistigen Eigentums befangen ist, auch noch aus Künstlerkreisen das Recht zugestanden wird, freiwillige, von ihrer Mildherzigkeit und ihrem Belieben abhängige Gaben an Schaffende zu verabreichen. Herr Avenarius schlägt eine Nationalsammlung für Draesecke vor. Die Teilnahme der besitzenden Kreise für eine solche zu wecken, wäre in erster Linie

Aufgabe der Künstler. Glauben Sie, dass Ihr Chordirigent, dem in seinem grossen Idealismus die paar Mark Aufführungshonorar für den „Christus" schon eine „himmelschreiende" Ungerechtigkeit scheinen, in seiner ängstlichen Sparsamkeit dem von ihm so verehrten Komponisten gegenüber, durch sein leuchtendes Beispiel sehr dazu beitragen wird, Stimmung und Verständnis für eine Nationalsammlung zu wecken? — Und wie es mit dem Idealismus des deutschen Volkes bestellt ist, wenn es sich um den Geldbeutel handelt, das haben wir wohl alle von der Gründung Bayreuths her in treuem Gedächtnis. Damit dürfen die Künstler nicht rechnen.

Es ist nicht abzuleugnen, dass ein Ausgleich in dem Missverhältnis zwischen augenblicklichem und zukünftigem Wert eines Werkes angestrebt werden muss. Dem Komponisten stehen hierzu keine Wege offen. Dies können nur Verleger und Konzertinstitute, indem sie für den anfänglichen materiellen Schaden in der Nutzniessung anderer schon anerkannter Werke Deckung suchen. Dass statt dessen die Komponisten für den materiellen Schaden durch moderne Werke verantwortlich gemacht werden und dafür büssen sollen, wo die Schuld im Unverständnis des Publikums liegt, berührt höchst eigentümlich, wenn nicht komisch. Ich denke, die Konzertinstitute sollten sich doch vor Augen halten, dass ihr einziger Daseinszweck der ist, durch Aufführung der alten und modernen Musikliteratur zu lebendigen Faktoren der Kunstentwicklung zu werden. Sich aber einer Boykottierung von Werken, die NB. geringe Geldopfer fordern, so stolz zu rühmen, wie dies in einer der letzten Nummern des Musikalischen Wochenblattes Herr Prof. Weber (Augsburg) gelegentlich der abgesetzten romantischen Ouvertüre von Thuille tut, bedeutet eine völlige Verkennung der künstlerischen Aufgaben eines Dirigenten. Mit sehr gemischten Gefühlen müsste man ein Konzertprogramm betrachten, bei dessen Zusammenstellung nicht der künstlerische Wert der Werke, sondern die Erwägung der Steuerfreiheit massgebend war.

Wiederholt wurde von seiten der Veranstaltungen die Gegenüberstellung älterer anerkannter und moderner Werke gebraucht. Hierzu käme noch jene andere: Komponisten, denen man den Gefallen erweist und solche, die man aufführen „muss". Wo liegt die Grenze? Doch nur dort, wo die Einnahmen anfangen. Vor dreissig Jahren waren Wagnerabende nach dieser Auffassung wohl ein Gefallen für den Komponisten; jetzt sind sie eine pathetisch ausgesprochene heilige Pflicht. Warum? Weil Wagner jetzt ein Geschäft bedeutet. Sie werden sagen: „Daraus können Sie den Konzertinstituten keinen Vorwurf machen; sie müssen eben leben." Ganz gewiss, aber auch die Komponisten müssen „leben". Was dem einen recht ist, ist dem andern billig. Den Komponisten wird mit den verletzendsten Worten vorgehalten, dass sie, die bis dato immer das Nachsehen hatten, sich endlich darauf besinnen, dass auch sie Ansprüche an das Leben zu stellen haben. Meiner Meinung nach hat niemand auch nur das leiseste Recht, ihnen darum „Geschäftsmacherei" oder „Gründerehrgeiz" vorzuwerfen.

Viele Ihrer und der übrigen Gegnerschaft Behauptungen brauche ich nicht erst zu berühren, da sie auf das treffendste in der kürzlich

erschienenen Broschüre der Genossenschaft deutscher Tonsetzer widerlegt worden sind. Nur einem Vorwurf muss ich noch kräftig entgegentreten. Es ist nicht richtig, dass die Institution hauptsächlich den schon akkreditierten Komponisten zugute kommt. Solche sind in der Lage, für sich Aufführungshonorare zu fordern, die in dieser Höhe in der ersten Zeit sicher nicht von der Genossenschaft ausgezahlt werden können; wohl aber werden weniger bekannte Komponisten durch die Tantieme der Genossenschaft einen kleinen Verdienst erzielen — vielleicht den ersten, da ja in so und so vielen Fällen die Verleger ihnen überhaupt keinen Gewinn zugestehen. Dass durch diese Aussicht mancher verleitet wird, der Mode zu huldigen, soll nicht geleugnet werden, aber ich denke, dieses Streben nach dem Beifall des Tages hatte früher genau so Verlockendes in sich. Auch wird man solch schwachen, dieser Versuchung so leicht erlegenen Charakteren im Interesse der Kunst keine Träne nachzuweinen brauchen.

Ich kann mir zuletzt nicht versagen, mein Bedauern darüber auszusprechen, dass von gegnerischer Seite der Kampf in so gehässiger, selbst vor ehrenrührigen Anschuldigungen nicht zurückschreckender Form geführt wird. Wer mit mir aufmerksamen Blickes die Veröffentlichungen in so manchen Musikzeitungen verfolgt, wird mir Recht geben, dass die Kampfesweise nur zu oft durchaus unparlamentarisch ist, und dass es sich in vielen Fällen gar nicht um den bedrohten, so aufdringlich stets im Munde geführten Idealismus, sondern um das bedrohte Geschäft handelt, das nach Ansicht solcher Leute in letzter Linie auf Kosten der Komponisten blühen soll. Wohltuend aber muss es jeden unparteiischen Beobachter berühren, wie massvoll und vornehm der Fall von der Genossenschaft behandelt wird. Gottlob verschlossen sich auch eine grosse Anzahl von Verlegern und Konzertinstituten nicht der Einsicht in die künstlerische Notwendigkeit dieser Institution.

Doch lassen Sie mich nun meine schon zu lang geratenen Ausführungen schliessen, obwohl, wie ich ja weiss, dieselben trotzdem nicht Anspruch auf Vollständigkeit erheben können.

Mit hochachtungsvollem Gruss

Ihr sehr ergebener

Siegmund von Hausegger.

Zur Süddeutschen Volkskunde I.

Die Jäger.

Studien nach der Natur, von Ludwig Ganghofer in München.

Im Laufe der dreissig Jahre, seit ich das Weidwerk übe, ist eine vielköpfige Reihe von Berufsjägern an mir vorbeigegangen. Die meisten waren mir freilich wie Menschen auf der Strasse, die vorübergehen und kaum gesehen schon wieder vergessen sind. Mancher aber hat sich unauslöschlich in meine Erinnerung eingebrannt und seinen Namen in mein Leben geschnitten, wie man tiefe Zeichen in die Rinde eines Baumes schneidet, in der sie niemals wieder vernarben.

Wenn ich zurückdenke über diese dreissig Jahre, tauchen harte, eigensinnige Köpfe vor mir auf, frohe und gutmütige Gesichter, Männer von eiserner Energie und hilfslose, weiche Träumer, wilde, heissblütige Kerle und kindlich besaitete Gemüter, wunderbar kluge Leute und ratlose Narren, Söhne der tollenden Lebensfreude und stille Kinder des Schmerzes.

Kunterbunt, wie sie aus meiner Erinnerung aufwachen, will ich sie schildern. Und diese absichtslosen Studien, treu nach dem Leben gestrichelt, mögen beitragen zur Erkenntnis unserer heimatlichen Menschen, zum Verständnis der seltsamen Linien, mit denen die Natur bei der Bildung des Volkes die Köpfe und Herzen zeichnet, und zur Entwirrung des abstrusen Fadenschlages, mit dem sie so häufig das simple Lebensgewebe des Dorfes durchschiesst. Zahlreiche Züge, die uns da wie dunkle Rätsel erscheinen, werden für unser Verständnis gelöst, sobald wir erkennen, dass sie nichts anderes sind als Urformen des Lebens, die sich aller Entwicklung der Menschheit und aller Kultur zum Trotz erhalten haben durch Tausende von Jahren.

Wie im Fels der Berge, so steckt auch im Blut des Volkes eine zähe Kraft des Erhaltens. Wer das Volk vergangener Jahrhunderte erkennen will, wird sich aus Büchern wenig Gescheites holen. Sein bester Lehrmeister wird das Volk von heute sein. An den Menschen, die da draussen und da droben umherlaufen, weit vom zivilisierten Gleichheitsschliff der Stadt, haben alle Farben der Vergangenheit eine überzeugende Kraft bewahrt: die tiefen, rücksichtslosen Raubtierinstinkte, die Züge des unbekehrbaren Misstrauens, die eiserne Festigkeit des guten Glaubens, alle Hässlichkeit des kämpfenden Lebens und all jene kindlich zarten, reinen Seelenklänge, für die wir Städter von heute nicht mehr die hörenden Ohren haben.

Das gilt von allem Volk, das abseits der grossen Lebensstrassen wohnt, nicht nur von den Jägern. Aber unter allen Menschen des

Dorfes hab ich gerade den Jägern am schärfsten durch Herz und Nieren geguckt. Menschen, die das Leben in der Einsamkeit für Jahre an uns fesselte, mit denen wir Tausende von Wegstunden Seite an Seite wanderten, die den Trunk und das Lachen mit uns teilten, das Brot und die Gefahr, und die am gleichen Feuer hundert Nächte mit uns verschwatzten — die lernt man kennen bis auf die Neige ihres Wesen. Was ich an ihnen gesehen, will ich erzählen.

Der „Machtnix".

Mit seinem richtigen Namen hiess er Sebastian Locher. Warum gerade er als erster aus meiner Erinnerung auftaucht? Ich weiss nicht. Vielleicht, weil er einer der letzten war, die ich verloren habe.

Er wurde mir, als ich einen Jäger suchte, von einem befreundeten Forstmann warm empfohlen, mit dem Bemerken, dass Locher für den Dienst im königlichen Leibgehege vorgemerkt wäre, dass es aber wohl noch lange dauern würde, bis er zur Anstellung an die Reihe käme.

Ein schlanker, geschmeidiger Bursch mit hübschem Gesicht, braunhaarig, auf der Oberlippe ein kleines Bärtchen, nur wie ein dunkler Hauch. Als er sich meldete, gewann er durch seine verständigen Antworten gleich mein Zutrauen. Und wir tauschten den Handschlag. Schon wollte er aus der Stube gehen. Da sah ich, dass er zwischen Ohr und Wange eine kleine offene Wunde hatte, von der Form einer Bohne.

„Locher? Was haben sie denn da am Ohr?"

„So a bissel ebbes ausschwieren thuat mer. Dös macht nix. Da schiesst grad 's schlechte Blüet aussi." Und draussen war er.

Als jüngster Jäger hatte er den Schutzdienst im entlegensten Revierteil zu versehen und kam nur alle vierzehn Tage ins Jagdhaus. Bei seinem ersten Rapport gewahrte ich, dass die Wunde an seinem Ohr bis zur Grösse eines Markstückes gewachsen war. Und recht hässlich sah die Sache aus.

„Sie, Locher, das dürfen Sie nicht so gehen lassen! Da müssen Sie etwas tun!"

„I thua scho ebbes."

„Was denn?"

„An Pfeifensaft schmierb i oni. Der beisst 's Hitzige alles aussi."

„Sie dummer Kerl, da können Sie sich schön zurichten."

„Ah na! Dös macht nix!"

„Warten Sie!" Ich holte aus unserer Hausapotheke ein Päckchen Watte und ein Fläschchen mit Karbolsäure, und erklärte ihm, wie er die Säure verdünnen und die Wunde ein paarmal des Tages reinigen müsse. Er hörte zu, aufmerksam wie ein Star, der das Reden lernen soll. Dann übernachtete er in der beim Jagdhaus gelegenen Jägerstube. Am Morgen, als er wieder davon war, brachte mir der Oberjäger das Fläschchen Karbolsäure, das Locher gar nicht geöffnet hatte, und das

Päckchen Watte, von der keine Flocke fehlte. „Da hab i in der Jaagerstuben ebbes gfunden, dös muass in d' Hausaperthecken ghören!"

Nach vierzehn Tagen, als Locher wieder kam, war die Wunde so gross wie ein Taler. Damit ich sie nicht sehen sollte, hatte er um die Ohren, wie bei Zahnweh, ein rot' und blau gewürfeltes Schnupftuch herumgebunden, dessen Zipfel ihm wie Eselsohren vom Kopfe abstanden. Aber das Tuch musste herunter.

„Du lieber Herrgott, Locher, das dürfen Sie doch nicht so weiterfressen lassen!"

„Ah, dös macht nix!"

„Das macht freilich was! Warum haben Sie denn nicht getan, was ich Ihnen gesagt habe?"

„Verentschuldigen S', Herr Dokter . . . aber ebbes, was der Mensch net kennt . . . und dö Sach weard von eahm selm aa wieder guat!" Er spuckte auf die Fingerspitzen und strich den Speichel über die Wunde.

Da wurde ich grob. Und mit zweitägigem Urlaub schickte ich ihn die fünf Stunden nach Mittenwald zum Arzt. Als er wiederkam, mit dem rot und blau gewürfelten Schnupftüchl um die Ohren, erzählte er: „Zum Schmierben hat er mir ebbes geben." Dabei zog er aus der Joppentasche einen kleinen, mit buntem Papier verschlossenen Porzellantiegel hervor, den er misstrauisch betrachtete. „Wer woass, was da drin is!"

„Wird schon das Richtige drin sein! Schmierben Sie nur fleissig!"

Am anderen Morgen erschien der Oberjäger wieder und brachte das Porzellantiegelchen, das der „Machtnix" in der Jägerstube zurückgelassen hatte, noch mit dem schönen, bunten Papierl drüber. Und lachend berichtete mir der Oberjäger von der Schilderung, die Locher den anderen Jägern von seinem „Metzgergang" zum Doktor gemacht hatte: „Wie a Narr hat 'r allweil einigspritzt ins Loch und mit so an Gluatstangerl umanander gsabelt! Sakra, hab i mir denkt, der strapaziert si ja, als ob eahm ebbes fehlen taat! Und d' Hitzwag hat er mer einigschoben unter d' Irxn. Und für'n Hoamweg hat er mer so ebbes Dreckets auffipappt. Aber dös hat mi so viel kitzelt, dass i 's glei wieder abigrissen hab!"

Die ernste Sache begann für mich komisch zu werden. Aber ich wollte radikale Hilfe schaffen und liess den Sebastian Locher von der Jagdhütte holen. Ganz verdrossen trat er in meine Stube: „Mei Gott, was haben S' denn allwei, Herr Dokter? So a bissel ebbes! Dös macht doch nix!"

Aber da half ihm jetzt kein „Macht nix" mehr. Er musste direkt vom Jagdhaus weg nach München in die Klinik fahren, mit einem Empfehlungsbrief an einen mir befreundeten Arzt. Nach acht Tagen kam er wieder, um die Ohren das rot und blau gewürfelte Tuch, unter dem ein Stück Heftpflaster herausguckte.

„Sind Sie denn schon geheilt, Locher? Hat man Sie denn so schnell wieder entlassen?"

Er lachte. „Na! I hab mi selm wieder davongmacht. In so an Krankengstanken hätt i 's koan Tag nimmer ausghalten. Der Locher

muass gsunde Luft haben! . . . Und an Briaf hab i kriagt!" Strahlend vor Freude reichte er mir ein grosses Amtsschreiben: die unerwartet eingetroffene Nachricht von seiner Anstellung als Jäger im Leibgehege. Nach Berchtesgaden kam er. Ich wünschte ihm Glück zu diesem Posten, liess ihn ohne Kündigung aus unserem Dienst treten und gab ihm noch den eindringlichen Rat, sich gründlich auszukurieren, bevor er seine Stellung anträte.

„Ah na, i roas glei umni! Dös bissl da am Ohrwaschl, dös macht mer nix! Is eh scho halbert wieder guat!"

Unter lustigem Gejodel wanderte Sebastian Locher davon, die blitzblanke Büchse auf dem Rücken, ein gelbes Aurikelsträusschen auf dem grünen Hut — und um die Ohren das rot und blau gewürfelte Schnupftuch.

Acht Tage später brachte mir der Oberjäger ein Zeitungsblatt. „Haben S' es scho glesen, Herr Dokter? Den Machtnix hat's grissen. Ebbes Sauers is eahm ins Blüet einigfahren. Glei am andern Tag, wie er auf Bertlsgaden kemman is, hat's 'n derkeit! . . . Weil er allwei gmoant hat, es macht nix! Hat's eahm halt deacht ebbes gmacht! Da hätt 'r si d' Roas auf Bertlsgaden sparen kinna! So an Haufen Geld, was dös kost!"

Jochei Schuemacher.

Eine wilde Sturmnacht hat ihn von meiner Seite fortgeweht, aber eine traumhaft schöne Sonnenstunde war's, die sein Leben mit dem meinen verknüpfte.

Vor 15 Jahren, in der letzten Juliwoche, kam ich zur Gemspirsche ins Salzkammergut. Das waren Tage, so schön, als hätten sie beweisen mögen, dass die Sonne treu sein kann. Am frühen Nachmittag langte ich in dem einsam gelegenen Forsthaus an und wollte gleich hinauf zur Jagdhütte. Der bestellte Träger, der meinen Rucksack und den Proviant für eine Woche die drei Stunden hinaufschleppen sollte ins Gemsrevier, sass schon wartend auf der Hausbank — ein junger Bursch, der mir auf den ersten Blick gefiel, und der mich Fremden mit jener lachenden Herzlichkeit begrüsste, wie sie nur gute Freunde beim Wiedersehen für einander finden. Er war nicht gross, nur so der Mittelschlag, aber breitschultrig und kräftig gebaut. Was mir gleich an ihm auffiel, war die wundervolle, geschmeidige Ruhe seiner Bewegungen — da ging alles so glatt und lautlos, wie eine Maschine läuft, wenn sie frisches Öl hat. Kurzgeschnittenes Blondhaar umschimmerte den derben Kopf, und trotz seiner 25 Jahre hing ihm schon ein welliger Kapuzinerbart bis halb auf die Brust herunter. Wenn der Jochei lachte, ging's immer wie ein feines Rieseln durch den Schimmer dieser seidenen Strähne. Und aus dem sonnverbrannten, gutmütigen Gesichte glänzten zwei ruhigblaue, heitere Augen heraus. Er war mir lieb geworden, noch eh' ich ein Dutzend Wörtchen mit ihm geredet hatte.

Als die Kraxe mit dem halben Zentner Gewicht auf seinem Rücken

lag, stieg er so stramm bergauf, dass ich in Hemdärmeln und mit der leichten Büchse Mühe hatte, gleichen Schritt mit ihm zu halten. Am Ende liess ich ihn rennen und blieb zurück, um bei behaglichem Anstieg die Augen trinken zu lassen.

Was war das ein Tag! Die Luft so leicht und süss, wie ein schmeichelnder Gedanke von schönen Dingen, alle Farben durchzittert von einer milden Glut. Der Wald wie ein Lied der Ruhe, das du hundertmal schon hörtest und jetzt zum erstenmal verstehst, die Berge beinah unkörperlich, wie ein silbernes Gespinst hinaufgehaucht ins Blau, und Himmel und Erde getränkt mit Sonne, die nicht brannte, nur leuchtete — einer von jenen Tagen, an denen du weinen möchtest, wenn sie dich nicht zwängen, zu jauchzen.

Nach dritthalb Stunden, als ich die Passhöhe erreichte — ein struppiges Weideland, von grossen Felsblöcken durchwürfelt — floss durch die Sonne schon das rote Blut des Abends. Und da hörte ich leisen Gesang — nicht wie einer singt, der von seinem Liede weiss — so, wie einer unbewusst in Klängen denkt und empfindet.

Neben dem Wege hob sich aus dem Gestrüpp ein klobiger Fels heraus, von der niedergehenden Sonne glühend angestrahlt. Ein alter Viehhirt stand mit dem Kinn über seinen Stecken gelehnt, und Jochei, ganz rot von Sonne, sass mit baumelnden Füssen auf dem hohen Stein. Die beiden hatten wohl von allerlei ernsten oder frohen Dingen geschwatzt und waren still geworden — und was dem Jochei von diesem Geplauder noch in der Seele geblieben, das sang er jetzt in den Glanz des Abends hinaus, ganz leise, wie ein Träumender. In den Augen, die regungslos ins Weite gerichtet waren, blitzte scharf und starr ein Reflex der Sonne, und ein Klang von Wehmut zitterte durch die heitere Ländlerweise, die er sang.

„Du, dein Herr!“ sagte der Viehhirt und stupfte mit seinem Stecken nach dem Jochei. Der wachte auf, sprang lachend vom Stein herunter und hob mit einem Jauchzer die Kraxe auf den Rücken.

Während wir über das Almfeld hinüberwanderten zur Jagdhütte, liess ich mir ein bisschen was von seinem Leben erzählen. Vater und Mutter hatte er schon verloren, und in der Militärzeit hatte er sein kleines Anwesen der Schwester verschrieben, damit das Mädel heiraten konnte. „'s hat halt a wengl pressiert!“ meinte er lachend. Aber im Gütl der Schwester war jetzt kein Platz mehr für ihn — warum, das sagte er mir nicht — und so brachte er sich eben durch, wie es ging, bald als Zimmermannsgesell, bald als Holzknecht und als Träger bei den Jagden. Ein armer Teufel, aber heiter, glücklich und verliebt. Das letztere merkte ich gleich. Alles, wovon wir schwatzten, wurde für ihn zu einer Brücke, auf der er zu seinem „Nannerl“ hinübersprang. Wie der Jochei von diesem Mädel sprach — mit diesem frohen Lachen, mit diesem Glanz in den Augen — musste das ein seltenes Geschöpf sein, bildsauber und klug, ein Ausbund von weiblichem Reiz und holder Tugend, ein Wesen, das aus des Herrgotts Händen als ein unverdientes Geschenk herabgefallen war auf die schlechte Erde.

Die Liebe war da, aber mit dem Heiraten hatte es noch weite Wege. Denn die Rocktasche des Nannerl war ebenso leer wie der Joppensack des Jochei. Er sagte lachend: „Mier haben's scho so in der Familli, dass mer allwei hinfallen, wo koa Bankl net is!" Da hiess es eben sparen und zuwarten, bis sie ein kleines Gütl pachten konnten. Vier, fünf „Jahrerln" konnte das freilich dauern. „Abr bal oanr woass, auf was er wart't, da verdriasst 'n koa Zeit net!"

Eine Woche blieb ich auf der Jagdhütte. Herrliche Tage für den Freund der Natur wie für den Jäger. Aber das Liebste an all diesen schönen Tagen war mir der Jochei. Der prächtige Bursch war von einer unverdrossenen Heiterkeit, immer bereit zu jedem Dienst, immer gefällig, immer flink wie ein Wiesel, und dabei doch von einer Ruhe, dass man, wie ein Volkswort sagt, seinen Schnaufer nicht hörte. Galt es einen Gemsbock, der an einem „verteufelten Platzl" stand, vor meine Büchse zu bringen, so war dem Jochei keine Wand zu steil, kein Graben zu tief. Aber am besten gefiel er mir am Abend in der Hütte. Wenn er da nach dem Kochen gespült, gekehrt und geputzt hatte, bis das Hüttchen wieder blinkte vor Sauberkeit, dann setzte er sich mit baumelnden Füssen auf die Kreisterkante, sang seine kleinen, lustigen und schwermütigen Liedchen, blies auf dem „Fotzhobel"*) einen Ländler um den andern herunter — oder während der Jagdgehilf die alte, verstaubte Zither malträtierte, auf der die Hälfte der Saiten fehlte, tanzte der Jochei ein Schuhplattlersolo mit einem Feuer und einer Grazie, dass ich mich an dem Burschen nicht sattschauen konnte.

Wenn ich dann bei der qualmenden Pfeife mit dem Jagdgehilfen bis spät in die Nacht hinein vom Weidwerk schwatzte, sass der Jochei schweigend dabei mit grossen Augen und passte auf wie ein Haftlmacher. Und sagte einmal, mit brunnentiefem Seufzer: „Herrgott, d' Jaagerei, dös waar so ebbes für mi!"

Als die schöne Woche da droben vorüber war, fiel es mir schwer, vom Jochei zu scheiden.

Anderthalb Jahre später übernahm ich mit ein paar Freunden eine Jagd im Wienerwald. Bei der Suche nach einem Jäger fiel mir mein Jochei ein, mit seiner Sehnsucht, Jäger zu werden. Ich schrieb an den Förster, ob der Jochei Schuemacher vielleicht Lust hätte usw. Acht Tage, und der Jochei trat bei mir an — mit einer recht zweifelhaften Büchse, die er „unter der Hand" um 12 Gulden gekauft hatte — aber mit einem Gesicht, brennend vor Glück und Freude über die Stellung, die er als Jäger gefunden. Dreissig Gulden im Monat! So was hätte sich der Jochei bei aller Verwegenheit seiner Lebenshoffnungen niemals träumen lassen. Aber bei allem Glück, das aus seinen Augen lachte, fiel mir zwischen seinen blonden Brauen eine kleine, tiefgeschnittene Furche auf. Die musste ich damals übersehen haben. Oder war sie neu in dieses frohe Gesicht gefallen?

„Was macht denn das Nannerl?" fragte ich.

---

*) Mundharmonika.

In seinem Gesicht ging ein Glanz auf, wie wenn an hellem Abend der Vollmond steigt. „Aaaah, mei Nannerl!" Mehr sagte er nicht. Aber aus Dankbarkeit für meine Frage drückte er mir die Hand, dass ich eine Stunde lang die Finger nicht mehr rühren konnte.

Seinen Dienst packte der Jochei an, wie man Bäume umreisst. Freilich fallen sie nicht immer. Auch beim Jochei blieben die meisten stehen. Von der heiter zugreifenden Frische, die mir damals so gut an ihm gefallen hatte, war etwas ausgelöscht. In seinem Wesen war jetzt was Bedächtiges und Sinnierliches, das ihn zumeist den Moment verpassen liess, in dem es galt, zu handeln. So unermüdlich er auch mit den Beinen bei seinem Dienste war, es wollte ihm nie was glücken, und die beiden andern Jäger begannen ihn als minderwertig über die Achsel anzusehen und derb zu hänseln. Ich musste für den Jochei manche Lanze einlegen, um ihm Ruhe zu verschaffen. Aber zuweilen hab ich auch mitgeholfen, um den guten Kerl zu quälen. Die Jäger hatten es herausgebracht, wie leicht man den Jochei zu Tränen rühren konnte. Und da musste ich, wenn wir in der Jägerstube beisammen sassen, allerlei traurige Geschichten erzählen, von einem lieben, unschuldigen Mädel, das von ungerechten Menschen drangsaliert wird, oder von einer tragenden Rehgeiss, die sich in der Schlinge zu Tode zappelt, oder von einer tapferen Häsin, die ihre Jungen nutzlos gegen eine Rabenschar verteidigt. Wenn solch eine Geschichte zur tragischen Wendung kam, durfte ich nur die Stimme ein bisschen tremolieren lassen ... „das aaahrme Haserl" ... dann ging dem Jochei plötzlich ein Zucken über das bärtige Gesicht. Er drehte den Kopf auf die Seite, krümmte die Schultern unter der Joppe und ballte die Fäuste, um sich gegen die aufsteigenden Tränen zu wehren. Aber es half nichts, sie kollerten ihm schliesslich doch über die Backen in den schimmernden Kapuzinerbart. Und dann ging das Gelächter los.

Aber trotz mancher Dummheit, die er im Dienst anrichtete, hielt ich meinem Jochei durch dick und dünn die Stange. Wenn ihm auch nichts glückte — sein Fleiss war unermüdlich bei Tag und Nacht, sein Wort verlässlich bis aufs Haar, und anständig und ehrenhaft war er bis zu seinem Nachteil.

Als er drei Monate bei uns war, kam er einmal mitten in der Nacht und trommelte mich aus dem Schlaf. Keuchend vor Aufregung und das bleiche Gesicht von Schweiss überronnen, stand er vor meinem Bett. „Herr Dokter! Jatz hab i amal ebbes! Endli amal hab i ebbes!"

Einen Rehbock mit abnormem Geweih, auf den ich seit Wochen ebenso eigensinnig wie resultatlos pirschte, hatte er am Abend beobachtet, und jetzt wusste er ganz genau den Fleck, auf dem sich der Rehbock niedergetan hatte. „Den schiassen S', Herr Dokter! Passn S' auf, den schiassn S'!"

Während der zwei Stunden, die wir in der Nacht zu marschieren hatten, lief dem aufgeregten Jochei das Maulwerk wie ein Radl. Lange vor Tagesanbruch waren wir an Ort und Stelle. Der schwere Mensch zitterte neben mir, als stünde er vor seiner Hinrichtung. Aber die Sache glückte — ich schoss den Rehbock.

„Geltn' S', jatz habn S' a Freid? Geltn S', jatz habn S' a Freid?" Dieses gleiche Wort haspelte er ein dutzendmal herunter, ganz närrisch vor Wonne und Aufregung. Und als ich ihm beteuerte, dass ich über die selten schöne Jagdbeute wirklich eine grosse Freude hätte, quetschte er meine Hand und stotterte: „Jatz müassen S' mer aber aa oane machen! Herr Dokter! Lassen S' mer mei Nannerl heireten!" Ein würgendes Schluchzen fuhr ihm in die Kehle. „Vor vierzehn Täg hat's mer geschriebn, dass 's Kinderl da is! Herrrrgott, muass dös a liabs Dingerl sein!" Seine Augen tröpfelten. „Und da kon i dös brave Madl do aa net dahoam so sitzen lassen!"

Nach einigen Tagen konnte ich's dem Jochei mitteilen, dass ich bei der Jagdgesellschaft den Heiratskonsens und eine Gehaltsaufbesserung für ihn herausgeschlagen hätte. Er heulte vor Glück und wollte die paar Gulden, die wir ihm zur Reise schenkten, gar nicht nehmen. Den Blick der Freude, die in seinen Augen brannte, als er zur Stube hinaustorkelte, hab ich nie vergessen. Aber hundertmal hab ich schon diese Stunde seines „Glückes" verwünscht! Hätt' ich ihm damals nicht den Willen getan — wer weiss, vielleicht wäre der Jochei Schuemacher heute ein froher, brauchbarer Mensch!

An einem Regentage kam er angerückt, mit dem Nannerl und mit dem Kind. Ein Schreck fuhr mir durch alle Knochen, als ich das Frauenzimmer sah — eine magere, widerliche Person, verschlampt vom Halstuchzipfel bis zum Rocksaum hinunter, mit dünnem, strohfarbenem Haar, mit schlierigen Augen und einem grossen Maul, dem man die Gefrässigkeit schon ansah, noch bevor es aufklaffte, um die gelben Hamsterzähne zu weisen. Und auf dem Arm dieses Weibsbildes lag in Lumpen gewickelt ein rachytisches, hässliches Kind, das fünf Wochen alt war und schon mit den Augen stumpfer Lebenstrauer in den Tag guckte. Aber der Jochei war unentwegt glücklich! Und lachte: „Jatz haben mer's! Gott sei Lob und Dank! Jatz haben mer's! Vergeltsgott tausetmal, Herr Dokter!"

Beim Anblick dieser Freude, die ich schaffen geholfen, dachte ich mir: „Vielleicht irrst du dich! Du siehst nur das Äusserliche, er aber kennt sein Glück! Und es gibt doch auch hässliche Menschen, die Berge von Gold in ihrem Herzen verhüllen und gute, glückschaffende Hände besitzen!"

Aber das „brave Nannerl" hatte solch ein Herz nicht, und nicht diese Hände. Sie hatte nur dieses Maul, vor dem ich erschrocken war!

Schon nach wenigen Wochen gab es zwischen den Jägerfamilien einen Verdruss um den andern. Das Nannerl legte Feuer unter alle Herde, auf denen man nicht kochen wollte. Und machte Schulden beim Krämer und in den Wirtshäusern — denn sie naschte gerne und liebte die süssen Liköre, weil sie behauptete, dass man von süssen Likören schöne Kinder bekäme — eine Hoffnung, zu der sie schon wieder Ursach hatte.

Bei allem Hader, den es absetzte, verteidigte Jochei sein Nannerl, wie ein Held seine Burg. Wenn ich ihn um der Schulden willen, die

bei der Jagdgesellschaft angemeldet wurden, ins Gebet nahm, gab er nur zu, dass sich das Nannerl halt nicht so recht aufs Hausen verstände. Aber sonst! „Aaah, mei Nannerl!“

Die reine, treue, gläubige Seele, die in diesem blinden, schwachen, verlorenen Menschen zuckte, bezwang mich immer wieder. Als Jagdleiter konnte ich ihm mancherlei Vorteile zuschanzen, die ihn über Wasser hielten, von einem Monat zum andern. Aber es wurde mit seiner Wirtschaft und mit dem Nannerl immer schlimmer. Doch dem Jochei gingen die Augen nicht auf. Ein Jahr lang brauchte er, bis sie nur ein bisschen zu zwinkern begannen, so dass sie das Gröbste sahen. Dann wurde er nachdenklich und schwermütig, fühlte sich von allen Menschen zurückgesetzt und gekränkt, führte geheimnisvolle Reden und rannte mit dem Gesicht eines tödlich Beleidigten in Wald und Feld herum. Alle anderen Leute waren schuld an seinem Unglück, nur nicht das Nannerl.

Manchmal, wenn wir nach guter Jagd in lustiger Gesellschaft beisammen sassen, taute er bei einem Schoppen Heurigen aus seiner chronischen Schwermut auf, wurde für ein paar Stunden wieder der prächtige Jochei von damals, sang seine kleinen Liedchen und tanzte den Schuhplattler mit einer Grazie, dass die Wiener Jagdgäste applaudierten.

Nach solchen Abenden hielt bei ihm der gute Humor wieder ein paar Wochen an, und der Lebenswille machte in seiner schwachen, blinden Seele einen Ruck nach aufwärts. Er redete seinem Nannerl „im Guten“ zu, gewöhnte sich das Rauchen ab, tat keinen Schritt in ein Wirtshaus, sparte an Kleidern und Schuhwerk bis zum äussersten und hungerte, um die Schulden bezahlen zu können, die das brave Nannerl wieder einmal gemacht hatte. Stiegen ihm die Sorgen bis an den Hals, so setzte er dieses gekränkte Gesicht wieder auf und begann wieder dieses verlorene Rennen durch Wald und Feld. In solchen Zeiten nahm er eine merkwürdige Gewohnheit an: er redete reines Hochdeutsch! Wenn ich von Wien herauskam, und der Jochei Schuemacher stellte sich stramm vor mich hin, liess den vorgestreckten Kapuzinerbart zittern und sagte: „Herr Docktohr, ich bitte, heute gäb es einen feinen Pirschgang zu machen!“ ... dann wusste ich gleich, dass mir draussen im Wald ein trauriges, tränennasses Stündchen bevorstand, und dass der Jochei ein paar Zentner Sorgen vor mich hinschütten würde, die erdrückend auf seinen Schultern lagen. In Gottesnamen, dann half ich halt wieder. Aber auf dieses Weibsbild hatte ich eine Wut — zehn Rosse hätten mich nicht mehr in Jocheis Stube gebracht, in diesen Schweinekotter seines Glückes, in dem ein braver Mensch verwahrloste und zwei Kinder zwischen Schmutz und Lumpen hungerten, während das Nannerl gemütlich mit den Hamsterzähnen kaute, vom Morgen bis zum Abend.

Da kam es, dass ich Wien verliess und nach München übersiedelte. Die Jagd im Wienerwald blieb meinen Freunden, und mit der Jagd blieb ihnen auch der Jochei Schuemacher und das Nannerl.

Zwei Jahre hörte ich nichts mehr von ihm. Aber als ich im Hochgebirg eine Jagd übernommen hatte, war eines Tages ein verzweifelter Brief vom Jochei da. Im Wienerwald hatten sie ihn mit dem Nannerl

vor die Tür gesetzt. So nahm ich ihn halt wieder zu mir, ins Hochgebirg. Als er kam, tat mir das Herz weh vor Erbarmen um diesen braven Menschen. Dreissig Jahre! Und wie grau schon! Wie ein Fünfziger sah er aus! Sein bleich durchschossener Kapuzinerbart zitterte, als er mir die Hand hinstreckte: „Melde mich gehorsamst zur Stelle, Herr Docktohr! Und sage vielmals Dank!" Jochei Schuemacher redete jetzt nur noch hochdeutsch. Und wie ich bald erfahren konnte, lautete eins von seinen hochdeutschen Lieblingswörtchen: „Dieses verfluchchchte Weib!"

In dem kleinen Gebirgsdorf lief die Wirtschaft mit dem Nannerl auf den gleichen Füssen weiter, wie sie im Wienerwald gegangen war. Aber der Jochei hatte offene Augen bekommen. Er brachte so viel Energie aus sich heraus, dass er beim Krämer, bei den Nachbarn und bei allen Wirtsleuten erklärte, für die Schulden seines Weibes nicht aufzukommen. Und wenn ihn der Jähzorn packte, redete er mit dem Nannerl nicht mehr „im Guten", sondern im Bösen — er prügelte sie, bis sie winselnd vor ihm auf die Knie fiel und Besserung gelobte. Aber dieses Versprechen hielt immer nur so lange an, bis die blauen Flecken vergangen waren. Schliesslich bekam der Jochei das Prügeln satt, und stumpf ergab er sich in sein Schicksal. Auf seine Bitte liess ich ihn vom Frühjahr bis zum Winter einsam in einer Jagdhütte hausen. Da tat er ruhig und gleichmässig seinen Dienst, schickte jeden Monat von seinem Gehalt, der 45 Gulden betrug, 40 Gulden für Weib und Kinder ins Dorf hinaus und lebte vier Wochen mit den restlichen 5 Gulden. Wie er das fertig brachte, weiss ich nicht. In unserer Küche hatte ich den Auftrag gegeben, dass immer etwas bereit stehen sollte, wenn der Jochei zum Rapport ins Jagdhaus käme. Er behauptete dann immer, keinen Hunger zu haben, und ass erst nach langem Zureden — nur um nicht ungefällig zu erscheinen.

Nahm ich ihn als Begleiter mit auf eine Pirsche, so philosophierte er mit mir im drolligsten Hochdeutsch über die Erschaffung der Menschen, über das Wesen des Todes und den „unexplizierlichen" Zweck des Lebens, über die unsterbliche Seele, über „Gottes Wohnort" und über das „erhoffenswierdiche" Drüben, „wo es aber vermutttlich auch ganz anderster aussieht, als man sich das denkt mit seinem dalkichten Menschverstehstmich!" Dieser sein Hang zu spekulativen Gesprächen verleidete den anderen Mitgliedern der Jagdgesellschaft die Lust, mit dem Jochei zu pirschen. Auch unsere Gäste schossen lieber ihren Hirsch- und Gemsbock, als dass sie zusammen mit dem Jochei die Welträtsel lösten. Er wurde überflüssig, und man hätte ihm gerne den Dienst gekündigt. Aber ich hielt ihn.

So ging es ein paar Jahre mit ihm weiter — und mit Schreck begann ich zu merken, dass seine beiden heranwachsenden Mädchen ganz dem braven Nannerl nachgerieten und dem armen Jochei das Leben noch um ein paar harte Pfunde schwerer machten.

Als ich eines Frühjahrs nach langem Winter wieder hinauskam ins Jagdhaus, führten die Jäger ganz merkwürdige Gespräche über die

Schuemacherin und den Jochei, von dem sie nur immer per „dummer Lapp“ und „Schaf“ und „Esel“ redeten. Und schliesslich sagte mir's einer, dass das brave Nannerl mit dem Knecht eines Nachbarn ein „Gspusi“ angefangen hätte, das augenscheinlich nicht ohne Folgen wäre.

„Um Gotteswillen! Dieses Scheusal! Findet denn die noch einen?“

„Ah ja!“ Der Jäger lachte. „Jedes Haferl kriagt sein Deckerl!“

Ich liess den Jochei kommen und sagte ihm, dass er diesen Redereien ein Ende machen müsse. Stramm, ohne einen Laut zu reden, stand er vor mir und liess den Bart zittern. „Aber Jochei? Können sie vielleicht nicht klagen? Ist denn wirklich was Wahres dran.“

„Man sagt es, Herr Docktohr! Und es dürfte auch kaum ein Zweifel hiewegen zu erheben sein.“

„Aber warum werfen sie dann das Weibsbild nicht aus dem Haus?“

„Nichts Gewisses weiss man nicht von wegen dem Kind. Kann auch von mir sein.“

Gegen diese Philosophie war nichts einzuwenden.

Im Laufe des Sommers kam das Kind — ein Buberl mit pechschwarzen Haaren. Und der Jochei, der einmal blond gewesen, erzählte jetzt mit Vorliebe, dass seine Grossmutter und sein Urahnl „kohlrappenschwarze“ Haare gehabt hätten.

Die Leute vergassen den Skandal, und ein Jahr war äusserlich wieder Ruhe. Nur dass der Jochei immer schlechter aussah, immer verwahrloster umherging, kein ganzes Hemd und keinen brauchbaren Schuh mehr hatte und über „Gottes Wohnort“ immer konfusere Reden führte. Als Jäger wurde er völlig untauglich, niemand wollte mehr mit ihm pirschen, auch ich nicht — und die anderen Jagdgehilfen sagten: „Der Jochei spinnt!“

Eines Tages kam er mit aschfahlem Gesicht und meldete, dass er in einem Revierteil, in dem jeder Abschuss dem Personal aufs strengste verboten war, den stärksten Hirsch, einen Zwölfender, niedergeschossen hätte.

„Aber Jochei!“

„Mich hat so ein Rappsch gepackt, Herr Docktohr! Da hab ich mich was umzubringen für verpflichtet gefunden, und sozusagen gleich das Allerbeste.“

Diesen „Rappsch“, in dem er hatte morden müssen, verstand ich. Und damit der unglückliche Kerl nicht brotlos würde, verschwieg ich die Sache vor den Mitgliedern der Jagdgesellschaft. Aber nach einigen Tagen kam der Jochei selber: „Herr Docktohr, es thut keinen Guttt mehr mit mir! Ich bitte gnädigst, mich zu kündigen.“

Mit Mühe war er zu beruhigen. Aber ich begann im Flachland draussen einen Posten für ihn zu suchen, auf dem er leichteren Dienst hätte — für den verantwortungsvollen Beruf eines Hochgebirgsjägers war dieser zerrüttete Mensch nicht mehr zu brauchen. Auch bedrückte mich immer die Sorge: der Jochei springt im „Rappsch“ einmal wo hinunter!

Wenige Wochen später gab's wieder ein Getuschel — über das Nannerl und einen alten Taglöhner, der im Armenhaus wohnte. Eines

Abends, als Jochei zum Rapport ins Jagdhaus kam, brachten ihm die Jäger das bei. Und spät in der Nacht erschien er bei mir, in einer Aufregung, dass sich an seinen Augen das Weisse herausdrehte. „Herr Docktohr, ich bitte gnädigst um Urlaub bis morgen.“ Und wie ein Irrsinniger rannte er über das Almfeld davon, in die sternhelle Nacht hinaus, dem zwei Stunden entfernten Dorf entgegen.

Am folgenden Mittag kam er, mit dem Gesicht und den Bewegungen eines Betrunkenen. „Herr Docktohr! Jetzt ist die Angelegenheit über allen Zweifel erhaben. Heute Nacht habe ich das Luder erwischt.“

„Und hinausgefeuert?“

„Jawolll, Herr Docktohr! Aber das verfluchchchte Weib ist wieder herein und hat sich am Ofen angesprissen, dass ich gar nichts nicht mehr habe machen können.“ Sein Bart zitterte. „Weil die Kinder auch so geschrien haben.“

Dem Jochei war nicht mehr zu helfen. Und doch versuchte ich noch einen letzten Weg. Zuerst riet ich ihm zur Scheidung. Aber da schüttelte der Jochei Schuemacher hartnäckig den Kopf. „Herr Docktohr, da ist keine Aussicht nicht vorhanden. Ich bin ein guttter Christ, und die Ehe ist ein allerheuligstes Sakrament. Nach diesem elendiglichen Leben will ich mindestenfalles zu Gottes Wohnort kommen.“

Als ich dann eine gute Stelle für ihn gefunden hatte, sagte ich ihm, dass er sie nur antreten dürfe, wenn er das Nannerl von sich wegschöbe. Er solle sie heimschicken zu ihren Verwandten und ihr jeden Monat 10 Gulden geben. Brauche sie mehr, so müsse das brave Nannerl eben arbeiten. Der Rest seines Gehaltes wäre ja bei seiner Sparsamkeit für ihn genügend, um eine ordentliche Magd ins Haus zu nehmen, die seine Wirtschaft instand halten und ihm helfen sollte, seine beiden verwilderten Kinder zu erziehen.

Er streckte den Bart vor. „Bitte, Herr Docktohr, ich habe drei Kinder!“

„Natürlich, ja, ich habe mich nur versprochen.“

Ich nahm seine Hand, zog ihn zu mir auf die Bank, stellte ihm vor, wie das mit seinen Kindern werden müsse, wenn es das brave Nannerl in der gleichen Couleur so weiter triebe, und suchte ihn zu überzeugen, dass es für ihn keinen anderen Ausweg aus seinem Elend gäbe, als die Trennung von seinem Weib, wenn auch ohne kirchliche Scheiduug. Er schien das einzusehen, nickte zu allem, was ich ihm riet und gab mir schliesslich Wort und Handschlag, dass er alles genau so machen wolle, wie ich es ihm vorgeschlagen hatte.

Einige Tage vor seiner Abreise kam er: „Bitte, Herr Docktohr, nehmen Sie mich heut noch einmal mit auf die Pirsch.“ Seine Stimme schwankte. „Eine Freid muss der Jochei Schuemacher noch haben!“

„Aber Jochei, schauen Sie doch zum Fenster hinaus, wir bekommen ja grobes Wetter.“

Ruhig, in seiner sinnierlichen Art, sah er die treibenden Wolken an. „Nichts gewisses weiss man nicht, es kann auch wieder guttt werden.“

Da tat ich ihm den Gefallen. Aber es wurde nicht gut. Ein

schauerliches Unwetter überfiel uns, und ehe wir die Jagdhütte erreichten, gerieten wir unter Blitz und Donner in eine Finsternis, in der man bei jedem Schritt den Hals hätte brechen können. Der Jochei kam in einen Zorn, wie ich ihn nie gesehen. Seine „letzte Freid" war ihm verdorben! Wenn ein Blitz über die Felswände hinzuckte, hob er die geballte Faust und schrie in das Brausen des Sturmes und in die schwarze Finsternis hinauf: „Derschlag mich halt! Derschlag mich, du! Wirst doch einen braven Weidmann derschlagen können, der eh schon umbracht is! Derschlag mich! Halleluja! Halloriodirio . . ." Und mit kreischender Stimme begann er im strömenden Regen eines von seinen kleinen, heiteren Liedchen zu singen.

In der überheizten Jagdhütte, an deren Ofen wir unsere Kleider trockneten, betäubte mich der schwüle Dunst, dass ich in einen Schlaf mit widerlichen Träumen fiel. Mitten in der Nacht erwachte ich. Der Hüttenraum war kühl geworden, draussen wehte der Sturm, und drüben auf dem anderen Kreister hörte ich den Jochei Schuemacher im Finstern leise weinen. Ich ging zu ihm hinüber, setzte mich auf das Bett, packte ihn am Kapuzinerbart, redete ihm eindringlich zu und liess mir wieder Wort und Handschlag von ihm geben, dass er alles so machen würde, wie ich es ihm geraten hatte. Ganz ruhig schwatzte er mit mir, und in seinem Herzen schien ein warmes Fünklein von Hoffnung und Zuversicht zu erwachen.

Drei Tage später reisten die Schuemacherischen ab. Das bisschen Hausrat, das sie in ihrer ewigen Not noch nicht verkitscht hatten, füllte kaum das leichte Wägelchen. Der Jochei hielt das kleine Buberl mit dem schwarzen Haar auf seinen Armen, und das brave Nannerl kaute mit den gelben Hamsterzähnen, grüsste zum Abschied lachend all ihre guten Freunde und versicherte jedem: „Jatz kriegen wir's nobel! Jatz weard mei Jochei a Baronischer!"

Nach ein paar Wochen hörte ich von einem meiner Jäger, dass das Nannerl nicht daheim im Salzkammergut, sondern draussen im Flachland beim Jochei wäre. Ich wollte das nicht glauben. Aber der Jäger meinte: „Dö hat si halt wieder angsprissen am Ofen! So oane woass, wo Gottes Wohnort is!"

Mir schrieb der Jochei nie. Die letzte Nachricht, die ich von ihm hörte, brachte mir der Förster, dem der Jochei eine bunte Ansichtskarte geschickt hatte — mit einem Fasan drauf, der im Feuer aus den blauen Lüften stürzt. Auf der Karte stand mit zitteriger Hand geschrieben:

„Gelibter Bruhder in Huberto! Filmaligen Dank für deine libe Karde mit den sönen Hirsch. So einen Statzkerl mecht ich halt widder einmahl in natuhribus sechen aber bei uns hir ist das nichs. Nuhr Hassen und sole kleinwunzichte Vicherln übereinand. Aber sonst gets mir gutt. Das Nannerl is widder fest bein Zeig. hat schon wüder ein Schbusi, lasst nicht aus! Dein ergehbener Freind

Jakob Schuemacher,
baron Maudnerischer Refirjäger und
Fasannwärder.

Gris mir den Herrn Dogter filmalich und sag ihm, halt nichts für ungutt! Gelt!"

Seit drei Jahren hab ich keinen Laut mehr vom Jochei gehört. Wie es ihm geht, ob er noch lebt, ob er noch leidet — ich weiss nicht. Aber ich vermute: das Nannerl lasst nicht aus!

Bachmayer.

Von ihm weiss ich nur wenig zu erzählen. Es war nichts besonderes an ihm, nur dass er ein bisschen stotterte, namentlich in Wörtern, die in der ersten Silbe ein i hatten. Ein Jäger wie hundert andere sind. Ich habe auch nur ein einziges Mal mit ihm gejagt, vor etwa 12 Jahren, droben im Wettersteingebiet, beim Königshaus auf dem Schachen. Kaum weiss ich mich noch zu erinnern, wie er aussah. Und doch ist er mir im Gedächtnis geblieben, um zweier Worte willen, die er mir sagte. Das eine war ernst und gab mir viel zu denken. Das andere war heiter und machte mich lachen.

Bachmayer diente als Jäger auf dem Schachen noch zu jener Zeit, in welcher König Ludwig seine einsamen Nächte in dem steinernen Schweigen dort oben verträumte. Der Jäger war beim König wohlgelitten, sah ihn häufig und konnte mir viel von ihm erzählen, von seinen menschenfernen Spaziergängen, seinen nächtlichen Kahnfahrten auf dem Schachensee, von des Königs merkwürdigem Zahnarzt, der nicht im Hause wohnen durfte und für den man eigens ein Hüttchen bauen musste, von des Königs Leben, in dem sich Tag und Nacht vertauschte, von seinem freundlichen Wohlwollen für die Sennleute, von seiner warmen Sympathie für alle Tiere — und besonders von einem Ziegenbock, der des Königs Liebling war und allzeit freien Eintritt zu allen Gemächern des Königshauses hatte.

Eines Abends wurde Bachmayer zum König gerufen, und als er den maurischen Saal betrat, sass der König in heiterer Laune auf dem Diwan und sah lachend dem Ziegenbocke zu, der mit Läufen und Hörnern die Seide des Diwans zerfetzte und auch sonst den Saal in recht üblen Zustand verwandelt hatte.

„Da hab i mi ninininimmer halten könna und hab zum Herrn Köni gsagt ... Maleschdät, hab i gsagt, wia können S' denn da so a Mimimimistviech so umanandhausen lassen! Und wiwissen S', was er gsagt hat, der Herr Köni? Didieses Tititithierl, hat 'r gsagt, didieses Tititithier, das llllügt nicht!"

Wie viel Unwahrheit muss König Ludwig in seinem Leben gehört haben, um heiter und geduldig alle Unart eines Tieres ertragen zu können, nur weil es nicht lügt!

Und hinter dieses ernste Wort will ich den Satyrklang des anderen setzen, das ich von Bachmayer hörte. Damals war mein innerer Mensch nicht ganz in Ordnung, und nach einer anstrengenden Gemspirsche musste ich immer einen Guss Kognak mit Wasser nehmen, um meine revoltierenden Magennerven zu beruhigen. Nun kamen wir damals am

ersten Tag nach einer vierzehnstündigen Pirsche spät abends in die Hütte am Schachensee. Die Kraxe, die mit meinem Zeug vor der Hütte stand, wurde abgepackt, und ich brach eine frische, dreisternige Flasche an, um meinen Beschwichtigungstrank zu brauen. Die „Butalli" — wie Bachmayer das nannte — stellte ich in der Hütte auf die Bank. Dann assen wir, schwatzten und tranken Flaschenbier dazu. Vor dem Schlafengehen wollte ich den Kognak vors Fenster in die Kühle setzen. Aber zu meinem Schreck fand ich die Flasche, die ich voll auf die Bank gestellt hatte, leer bis auf den letzten Tropfen.

„Um Gotteswillen, Bachmayer, was haben Sie denn da gemacht?"

„Marundjosef! Muass i rein aus Versechn dös Flaschl einigossen haben in mein Masskrug." Er guckte in den Krug. Doch der war schon leer. „Hab mer aber allwei denkt, warum dös Bibibibierl gar so stark is!"

Aber geschadet hat's ihm weiter nicht.

Der Waldpriester.

Ein Satyrspiel von Paul Heyse in München.

Naturam expellas furca —

Am Abhang des Hymettos eine kleine Waldblösse, darin ein ehemaliges Tempelchen der Artemis, jetzt zu einer Marienkapelle umgestaltet, ein Kreuz auf dem Giebel, das Artemisbild mit einem Heiligenschein umgeben. Daneben ein kleiner Glockenturm, an den eine Kanzel aus rohen Brettern angebaut ist. Einige Stufen führen hinauf.

Nahe bei dem Kirchlein eine niedere Hütte, ein Zaun daneben, der einen Stall und ein Gärtchen einfasst. Vorn neben der Haustür ein Tisch und ein paar Bänke.

Theodoros, der Waldpriester, ein noch junger Mann, sitzt zurückgelehnt gegen die Hüttenwand auf der Bank und sieht den Berg hinunter in die Ferne.

Theodoros.

Gott sei gelobt, 's ist Sonntag heut,
Der Tag, der mich vor allen freut,
Da man von aller Wochenplag'
Im Dienst des Herrn ausruhen mag.
Die meine zwar ist nicht gar gross:
Das Gärtchen zu bewässern bloss,
Die Raupen vom jungen Kohl zu lesen,

Den Weg zu säubern mit dem Besen
Und was noch sonst für Zeitvertreib.
Alle schwere Arbeit tut mein Weib,
Damit ich jeder Sorg' entledigt
Studieren mag auf die Sonntagspredigt.
Nun, dass ich's sage frank und frei,
Auch das ist just keine Hexerei,
Denn die Gemeinde, die auf mich hört,
Ist gar einfältig und ungelehrt
Und schon sich ganz zufrieden gibt,
Sag' ich, Gott hat die Welt geliebt
So sehr, dass er von Huld entbrannt
Ihr seinen eigenen Sohn gesandt,
Von Sündenschuld und Fluch des Bösen
Die arme Menschheit zu erlösen.
Das hören sie vergnügt und heiter
Und sündigen unverdrossen weiter.
Nun, gross ist Gottes Barmherzigkeit! —
Wo aber bleibt mein Weib nur heut?
Sie könnte längst mit Brot und Wein
Und etwa einem leckren Fisch
Für unsern mageren Fastentisch
Vom Dorf herauf zurücke sein,
Kann aber drunten kein End' gewinnen
Des Schwatzens mit ihren Gevatterinnen
Und weiss doch, dass ihr lieber Mann
Nicht eine Predigt mag beginnen,
Eh' er einen guten Trunk getan.
Nun, fang' ich immer zu läuten an,
Ohne mich just zu übereilen;
Sie reitet herauf wohl unterweilen.

(läutet die Glocke. Erblickt den Satyr und die Nymphe, die schüchtern aus dem Walde hervortreten.)

Hilf Himmel! Was kommt da für ein Paar?
Es scheint ein Mittagsspuk fürwahr:
Ein greulich Mannsbild im Zottelrock,
Gleicht ganz und gar einem Ziegenbock,
Nur dass den Kopf er aufrecht trägt,
Sich auf zwei dürren Beinen bewegt.
Doch neben ihm wie lieblich — schau!
Gar rank und schlank eine junge Frau,
So wohlgeschaffen, ich muss gestehn,
Wie ich mein' Tage nichts gesehn,
Nur etwas kurz ihr flatternd Hemd.
Sie scheinen hier zu Lande fremd,
Auf Reisen vom rechten Weg verirrt,
Halten vielleicht mich für den Wirt

Von einer Herberg — heiliger Christ!
Nun erst erkenn' ich, wer es ist:
Ihm wächst ja aus dem struppigen Haar
Ein richtig Teufelshörnleinpaar,
Und funkeln nicht auch dem schönen Kinde
Die Augen wie die leibhaft'ge Sünde?
Mich zu versuchen kommen die Zwei;
Die sollen erfahren, wer ich sei!
(ergreift ein Kruzifix, das auf dem Tische steht, schwingt es gegen die Beiden.)
Ha, Höllenunhold, weich zurücke!
Ich kenn' dich wohl und deine Tücke,
Und du auch, Frau Luxuria,
Ich rat' euch, kommt mir nicht zu nah!
Dieser Bezirk hier ist geweiht. —
Ihr rührt euch nicht? So frechlich seid
Ihr in eu'r teuflisch Gewerb verbissen?
Geduld nur! werdet schon weichen müssen.
Ich hole mir meinen Weihbrunnwedel,
Damit bespreng' ich euch den Schädel,
Dass ihr mit Stank im Augenblick
Fahrt in die tiefste Hölle zurück!
(will ins Haus.)

Der Satyr.

Halt, guter Freund! Wo willst du hin?
Nichts feindlichs haben wir im Sinn.
Dein Bimmelglöckchen lockt' uns her,
Ob hier ein gastlich Obdach wär',
Ein guter Trunk auch zu erlangen,
Wie uns in Tagen längst vergangen
Hier am Hymettos ward gewährt,
Da man uns noch als Götter ehrt'
Auf unsrer schweifenden Wanderfahrt.

Theodoros.

Götter? mit solchem Ziegenbart?
Hör' eins die alberne Prahlerei!

Der Satyr.

Ach wohl, die Zeit ist nun vorbei,
Da meine Freundin in der Schar
Der Artemis eine Jägerin war
Und ich, nun leider irr und arm,
Ein Haupthahn in des Bakchos Schwarm.
Hast du von Satyrn nie vernommen?

Theodoros.

Sind nur in Fabeln mir vorgekommen.

Satyr.

Nun, einer steht leibhaftig hier,
Und was mit dem sich zugetragen,
Lass nach der Wahrheit jetzt dir sagen.
Vor dreissig Jahren schwärmten wir
Mit Paukenlärm und Saus und Braus
Dem Meister nach talein, talaus,
Da kam in ihren Jagdgehegen
Die grosse Göttin uns entgegen.
Das Felsgeländ und Busch und Wald
Von trunknem Jauchzen widerhallt',
Als wir bei Flöt' und Cymbeltakt
Die schlanke Nymphenschar gepackt,
Sie schwangen hoch in wildem Reigen.
Auch Bakchos wollte sich artig zeigen
Und bot der Schwester zum Tanz die Hand,
Die naserümpfend sich abgewandt;
Sie sah, er war nicht allzu nüchtern.
Doch ihre Gespielen, erst noch schüchtern,
Gaben sich bald mit offner Brust
Und fliegenden Haaren hin der Lust,
Bis ihre Herrin in hellem Zorn
Stiess in ihr güldenes Jägerhorn,
Ihr Volk zu sammeln von nah und fern.
Mich dünkt, nicht Eine gehorchte gern.
Auch Die hier wollte mir entschwinden,
Sich sträubend meinem Arm entwinden,
Ich aber hielt die Willige fest
Und trug sie dicht an mich gepresst
Durch Busch und Dorn in eine Schlucht,
Wo uns kein Späherblick gesucht.
Da kauerten wir im Dickicht still,
Bis Korybanten- und Panthergebrüll
Und Hörnerruf der Nymphenschar
In ferner Weite verklungen war,
Und wir aufatmend ohne Sorgen
Sahn uns in Waldesnacht geborgen.

Theodoros.

Ha, tischest du mir Märchen auf?
Doch sprich nur weiter!

Satyr.

Tags darauf
Haben wir sacht auf flücht'gen Sohlen
Gen Mitternacht uns fortgestohlen,
Stets wandernd, bis wir Leute fanden,

Die Griechenwort nicht mehr verstanden,
Taten uns aber nichts zuleid.
Da sahen wir uns in Sicherheit,
Galten für ein vermähltes Paar
Und lebten friedlich so manches Jahr,
Vom Hirtenvölklein jungen und alten
Gastfreundlich hoch in Ehren gehalten.
Ich lehrte die Väter Reben pflanzen,
Die Jugend Flöte blasen und tanzen,
Indes die Freundin ihren Spiess
Nach manchem Waldtier sausen liess,
So dass es nie an Fleisch gebrach.
Doch ward's einförmig allgemach,
Wie also Jahr um Jahr verrann,
Auch wandelt' uns ein Heimweh an,
Mich nach den weingefüllten Schläuchen,
Faunensprüngen, Bakchantenbräuchen,
Meine Liebste nach ihren Jägerinnen.
So schieden wir eines Tags von hinnen
Und wanderten südwärts Tag und Nacht,
Fanden's aber anders, als wir gedacht.

Theodoros.

Will's meinen.

Satyr.

Verwandelt Alles umher,
Keine Tempel unsrer Götter mehr,
Nach denen rings wir vergebens fragten,
Und wo noch Mauern und Säulen ragten,
Ein Kreuz hoch auf dem Giebel stand.
Wir selber den Menschen unbekannt
Erweckten Abscheu, Furcht und Graus,
Und niemand nahm uns in sein Haus.
Meine Hörnlein schauten sie an mit Grauen,
Wiesen sich ängstlich meine Klauen,
Ganz wie uns hier bei dir geschehn.
Da hatten wir vieles auszustehn,
Hunger und Unglimpf aller Art,
Wenn sich das Volk zusammenschart',
Mit Steinwurf uns hinwegzujagen.
Du aber wollest uns freundlich sagen,
Scheinst ja ein Mann von mildem Sinn:
Wo kamen die alten Götter hin,
Zumal, die wir so lange Zeit
Gemieden, was nun uns bitter reut?

Theodoros.

Mein lieber Herr, ich sag' es frei,
Ihr seid fürwahr, ihr werten Zwei,
Indes ihr euch durch die Welt getrieben,
Weit hinter der Zeit zurückgeblieben,
Dass ihr noch heutzutag nicht wisst,
Wie Gottes Sohn, Herr Jesus Christ,
Den alten Göttern macht' ein End'
Und selbst ergriff das Regiment.
Wo Vater Zeus sich hingewandt
Samt Allen, die ihm blutsverwandt,
Als ihn Gottvaters einiger Sohn
Herunterstiess vom Herrscherthron,
Kann ich nicht sicher offenbaren.
Zur Hölle, heisst's, sei'n sie gefahren,
Alldort mit andern Fluchdämonen
Der Menschheit zum Verderb zu wohnen.
So hört' ich aus des Bischofs Mund,
Doch ob es wahr, ist mir nicht kund.
Gewiss ist nur: der neue Thron
Steht ein halbhundert Jahre schon;
Die Götter, denen ihr verbunden,
Sind mit den übrigen verschwunden,
Und ihr — es tut mir wahrlich leid —
Passt nicht mehr in die neue Zeit.

Satyr.

Hat diese Zeit denn neuen Brauch,
Und gibt es neue Menschen auch,
Menschen, die nicht mehr durch den Wald
Hinschwärmen, wenn die Pauke schallt,
Das Feuerblut der Rebe trinken,
Bis ihnen schwer die Wimpern sinken,
Oder abseits vom wilden Schwarm
Sich schleichen in eines Liebchens Arm
Und immer wandeln auf der Spur
Der alten Mutter, der Natur?

Theodoros.

Natur? Das Wort ist heut verpönt.
Wer ihrer sich nicht streng entwöhnt
Und huldigt fromm dem Geist allein,
Kann hier und dort nicht selig sein.
Der alten Götter arge Sitten
Heut werden nimmer sie gelitten,
Und wer nicht bänd'gen mag sein Blut,
Nicht Trunk und Buhlschaft von sich tut,

Wird nach dem Tode in Flammenqualen
Die Busse für seine Sünden zahlen
An einem ewig finstern Ort.

Der Satyr (zu der Nymphe).

Sünde? Was meint er mit dem Wort?
(Sie zuckt die Achseln.)

Theodoros.

Mich dau'rt, wie ihr unwissend seid
In aller Lehre der Christenheit
Und drum zur Höllen einst verdammt.
So will ich, wie gebeut mein Amt,
Des neuen Glaubens euch belehren.

Der Satyr.

Spar deine Müh'! Ich mag nichts hören
Von neuen Göttern, will den alten,
So heut entthront, die Treue halten,
Mag kommen, was da will, dereinst.
Nur sage, wenn du's gut uns meinst,
Wie fangen wir's an, dass wir geborgen
Vor Feinden seien und Nahrungssorgen?

Theodoros.

Hm! Rat zu diesem wüsst' ich auch.
Ihr müsset nur nach Christenbrauch
Von meiner Hand die Tauf' empfahn.

Der Satyr.

Taufe? Was ist das? Sag mir an!

Theodoros.

Es ist wohl leichter, als ihr glaubt.
Mit Wasser netz' ich euch das Haupt,
Wenn ich zuvor den Glauben sprach.
Sonst spricht ihn mir der Täufling nach,
Doch da ihr zwei erwachsne Leut'
Noch dumm und blind wie Kinder seid,
Genügt's, wenn es der Priester tut.
Alsdann treib' ich aus euerm Blut
Den Teufel aus samt seinen Werken.
Das wird euch wundersam bestärken,
Hinfort zu leben nach der Schnur
Und abzusagen der Natur.

Der Satyr
(nachdem er mit der Nymphe ein Wort getauscht, die dann nach dem Kirchlein geht).

Meinthalben tu', wie du gesagt.

Dass uns nicht ferner der Hunger plagt,
Woll'n wir uns sonder Schämen und Grämen
Dem, was du Taufe nennst, bequemen,
Wenn's dann nur bald zu Tische geht.

Theodoros.

Noch eins! So wie ihr geht und steht,
Dürft ihr die Kirche nicht betreten.
Im Kämmerlein mögt ihr nackend beten,
Doch ziemte sich's, dass beim Gottesdienst
In zücht'gen Kleidern du erschienst,
Und auch an deiner Frau gewiss
Nähm' die Gemeind' ein Ärgernis.
So müsst ihr denn nach Landesbrauch
Euch kleiden und betragen auch.
Ich hol' euch etliches Gewand,
So gut mir's eben ist zur Hand.

(ab ins Haus.)

Der Satyr (ihm nachrufend).

Nur flink! Vor Durst verschmacht' ich schier.
Die Zunge klebt am Gaumen mir
Wie'n dürres Blatt.

(nach dem Kirchlein blickend)

Ha, aber du,
Was spähst du dort und winkst mir zu?
Ist was Besondres dort zu schauen?

Die Nymphe (kommt zurück).

Kaum kann ich meinen Augen trauen!
Denk, was im Tempelchen ich fand:
Ein Marmorbild steht an der Wand,
Das gleicht genau — wahr und gewiss —
Meiner grossen Göttin Artemis,
Obwohl eines langen Kleides Falten
Verhüllt die schlanken Glieder halten.

Der Satyr.

Nein, was du sagst!

Die Nymphe.

Nur fehlt der Bogen,
Und um das Haupt ward ihr gezogen
Ein goldner Reif von lichtem Schein,
Auch hängt vor ihr ein Lämpchen klein,
Das brennt, obwohl es heller Tag.
Sage, was das bedeuten mag.

Der Satyr.

Der Priester soll's uns offenbaren.

(Theodoros aus dem Haus, trägt Kleider, einen Hut und Schuhe.)

Theodoros.

Nun müsst ihr rasch in die Kleider fahren.
Du bist an Schultern mächtig breit,
Zersprengtest mir mein Werktagskleid,
So hänge dir bequemlich um
Dies alt verschlissene Pallium,
Den Hut tief in die Stirn gedrückt,
Dass man die Hörnlein nicht erblickt,
Und deine Bocksfüss' zu bekleiden,
Musst an den Klau'n die Schuhe leiden.
Doch für das Fräulein hab' ich — schau! —
Ein altes Fähnchen meiner Frau,
Nicht schmuck und prunkhaft überaus,
Doch nimmt sie drin sich ehrbar aus,
Kann so zur heiligen Taufe gehen.

Die Nymphe (lacht).

Der Plunder wird mir lustig stehen!

Der Satyr
(während er sich ankleiden lässt).

Sag, guter Freund, wenn hier zu Land
Die alten Götter sind verbannt,
Wie kommt's, dass man im Kirchlein liess
Das Bild der Jägerin Artemis?
Myrrhine hat sie gleich erkannt.

Theodoros.

Torheit! Maria ist sie genannt,
Die drinnen abgebildet ist,
Die Mutter unsres Herren Christ.
Die Glorie zeigt's um ihr Gesicht,
Dazu des ewigen Lämpchens Licht.
Ist gar ein uralt heilig Bild,
Mit mächt'ger Wunderkraft erfüllt;
Wir halten grosse Stücke drauf.
Doch seht, da kommt vom Dorf herauf
Mein Ehweib, Anastasia.
Nun, liebes Herz, bist endlich da?
(leise zum Satyr)
Nur gut, dass sie euch nicht gesehn
In eurer Blösse vor ihr stehn,
Denn züchtig ist sie über die Massen.
(laut)

Hast dich ja lang erwarten lassen,
Indessen kamen uns Gäst' ins Haus.
Nun, pack nur erst deine Waren aus!

Anastasia

(steigt von dem Esel ab, an dessen Sattel rechts und links ein Schlauch mit Wein und ein Korb mit Brot, Käse, trocknen Feigen und anderem Vorrat hängt, betrachtet erstaunt die Fremden).

Gott grüss' euch! Saget, wer ihr seid!
Du, Frau, wie kommst du zu meinem Kleid,
Und du zum Pallium meines Manns?

Theodoros.

Sie waren abgerissen ganz,
Verhungert halb und halb erfroren.
Der Mann hatt' seinen Rock verloren,
Des Fräuleins Kleid hing nur in Fetzen;
Wir woll'n mit Speis' und Trank sie letzen.
Sie zeigen eine grosse Begier,
Die Taufe zu empfahn von mir.
Kommt! Eh' der Gottesdienst beginnt,
Stärkt euch mit Brot und Wein geschwind,
Auch Käs' und Feigen hat wohlbedacht
Meine Stasi aus dem Dorf gebracht.
Nun hebt zum leckern Mahl die Hände!

Anastasia

(die Fremden misstrauisch betrachtend, leise zu ihrem Manne).

Wenn's fahrend Gesindel wär' am Ende —!
Er schaut ganz wacker aus den Augen,
Sie aber scheint nicht viel zu taugen.

Theodoros.

Ei was! Verirrte Wandrer laben,
Wird immer Lohn vom Himmel haben,
Da fragt man nicht erst wer und wie.

(setzt sich, indem er Myrrhine an den Tisch führt und dem Satyr winkt, ebenfalls zu kommen. Die Frau trägt die Speisen aus dem Korbe auf, holt dann Becher aus dem Hause und einen Krug, den sie aus dem Schlauch füllt. Diesen setzt sie dann zwischen sich und dem Satyr auf die Erde.)

Theodoros.

Nun seht, ihr Freunde, so lebt man hie,
Begnügt mit dem, was Gott beschert,
Züchtig, bieder und ehrenwert,
Von allem üppigen Schwelgen fern,
Dankt für das Wenige Gott dem Herrn
Und bittet ihn, von allem Bösen
Uns schwache Menschlein zu erlösen,

Nicht in Versuchung uns zu führen,
Dass wir nicht Zügel und Zaum verlieren,
Wie in der gottlosen Heidenzeit. —
Fräulein, gar hübsch steht dir das Kleid.
(streichelt ihr die Schulter.)

Anastasia (zum Satyr).

Ich merke wohl, du bist galant,
Doch lass von meinem Arm die Hand
Und rück ein wenig weiter ab!

Theodoros.

Trink, Freund! Was mir der Himmel gab,
Mit meinen Brüdern teil' ich's gern.
Behagt der Wein dem fremden Herrn?
Haha! statt Antwort mir zu sagen,
Nimmst du den vollen Schlauch beim Kragen.
Ha, du verstehst es? Gluck — gluck — gluck —
Lass auch uns Andern noch einen Schluck!
(nimmt ihm den Schlauch vom Munde, tut einen langen Zug.)
Hast Recht: das ist der wahre Brauch,
Zu schlürfen aus dem vollen Schlauch.
Probier's nur auch, du holdes Kind,
Wie sanft er durch die Kehle rinnt,
Dann reich' ihn meiner Stasi Mund,
So geh' das Trinken in die Rund.
Schon will die Welt mich schöner dünken,
Zwei lichte Sterne seh' ich blinken.
Wie ist dein Name, Fräulein zart?

Die Nymphe.

Myrrhine.

Anastasia (zum Satyr).

Ei, dein Fuss ist hart.

Der Satyr.

Ist zärtlich doch und gut gemeint.

Anastasia.

Du bist ein Schlimmer, wie mir scheint!

Der Satyr.

Ich bring' es dir.

Theodoros
(entreisst ihm den Schlauch).

Her mit dem Wein!
Auf! Lasst uns singen und lustig sein!
(singt)

Bakchos lebe!
Lasst uns trinken
Blut der Rebe,
Bis wir sinken,
Küssen jede schlanke Hebe!
Evoë, evoë, allalala!

Der Satyr (singt).

Schwingt euch im Reigentanz
Rebenbekränzt,
Rufet die göttliche
Jägerin Artemis,
Ruft den Diónysos,
Dem im Mänadenschwarm
Trunken das Auge, das flammende, glänzt
Evoë, evoë, allalala!

(Theodoros und die Frauen wiederholen die letzten Zeilen. Dann erhebt sich Theodoros, ergreift Myrrhine und schwingt sie herum, der Satyr folgt mit Anastasia. Plötzlich hört man Schellengeläut von unten herauf. Alle stehen still.)

Theodoros.

Himmel! Da kommt vom Dorf zuhauf
Zur Predigt die Gemeinde herauf;
Die dürfen uns nicht so lustig finden.
Myrrhine, komm, lass uns verschwinden!
(eilt mit ihr in das Gärtchen.)

Anastasia.

All ihr Heil'gen, wie seh' ich aus!
Zerzaus't, verwüstet! Geschwind ins Haus!
(läuft hinein, der Satyr folgt ihr.)

(Von unten kommt der Dorfschulze auf einem mit Schellen aufgeschirrten Maultier geritten, hinter ihm Bauern mit Weibern und Kindern.)

Dorfschulz (steigt ab).

Da wären wir! Der Himmel weiss:
Der Weg zur Andacht kostet Schweiss,
Nicht mir sowohl, als meinem Tier.
Nun mag sich's auf der Wiese hier
Und wir an Gottes Wort erquicken.
Doch lässt sich noch kein Priester blicken.
Geh einer nach dem Kirchlein hin.
Wohl auf den Knieen liegt er drin,
Sich vor der Gottesmutter neigt,
Bevor die Kanzel er besteigt.
Doch wie? Dort auf dem Tisch die Reste
Von einem schwelgerischen Feste,
Wo Wein in Strömen ist geflossen,

Vier Becher, zweie umgestossen,
Der grosse Schlauch schier ganz geleert?
Hier sind wohl Gäste eingekehrt,
Haben den Gottesmann verführt,
Dass er unmässig pokuliert.
Muss einmal nachschauen doch im Haus.

(Indem er sich dem Hause nähert, hört man drinnen Anastasia leise schreien, zugleich einen Angstruf Myrrhine's aus dem Gärtchen.)

Was dringt für ein Geschrei heraus?
Ha, Sünd' und Schand'! Am Sonntag heut!
Da kam ich just zur rechten Zeit!

(eilt ins Haus. Zwei Bauern laufen in den Garten. Gleich darauf kehrt der Dorfschulz zurück, den Satyr am Ohrläppchen herauszerrend.)

Dorfschulz.

Ha, grober Lümmel, Bestie du!
Noch grade recht kam ich dazu,
Hättest sonst in deiner Niedertracht
Das biedre Weib in Schande bracht.
Nun sollst du deinen Frevel büssen.
He, bindet ihn an Händen und Füssen,
Alsdann noch heut, wie sich's gebührt,
Werd' ein Exempel an ihm statuiert,
Denn wissen musst du, schnöder Wicht:
Der Dorfschulz ist's, der mit dir spricht.

(Der Satyr will eben antworten, da kommen die beiden Bauern aus dem Garten zurück, Myrrhine führend, der die Kleider halb vom Leibe gerissen sind. Theodoros folgt mit einer Armsündermiene.)

Ein Bauer.

Herr Schulz, im Garten fanden wir
Das fremde Frauenzimmer hier,
Die wehrte sich und kratzt' und biss,
Da sie nicht los der Priester liess.
Da kommt er selbst. Verhört ihn nur!

Dorfschulz **(zu Myrrhine).**

Ha, du zuchtlose Kreatur,
Geht mit so wenigem Gewand
Ein ehrbar Weibsbild durch das Land?

Myrrhine.

Das fragt den Pfaffen, der mag's wissen,
Wollte mit aller Gewalt mich küssen
Und riss mir, da ich mich gewehrt,
Das Kleid in Fetzen.

Dorfschulz.

Hört nur, hört!
Theodoros, der Gottesmann,
So grosser Sünd' klagst du ihn an?
Ha, Lügenbrut, ins Loch mit dir
Und dann bestraft gleich Diesem hier!
In Fesseln legt mir alle Zwei!

Der Satyr (stösst die Bauern zurück).

Wer Beulen liebt, der komm' herbei!
Meint ihr, wir trügen gross Verlangen,
Noch mehr Gastfreundschaft zu empfangen?
Scheinheilige Tröpfe, die ihr seid
Und prahlt mit eurer Ehrbarkeit,
Und lodert doch auch euch im Blut
All Sinnenbrunst und Gier und Glut,
Wodurch der Gott, den ich verehre,
Gibt eurer Heuchelwelt die Lehre,
Dass sie auch steht im Banne nur
Der grössten Göttin, der Natur.
Und ihr wollt mich in Ketten schliessen?
Den Staub schleudr' ich von meinen Füssen!
Da, nehmt die Schuh', die mich beengt,
Den Rock, drein ich den Leib gezwängt,
Den Hut, den ich mir aufgesetzt
Zum Mummenschanz. Kennt ihr mich jetzt?

Dorfschulz.

Der Gottseibeiuns! Heil'ger Christ,
Am Hörnerpaar er kenntlich ist.
Apage, apage, Satanas!

Der Satyr.

Haha! Behagt euch nicht der Spass?
So woll'n wir uns hinwegbegeben,
Wünschen euch allen wohl zu leben
Und wandern weiter in Höh'n und Gründen,
Bis wir die alten Götter finden.
Doch du, mein Gastfreund, grüss mir ja
Meine Freundin Anastasia!
(schlägt ein Gelächter auf, hebt die Nymphe auf seine Schulter und läuft mit ihr davon.)

Dorfschulz.

Herr Gott, dich loben wir! Du hast
Befreit uns von dem Höllengast.
Nun wollen wir mit Herz und Händen
Aufs neu zu deinem Dienst uns wenden.

Theodoros.

Mich aber lasst hinfort allein,
Kann nicht mehr euer Priester sein,
Nachdem ich heut sträflichermassen
Vom Satan mich betören lassen,
Und will nun Busse tun im stillen.

Dorfschulz.

Das kann nicht sein nach Gottes Willen.
Sündlos ist Einer nur gewesen,
Und wer zum Priester von Gott erlesen,
Bleibt doch ein Mensch, so wie wir all.
Du aber, Freund, in deinem Fall
Bist noch entschuldbar überaus.
Denn dass zu deinem frommen Haus
Der Teufel in Person gekommen,
Noch gar eine Teufelin mitgenommen,
Das zeuget klar, wie hoch er's schätz',
Just dich zu locken in sein Netz,
Da weit und breit du hier zu Land
Als sonderbarlich fromm bekannt.
Und so ersteig die Kanzel dort,
Uns zu erbau'n aus Gottes Wort
Und uns zu weisen den rechten Pfad.

Theodoros.

So heilige mich Gottes Gnad'!
(steigt auf die Kanzel.)
Meine Brüder und Schwestern in Jesu Christ,
Der Text der heutigen Predigt ist
Zu lesen im Evangelio
Sanct Lucä am elften und lautet so:

Wenn ein starker Gewappneter seinen Palast bewahret, so bleibet das Seine mit Frieden. Wenn aber ein Stärkerer über ihn kommt, so nimmt er ihm seinen Harnisch und teilet den Raub aus.

Nun, teure Christen, euch insgemein
Leuchtet des Textes Sinn wohl ein,
Da sichtbar euch vor Augen steht,
Worauf die Nutzanwendung geht.
Dünkt' ich mir doch in eitlem Wahn
Mit Wehr und Waffen angetan,
Den stärksten Räuber zu besiegen,
Und musste schmählich unterliegen,
Da eines Stärkeren Höllenkraft
Der Tugend Harnisch mir entrafft.
So bringt der Rausch uns Sünder all
Als ein Gewappneter zu Fall.

Doch, meine Geliebten in dem Herrn,
Versteht mich wohl: das sei mir fern,
Dass ich euch je verargen sollt',
Wenn ihr am Wein euch laben wollt.
Nur sollt ihr's euch zur Sünde schätzen,
Den Schlauch selbst an den Mund zu setzen,
Da, wer so aus dem Vollen trinkt,
Alsbald in Völlerei versinkt.
Hingegen sei's euch nicht verwehrt,
Dass Becher ihr um Becher leert,
Der Gottesgab' euch fromm erfreut.
Wofern ihr aber Schlemmer seid,
Gleich nimmt der Teufel euch beim Schopf
Und steigt euch hinterrücks zu Kopf.
Ein Manches davon zu sagen bliebe,
Doch ist mein Haupt noch schwer und trübe,
Auch drängt es mich, nach meiner Frauen,
Die drin im Hause stöhnt, zu schauen,
Dieweil zu meinem Grimm und Gram
Auch über sie ein Stärkrer kam.
So geht denn heim in Gottes Namen
Und hütet euch vorm Teufel! Amen.

Explicit.

Verantwortlich: Für den politischen Teil: Friedrich Naumann in Schöneberg; für den wissenschaftlichen Teil: Paul Nikolaus Cossmann in München; für den künstlerischen Teil: Wilhelm Weigand in München-Bogenhausen.



Liberalismus als Prinzip.

Von Friedrich Naumann in Schöneberg.

Es ist im Liberalismus, auch in Süddeutschland, nicht mehr sehr an der Tagesordnung, vom Liberalismus als Theorie oder als Prinzip zu reden. Man nimmt an, dass jedermann weiss, was Liberalismus ist, und auf Reinheit der Lehre oder Strenge des Stiles wird kein besonderes Gewicht gelegt. Am ersten findet man Prinzipienlehre noch gelegentlich bei der deutschen Volkspartei, am seltensten begreiflicherweise bei den Nationalliberalen. Dort wird vor „öder Prinzipienreiterei" gewarnt, weil, nun weil Prinzipien, die man selbst bisweilen verletzt hat, unbequem wirken können, fast wie das moralische Gewissen im einzelnen Menschen. Natürlich bestreiten wir auch nicht, dass blosse Deklamationen von Allerweltsgrundsätzen keinen Wert haben. Parteien werden vom Volk nach ihren Handlungen beurteilt, nicht aber nach dem, was in der Programmurkunde geschrieben steht. Wer im Programm für gleiches Recht aller Staatsbürger ist, und in der Wirklichkeit einen Teil der Staatsbürger bedrückt, verletzt oder herabsetzt, dem wird es in alle Ewigkeit nichts helfen, dass er seine feierlichsten Bekenntnisse irgendwo eingemeisselt hat.

Immerhin aber gibt es ernsthafte Leute, die es für höchst dringlich halten, dass wieder liberale Prinzipienlehre getrieben wird. Warum eigentlich? Aus zwei Gründen. Einmal ist alles Reden über Einheit des Liberalismus von nur sehr geringer Überzeugungskraft, solange nicht klar gesagt wird, was denn der geistige Kern dieser Einheit ist, und dann bleibt die grosse Debatte über das Verhältnis des Liberalismus zum Sozialismus notwendig im Gebiete dunkler Stimmungen, solange man sich nicht entschliesst, dasjenige reinlich zu formulieren, was der Liberalismus zu den Fragen des vierten Standes zu sagen hat. Es ist geradezu ein Lebensbedürfnis des Liberalismus in seiner Gesamtheit, dass er sich seinen eigenen theoretischen Problemen wieder stärker zuwendet.

Die nachfolgenden Darlegungen beabsichtigen keineswegs, alles zu sagen, was überhaupt zu dieser Sache gesagt werden kann. Sie wollen nur den Teil des Problems schärfer herausarbeiten, der das Verhältnis der liberalen und der sozialistischen Theorie enthält. Als Ausgangspunkt

dazu soll uns ein kleines aber inhaltreiches Schriftchen dienen, das Professor Jellinek in Heidelberg vor kurzem in zweiter Auflage hat erscheinen lassen „Die Erklärung der Menschen- und Bürgerrechte, ein Beitrag zur modernen Verfassungsgeschichte“ (Leipzig bei Dunker & Humblot, 1904, Preis 1,80 Mk.). Jellinek führt uns in die Zeit der Entstehung der liberalen Gedanken. Am 26. August 1789 wurden in Paris die Rechte des Menschen und Bürgers erklärt. Diese Erklärung wurde der Ausgangspunkt aller europäischen Verfassungskämpfe im vergangenen Jahrhundert, und verdient deshalb in ihrem Werden verstanden zu sein. Paul Janet, ein namhafter französischer Rechtshistoriker, führt sie, darin völlig der herrschenden Tradition folgend, auf den Einfluss der Theorie Rousseaus zurück. Das ist die Stelle, wo Jellinek einsetzt. Gegenüber seinem französischen Kollegen führt er die Behauptung durch, dass die Menschenrechte nicht zum Gedankensystem Rousseaus gehören, sondern nordamerikanischen Ursprungs sind.

Soweit nun diese Untersuchung rein geschichtlichen Inhaltes ist, bleibt sie eine Sache für die Fachleute, denn wie können wir anderen, die wir nicht in den Urkunden jener Tage leben, nachprüfen, welche Gedanken bei Rousseau vorkommen und welche nicht? Aber das, was Jellinek bietet, geht weit über das rein Geschichtliche hinaus. Indem er die politische Theorie Rousseaus einerseits und die Formulierung der Menschenrechte in den nordamerikanischen Einzelverfassungen andererseits darstellt, gibt er uns ein sehr scharf gezeichnetes Bild vom ursprünglichen Liberalismus in seinem doppelten Verhältnis zum Staat.

Rousseau geht nach Jellineks Darstellung einzig und allein vom Gesamtwillen aus. Die Gesellschaft ist alles, die Rechte des einzelnen sind nur Teile der volonté générale. Der Gesellschaftsvertrag macht den Staat zum Herrn aller Güter seiner Glieder, die nur als Depositare des öffentlichen Gutes zu besitzen fortfahren. Die bürgerliche Freiheit besteht einfach in dem, was dem Individuum nach Abzug seiner bürgerlichen Pflichten übrigbleibt. Die Vorstellung eines ursprünglichen Rechtes, das der Mensch in die Gesellschaft hinübernimmt, wird von Rousseau ausdrücklich verworfen. Man ist erstaunt, wenn man liest, dass Rousseau nichts von Religionsfreiheit wissen will: wer es wagt zu sagen, dass ausserhalb der Kirche kein Heil sei, soll vom Staate verbannt werden! Politische Vereine, die das Volk spalten, hindern den wahren Ausdruck des Gemeinwillens und sind daher nicht zu begünstigen! Rousseaus Staatslehre ist vollendeter Republikanismus mit vollendeter Staatsallmacht.

Diese Staatsallmacht aber ist es gerade, wogegen sich die Menschen- und Bürgerrechte wenden. Das Wesen dieser Rechte besteht darin, das Einzelsubjekt vor der Vergewaltigung durch Tyrannei, Willkür oder Schematismus des Staates zu schützen. Es sind wesentlich negative Rechte, das heisst, Rechte, die in der Freiheit von dem Regiertwerden bestehen. In diesem Sinne reden die Amerikaner von Religionsfreiheit, Auswanderungsfreiheit, Redefreiheit, Versammlungsfreiheit, Petitionsfreiheit, Freiheit der Person von Sklaverei und freier Verwendung des Privateigentums.

Beiden Teilen, Rousseau und den Amerikanern ist gemeinsam, dass sie die Gleichheit aller Staatsbürger von vornherein als Prinzip nehmen. Ihr Unterschied ist, dass bei Rousseau der Liberalismus darin besteht, dass alle den Staat regieren, bei den Amerikanern aber darin, dass alle das gleiche Recht haben, vom Staate unbehelligt zu sein. Natürlich ist diese Formulierung etwas überscharf, wie sie es sein muss, wenn man Gegensätze zunächst verständlich machen will. Auch Rousseau hat in dem Satz, dass der Staat nur Vorschriften machen darf, die für alle zugleich gelten, ein Korrektiv seiner Staatsallmacht, und die Amerikaner sind selbst, in eben dem Moment, wo sie sich vor dem Staate schützen wollen, damit beschäftigt, den Staat aufzurichten und zu verteidigen.

Aber was soll nun uns, die wir heute leben, diese alte Geschichte? Sie zeigt in unvergänglichen Typen die doppelte Haltung, die der Liberalismus gegenüber dem Staat hat. Er will ihn vom Willen aller Beteiligten abhängig machen und er will ihn in seiner Wirksamkeit eingrenzen. Beide Tendenzen sind so geartet, dass sie für sich allein bei exakter Durchführung entweder die Persönlichkeiten oder den Staat zerstören, aber so sind ja Prinzipien meist, dass sie ins Extrem verfolgt, tötlich wirken. Das Wesen des Liberalismus besteht geradezu im gemeinsamen und harmonischen gleichzeitigen Gebrauch beider Methoden.

Die Voraussetzung dieses Liberalismus ist, dass der Staat vorhanden ist und zwar als absoluter Staat, den die Untertanen als Gefahr empfinden. Nur als Gegenbewegung in einem aristokratisch oder monarchisch geleiteten Staat ist die Doppelmethode verständlich. Auch die Amerikaner hatten den absoluten Staat vor Augen, den sie nicht wollten, ihren damaligen englischen Heimatsstaat. Der Staat wurde im 17. und 18. Jahrhundert zum Grossbetrieb, zu einem Machtinstitut, das dem Menschentum verhängnisvoll zu werden drohte. Diesen Grossbetriebsdrang im modernen Staat wollte der Liberalismus nicht an sich töten, aber seiner schädlichen Nebenwirkungen entkleiden. So wuchsen beide als Korrelaterscheinungen miteinander, der Staat und in ihm der Liberalismus. Die Staatsbejahung des Liberalismus liegt in der demokratischen Richtung auf Parlamente, Wahlrechte und Selbstverwaltung. Die Staatsverneinung liegt in der individualistischen Richtung auf Menschenrechte, Gewerbefreiheit, Handelsfreiheit, Freizügigkeit, Kultur- und Religionsfreiheit. Man kann verfolgen, wie zeitweise die eine oder die andere Richtung mehr in den Vordergrund getreten ist. Bei uns liegt es so, dass die Sozialdemokraten stärker an Rousseau anknüpfen und die Liberalen entschiedener Richtung mehr an die Amerikaner.

Damit aber ist der Gegensatz zwischen unseren Liberalen und Sozialisten nur teilweis erklärt, nämlich nur soweit, als es sich um die Stellung zum Staat im engeren Sinne des Wortes handelt. Die Lage aber hat sich seit 1789 wesentlich dadurch verschoben, dass ein neues Faktum eingetreten ist, mit dem man damals überhaupt noch nicht rechnen konnte. Das neue Faktum ist, dass die Tendenz zum Grossbetrieb sich nicht auf den Staatsbetrieb beschränkt hat, auch nicht auf

die alten Betriebe der Kirche und der Feudalherrschaften. Das ganze gewerbliche Leben ist von dieser Tendenz erfüllt. Das Zeitalter des kapitalistischen Maschinenbetriebes schafft vor unseren Augen neue Herrschaftskörper, die an Gefahren für die Einzelpersonen nicht ärmer sind als es der Betrieb des Staates in seiner absolutistischsten Periode gewesen ist. Ein Fürst der alten Zeit, den die Liberalen einen Despoten nannten, hatte über seine Untertanen keine grössere Macht als sie heute der Kopf eines starken Syndikates oder der Leiter eines industriellen Riesenunternehmens hat. Die Zahl der abhängigen Menschen wächst. Abhängigkeit aber ist das alte Problem des Liberalismus. Die neue Frage für den Liberalismus ergibt sich aus dem Gesagten. Sie lautet: soll er seine alte Doppelmethode auf alle Formen des Grossbetriebes ausdehnen oder gilt sie nur für den Staat?

Der Sozialismus als Theorie besteht wesentlich in extremer Anwendung der altliberalen Formeln auf jede Art von Grossbetrieb. Man mache sich das nach folgendem Muster klar. Der Grossbetrieb soll einerseits nach Rousseau behandelt werden: Übergang der Produktionsleitung in die Hand aller Beteiligten ist das Endziel, demokratische Mitwirkung an der Leitung durch parlamentarische Formen ist das nächste Ziel. Der Grossbetrieb soll andererseits Menschenrechte gewähren; Achtstundentag als Endziel, Zeitbeschränkung als nächstes Ziel und dazu Freiheit der Koalition, der Gesinnung, Schutz der Gesundheit, der Jugend, der persönlichen Ehre.

Es kann kein Zweifel sein, dass im sozialistischen Programm altliberale Elemente in Anwendung auf neue Herrschaftsformen vorliegen, aber dieser strenge Gedankenzusammenhang beider Strömungen wird bisher von beiden Seiten verkannt, weil die Sozialdemokratie ihre Forderungen mit dem Unterbau einer Geschichtsauffassung versieht, die dem Liberalismus nicht geläufig ist und deren Einordnung in den alten liberalen Gedankenbestand grosse Schwierigkeiten macht, nämlich mit dem Unterbau der materialistischen Geschichtskonstruktion. Oder anders ausgesprochen: der Sozialdemokrat stellt seine Ideen als Ergebnisse des Klassenkampfes hin und der Liberalismus die seinen als Ergebnisse kritischer Vernunft. Es streiten sich zwei Philosophien, von denen vielleicht jede etwas Wahrheit in sich hat. Will man aber das Prinzip der beiden Strömungen reinlich erkennen, so muss man sich zunächst einmal von allem diesem philosophischen Beiwerk freimachen und nur fragen: was ist es, was die Liberalen wollen, und was ist es, was die Sozialdemokraten wollen? Sobald man das tut, springt die innere Gleichartigkeit in die Augen. Der Sozialismus ist die denkbar weiteste Ausdehnung der liberalen Methode auf alle modernen Herrschafts- und Abhängigkeitsverhältnisse.

Die gegenwärtige Frage des Liberalismus aber hat deshalb folgenden Inhalt: ist es richtig, dass wir uns nur darauf beschränken, Gegenwirkung gegen staatlichen Despotismus zu sein? Die Frage ist deshalb so schwer, weil der Kampf gegen die Nachteile der neuen Grossbetriebe offenbar nur mit Hilfe des alten Grossbetriebes Staat geführt werden

kann. Der Staat, den man in seiner Wirksamkeit einengen wollte, muss mit neuen Aufgaben betraut und also direkt gestärkt werden, wenn er helfen soll, die Menschenrechte im gewerblichen Grossbetrieb zu schützen. An dieser Stelle setzte der alte und erste Widerspruch der strengen Manchesterleute gegen den Sozialismus ein. Man musste die liberale Lehre vom freien Spiel der Kräfte im Wirtschaftsleben einschränken, wenn man staatliche Zwangsversicherungen und Arbeiterschutzgesetze gutheissen wollte. Das hat man nun trotzdem fast im ganzen Liberalismus tatsächlich nicht vermeiden können, aber es ist das Gefühl einer Schwächung des Prinzips übrig geblieben. Gewöhnlich legte man sich die Sache so zurecht, dass man sagte: erst durch diese Staatseingriffe entsteht die Freiheit des einzelnen, die wir anstreben! Das ist sachlich unbestreitbar richtig, überwindet aber den Umstand doch nicht ganz, dass der Liberalismus staatssozialistische Elemente aufnehmen musste, die ihm von Haus aus fern lagen. Ein gutes Gewissen beim weiteren Beschreiten dieses Weges wird der Liberalismus gegenüber seinen eigenen Prinzipien erst dann bekommen, wenn er das ganze Gewicht der Neuerung begreift, die darin liegt, dass es nicht der staatliche Grossbetrieb allein ist, sondern aller Grossbetrieb, den er als gefährlich für die Persönlichkeit zu begrenzen und auf parlamentarische Basis zu stellen sucht. Erst von da aus ist es unbedenklich, die Kräfte des am meisten liberalisierten Grossbetriebes zur Liberalisierung der noch rein absolutistischen Formen zu verwenden.

Doch auch diese grundsätzliche Erweiterung des liberalen Gesamtproblems wird im Liberalismus selbst nur mit viel Sorgen und Zurückhaltung aufgenommen werden können, denn der Liberalismns steht überall dort, wo er lebendig ist, auf seiten des technischen Fortschrittes und dem entsprechend in der Mehrzahl der Fälle auf seiten des grossen Betriebes. Teilweis beruht das auf materiellen, kapitalistischen Gründen, teilweis auf ganz allgemeinen volkswirtschaftlichen Überzeugungen. Und beides hat sein gutes Recht. Wir müssen kapitalkräftig und technisch fortschrittlich sein, wenn wir auf dem Weltmarkt Erfolge erringen wollen. Von diesem Grundsatz lässt sich der Liberalismus nichts abhandeln, selbst wenn man ihm mit der schönsten Logik seiner eigenen Prinzipien kommen will. Man wirft lieber die Prinzipien ins Wasser als die Gewinne. Wer also liberale Prinzipien aufrecht erhalten oder gar ausdehnen will, wird sich nicht damit begnügen dürfen, rein dialektisch eine Methode darzustellen, er muss auch darauf eingehen, welche praktischen Folgen die Methode haben wird, die er vorschlägt. Und in dieser Hinsicht können wir etwas relativ Entscheidendes gerade dann sagen, wenn wir den oben ausgeführten Gedanken, dass der Staat die erste Grossbetriebsform ist, nochmals aufnehmen.

Ist der Staat dadurch zugrunde gegangen, dass er liberalisiert worden ist? Im Gegenteil, er gewann dabei an Kraft! Die Staatskörper, die am reinsten liberalisiert worden sind, die angelsächsischen, stehen mit athletenhaften Muskeln vor unseren Augen. Was haben sie im letzten halben Jahrhundert politisch geleistet! Je exakter der Doppelweg be-

schritten wurde: Demokratisierung der Gesetzgebung und Verwaltung auf allen ihren Stufen (und nicht wie in Frankreich nur der Zentralstelle) und Garantie der persönlichen Rechte der Staatsbürger, desto lebendiger wurde die Staatsgesinnung selbst. Die Heizfläche des grossen Unternehmens vergrösserte sich. Das haben die Staatsleiter einst nicht glauben wollen. Ihnen schien es, als ginge ihre Welt unter, wenn sie dem Stimmzettel und den Menschenrechten Raum gewährten. Die Geschichte aber ist über ihre Sorgen hinweggegangen und hat denen Recht gegeben, die an die Kraft jenes doppelten Prinzips geglaubt haben. Und wenn wir in Deutschland den Staat von heute mit dem alten Staat vor 1830 und 1848 vergleichen, so wird kein Mensch sagen, dass die Liberalisierung den Staatsbetrieb getötet habe. Solange nämlich der Wachstumsprozess an sich lebendig ist, ist der Liberalismus eine aufbauende Kraft. Nur bei sinkenden Körpern kann es sich fragen, ob er nicht den Zerfall beschleunigt.

Das aber ist die Lage unseres Wirtschaftslebens: der Grossbetrieb erhebt sich in hundert Formen wie ein Riese. Vorläufig ist er absolutistisch. Er selbst hält diesen Zustand für den einzig möglichen, so wie es vor 100 Jahren die Könige taten. So wenig aber das absolute Königtum die endgültige Höhe des Staatswesens bezeichnet, so wenig ist ungemilderter und unbeschränkter Monarchismus die letzte und höchste Form des modernen Gewerbes. Auch der gewerbliche Herrscher wird stärker, wenn er seine Souveränität verteilt und ihr Grenzen gibt, die nicht von Zufall und Wohlwollen abhängen.

Soll aber, und damit kommen wir auf unseren Ausgangspunkt zurück, der Liberalismus noch eine neue Periode in Deutschland erleben und seinen jetzigen zerbrochenen Zustand überwinden, dann muss er bis zur untersten Tiefe seiner eigenen Prinzipien hinabsteigen und sich aus dieser seiner alten Brunnenstube neues Wasser herausholen. Von dort aus nur findet er sein rechtes Verhältnis zum Liberalismus der Masse, zur Sozialdemokratie.

Zur Psychologie des württembergischen Bauern.

Von Albert Esenwein in Langenbeutingen.

Wer unter Bauern lebt, wird bald bemerken, wie jedes Dorf seine besondere Eigenart hat, die kurz zu charakterisieren meist unmöglich ist. Man muss sich das vor Augen halten, um von vornherein sich

darüber klar zu sein, dass die psychologische Beschreibung und Beurteilung des Bauerntums eines ganzen Landes — und wäre es so klein wie Württemberg — es mit einem überaus komplizierten Gebilde zu tun hat. Die Wirklichkeit wird immer sehr viel mannigfaltiger und reicher sein, als die noch so gewissenhafte Darstellung. Und so machen auch die folgenden Ausführungen in keiner Weise den Anspruch, eine irgendwie erschöpfende Formulierung der charakteristischen Merkmale des württembergischen Bauernstandes zu geben; sie sind nicht viel mehr als skizzenhafte Andeutungen.

Wir unterscheiden im württembergischen Bauernland drei Hauptgebiete: das altwürttembergische Schwaben, das fränkische (besonders das hohenlohesche) Gebiet und das neuwürttembergische katholische Oberschwaben. Letzteres kenne ich nicht aus eigener Anschauung; der oberschwäbische Bauer ist deshalb im folgenden nicht berücksichtigt. Schwäbische und fränkische Bauern haben zwar viele gemeinsame Züge, und zwischen beiden ist ein ziemlich breites Grenz- und Übergangsgebiet; aber andererseits weisen Schwaben und Hohenloher sehr scharf ausgeprägte Verschiedenheiten auf. Der Schwabe ist im äusseren Benehmen formlos, schwerfällig bis zur Plumpheit, derb bis zur Grobheit, verschlossen, etwas langsam im Auffassen, aber zäh im Festhalten, querköpfig, grüblerisch, entbehrungsfähig; der Franke, zumal der Hohenloher, ist viel temperamentvoller, gewandt und lebhaft, höflich und schmiegsam, genussfroh und weniger tiefgründig als der Schwabe; sein Grundsatz ist: leben und leben lassen. Man hält vielfach den Schwaben für zuverlässiger und aufrichtiger, und zweifellos hat die fränkische Höflichkeit und Schmiegsamkeit ihre naheliegenden Schattenseiten und Gefahren; allein andererseits darf man Derbheit oder gar Grobheit nicht mit Aufrichtigkeit gleichsetzen. Jedenfalls ist die wohlbekannte geriebene Bauernschlauheit in den schwäbischen Dörfern so gut daheim wie anderswo. Nach obiger Charakteristik dürfte es fast auffallend erscheinen, dass der schwäbische Bauer zweifellos mehr ästhetischen Sinn hat als der hohenlohesche. Auch der Hohenloher singt gerne, aber der Schwabe ist unstreitig musikalischer; auch im Fränkischen hält der Bauer etwas auf einen schönen Hof, aber in der Ausstattung der Wohnungen sieht der Schwabe weit mehr auf hübsche Gefälligkeit.

* * *

Ich habe mich schon oft über die Frage besonnen: haben unsere Bauern Standesbewusstsein? Jedenfalls noch kein sehr entwickeltes; energisch aufgeweckt wurde es eigentlich erst durch die agrarische Bewegung der letzten Jahre. Der „Bauernstolz“ hat mit dem, was wir Standesbewusstsein nennen, nichts zu tun; dieser seit lange schon bekannte Bauernstolz ist nur beim reichen Grossbauern zu finden und bezieht sich keineswegs auf dessen Eigenschaft als Bauer, sondern rein nur auf seinen Besitz; er macht sich auch weit mehr dem Kleinbauern gegenüber geltend als dem Städter.

Wie wenig ausgeprägt das bäuerliche Standesbewusstsein ist, glaube

ich u. a. daran erkennen zu müssen, dass das, wodurch sich der Bauer äusserlich vom Städter unterscheidet, in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts unter dem Einflusse der Verkehrssteigerung teilweise rapid dahingeschwunden ist. Ich denke da vor allem an den Rückgang und das Verschwinden der früheren, vielfach sehr hübschen Bauerntrachten. Es gibt ja in Württemberg noch einige Trachtenoasen inmitten der grauen Wüste der alles nivellierenden Kleidermode. Aber zu der übrigens ziemlich mühsamen Erhaltung dieser alten Trachtenbestände trägt gewiss nicht wenig der Umstand bei, dass sie von den Städtern jetzt bewundert, vom Verein zur Erhaltung der Volkstrachten gefördert werden und so gewissermassen Modeartikel geworden sind. Auf die Dauer werden auch die Überreste nicht zu halten sein, und jedenfalls wird keine Macht der Welt die einmal abgelegte Bauerntracht wieder einführen können. Der heutigen Bauerngeneration kommt die frühere Tracht durchaus nicht schön vor, sondern sie empfindet deren Verschwinden als einen Fortschritt, der sie der allgemeinen städtischen Kultur näher gebracht hat.

Wie mit der eigenartigen Kleidung, so geht es auch mit anderen alten Dorfbräuchen. Sie schwinden, soweit kein praktischer Zweck dabei zu ersehen ist, mehr und mehr; der Bauer hält sie für altmodisch und „altbacken" und schämt sich ihrer. Er hat nicht das geringste Bedürfnis, sich durch derartige in die Augen fallenden Sitten und Bräuche von der übrigen Bevölkerung zu unterscheiden.

In stetem, wenn auch ungleich langsamerem Rückgang ist ebenso der bäuerliche Dialekt begriffen. Das zeigt sich am deutlichsten in den Grenzgebieten zwischen Schwaben und Franken, wo der Gegensatz zwischen dem „Herrendeutsch" und dem „Bauerndeutsch" am meisten aufeinanderstösst. Das württembergische „Herrendeutsch" ist nämlich nicht das Schriftdeutsche, sondern das „Stuggarter" Schwäbisch; dieses gewinnt allmählich den Sieg über die von ihm abweichenden Dialekte. In hohenloheschen Grenzdörfern kann man hören, wie der alte Bauer noch sagt: „i hunn" (= ich habe), der junge dagegen: „i hab" usw. Der Bauer hat es gar nicht gerne, wenn ein Städter oder sonst ein „Herr" im ausgeprägten heimischen Dialekt mit ihm redet; er glaubt sich dadurch verspottet, und schon mancher Dorffremde, der, um sich populär zu machen, in der Unterhaltung mit Bauern Dialektübungen anstellte, musste bald erfahren, dass er da einen ganz verkehrten Weg eingeschlagen hatte.

Ich habe schon oben darauf hingewiesen, dass dieser Rückgang bäuerlicher Eigenart Hand in Hand geht mit der einst vom Bauern mit grossem Misstrauen betrachteten Hebung des Verkehrswesens. Heute ist in unseren Dörfern von der alten Eisenbahnscheu so gut wie nichts mehr zu spüren; man hat gar keine Freude darüber, wenn etwa durch den Widerstand der Väter und Grossväter ein Dorf einst vom Eisenbahnnetz ausgeschlossen wurde — zumal da es damals ohne Kosten für die Gemeinde abgegangen wäre. Heute müssen unsere Bauerngemeinden oft ungeheure Opfer bringen — und sie tun es meist —, um eine Bahn zu erhalten.

Einen Beweis bäuerlichen Standesbewusstseins möchte man vielleicht im ländlichen Genossenschaftswesen sehen, das in Württemberg im ganzen schön entwickelt ist. Lässt das nicht auf ein starkes Solidaritätsgefühl der Bauern schliessen? Nicht ohne weiteres. Denn während die Gewerkschaftsbewegung aus den Arbeiterkreisen selbst herausgewachsen ist und allein durch sie gehoben wird, sind die ländlichen Genossenschaften erst von aussen, d. h. im wesentlichen von der Regierung in die Bauernschaft hineingetragen worden und sind heute noch vielfach sehr auf die Förderung durch die Beamten angewiesen. Allerdings sehen unsere Bauern je länger je mehr den Nutzen des Genossenschaftswesens selbst ein und gehen da und dort aus eigener Initiative vor, so dass vielleicht die Klagen der Genossenschaftler über Mangel an Solidaritätsgefühl unter den Bauern bald verstummen können. Ich glaube, dass auch hierin die agrarische Bewegung einen Fortschritt gebracht hat und noch weiterhin bringen wird, trotz manchem, was dagegen zu sprechen scheint.

* * *

Politisch angesehen ist der württembergische Bauer Demokrat. Nicht im Sinne eines antimonarchischen Republikanismus — fällt ihm gar nicht ein. Aber antikonservativ sind unsere Bauern: sie wollen nichts wissen von einer politischen Führung durch den Adel — im Hohenloheschen denkt der Bauer nicht mit Wehmut an die einstige Fürstenherrschaft zurück —, und gegen die Regierung und ihre Beamten herrscht, besonders beim schwäbischen Bauern, ein fast unbesiegbares Misstrauen — zum guten Teil eine Nachwirkung des berüchtigten altwürttembergischen despotischen Bureaukratismus. Diese demokratische Grundstimmung hat sich allerdings lange Zeit nicht parteipolitisch verdichtet; der Bauer blieb Jahrzehnte hindurch der Spielball der Parteien. Vor 10 Jahren schien es, als wolle er sich endgültig der demokratischen Volkspartei verschreiben — da brachte der Bund der Landwirte eine durchschlagende Wendung. Das Verdienst kann ihm nicht abgesprochen werden, dass er unsere Bauern politisch gesammelt und — cum grano salis — selbständig gemacht hat. Aber ist damit nicht der Beweis erbracht, dass der württembergische Bauer konservativ denkt? Ganz und gar nicht; der württembergische Bauernbund ist von Grund aus demokratisch im obengenannten Sinne. Er ist radikal agrarisch, weil der Bauer sich durch den Industrialismus (in seiner kapitalistischen wie in seiner sozialistischen Form) bedroht glaubt, aber mit dem preussischen Konservativismus hat er nichts zu schaffen. Der einzige konservative Reichstagsabgeordnete Württembergs ist bei der letzten Wahl durchgefallen, und ich vermute, dass ihm viel mehr als sein Agrariertum seine Zugehörigkeit zur konservativen Partei geschadet hat, obwohl er sich von den Kreuzzeitungsleuten in mehr als einer Hinsicht unterschied. Gewonnen haben in Schwaben wie in Hohenlohe die reinen Agrarier nichtkonservativer Art. Als in einem Kreis ein Graf sich zum

Bauernkandidaten aufwerfen wollte, da gab man ihm sehr klar zu bedeuten, dass die schwäbischen Bauern keinen Grafen wählen.

* * *

Schliesslich noch ein Wort über das kirchlich-religiöse Leben der württembergischen Bauern. Sie sind fast durchweg kirchlich gesinnt. Zwar haben wir schwäbische Bauerngemeinden von ausgesprochener Unkirchlichkeit und fast überall im Schwäbischen einzelne rohe Religionsverächter unter den Bauern — allein das sind seltene Ausnahmen. Allerdings noch kirchlicher als der Schwabe ist der Franke, besonders der Hohenloher. In diesem Punkte ist letzterer durch und durch konservativ, während der Schwabe Neigung zur mystischen Grübelei und darum auch zum Pietismus und zum Sektentum hat. Ein Mann wie der originelle bäuerliche Theosoph und Mystiker Michael Hahn († 1819), der heute noch in der schwäbischen Bauernschaft zahlreiche Anhänger hat, ist im Hohenloheschen nicht wohl denkbar. So stellt man oft geradezu der „subjektiven Frömmigkeit" des Schwaben die „objektive Kirchlichkeit" des Hohenlohers gegenüber, womit man dann meist zugleich dem letzteren eine gewisse religiöse Oberflächlichkeit nachsagen will. In dieser Allgemeinheit ist jedoch der Vorwurf nicht berechtigt. Auch der hohenlohesche Bauer hat seine subjektive Religiosität; wollte sie jemand auf einen Begriff bringen, so wäre er versucht zu sagen: vorwiegender Rationalismus in ziemlich unvermittelter Verbindung mit magischer Sakramentsauffassung. Ich müsste aber dagegen protestieren, wenn damit nur ein abschätziges Urteil abgegeben werden wollte. Gerade bei der Beurteilung des religiösen Lebens ist die begriffliche Formulierung immer nicht ganz zutreffend; die Wirklichkeit ist auch hier zum Glück mannigfaltiger und reicher als das theologische oder philosophische Schema.

Nährikele.

Ein sozialstatistisches Kleingemälde aus dem schwäbischen Volksleben.

Von Gottlieb Schnapper-Arndt.

Vorbemerkung.

Ein ganzes Stück intensivsten geistigen Lebens und Schaffens des Mannes, den die nachfolgende Untersuchung zum Verfasser hat, und vor allem ein ausser-

ordentlich charakteristisches Stück Schaffens, wird den Lesern mit dem untenstehenden Lebens- und Arbeitsbild einer süddeutschen Weisszeugnäherin vorgelegt. Gottlieb Schnapper-Arndt, den wir vor wenigen Wochen trauernd zu Grabe trugen, hinterliess in dieser Monographie ein Denkmal seiner wissenschaftlichen und literarischen Originalität, Gründlichkeit, Ehrlichkeit und Vielseitigkeit, das wir mit hoher Freude und Genugtuung in die Öffentlichkeit stellen. Nichts kann den unermüdlichen Forscher, der zugleich Künstler und unbeugsamer Freund volkstümlichen Wesens in seltener Vereinigung war, besser zeichnen, als dies erste Stück seines reichen wissenschaftlichen Nachlasses.

Aus seiner Vaterstadt Frankfurt a. Main brachte Schnapper-Arndt die freie kritische Auffassung, aus seiner Familie die Sorge um peinlichste Gewissenhaftigkeit mit. Wenn man den Besitzern der ersteren Eigenschaft oft den Mangel der zweiten vorgeworfen hat — hier waren beide sicher vereinigt. Und Schnapper-Arndt betätigte sie vom ersten Tage seiner wissenschaftlichen und kulturellen Studien ab, als er sich in den 70er Jahren des vorigen Jahrhunderts den nach dem wirtschaftlichen Aufschwung und der Krisis aufblühenden sozialen Forschungen zuwandte, und diese nicht bloss köstlich bereicherte, sondern segensreich befruchtete. In des genialen Franzosen Le Play Arbeiten für Miniaturstatistik und Miniaturschilderung fand er ein Vorbild, das ihm kongenial war und das er nicht bloss als universeller Forscher der deutschen Wissenschaft und Kulturschilderung nahe brachte, sondern auch wesentlich weiterbildete und vervollkommnete. In seiner letzten Schrift „Zur Theorie und Geschichte der Privatwirtschaftsstatistik“ von 1903, im Bulletin des Internationalen Statistischen Instituts, die nebenbei alle Reize der unvergleichlichen, künstlerisch empfindenden Vielseitigkeit Schnapper-Arndts aufweist, hat er die „Grundbedeutung“ des selbstgesuchten und gefundenen Meisters dankbar mit den schönen Sätzen anerkannt: „in dem auf einen Schlag Hervorbringen einer den schliessenden Verstand ebenso beschäftigenden, wie das Gemüt anregenden Methode, namentlich aber in dem grossen moralischen Mute, in Details auf das Liebevollste einzugehen, die man noch Jahrzehnte später solcher minutiösen Beachtung zu würdigen für kleinlich hielt, hierin liegt Le Plays Verdienst, das ist seine geniale Tat. Er steht für die Sozialschilderung etwa so epochemachend da, wie Zola für den Realismus in der Literatur.“ Schnapper-Arndt war, wie alle grossen Charaktere, viel zu bescheiden, um an diese Sätze mehr als einen Hinweis darauf zu knüpfen, dass es ihm „immer eine liebe Erinnerung sein werde, seinerzeit als erster in Deutschland nach der Le Playschen Methode gearbeitet und nachdrücklich die Beachtung auf sie gelenkt zu haben“. Wir aber dürfen jetzt sagen, da er die Augen leider so früh geschlossen hat, dass Schnapper-Arndt für Deutschland der Klassiker der sozialen und kulturellen Miniaturschilderung geworden ist. In einem 1879 im Frankfurter Verein für Geographie und Statistik gehaltenen Vortrage gab er bereits die, freilich fruchtlos gebliebene, Anregung, dass der Verein zum erstenmal in Deutschland die Erhebung von Haushaltungsbudgets wissenschaftlich organisieren und in die Hand nehmen möchte. 1880 erschien in der „Tübinger Zeitschrift für die gesamte Staatswissenschaft“ seine Erstlingsschrift, seine prächtige und frische „Beschreibung der Wirtschaft und Statistik der Wirtschaftsrechnungen der Familie eines Uhrschildmalers im badischen Schwarzwald“. Die Kulturbewegung für Eindämmung der fürchterlichen Heim- und Schwitzarbeit in Deutschland, die eben wieder mit einem neuen Vorstoss eingesetzt hat, darf ihn und Emanuel Sax mit seinem Werk über die Thüringer Hausindustrie als ihre Bahnbrecher feiern. Drei Jahre später folgte die Veröffentlichung seines Hauptwerkes, der „Fünf Dorfgemeinden auf dem Hohen Taunus“ (Leipzig, Duncker & Humblot 1883), mit dem er zeigte, welche ungehobenen Schätze für die kulturgeschichtliche Erforschung des „Kleinbauerntums, der Hausindustrie und des Volkslebens“ auch sein heimatliches Gebirge noch einschloss. Wie er, namentlich im zweiten Abschnitt dieses Werkes, die Menschen und ihr Leben im kleinsten Winkel kulturhistorisch und beschreibend erfasst und ähnlich liebevoll, wie Riehl, nur noch weit tiefer und gründlicher schildert, und die

sozialstatistische Untersuchung zu einem anziehenden Kapitel Kulturgeschichte erweitert: das wird immer mustergiltig bleiben. 1887 hat er dann begutachtend richtiger aber tonangebend an der Erhebung der 1890 vom Freien Deutschen Hochstift veröffentlichten „Frankfurter Arbeiterbudgets" teilgenommen und mit der schon erwähnten Arbeit von 1903 im Bulletin des Internationalen Statistischen Instituts eine Art Abschluss für die theoretische Bearbeitung dieses Gebietes geliefert.

Das bis ins kleinste gewissenhaft ausgearbeitete Bild der Existenz einer armen süddeutschen Weisszeugnäherin, dem diese Zeilen vorangehen, erscheint hier zum erstenmal und zwar vornehmlich nur im beschreibenden Text, ohne dass sämtliche Tabellen, Ziffernnachweise, Quellenangaben und physiologische Untersuchungen beigefügt sind. Mit diesem ganzen wissenschaftlichen Zubehör wird die Arbeit später veröffentlicht werden. Aus einem Dutzend von Mappen mit den sorgfältigsten Berechnungen und lückenlos gesammelten Materialien ist in den nachfolgenden Kapiteln ein wissenschaftliches Kunstwerk moderner Kulturgeschichtsschreibung erstanden, das zu dem erlesensten gehört, was das einfache Volk wie der Feinschmecker geistig und gemütlich kosten kann. Dass ein Werk dem schlichten Mann aus dem Volke wie der höchsten Bildung und Kennerschaft gleichen Genuss bringt, ist ja wohl auch ein Zeichen für die Meisterschaft seines Urhebers. Und in den Rahmen dieser Zeitschrift passt es so vorzüglich, weil es, wie auch alle die anderen Schriften Schnapper-Arndts dieser Art, so recht aus lebendiger Selbstbeobachtung süddeutscher Zustände an Ort und Stelle herausgewachsen ist.

So möge denn die Geschichte des bescheidenen Nährikele als Probe echter Heimatkunst das schönste Denkmal sein, das wir dem nunmehr auf dem Frankfurter Friedhof Schlummernden aus seiner eigenen Geisteswerkstatt zunächst setzen!

Frankfurt a. Main. Die Herausgeber.

* * *

Über den Friedhof des schwäbischen Dörfchens Pf. . . weht der Herbstwind und das Kreuzchen erzittert über dem Grabe, in das sie vor einigen Jahren Rikele, die kleine Weisszeugnäherin, eingebettet haben. Ich will versuchen zu schildern, was mir über sie bekannt geworden ist, als mein Lebensweg sich mit dem ihren kreuzte und dem Leser die wirtschaftliche Biographie vorführen, welche ich damals über sie niedergeschrieben habe. Grosse, weite, schöne Welt — wie schmal ist der Ausschnitt, den Myriaden von dir zu sehen bekommen, und wie genügsam hast du dich, Rikele, gefreut über jeden schwachen Sonnenblick, den du erhaschtest. . . Ihr, die ihr erhobenen Hauptes durch früchtenreiche Gärten schreitet, schenkt der Geschichte einer armen Kreatur Gehör, für die an dem mühsamen Weg, der zu jenem Friedhöflein geleitet, nur karge Beeren gewachsen sind. . . Nicht das Leben eines Menschen, das Leben Vieler wird erzählt, wenn immer wir uns in die Geschichte eines Einzigen ernstlich vertiefen. . .

Quellen.

Quellen meiner Aufzeichnungen waren zahlreiche Gespräche, die ich mit dem Rikele geführt, während sie für meine Frau arbeitete: sie hätte ja nichts erzählen mögen und wäre in Verwirrung geraten, wenn sie mit unbeschäftigten Händen hätte dasitzen sollen. Aber arbeitend, war sie mitteilsam und dabei rückhaltlos und aufrichtig. Sie machte

einmal einen bemerkenswerten Vergleich: sie habe sich, sagte sie, in einem Krankenhause freiwillig zu einer medizinischen Untersuchung hergegeben: warum sollte sie nicht auch für meine Zwecke bereitwillig sein. Quellen waren ferner mehrfache Besichtigungen ihrer Wohnung, und endlich, um das schwere Wort zu gebrauchen, urkundliches Material. Briefe, Quittungen, Steuerzettel, gerichtliche Dokumente, ein Sparkassenbuch, vor allem ein durch mehrere Jahre hindurch geführtes Einnahme- und Ausgabebuch. Wunderbar, und in diesen Kreisen höchst selten: aus eigenem Antrieb hatte sie dieses Buch geführt; ohngefähr von ihrem 35. bis zu ihrem 48. Lebensjahre (so alt war sie zur Zeit meiner Untersuchung) hatte sie fleissig aufgezeichnet, was sie als Näherin in dem süddeutschen Städtchen, in dem sie lebte, in kleinen Beträgen mühselig erworben, und in noch kleineren für ihren Lebensunterhalt aufgewendet hatte. Ihre älteren Aufzeichnungen waren zu ihrem grossen Kummer verloren gegangen; erhalten waren nur diejenigen der letzten vier Jahre, ein Quartheft mit steifem, grünen Deckel, das ich noch heute besitze. Auf den linken Seiten die Einnahmen und die Arbeitstage; auf den rechten die Ausgaben. Nur auf der linken Seite hat sie sich mit Bleistift Kolonnen gezogen und die Posten untereinander gestellt: die Posten der rechten hat sie jedoch fortlaufend geschrieben, um am Papier zu sparen. Hieraus eine fatale Wirkung. Sie hatte die Kolonnen der Einnahmen addiert, zur Addition der Ausgaben es jedoch nicht gebracht. Sie hatte gebucht und gebucht, darüber aber, was ihre bescheidene Existenz in einem Jahre erfordert hatte, niemals bislang etwas genaues erfahren. Wie gespannt und mit wie ängstlicher Gebärde sass sie jetzt da, als ich in ihrer Gegenwart an das Addieren ging. Und als ich die Gesamtsumme des letzten Jahres herausbrachte — 190 Mk. — „Ach Gott ist das aber viel!“ rief sie aus „mir graust's ganz“. — Rikeles Buch war übrigens kein blosses trockenes Rechenbuch; es war eine Art kleiner, an die naiven Aufzeichnungen älterer Zeiten erinnernde Chronik. Ihr vertraute sie an, was in frohen oder peinlichen Stunden in stiller Einsamkeit das Herz bewegte. Sorgfältig geschwungene Linien, welche diese Bemerkungen umrahmen, deuten auf die gehaltene Stimmung hin, in welcher sie niedergeschrieben sind. Ihr Sohn besucht sie: „Das waren mir wieder einmal glückliche Stunden,“ schreibt sie nieder. Schwächlich und dabei ängstlich, wie sie ist, fühlt sie sich krank. „Lieber Wilhelm, wenn ich sterbe, dann halte doch Alles in Ehren, ich hab' mir's drum sauer werden lassen, verkaufe nichts davon, miethe eine Kammer, schliess Alles zu und versiegle es, Du wirst später Alles wohl brauchen. Es kostet mich nicht mehr viel in der Feuerversicherung[1]).“ Nach einer kleinen Reise, welche sie als Zeugin zu einer Gerichtsverhandlung machen musste: „Reisegeld verbraucht und doch Hunger gelitten“. Auch was in ihrer Kundschaft bemerkenswertes sich begab, Verlobungen, Hochzeiten, Todesfälle trug sie teilnehmend ein.

[1]) Der Schlusssatz bezieht sich offenbar darauf, dass Rikele, als nunmehr 5 Jahre versichert, nach den Statuten der auf Gegenseitigkeit beruhenden Gesellschaft, in den Genuss von Dividende gekommen war.

Zivilstand.

Zunächst einige Worte über die „Zivilstandsverhältnisse“ Rikeles, des „Nährikele“ wie sie sich selber nannte.

Sie war im Jahre 1835 in Stuttgart geboren als Tochter eines gelernten Schneiders, der auf der Wanderschaft einen höheren Beamten kennen gelernt hatte und bei ihm als Diener eingetreten war. Der Beamte war ledig und speiste ausserhalb; dadurch lernte der Diener eine Restaurationsköchin kennen, welche er heiratete: Rikeles Mutter. Auch nach Gründung eines Hausstandes durfte er noch bei dem Herrn bleiben, wurde aber dann kränklich und kehrte, als Rikele acht Jahre war, in sein Heimatdorf zurück. Daselbst starb er 1857; die Mutter starb im Spätherbst 1875.

Rikele hatte fünf Geschwister gehabt, wovon drei im frühen Kindesalter gestorben waren. Noch lebten ein verheirateter Bruder, ein kleiner Handwerker, und eine Schwester, deren Mann unheilbar krank war: eine Landbötin. Beide in dem Heimatdorfe.

Rikele selbst war ledig. Sie besass einen Sohn von 23 Jahren, welcher seines Gewerbes Schneider war, damals aber (zur Zeit der Untersuchung) in Strassburg seiner Militärpflicht nachkam. Seit 14 Jahren hatte Rikele ununterbrochen in der kleinen, aber nicht unbedeutenden Stadt gewohnt, in welcher ich sie kennen gelernt habe.

Besitz.

Zweiundsiebzig Mk. hatte das Rikele bei der Oberamtssparkasse verzinslich angelegt. Als nämlich die Mutter gestorben war, hatte Rikele eine Erbportion von 197 Mk. 70 Pf. zu empfangen gehabt. An veranschlagter Fahrnis wurden ihr davon laut „in Händen habenden Loszettels“ 33 Mk. 40 Pf. zuteil; 10 Mk. 97 Pf. betrugen die Teilungskosten: Rest also ohngefähr 153 Mk. Von diesem Rest waren 63 Mk. sofort für einige kleine Anschaffungen bei eingetretener Krankheit und für Bezahlung noch einer Schuld der Mutter aufgegangen, wogegen die übrigen 90 Mk. Rikeles erste kapitalistische Rücklage gebildet hatten. Die Kasse vergütete „Dienstboten, Gewerbegehilfen, Lohnarbeitern, Taglöhnern und derartigen in Privatdiensten stehenden Personen“ $4^1/_2$ $^0/_0$: hierdurch Anwachsen jener Summe bis Ende 1878 auf 99 Mk. 1 Pf. Von diesem Gipfelpunkt herab jäher Absturz: Rikele schafft dem Sohn eine Nähmaschine an und leert seinen Schatz bis auf 1 Mk. 1 Pf. Dann widerum, im Verlauf der folgenden vier Jahre, langsames Ansteigen auf den erstgenannten Betrag, namentlich infolge von Rückzahlungen des Sohnes und weil Rikele niemals wieder der Kasse etwas entnimmt. Das Maximum der Einlagen, das bei der Kasse zulässig war, belief sich statutenmässig auf zweihundert Gulden. Ob sie jemals so hoch wohl kommen werde, frug ich. Da müsse sie „Geld schmieden können“ meinte sie.

Erwerb.

Rikele war Weisszeugnäherin; sie flickte, fertigte Morgenhäubchen, Chemisetten, Kragen, Manschetten und half beim Kleidermachen, nicht

minder unternahm sie zuweilen das selbständige Schneidern einfacherer Oberkleider. Das alles meist in den Häusern ihrer Kunden; von den Tagen, welche sie bei sich zu Hause verbrachte, waren nur wenige durch Lohnarbeit in Anspruch genommen. Im Sommer um halb sechs Uhr, im Winter um 7 Uhr aufstehend, erschien sie bei ihren Kunden je nach der Jahreszeit zwischen 7 und 8 oder kurz nach 8 Uhr, bekam gewöhnlich eine grosse Tasse Kaffee mit zwei Stück Zucker und einem Weck, und begann dann die Arbeit. Um 10 Uhr das ortsübliche „Gläsle Wein" nebst Butterbrot oder auch Brot mit Wurst, bei einer Familie manchmal zwei Eier. Um 12 Uhr Mittagessen. Das Rikele teilte seine Kunden in Professoren und „Bürgersleute" ein. Bei diesen gab's Suppe, Gemüse und Fleisch, dort zuweilen auch noch Braten. Bei diesen ass sie am Tische mit, bei jenen besonders für sich! Um drei Uhr eine Tasse Kaffee mit einem oder zwei Milchbroten. Abends, nach Schluss des Arbeitstags — im Sommer zwischen 7 und 8 Uhr, im Winter um 8 Uhr — Tee oder Kaffee mit zwei Semmeln und Wurst; in einigen Familien wurden statt des Abendmahls 30 Pf. Kostgeld gegeben. Im ganzen ein 11- bis $11^1/_4$ stündiger Arbeitstag. Denn das zweite Frühstück und die Vesper wurden nebenher am Arbeitstisch genommen; bei den „Bürgersleuten", welche selbst rasch assen, sass sie auch nicht länger als eine Viertelstunde beim Mittagstisch. Bei vielen Familien ging sie nach dem Mittagsmahl noch fünf Minuten im Zimmer auf und ab; das war eine Erholung, die man ihr stillschweigend gewährte, und auf die sie, als auf etwas Besonderes, einigen Stolz bekundete.

Was soll man zur subjektiven Entschuldigung der Frauen, welche ihren Näherinnen, Wäscherinnen, Dienstboten keine Arbeitspausen anbieten, sagen? Zur Entschuldigung der Frauen des Mittelstandes darf man wohl geltend machen, dass diese Frauen selbst vielfach eine ununterbrochene Arbeit verrichten. Sie finden es dann naturgemäss, dass der Ärmere sich nicht weniger mühe, als sie selbst; sie vergessen zunächst dabei, dass das, was ihren eigenen Mühen entspricht, jenen Ärmeren ja teilweise als eigene häusliche Arbeit auch noch vorbehalten bleibt. Sie vergessen die Entschädigungen, die ihnen selbst das Leben immerhin bietet und die eine anstrengende Arbeit zweifellos leichter ertragen lassen. Überhaupt: bei der Arbeit sind Reiche, Mittelstehende, Arme sehr häufig Kameraden; bei dem Genusse sind sie es nicht. Mit dem Hinweis auf die eigene Arbeit, die er neben dem ärmeren Untergebenen verrichtet, beruhigt der Wohlhabendere sich selbst, und er nimmt es übel, wenn dieser nicht willig mit ihm schafft. Selbst alsdann zur Erholung eilend, verliert er jenen wie physisch, so auch geistig aus dem Gesichte und denkt wenig daran, ob jener sich weiter mühe, oder was ihm die eingetretene Feierstunde bringe.

Rikele hat ihre Kunden nie hoch im Preise gehalten: sie erhielt 1864 pro Tag 12 Kreuzer (34 Pf.), 1865 15 Kreuzer (43 Pf.), 1866 bis 1870 15—18 Kreuzer (43—51 Pf.). Nach 1870 setzten sich diesem bescheidenen Wesen gegenüber die Kunden teilweise selbst hinauf und gaben bis zu 70, vereinzelt bis zu 80 Pf. Zahlreiche kleinere Zuwendungen

an Naturalien neben der üblichen Verköstigung, an Weihnachten auch kleine Geldgeschenke mögen teilweise noch als ein Lohnzuschuss betrachtet werden. Ich berechnete, dass sie sich, bei ihren Kunden arbeitend, immer noch besser stand, als bei dem Stücklohn ohne Kost im eigenen Haushalt. Für ein feines Herrenhemd erhielt sie z. B. 1 Mk.; daran arbeitete sie, wenn sie sich der Maschine bediente, einen Tag. Man könnte vermuten, dass sie vielleicht an den Zutaten regelmässigen Profit gemacht habe, aber sie war ehrlich, ängstlich und kein Finanzgenie. Lange Jahre hat mich ein Nähgarnröllchen, das ich mir verwahrte, an die grossartigste Spekulation erinnert, welche Rikele jemals unternommen hatte. Es entstammte einem Ankaufe von 3 Dutzend Rollen, zu dem sie ein reisender Handelsmann veranlasst hatte. „Da habe er etwas für sie, da könne sie ein Geschäftle machen.“ Sie zauderte zunächst; sie dachte „es würde ihr bleiben“. Aber sie hat bei einem raschen Absatz an 15 obigen Rollen 75 Pf. verdient. „Das ischt aber auch ein besonderer Treffer gewä.“ An den Zutaten zu einem einer „Pfarrmagd“ gefertigten Rock wollte sie, und ich halte es für glaubhaft, nur 5 Pf. verdient haben. Sie hatte sich überhaupt erst spät in ihrer Laufbahn dazu entschlossen, solche aus Rabatten entspringende kleine Verdienste, sich anzueignen. „Ein ungerechter Heller,“ hatte ihr Vater gesagt, „frisst zehn gerechte Gulden auf.“ Leider war die Zahl ihrer auswärtigen, also lukrativen Arbeitstage, in den letzten Jahren decrescendo gegangen. Ursache, wie das Rikele meinte, dass ihre Familien sich immer mehr an das Einkaufen fertiger Waren gewöhnt hätten; auch hätten sich viele von ihnen Maschinen angeschafft und würden demnach, selbst wenn man sie zu deren Bedienung annehme, in weniger Arbeitstagen mit ihrem Bedarf fertig als vorher.

Für die Unterhaltung und Ergänzung ihres Inventars an Arbeitsgerätschaften hatte das Rikele keinen grossen Aufwand zu machen. Sie würde für Nadeln jährlich etwa 1 Mk. gebraucht haben, wenn sie dieselben nicht meist zum Geschenk erhalten hätte. Sie bevorzugte die englischen Nadeln, und tat sich etwas zugut darauf, dass sie dies, der Wahrheit zu Liebe, obschon eine Deutsche, unverhohlen gestehe. „Die englischen laufet, aber die deutschen krachet, weil sie nicht schlupfet und selbige werden bloss krumm“. Trennmesser und Scheren sollten jedes Jahr regelmässig geschliffen werden, wurden es aber nicht. „Man schleift nichts hinzu,“ meinte Rikele, „ich versprech's ihnen immer denen Scheren, dann schneiden sie allemal wieder“.

Inventar der Arbeitsgerätschaften.[1])

Ein weiss und rot geflochtenes Nähkörbchen, Weihnachtsgeschenk (81; ₰ 50;) 1 auf der Messe gekaufter „Spähn“-Korb (78; ₰ 50; beide Körbe dürften noch mindestens 10 J. halten) 1 gekaufte Pappschachtel mit Fächern (ℳ 1,10) 4 dergl. und 4 Cigarrenschachteln von Kunden bez. einem Kaufmann geschenkt (₰ 40). Ein 1869 selbstgemachtes, ein 1880 von einer Kundin geschenktes Nadelkissen (₰ 60); Nadelbüchse mit ungefähr 100 grossentheils geschenkten Nadeln. 1 desgl. versilbert, geschenkt (75; ₰ 50) 4 geringe Finger-

[1]) Abbreviaturen. Die in Klammer gesetzten Zahlen geben das Jahr des Erwerbs an (81=1881 usw.), ferner den Einkaufspreis bzw. den ge-

hüte (₰ 48) und 1 versilberter, geschenkt (75; ₰ 50) 2 grössere Scheeren (64 à ℳ 1,40) und 1 Knopflochscheere (77; ₰ 80) 1 geringes, 1 Perlmutter- und 1 Schildpatt-Trennmesser (letztere geschenkt; ersteres 66 gekauft für ℳ 1,37) 1 Metermass von Holz und eins von Leder (1873 bez. 78 zus. 70 ₰) 1—2 Rollen Faden.

Grover & Baker Maschine mit Radauslösung (79; ℳ 89,90) zur Zeit bei ihr deponirt (dem Sohn gehörig).

Auf gute persönliche Behandlung durch ihre Kunden legte sie grosses Gewicht, von einem ihrer Häuser rühmte sie es, dass man sich dort immer wieder ganz erhoben fühle und empfinde, dass man ein Mensch sei. Den Dienstboten wollte sie nicht gern unterstellt sein.

Die Lohnarbeit war Rikeles Haupteinnahmequelle. Nebenher spielten die Gratiszuwendungen, die ihr von einigen Kunden zuteil wurden, eine kleine Rolle; eine grössere die Eigenproduktion in ihrem Kleiderbudget. Der Sohn hatte die Mutter gern unterstützt, hatte ihr öfters zu ihrem Geburtstag Geld geschickt und bei Besuchen zuweilen einige Mark unter den Teppich gelegt. Öffentliche Unterstützung ausser der Gewährung billigeren Bezugs von Brennholz war dem Rikele nie zuteil geworden. Von Vorteil war ihr die Aufnahme des Sohnes in ein Internat, freilich in der Zeit, die vor unserer Untersuchung liegt.

Diarium für 1879, 1880 und 1881
aus Rikeles Hausbuch zusammengestellt.

	1879	1880	1881
I. Arbeitstage in den Häusern von Kunden.			
a) Tage à 70	181	169	149
b) „ à 75		10	7
c) „ à 80	24	11	7
d) „ à 85 } mit Überzeit bez. ohne Abendkost		2	
e) „ à 90 } mit Überzeit bez. ohne Abendkost	1		3
f) „ à 1 ℳ } mit Überzeit bez. ohne Abendkost	a) 6	7	1
g) „ à 1,10 und 1,20 } mit Überzeit bez. ohne Abendkost	6		
	218	199	167
II. Zu Hause mit verzeichneter Lohnarbeit	24	15	16
III. Zu Hause mit dem Vermerk „krank“ b)	9	3	
IV. Auf Reisen abwesend		2	4
V. Sonn- und Feiertage	60	60	58
VI. „Zu Hause“ notirt ohne weitere Bemerkung	46	63	19
VII. Werktage, über die keine Notiz vorhanden, die aber fast alle zu Hause verbracht worden sind c)	8	24	101
	365	366	365

a) Hierbei ein Tag Kinderaufsicht am Pfingstmontag.

b) Die Tage, an denen gleichzeitig Lohnarbeit ausgeführt worden, sind hier nicht inbegriffen.

c) Hierunter dürften noch einige durch Stücklohnarbeit okkupierte Tage befindlich sein (1879 und 1880 u. a. durch Schirmnähen), ausserdem einige Tage, an denen sie bei Gesellschaften in Kundenhäusern Hilfe geleistet hat. — Die genaue Übersicht pro 1882 im Budget.

schätzten Wert zur Zeit des Erwerbs. — Die teilweise ursprünglich in süddeutscher Guldenwährung berechneten Preise sind (wie die alten Masse) ent-

Nahrung.

„Kinder, schafft Euch nur ein kleines Mägele an“ hatte ihr Vater oft gesagt. Rikeles schmächtige Konstitution und ihre fabelhafte Bedürfnislosigkeit machten es ihr möglich, sich zu nähren, als ob des Vaters seltsame physiologische Vorstellungen berechtigt gewesen wären. Das ist einer der Umstände, deren man sich erinnern muss, wenn man sich staunend fragt, wie mit einem Einkommen, wie demjenigen Rikeles, ohne gänzlichen ökonomischen Schiffbruch überhaupt auszukommen war. Dass sie ein kleines Mägele habe, glaubte sie selbst, und es freute sie. Die Tage, an welchen sie bei ihren Kunden arbeitete, waren gleichsam ihre fetten Tage, an denen sie sich für die mageren einigermassen mit hinüber ass, teils indem sie aus dem Genossenen Kraft für diese schöpfte, teils indem sie Ungenossenes mit nach Hause nahm, Geschenktes oder „Erspartes“ wie sie zu sagen pflegte. Man gab ihr zuweilen ein wenig Mehl, ein wenig Gemüse... Am planvollsten waren ihre Weck-Ersparnisse angelegt. Je nachdem es bei den Kunden morgens, zur Vesper oder abends mehr Wecke gab als das kleine Mägelchen bedurfte, trug sie das Zuviel nach Hause — ein Vögelchen, das sich seinen Proviant zusammenpickt. Wie vorsorglich konnte man sie verwenden, wenn man sie in Scheibchen schnitt, in ein leinenes Säckchen hing und trocknen liess! Im Bedarfsfall eine Greifhand ($1^1/_2$ Wecke) dem Säckchen entnommen, mit soviel Wasser gekocht, dass es zwei Teller gab, dazu Butterschmalz für höchstens 3 Pfennige, auch wohl Kümmel „Peterling“ und „wenn man will“ etwas Zwiebel — so hatte sie eine „Brotsuppe“. Den Kümmel hatte sie sich selbst auf den Wiesen gesucht, wie man denn bei dem Rikele, wenn man sein Gesicht in strenge wissenschaftliche Falten legen wollte, sehr wohl von einem okkupatorischen Erwerb neben dem Erwerb aus der Näharbeit und dem „karitativen“ sprechen könnte. Sie wusste, wo Sauerampfer wuchs, wo Schmalzblumenblätter, holte Brunnenkresse aus einem „Gräble“ an den Herrenberger Wiesen; Majoran säte sie in einem Blumentopfe aus.

Hier ungefähr Rikeles häusliches Küchenprogramm, wie sie es darlegte:

Morgens:

Eine grosse Tasse Kaffee oder Milch (gut $^1/_2$ Schoppen) nebst Brot oder einem 3 Pfennig-Weck.

Um 10 Uhr:

$^1/_5$ Liter Milch und für 3 Pfennig Brot. Butterbrot nur wenn sie solches „erspart“ hat. Manchmal überhaupt nichts.

---

sprechend umgerechnet worden. — Den Angaben über die Anschaffungszeit wurde durch Anknüpfung an äussere Ereignisse, Kontrolierung durch Quittungen, das Hausbuch usw. möglichste Sicherheit zu geben gesucht, einzelne kleine Gedächtnisfehler sind indes selbstverständlich nicht ganz ausgeschlossen. — D = Dauer (mutmassliche) c = circa; n = noch; also: D. n. 1 J. = mutmasslich noch 1 Jahr vorhaltend. Das Zeichen ∞ steht zuweilen bei Dingen, die aller Wahrscheinlichkeit nach während Lebzeiten der Arbeiterin in Gebrauch bleiben werden.

Mittägliche Kombinationen:

Die geschilderte Brotsuppe, dazu allenfalls Kartoffeln oder sonst eine „ersparte" Kleinigkeit, die gewöhnlichste Mahlzeit.

Gebrannte Mehlsuppe mit eingeschnittenem Brot.

„Riebele" (Eiergerst-)suppe, eine Fleischbrühe, nebst dem für deren Bereitung gebrauchten $^1/_4$ Pfund Fleisch oder aber ein in Fleischbrühe gekochtes Gemüse, ebenfalls mit dem zubehörigen $^1/_4$ Pfund. Wenn das Rikele Fleisch kochte, so folgten sich allemal 2 Fleischmahlzeiten, denn weniger als $^1/_2$ Pfund konnte sie nicht wohl kaufen, und das halbe Pfund zehrte sie nicht auf einmal auf.

Spätzle aus geschenktem Mehl, wozu allenfalls ein Salat oder ein saures „Sösle", ein „Zwiebelsösle" ($^1/_{12}$ Pfund Mehl und 2 Eier auf das Gericht Spätzle).

Zwetschgengemüs und ein „Pfannküchle" (Eierkuchen).

Kaffee und Brot (wenn sie gar zu schlecht „bei Kasse" war).

Vesper:

Eine Tasse Milch oder Kaffee und um 3 Pfg. Brot. In Ausnahmefällen Dickmilch, wenn Milch übrig geblieben war.

Abends:

Meist Kaffee. Hie und da ein Schüssele Milch.

Im kleinen Städtchen, in welchem das Rikele lebte und wirkte, wurde auch von den unbemittelteren Klassen immer noch etwas Wein als Haustrunk genossen,[1] auf den grünen Hügeln rings umher wuchs ein leichter billiger Stoff. Der Weinbau bildete sogar den Hauptnahrungszweig eines erheblichen Teils der Bevölkerung: der „Gogers". Wer es irgendwie konnte, sorgte sich für seinen Vorrat. Ich liess in T. einmal das Manuskript zum Budget einer blutarmen Familie Mitteldeutschlands kopieren; als der eingeborene Kopist dazu kam, den Grundriss der Hütte meiner Familie nachzuzeichnen, rief er skeptisch aus: „Ja, abber wo tun denn die ihren Moscht hin?"[2] Das Rikele partizipierte an dem Weingenuss seiner Landsleute nur in den Frühstücksgläschen, welche sie bei ihren Kunden bekam; bei sich trank sie nur höchst selten ein Gläschen, wenn sie sich schwach fühlte. Ab und zu wurde ein Glas Bier zu ihrer Zimmernachbarin, der Kleidernäherin, getragen. „Mag sie als Bier trinke, i bin au zufridde" sagte dazu das Rikele etwas bitter; bitter nicht aus Lüsternheit, sondern aus einem verzeihlichen Gefühl der Eifersucht, das sie der ökonomisch stärkeren Nachbarin gegenüber beschleichen musste.

Rikeles Getränk und ihr Hauptnahrungsmittel bei sich zu Hause war, wie wir gesehen, Milch: das kindliche Wesen erhielt sich auch

[1] In den Jahren 1880/81 bis 1884/85 wurden in Württemberg jährlich durchschnittlich 20,8 Liter pro Kopf der Bevölkerung verbraucht (Württemb. Jahrbücher, Jahrgang 1894).

[2] Hier ist wohl „Apfelmost" gemeint.

wie ein Kind. Von den 20 Pfennig Geldauslagen, mit denen sie ihrem Buch zufolge während der vier Jahre pro zu Hause verbrachtem Tag ohngefähr ausgekommen ist, entfiel auf Milch rund der dritte Teil; dies stimmt damit, dass sie ihren gewöhnlichen Milchverbrauch für Morgen, Vesper und Abendimbiss auf durchschnittlich einen Schoppen ($^1/_2$ Liter; 1 Liter kostete 14 Pf.) angab. 60 Kaffeebohnen gingen im ganzen bei diesen Mahlzeiten auf, ohngefähr 5—6 Gramm dem Gewicht nach. Ein Quantum Bohnen, wie das Rikele sie pro Tasse abzumessen pflegte, hat das Rikele selber überlebt; in einem Dütchen liegt es noch bei meinen „Akten". Dem Kaffee setzte das Rikele etwas Zichorie zu, obschon sie deren Geschmack nicht liebte, aber sie mochte als Schwäbin auf die für unerlässlich gehaltene „schöne Farbe" nicht verzichten.

Wohnung.

Ein altes, düstres, aber solid gebautes Bürgerhaus: in den unteren Stockwerken wohlhabendere Familien, im Mansardenstock das Rikele, eine Kleidermacherin, mehrere Studenten. Hauptbestandteil von Rikeles Wohnung: eine Kammer 5,04 m lang, 3,05 m breit und im Maximum, — die Decke fiel schräg ab — 2,04 m hoch. Ganz freundlicher Anblick, wenn man die Türe öffnete und den Raum überschaute. Auf der gegenüber liegenden Schmalseite das Fenster, welches ein reichliches Licht einliess, mit Mullvorhängen versehen; ein Epheustöckchen draussen. An den beiden Langseiten Möbel nach Möbel. Links Bett, Tisch, Pfeilerschränkchen; rechts Nachttisch, Schrank, Kommode, Nähmaschine; Nippsachen auf Schränkchen und Kommode, Schildereien und Zieraten verschiedenster Art an den Wänden. Auf dem Boden zwei Stücke alten Läuferstoffes als Teppiche. Nirgends Unordnung trotz des Platzmangels, trotz des Umstands, dass die Insassin die Küche mit der Kleidernäherin, welche ebenfalls auf der Etage wohnte, zu teilen hatte. Aber was sie von Küchensachen und Gerümpel im Stübchen unterbringen musste, hatte sie durch einen gelben Vorhang dem Blick entzogen. Auch nichts schadhaft war an dem Hausrat . . . In einem reizenden Schriftchen „der Kanzleirat" stellen Hausvater und Hausmutter am Ende des Jahres ihr Budget auf, und da es sich zeigt, dass mancherlei Unkosten durch Fahrlässigkeit der Kinder veranlasst worden waren, wird alles Zerbrechen fürderhin „zur Unmöglichkeit" erklärt. Rikele scheint die Kraft besessen zu haben, eine ähnliche Deklaration tatsächlich durchzuführen: sie nimmt von all ihrem Tischgeschirr eigentlich nur zwei Kaffeetassen, zwei Suppenteller und das geringste Wasserglas in Gebrauch, hatte in den ganzen vier Jahren, über welche ihre Buchführung vorlag, nichts Neues derart anschaffen müssen, ja innerhalb derselben noch nicht einmal einen einzigen Lampenzylinder zerplatzt! Mit welcher Genugtuung ruhte aber auch ihr Blick auf uns, als wir an die Durchmusterung ihres Hausrats gingen, vollends dann, als wir ihr Bett inventarisierten. In der Tat, welch ein Bettwerk! Zusammengekommen aus Erbschaften, Gelegenheitskäufen und -Erwerbungen reichte es fast bis an die hier schief abfallende Decke hinauf. An seiner

Zusammensetzung hatte Rikele wie an dem Erwerb einer Kunstsammlung gearbeitet: es enthielt nicht nur das, dessen es selbst bedurfte, sondern auch das Ehebett in nuce für den Sohn. In der Sorgfalt, welche auf es gewendet worden war, erkannte man gewiss auch noch den Einfluss der bäuerlichen Traditionen, unter denen Rikele aufgewachsen war.

Inventar des Bettes und Bettwerks.

Eine tannene Bettlade (73; ℳ 13,71) eine Bettscheere, „damit das Bett nicht rutscht“ (74; ₰ 50) ein Nachttischchen, Zwetschgenbaum, alt gekauft (73; ℳ 3,43) Porzellangeschirr (ℳ 1) eine zinnerne Bettflasche (74 bei Krankheit angeschafft; ℳ 6,86). Ein Rosch (Sprungfedermatratze) mit Seegras sammt dto. Polster (Kopfkeil); (71; ℳ 30,86). Ein Oberbett (Deckbett) und ein Unterbett. Im Oberbett 7 Pfd., im Unterbett 9 Pfd. Federn à 3 ℳ p. Pfd. (billig); zu jenem 6,4 m Drillich 60 cm breit für ℳ 8,36; zu diesem 5,9 m Barchent für ℳ 6,51; zus. also ℳ 62,87 (Angeschafft 71. In das Unterbett ist dann noch ein Säckchen Federn, von der Mutter geerbt, gekommen.) Die meisten der bisher genannten Dinge werden „sie aushalten“; der Rosch wird in 10 Jahren aufgearbeitet werden müssen. — Für das Deckbett sind vorhanden 6 Überzüge, selbstgefertigt, 3 davon von karrirtem „Zeugle“ (viele Jahre vor jenem erworben) 3 von farbigem Kattun. (77) An jedem 5,8 m Stoff à ℳ 1,31 das Zeugle und 0,56 der Kattun. (Letztere noch ca. 10 Jahre haltend, erstere viel dauerhafter.) Für das Unterbett ist ungewöhnlicher Weise zur besonderen Schonung ein Ueberzug aus ungebleichtem Baumwolltuch vorhanden. (ℳ 3.)

4 Haipfel (Kissen, über die ganze Breite des Bettes reichend, bestimmt, unter den eigentlichen Kopfkissen zu liegen; 3 davon, welche eigentlich nicht in das Bett gehören, sind Aufbewahrens halber neben einander auf die Matraze gelegt. Eins ist geerbt Ende 75; zu einem andern, für den Sohn bestimmt, ist der „Schlauch“ 75 um 3 ℳ gekauft, die Federn sind gegen ein geerbtes Bettstück eingetauscht. An den beiden übrigen, 71 gleichzeitig mit dem Oberbett angeschafft, sind zus. 4,27 m Barchent à ℳ 1,97 und 6 Pfd. Federn à 3 ℳ). Zu den Haipfeln im Ganzen 11 Ueberzüge, selbstgefertigt, jeder von 2,14 m vorhanden, davon 8 von weissem Shirting, 2 von Zeugle, 1 von Kattun (à ₰ 66; ℳ 1,32 und ₰ 56 p. meter. Angeschafft 70/78. Haltbarkeit der Ueberzüge ähnlich wie oben) — zu einem 12ten Ueberzug ist der Stoff vorräthig.

2 Kopfkissen, Barchent mit Gansfedern, eins geerbt, eins gekauft (dies 79 ℳ 2,60) 16 Kissenüberzüge, nämlich 1 von Zeugle, der haltbarste und werthvollste (um ℳ 2 gleichzeitig mit dem ältesten Ueberzug zum Oberbett) 2 leinene (1879 ersteigert 75 ₰) 1 kattunener (75; ₰ 50) endlich 12 baumwollene (70er Jahre, nach und nach; jeder von 1,52 m à ₰ 66 p. Meter). Ausserdem noch 4 „Schutzzügle“ (kommen unter die Ueberzüge; 73/75; an jedem 1,52 m weisses Baumwolltuch à 56 ₰ p. m.)

8 Bettücher, nämlich 2 aus alter grober Leinwand, geerbt (3 ℳ im Anschlag) und 5 nach und nach angeschaffte leinene und 1 baumwollenes; an jedem 4,27 m Stoff (der Baumwollstoff à 52 ₰ p. m) — 3 abgenähte Couverts, Stoff 4 ℳ.

1 braunwollne gesteppte Decke, Geschenk einer Kundin (77; ℳ 3; wird nach c. 6 J. neu überzogen). Bettüberwurf, gelb, mit grossen Blumen und einer Borte, Kattun, 4,9 m à 56 ₰ p. m. (75; nachgeflickt; muss noch 5 Jahre halten).

An Miete hatte das Rikele für das Stübchen, den Küchenanteil und einen Speicheranteil (4 qm) für Unterbringung von Holz 69 Mk. per Jahr zu bezahlen. Ebensoviel hatte sie für eine bis vor kurzem innegehabte, etwas geräumigere Wohnung bezahlt. Und pünktlich bezahlt hatte sie immer. „Der Hauszins ist bei mir das allererst, dann komm' erst i.“

Hier das genauere Inventar über das Mobiliar und das Hausgeräte:

Standmöbel.

1 Tisch, Birn- und Nussbaum (*M* 3) 1 dreieckiges Ecktischchen, eichen (*M* 4) beide ererbt. 1 Tischchen, Zwetschgen- u. Birnbaum, ersteigert (*M* 5,14) 2 Stüble, Nussbaum mit Rohr- bez. Strohsitz (73; *M* 4) 1 Schemel (75; *M* 3) 1 Kleiderschrank, tannen (73; *M* 24) 1 Pfeilerschränkchen, eichen, ersteigert (76; *M* 13,71) 1 Pfeiler-Commode, tannen (73; *M* 20,56; theuer, es kam verdienter Lohn dabei in Verrechnung) 1 Regal (hinter dem Vorhang; ersteigert, 79; *ℳ₰* 40) 1 Spucknapf, Geschenk einer Kundin (*M* 1) 4 diverse Kisten und Behälter (hinter dem Vorhang, theils ersteigert; *M* 9,40) 1 Wäschekiste, für den Sohn, ersteigert (75; *M* 5) — Die Gegenstände sollen sie sämmtlich aushalten, teils noch auf den Sohn übergehen.

Vorhänge, Teppiche.

2 Rouleaux mit Palmen und grossen rothen Rosen, ersteigert (78; *M* 4) 4 Vorhangstangen sammt Eicheln (74; *M* 1,70) Vorhänge für 4 Fenster, (74; 17,08 m à 65 ₰ halten noch c. 10 J.) kleine Vorhänge, sog. „Neidhämmel", in dieser Wohnung nicht benutzt (74; *M* 3) 4 Fliegenfenster, grüne Seide in Rahmen, wegen Kopfschmerzen, zum Schutz, ersteigert (78; *M* 1; D: 10 J.) 1 „Kaffeedecke" als Tischteppich, leinen, mit Blumen, gelblich (im Ausverkauf 78; *M* 2) 2 Kommodedecken, Woll-Musslin, aus ehemaligen Halstüchern (59; *M* 3; D: noch 3 J.) 1 Läufer, wollen, 2 m lang (75; *M* 1,40; D: n. 5 J.) Bodentücher, leinene, blau u. roth karrirt liegen eben nicht auf (75; 6 m à 66 ₰).

Wandgeräthschaften, Zimmerschmuck.

1 Spiegel, viereckig, braun Holz (64; *M* 2) 1 desgl. schwarz mit Goldleisten, Weihnachtsgeschenk einer Kundin (72; *M* 2) 2 Eckbrettchen, tannen, (74; *M* 1,50) 1 Schwarzwälder Uhr mit Gewichten, Zifferblatt von Goldblech, oben ein Adler (74; *M* 9,26; erst einmal repariert für 50 ₰) 1 Wandkörbchen, rothbraune Baumwolle mit weissen Perlenbehängen, von der Mutter gearbeitet und geschenkt (72; *M* 1) Notiztafel (76; *M* 1).

Auf der Kommode und dem Schränkchen, bez. in den Kisten verschlossen: 3 porzellanene Blumenväschen, Geschenke von Kundinnen (80 u. 82; *M* 1) in einem befinden sich „botanisirte Gräser" (s. u.) 1 Döschen, darauf ein Schäferpärchen, von Italienern, die bei einer Kundin wohnten, gekauft (77; *M* 1,30) 3 Laubsägepiecen, sämmtlich geschenkt, darunter ein Toilettespiegel und ein Miniatur-Cigarrentischchen, von einer Kundin, deren Mann dieselben zu seinem Vergnügen gefertigt hat (c. 69 u. 70; *M* 2,75).

Ein Epheustöckchen, Geschenk (40 ₰).

9 Photographien in Visitenkartenformat von Bekannten und Kunden (in schwarzen Rähmchen à 20 ₰) 13 andere Schildereien verschiedener Art, eine ersteigert, eine ererbt (Heimathsort der Mutter mit Schloss darstellend) die übrigen sämmtlich geschenkt, zumeist von Kundinnen oder Hauswirthinnen. Sujets: 4 religiös und 9 profan; unter jenen die Madonna della Sedia von der Köchin einer Kundin, unter diesen: Ansichten von Rikeles jetzigem Wohnort, Hermann und Dorothea (Oeldruck) Romeo und Julie (desgl.) Fürst Bismarck (der in einem Kundenhaus beseitigt werden sollte, den Rikele aber für einen von Gott gesandten Mann hält), Kind mit Häschen etc. Rahmen theils schwarz, teils Goldleisten; einer aus Strohgeflecht, Handarbeit einer Kundin (alles erworben in den 70er Jahren; c. 20 *M*).

Fast sämmtliche hier aufgezählten Dinge werden „sie aushalten".

Tischgeräth.

Zinn: 1 geerbte Suppenschüssel mit Deckel und Handhaben (*M* 3) 1 „Portionenschüssel" ohne Deckel, ersteigert (65 ₰) beide zum Aufbewahren der Speisen.

Porzellan: 1 Portionen-Schüssel mit Deckel (73; ℳ 1) 4 Suppenteller, 2 geerbt, 2 gekauft (70 à 12 ₰) 4 Dessertteller geschenkt (62; ₰ 68) eine Kaffee- und eine Milchkanne mit Goldrändern, Geschenke der Mutter (73; ℳ 2) 4 Kaffeetassen mit Goldrändern, ersteigert (74; ₰ 70) 4 gewöhnliche desgl. wovon 2 von der Mutter, 2 gekauft (73 u. 78; ₰ 60).

Glas: Ein Crystallglas vom Vater (1857; ℳ 2) ein geschliffenes Deckelglas, Geschenk (75; ℳ 2) 2 geschliffene Trinkgläser von einer Freundin (₰ 50) 1 gewöhnliches Wasserglas (78; ₰ 12) 1 Salzfass, Geschenk von einem Mädele (63).

3 Esslöffel (1,80) 2 Kaffeelöffel (68; ₰ 80) 2 Tischmesser (69; ₰ 80) 2 Gabeln (69; ₰ 80).

1 Kaffeebrettchen, ersteigert (79; incl. eines Trichters 20 ₰).

Geräth für Heizungs- und Beleuchtungszwecke.

1 Feuerklemme und 1 Feuerschaufel (74 u. 69; ℳ 1,20. D: ∞ bz. n. 5 J.) 1 Holzkorb, schwarz, Weidengeflecht (76; ₰ 70; n. 5 J.) 2 Säcke von Bodentüchern zu den Tannäpfeln, selbst gemacht; 1 Erdöllampe mit Metallfuss (78; ℳ 5) 1 Messingleuchter, ersteigert (79; ₰ 50; D: 10 J.) 1 hölzerner Leuchter mit Messing verziert, Kundengeschenk (78; ₰ 80) eine Lichtscheere, Messing, ersteigert (79; ₰ 10) 1 Laterne (64; ℳ 1,37) 1 Petroleum Kanne (78; ℳ 1).

Küchengeräth, Irden-Geschirr.

2 eiserne Kochtöpfe geerbt (₰ 80) 1 desgl. Pfanne (76; ℳ 1,80) Schmelzpfännchen (76; ₰ 70).

2 zinnerne Schaum- bez. Schöpflöffel (73; ℳ 1,40) 2 hölzerne Kochlöffel vom Hausirer (79; ₰ 19; D: n. c. 10 J.).

1 Reibeisen (73; ₰ 70) 1 Theesieb (75; ₰ 20) 1 Trichter, ersteigert (s. o.) 1 „Wägle" ebenso (79; ₰ 20) 1 Kaffeemühle, defekt geerbt (₰ 40, abgängig) 1 Spatzenbrettle (82; ₰ 27).

Kaffeebüchse, Blech (75; ₰ 50) Theedose, feines Steingut, geerbt (₰ 50) Salzscheffel, geschenkt (80; ₰ 60).

1 Wasserkübel (78; ℳ 1; D: n. 2 J.) 1 Wasserkrug (77; ₰ 80).

6 Glasflaschen, meist geschenkt, für Essig, „Wachholdergesälz" etc. (60 ₰).

Irden-Geschirr: 2 Casserolen à 1½ liter (₰ 70;) 2 Milchhäfen à ⅙ liter (78 u. 82; ₰ 24) 1 Kaffeetöpfchen à ½ l. geschenkt (75; ₰ 12) 1 Zuckerbüchse (₰ 72).

Sonstige Utensilien.

2 Körbe, Geflecht, der eine ersteigert (70er Jahre ℳ 2,20 D: n. 2 u. 4 J.) „Stupfer" (= Schrupper; 79; ℳ 1,40; D: n. 2 J.) Kehrbesen (80; ℳ 2,50; D: n. 10 J.) 1 Abreibbürste (78; ₰ 50; n. 3 J.).

1 altes Beil, 1 Hammer u. 1 Zange geerbt, 1 Nagelbohrer, ersteigert (12 ₰) 1 Korkzieher (alle Weihnachten einmal gebraucht) 1 Bügeleisen mit 2 Stählen (79; ℳ 5,55; Röstle dazu ₰ 50).

Vorhängschloss u. Verschluss-Vorrichtung (82; ℳ 1,60).

Tintenzeug, Blech, grün lakirt, ersteigert (76; ₰ 69).

Weisszeug.

13 Handtücher (davon 3 gekauft 74; ℳ 1,20; zu 10 anderen im Ausverkauf 7,32 m à 49 ₰, selbst gesäumt; D: c. 15 J.) 2 Tischtücher „gebild"-leinen, geerbt (ℳ 3) 6 Servietten, geerbt und geschenkt (75 u. 76; ℳ 3; n. 5 J.).

Kleidung.

Brauche ich zu sagen, dass das Rikele sehr sauber, aber höchst einfach gekleidet ging? An den Wochentagen meist barhäuptig mit glatt gescheiteltem Haar; sie rühmt es diesem Haar nach, dass es anspruchs-

los sei und der Pomade nicht bedürfe. Des Sonntags trägt sie Hüte: auf einem derselben prangt sogar eine Feder. Freilich eine geschenkte Feder. „Das ziert den Mann und koscht nit viel, ich tu' mich immer mit fremde Federn schmücke". Noch manche andere Geschenke fanden sich unter ihrem Kleidervorrat, welcher überhaupt ansehnlicher war als man es bei ihrem minimalen Geldeinkommen erwartet haben sollte. Als Näherin hatte sie sich in ihrer freien Zeit vieles selbst gefertigt, und was einmal hergestellt war, ging so leicht nicht wieder zugrunde. Bekam sie doch keinen kleinen Schrecken, wenn sie des Sonntags zum Fenster hinausschaute und es ihr plötzlich einfiel, dass es ihr „gutes Kleid" war, mit welchem sie sich auf die Brüstung gelehnt hatte!

Inventar des Kleidungsvorraths.

Oberkleider.

Für Festtage und besondere Gelegenheiten:

1 schwarz und 1 braun Casimirkleid (jenes 68; 8,5 m à ℳ 2,80; dies 82 ₰ (7 Meter) 12 ℳ, Zuthaten 3 ℳ; D: c. 20 J.) 1 blau Rips Kleid (74; 6 m à 2 ℳ 80 D: n. 3 J.) Tuchjacke, schwarz (81; Stoff ℳ 12; D. 10 J.) Jacke, Rips, schwarz (78; Stoff ℳ 3; D: n. 6 J.) Schürze, Seide, geerbt (₰ 50).)

Für Werktage:

1 grau Lamakleid (82; Stoff und Futter ℳ 9, 67; D: 6 J.) 1 braun Ripskleid, altes Sonntagskleid (79 gefärbt, D: n. 1 J.) 2 Lustrekleider (an jedem 8 Meter à 80 ₰ bez. ℳ 1; D: 6—7 J.) 1 Kattunkleid, altes Sonntagskleid, seit 77 Werktags; (6 m Stoff, ein Rest, ℳ 2,50 D: n. 1 J.) Tuchjacke, Geschenk einer Kundin (77; ℳ 2,50; D: n. 1 J.) 1 grau wollene und 3 schwarze Orleans Schürzen, fast sämmtlich Geschenke von Kunden (78—82; Stoff ℳ 3; D: n. c. 1 J.) 6 Zeugle Schürzen (c. 78 u. 79; D: 6 J.) Die angeführten Stücke (bis auf einige geschenkte) sämmtlich selbstgefertigt; der Lohn für Fertigung der Kleider würde auf 2—3 ℳ, der Jacken auf 1 ℳ; der Schürzen auf 20 ₰ zu veranschlagen sein.

Kopfbedeckungen.

4 Hüte, nämlich ein Sammet-(Winter-)Hut und 3 Strohhüte. Einer davon ganz alt, werthlos; unter den übrigen 3 befinden sich 2 von Kundinnen abgelegte und ein um 1 ℳ gekaufter; sie hat sie sich alle selbst hergerichtet und ausgeputzt. (78/82; urspr. Werth der fertigen Hüte 1,50—2 ℳ) 1 Kaputze, wollen, Geschenk 76; 2 ℳ) 6 Betthauben und 2 Morgenhauben (Stoff 3,20 D: gut 10 J.; jene nur im Winter getragen).

Halstücher etc. Handschuhe.

1 Pelzthierchen, Geschenk (77; ℳ 1) 1 Schleife, seiden, Geschenk (82; ₰ 50) 8 seidene Halstüchlein, Foulards und Shäwlchen, meist geschenkt und zunächst an Sonntagen getragen (60 ₰—ℳ 1 pr. Stück; D: von 2—10 J.).

6 wollene Tücher, Kragen und Shäwlchen (dabei 1 Abendtuch à ℳ 4; die übrigen ₰ 60 bis 2 ℳ), zumeist Geschenke (D: 4—10 J.) 12 Tüchle, Shäwlchen, Shlipse und Barben von Mull und Tüll, Stoff dazu meist geschenkt. Vieles davon hält sie „für so unnöthig" ℳ 6,30).

1 Paar Handschuhe, Seide, Sonntags in der Kirche (80; ℳ 1,50; n. 4 J.) 1 Paar schwarzwollene Winterhandschuhe, selbst gestrickt (80 ₰ D: c. 6 J.).

7 Tüchle aus Piqué und Kattun (ℳ 1,90) 6 Chemisetten (1,80) Stoff zu jenen und diesen meist geschenkt; Rüsche zu Halskrausen gleichfalls geschenkt (82; ℳ 1; D: 3 J.).

Unterkleider und Leibwäsche.

5 Sonntagsunterröcke aus Flanell, Trikot und Piqué, alle selbstgefertigt, Stoff zu zweien geschenkt (75/81; Werth pr. St. ℳ 2,80—ℳ 4,50 D: 5—10 J.); dann meist noch für Werktage.

6 Werktagsunterröcke aus Flanell, Moirée, Orléans, einer wattirt, einige dienten früher an Sonntagen; Stoff zu zweien geschenkt, zu einem ererbt, alle selbstgefertigt. (Von 74 ab; meist lange Dauer bis zu 10 J.; die gekauften ursprünglich 3,50—5 ℳ p. Stück).

1 Corsett (79; ℳ 3,30) 4 Paar Beinkleider, Baumwoll-Flanell (1 Paar geschenkt, zu 3 Paar 5 m Stoff gekauft à 60 ₰).

3 Hemden, Baumwoll-Flanell (2½ m pro Hemd), Stoff theilweise geschenkt; 1 gekauft (81; à 2,90), 22 Paar baumwollene Strümpfe, weiss, blau und braun, datiren theils noch von 66 her; 8 Paar sind schon angestrickt, die andern werden es noch (ℳ 22, dürften innerhalb der nächsten 6 Jahre aufgehn) 4 Paar grauwollene Strümpfe, selbst gestrickt, angestrickt; an jedem ursprünglich für 70 ₰ Garn, werden noch einmal angestrickt; (halten noch 2 J.) 1 Paar weisse wollene Strümpfe, schon angestrickt, Wolle von einer Kundin (1879) geschenkt. 1 Paar Strumpflängen (82; ℳ 1,70).

6 Hemden aus Leinwand. Der Stoff von der Mutter theils geschenkt, theils ererbt; 4 Hemden hat sich Rikele erst jetzt gefertigt. (An jedem Hemd 2,4 m à 1,12 ℳ) 9 aus Shirting (nach und nach seit 1876 den m à 65 ₰) 3 Paar Manschetten (ℳ 1,20).

5 Paar Beinkleider à 1¼ m Shirting (à 65 ₰ p. m. Seit 1870. D: n. 5 J.) selbst gefertigt; 4 Tüchle, Shirting, Nachts umzubinden (₰ 48; D: 6 J.).

32 Taschentücher, worunter 24 weisse Leinwand, die andern bunt. 15 sind Weihnachtsgeschenke. Die meisten sind gesäumt; 3 liegen noch ungesäumt für den Sohn da. (58/82; 25—80 ₰ p. Stück; D: sehr verschieden).

Schuhwerk.

1 Paar Kidlederstiefel (79; 11 ℳ; D: 4 J.) 1 Paar Zugstiefel (81; 6 ℳ; D: 3 J.) 1 Paar Filzstiefel (82; ℳ 7 D: n. 2 J.) 1 Paar Hausschuhe „Endschuhe“ geschenkt (80; ℳ 1).

Gegenstände zum Nachtragen, Schmuck.

2 goldene Ringe (à 6—8 ℳ), eine Elfenbeinbrosche (ℳ 3), 2 Aufsteckkämme (1,70;) 1 desgl. Schildpatt, Geschenk.

3 Armkörbchen, gekauft und gesteigert (64/83; ℳ 5) 1 kleines Körbchen, Weihnachtsgeschenk (72; ₰ 30) 1 schwarzes Ledertäschchen, Geschenk (69; ℳ 4) Reisetasche (69; ℳ 3).

1 Regenschirm, schwarz Zanella (79; ℳ 6; D: n. c. 8 J.) 1 Sonnenschirm (81; ℳ 2,50; D: c. 10 J.)

Gesundheit.

Mit ihrer Gesundheit hatte Rikele ihr Lebtag viel zu schaffen gehabt, und in mehr als einer Glosse ihres Hausbuchs hatte sie Klagen über reelle Leiden, zuweilen von ängstlichen Pro- und etwas zweifelhaften Diagnosen begleitet, niedergelegt. „17 ten und 18 ten sehr krank, Fieber, Kopf- und Gesichtsschmerzen, ich fürchtete ich bekäme einen Hirnschlag.“ Seitdem sie sich in dem Städtchen als Näherin etabliert, also seit 14 Jahren, hatte sie zweimal an Darmentzündungen daniedergelegen. Das eine Mal sechs Wochen im Krankenhause, das andere Mal vier Wochen in der eigenen Wohnung. Nach der zweiten Krankheit wollte sie nur 83 Pfund gewogen haben. Fortwährend geplagt war sie

von gewissen Leibesbeschwerden, durch welche sie schon „fast wahnsinnig“ geworden sei. Einen Arzt indessen hatte sie seit 8 Jahren nicht konsultiert. Teils hatte sie Gelegenheit, wenn sie bei den Frauen von Medizinern nähte, einen sachlichen Rat einzuheimsen, teils blieb sie bei früher verschriebenen Mitteln oder half sie sich mit ihrer eigenen Weisheit durch. Auf diese war sie nicht wenig stolz. Der Barbier habe zu ihr gesagt: „Sie sind der Instinkt“ und wenn sie nicht selbst die Mittel wüsste, so müsste sie das ganze Jahr beim Doktor stehen. Sie nahm regelmässig des Morgens 5 bis 7 Wacholderbeeren, womit „die Schleimkanäle gereinigt“ werden sollten. Ihre Mutter habe schon immer gesagt, vor dem Wacholderstrauch[1]) solle man den Hut abziehen, da sei alles gut von der Wurzel bis zum Gipfel. Manche Heilpflanzen, Baldrian, auch wohl Kamillen, suchte sie sich selbst, wogegen sie für die 1—2 Rhabarberpillen, die sie seit einer Reihe von Jahren allabendlich nahm, an Geld ohngefähr soviel wie für ihr Brot verbraucht haben mochte. Nach Schluss ihrer Arbeitstage ging sie regelmässig aus Gesundheitsrücksichten spazieren, gewöhnlich 20 Minuten, im Sommer, bei schönem Wetter wohl auch eine Stunde lang. Der geringe Umfang des Städtchens machte es ihr möglich, bei diesen Spaziergängen leicht das Freie zu erreichen, und sie wurde somit eines Vorteils teilhaftig, für welchen die grösseren Städte ihren weniger wohlhabenden Einwohnern noch keineswegs die wünschenswerten Äquivalenten geschaffen haben. In den Grossstädten übertrifft der Umfang der Areale, innerhalb deren Parks sich nicht befinden, immerhin noch bedeutend den Umfang einer Mittelstadt. Man muss sich hüten, etwa bestochen durch die Regsamkeit der hygienischen Wissenschaft, die praktische Tätigkeit der jüngsten Zeit in dieser Hinsicht — der Schaffung von Parks — gegenüber dem was z. B. das achtzehnte Jahrhundert aus bloss philantropischen Regungen geleistet hat, zu sehr zu überschätzen.

Gegenstände zur Toilette, Körper- und Gesundheitspflege.

1 Waschschüssel, ererbt (₰ 60) 1 Gesichtsschwamm (ℳ 1, Versuch, soll nicht erneuert werden) 1 Nagelscheere, geschenkt (ℳ 1) 1 Clysopompe (bei einer Darmentzündung 75 angeschafft ℳ 6; eine Reparatur kostete ℳ 1) 1 Haarbürste, wenig gebraucht, nur wenn sie Kopfschmerzen hat (77; ₰ 30; D: 10 J.) 1 Zahnbürstchen (77; 70 ₰; D: n. 5 J.) 1 Kleiderbürste (78; ℳ 1,80; D: ∞) 1 ältere, ersteigert (56; ₰ 50; bald abgängig) 1 Wichsebürste (78; ℳ 1) 1 Anstreich-Bürstchen (78; ₰ 12, bald abgängig) 2 Frisirkämme (79; 90 ₰).

Psychisches Leben, Vergnügungen.

In Rikeles Köpfchen und sonderlich in ihrem Gemüt war es stets lebendig. Nicht immer schlug diese Regsamkeit für das einsame, arme,

[1]) „Von Gesträuchen ist für die Volksmedizin das Wichtigste: der Kranawitt (Wacholder . .) . . der Kranawittbusch wurde vom Volke als ein gutes und wohltätiges, die Krankheitsdämonen beseitigendes Wesen in Strauchform angesehen . . .“ u. a. m. s. bei Höfler, Volksmedizin und Aberglaube in Oberbayerns Gegenwart und Vergangenheit. München 1888 p. 123f.

empfindsame Wesen zu einem Segen aus. Sie fühlte sich leicht zurückgesetzt, verletzt, unglücklich, ohne besonderen momentanen Grund. Indessen war der Grundzug ihrer Stimmung zur Zeit meiner Untersuchung doch wesentlich ein Zug der Zufriedenheit und des Stolzes darüber, wie weit sie es gebracht habe. Sie habe von nichts geträumt als von einem Stüble, einem Tisch und einem Kasten (Schrank). Als sie in T... sich niedergelassen, habe ihr jemand bange machen wollen und gesagt: „Du wirst herauskommen wie der Nussemann!" Sie aber habe gedacht: „Wartet, ich will's Euch schon zeigen;" und wie die Person ihr später einmal gekommen sei, habe die grosse Augen gemacht und geguckt. Zuweilen brachen auch andere Gefühle durch: „Wenn die Leute sagen: Wo bringen Sie denn Ihr Geld hin? — Ach, das tut mir so weh, da denk ich immer, wenn Ihr nur in mein Buch sehen könntet; da sag ich allemal gar nix." Zu ihrer Zufriedenheit trug bei, dass sie, die freilich ungewöhnlich sparsame und arbeitsame Person, sich einbildete, alles durch Arbeit und Sparsamkeit erworben zu haben, dass sie dabei öfters die ihr gewordene kleine Erbschaft vergass und in verzeihlicher Selbsttäuschung zu leicht hinweg ging über eine immerhin in einigen Anschlag zu bringende Unterstützung, die ihr aus einem Verhältnis, — das sie freilich nicht des Gewinns wegen gehabt — geworden ist.

Rikele besass einen nicht ganz unansehnlichen Vorrat von Broschüren und Büchern. Hier das

Inventar.

Bibel, Neues Testament, 4 Gebet- und Andachtsbücher, Gesangbuch, 1 Communions Büchlein, Thomas a Kempis, Luthers Leben, Perlen der Wahrheit. Zus. 12 Bde., alle gebunden, nur eines davon ersteigert, die übrigen theils Geschenke, theils ererbt. (Thomas a Kempis vom Vater ererbt; das Gesangbuch Konfirmationsgeschenk des Pathen.)

12 bessere Bücher profanen Inhalts, dabei Wilhelm Tell, 2 Bde. Auswahl aus Goethe, Käthchen von Heilbronn, Novellen, Rheinsagen, theils gebunden, theils broschirt; alle geschenkt.

2 Kalenderzugaben von Zeitungen und Zeitschriften.

4 populäre kleine Broschüren und Jugendschriften, alle geschenkt. — (7 desgl. die eigentlich dem Sohn geschenkt worden sind wie „die Wasser im Jahre 1824", „der Postraub zu Würges", „des Uhlanen Kampf, Liebe und Sieg", „Fritz Heiter". — Demselben gehörig 1 Bd. Hauff, Geschenk der Fortbildungsschule.)

Rikele war auf zwei Blätter abonniert, auf das Lokalblatt und auf ein wöchentlich erscheinendes religiöses Blatt: „Das ist mein Luxus" sagte sie. Das Sonntagsblatt schickte sie ihrem Sohn, der las es und schnitt dann Muster daraus. — Im Schreiben war Rikele nicht faul, sie hatte ja ihr „Hausbuch" zu führen, und mit ihrem Sohn hat sie in ziemlich regelmässigen Briefwechsel gestanden. Sie schrieb eine gleichmässige deutliche Hand und machte kaum orthographische Fehler.

Rikele als Kind eines streng evangelischen, vielleicht auch etwas pietistisch angehauchten Vaters, war selbst sehr religiös gesinnt. Sie besuchte sonntäglich und an Festtagen regelmässig die Kirche, an den

höchsten Feiertagen strickte sie nicht und las nur geistliche Schriften. Ihr politischer Standpunkt hätte eher als Loyalismus, denn als Konservatismus bezeichnet werden können.

Ihre Erholungen und Vergnügungen waren selbstverständlich nicht geräuschvoller Natur. Vor einer Reihe von Jahren hatte sie einige Mal das Sommertheater besucht, aber nicht auf eigene Kosten. Die Frau Direktor, für welche sie arbeitete, hatte ihr die Billette geschenkt. Gerne nahm sie mit einer ihrer bürgerlichen Kundinnen an dem jährlich stattfindenden Kinderfest teil; sie steckte nicht viel Geld in die Tasche, sie fürchtete es auszugeben. Von den 24 Pfennigen, die im letzten Jahre daraufgegangen waren, kamen nur 6 Pfennige für Brezeln auf ihr eigenes Teil; für 10 Pfennig hatte sie die Kinder ihrer Hausfrau Karussell fahren lassen, und in 8 Pfennig hatten sich ihre beiden kleinen Milchmädchen geteilt. Rikele war überhaupt „die Person, die verschenkt." Für Überschwemmte hatte sie (im Budget-Jahr) getragene Kleidungsstücke und neue für den Sohn gestrickte Socken gegeben.

Ihre wesentlichste und regelmässigste Erholung bildeten die Sonntagsnachmittagsspaziergänge. Sie ging in den ganz naheliegenden Wald, und hörte dort die dürftige Musik, die von einer Gartenwirtschaft zu ihr herüber hallte, ging dann heim und trank ihr Schüssele Kaffee oder Milch. Von den Passanten glaubte sie sich, in ihrem grüblerischen Wesen, ob ihrer Enthaltsamkeit, bald bewundert, bald ausgelacht. Oder sie suchte das Feld auf: „Wenn ich ins Feld n'ausgeh', geh' ich botanisiere, ich nehm' Kräutle mit zu Tee, Kamille, Baldrian, Dreifaltigkeitstee, ich nehm' Moos mit und mach' Kränzle draus; spreche tut niemand mit mir, da nehm' ich allemal das Sonntagsblatt mit, und sitz' an ein Plätzle und les." — —

Welch bescheidene Existenz! Und doch, welch ungeheure Anstrengung war vonnöten, sie zu gründen! Tantae molis erat . . .

Geschichte der Arbeiterin.

Man sah es dem unscheinbaren Rikele nicht an, welch ein bewegtes Leben hinter ihm lag. Zwar nicht viele Länder hatte es gesehen, aber in kleinem Umkreis hatte es eine Odyssee der Armut durchgemacht; war herumgeworfen worden lange Jahre, von Dorf zu Dorf, von Stadt zu Städtchen, hatte gekämpft und gehofft, gelitten und geliebt.

Noch in die Schule ist Rikele gegangen, als sie bereits für andere arbeiten musste; sie ist während eines Sommers Kindermädchen bei einem reichen Bauer gegen 2 Gulden[1]) Gehalt; im Winter strickt sie Strümpfe um 12 Kreuzer[2]) das Paar. Bei demselben Bauer bringt sie, nachdem sie die Schule verlassen, ein weiteres Jahr zu, jetzt bei ihm wohnend; da bekommt sie 6 Gulden, ein Paar Schuhe und ein Hemd; vom Marktag zu Unterjesingen erhält sie auch noch einen Vierling

---

[1]) 1 Gulden = c. Mark 1,71.

[2]) 1 Kreuzer = $2^6/_7$ ₰.

(1/4 Pfund) Wolle; gelegentlich einiger grösseren Verkäufe wendet ihr der Bauer jeweils 12 Kreuzer zu. Dann kehrt sie in das elterliche Haus zurück; aber nicht lange darf sie unter seinem Dache weilen.

„Die Mutter hatte ein schönes Granatnuster (Halsband) und ein goldenes Kreuz und einiges mehr, das hat sie Alles nach und nach in den fünfziger Jahren verkauft. Der 'Jude' kam und wollte was handeln; da sagte der Vater, sein Weib hab einen Schmuck, den hat er gekauft und dann gesagt, er wolle das Mädele, seine Frau brauche eins; und der Vater sagte ihm zu. Mir ist es gewesen, als ob ich wär verhandelt worden. Am selben Tage ging ich mit ihm weg; er trug einen Zwerchsack, ich meine Sachen in einem Tüchle. Wie wir nach Beisingen kommen in sein Haus, macht er die Thür auf, und ruft: „Jettchen, sieh, ich habe Dir Deinen Wunsch erfüllt." Die Frau hat mich sehr gut empfangen, als ob sie mich schon gekannt hätte. Ich hab damals noch nicht viel gekonnt, auch noch kein Brot schneiden, denn zu Hause hab ich das nie dürfen, das that der Vater. Ich bin dort Kindermädele gewesen und gekocht hat die Frau. Lohn bekam ich 12 Gulden. Ich hab aber bald Gliederweh bekommen von dem kalten Wasser, mit dem ich putzen und arbeiten musste. Das Wasser wurde aus einem tiefen Brunnen in der Küche selbst heraufgezogen. In den mochte ich gar nicht hineinsehen, ich fürchtete mich so, der Teufel wolle mich hinunterziehen, weil ich unten immer mein Bild im Wasser gesehen hab. Die Frau hat mich eingerieben mit Klemmergeist[1]) und mir eine Bettflasche gegeben. Ich hab aber nur bis Martini bleiben können, weil die Arbeit bei meinen Schmerzen zu schwer geworden ist. Es sind recht fromme Leut gewesen; jeder Mensch, der noch Religion besitzt, mit dem kann man auskommen, aber die Andern haben keinen Werth, da ist Alles Politur, Alles oberflächlich. Alle Sonntag hab ich in meine Kirch dürfen; wenn ich Zeit hatte, ging ich nach Metzingen; sonst in die katholische Kirch lieber als in gar keine."

Fünfzehn Jahre alt, verliess sie die Stelle. „Die Mutter holte mich ab und brachte mich nach Hause und ich hab geglaubt, ich dürfe zu Hause bleiben. Sagt der Vater: 'Lass nur Deine Sachen beieinander!' Ich hatte soviel geschenkt kriegt, drei Ellen Kattun zu zwei Schürz, und ein Tüchle und zwei Sacktüchle und Garn zum Stricken; man hat so melirtes Garn gehabt, blau und weis. Das hab ich schon oft erzählt, wie man damals die Geschenke geachtet hat. Den andern Tag also hab ich nach Herrenberg gemusst in Dienst. Der Herr war früher ein Schulmeister, hatte aber eine reiche Frau geheiratet und Güter gekauft. Die Frau hat Gliederweh gehabt und hat sich nicht regen können. Da hab ich noch viel härter schaffen müssen auf dem Feld und immer über Kraft. Da hat man mir eine Ladung Klee aufgeladen, dass ich hingefallen bin, wie ich damit die Staffeln von einem Weinberg hinunter gegangen; ich bin ein paar Tage liegen geblieben, dann that es mir immer so weh und ich hab mich von da an schief gehalten."

---

1) Ameisenspiritus.

Bei dem Schulmeister blieb sie ein Jahr. „Mein Vater hatte gemeint, es sei eine Schande, ich sei so kurz im Dienst und wollte nicht schaffen. Und ich wär auch noch da geblieben, aber ich hab doch zuletzt fort müssen wegen meinem Herrn, der hat nichts rechts von mir gewollt.“

Nun ging sie in die Residenz, wo ihre Schwester ihr bei einem Schreiner einen Dienst ausgemacht hatte. Sie war damals gerade 16 Jahre alt. „Dort hats auch wieder vier kleine Kinder gebe. Mein Vater hat gesagt, man solle Gehorsam leisten und wenn man das Wasser umsonst ‘auf Bühne’ (Speicher) müsse tragen und herab. Nur wenn was Schlechtes verlangt werde, müsse man aufbegehren und den Streitigen machen, oder gehen. ‘Dienet nicht allein den Gütigen und Gelinden, sondern auch den Wunderlichen’, sagte er.“ — Sie erhielt im ersten Jahre 18, im zweiten 20 Gulden Lohn. Zweimal jährlich 1 Gulden und zu Weihnachten 1 Kronthaler.[1]) „Das ist etwas Grosses gewesen, aber ich hab müssen alle Kreuzer hergeben, sogar das Trinkgeld, auch nach dem hat der Vater gefragt.“ Und sie habe sich doch Kleider machen müssen, denn solche habe sie ja nicht bekommen, nur die Mutter des Schreiners habe ihr zuweilen alte Sachen verehrt, Strümpfe, die ihr aber zu gross waren und dergleichen. Sie habe sich noch mit ihren Konfirmationskleidern behelfen müssen. „Ich möcht’ die Zeit nicht mehr durchleben, ich hab die Bleichsucht gehabt und die Waden sind mir ganz aufgeschwollen gewesen; ich bin gewesen, wie der Schatten an der Wand. Ich hab gedacht, ich kann nicht mehr schaffen und meine Leute glaubten mir nicht. Da habe ich auf einmal gedacht, ich geh’ in’s Wasser. Ich hab’ gedacht, ich stell die Kinder von dem Schreiner, die ich bei mir gehabt hab’, bei meiner Verwandten unter und geh’ in den Feuersee.“ — Wie stellte sich der Umschwung der Stimmung, den Rikele auf dem Wege erfahren, in ihrer Phantasie dar? — Sie meinte, es seien ihr Schulkinder begegnet, die aus dem Gesangbuche das Lied lernten: „Von dir, o Vater, nimmt mein Herz Glück, Unglück, Freude oder Schmerz, Von dir der nichts als lieben kann, Voll Dank und voll Vertrauen an“, und da habe sie gedacht: „Ei, du hast ja Gott ganz vergessen, das Lied hast du ja auch gelernt.“ Da bin ich denn zurück mit den Kindern zu meiner Verwandten und hab dort Kaffee getrunken und natürlich nicht gesagt, was ich vorgehabt hab. Ich hab mich ganz drein geschickt und gedacht, der liebe Gott kann mich sterben und mich auch gesund werden lassen; er kann’s ja machen wie er will.“ Dann habe sie aber einen schlimmen Finger bekommen und der Arm sei ihr geschwollen bis zur Achsel hinauf. Sie kam dann in das Krankenhaus und blieb daselbst vier Wochen. Der „Herr Hofrat“ sagte, sie dürfe nicht mehr dienen und der Vater kam, sie abzuholen.

„Nachmittags sind wir aus der Stadt hinausgelaufen; man hatte vergebens herumgeschrieen, ob niemand mit uns fahren wolle. So sind wir nach Echterdingen gelaufen; ich bin bis über die Knöchel eingesunken im Schnee und der Vater hat mich ziehen müssen, denn ich

[1]) 1 Kronthaler = c. Mark 4,62.

war halb im Schlaf. Über Nacht blieben wir im Hirschen, von dem man sagt: 'Wenn mer auf der Welt nit mehr z'sammekommt, kommt mer in Echterdingen im Hirsche noch emal z'samme.' — Von da aus ging auch ein Omnibus; der Vater aber hat des andern Morgens gemeint, wir könnten auch laufen bis Waldenbuch, denn es koste schon weniger, und ich sei ja ausgeruht. Jetzt freilich ist das alles anders: 'früher haben die Bettelleut Herren geführt, und jetzt führen die Herren Bettelleut.'[1]) In Waldenbuch haben wir also auf den Omnibus gewartet; der ist um elf Uhr gekommen mit einer Beichaise, darin sind 'Herren' (Studenten) von Tübingen gesessen und es hiess, wir müssten mit den Herren schwätzen. Die Herren frugen, ob ich nicht eine ansteckende Krankheit gehabt habe. Das hat mir so weh gethan, da hab' ich geweint. Da haben die Herren gesagt, so sei das nicht gemeint; sie haben mich hineingenommen und mein Vater hat auf dem Bock fahren dürfen. Nach einiger Zeit hat der Kutscher geklopft, der Vater falle herab und er könne vor Kälte nicht mehr sitzen; da hab' ich die Hände gefaltet und gebittet, da haben die Herren ihn in den Wagen genommen und uns in Tübingen in der Post Wein geben lassen. Elf Uhr nachts ist gewesen, wie wir endlich in meinem Heimatsdorf angekommen sind. Dahin haben wir wieder laufen müssen; ich hab' fast keinen Fuss mehr gespürt vor Kälte und der Vater hat oft erzählt, wie er mich hat schütteln müssen; es war ganz dunkel, der Mond war verschlupft, von Unterjesingen ist der Schulheis mit uns gegangen, der abwechselnd mit dem Vater eine Laterne getragen hat." — Sie bleibt nun einige Monate zu Haus, dann neue Stelle, dann wiederum in das Elternhaus, weil sich daselbst ein kranker blinder Stiefbruder des Vaters in Verpflegung gegeben hatte. Jetzt muss Rikele ihn warten, seine Wäsche reinigen. Eine recht widerliche Arbeit habe sie mit ihm gehabt; sie habe vor Ekel das Brot nur noch mit der Gabel gegessen. Da habe er ihr sein Bett verschrieben und auch dem Vater Geld. Aber eines Tages sei die rechte Schwester des Kranken angekommen und habe ein Gewisper mit ihm gehabt, und wie sie später einmal ruhig in der Stube gesessen, sei der Blinde hereingeschlichen und habe ein Papier in den Ofen geworfen: Rikele meinte, das müsse die Verschreibung gewesen sein. Wie der Blinde endlich starb, war kein Vermächtnis da. Die Schwester übertrug ihr (Rikele) freilich eine Schuldforderung, die jener an den Vater gehabt, aber der Vater hat sie niemals eingelöst. Zwei weitere Jahre dient sie in benachbarten Ortschaften, verrichtet auch Erntearbeiten, blättert Tabak ab und zieht Bindfaden durch die Rippen (für 4 Batzen[2]) täglich); es will sie auch einmal einer ihrer Herren heirathen, aber Rikele tut es nicht, denn er habe sie schlecht behandelt. „I hab ihm immer misse Kichele backe und wenn er Fleisch gehabt hett, hat er nit gewusst, wie wenig er mir gebe sollt." Jetzt wird der Vater schwer krank und der Bote der den Doktor holt, nimmt sie mit nach Hause,

---

[1]) Hierunter ist gemeint, dass der Staat und grosse Gesellschaften auf ihren Eisenbahnen „kleine Leute" beförderten.

[2]) 1 Batzen = 4 Kreuzer = c. 11 ₰.

denn der Vater will, sie solle für sein geistiges Wohl sorgen, die Mutter für sein leibliches, die Mutter sei noch nicht erleuchtet genug. Nach wenigen Tagen stirbt der Vater und Rikele, nunmehr in ihrem 23. Lebensjahr stehend, versucht aufs neue in der Residenz sein Glück. Sie dient zunächst bei einem Bruder ihrer früheren Herrschaft, dann bei einem Hofkoch, bei dem sie 28 Gulden Lohn erhält. Aber nicht lange kann sie diese Stelle behalten und aus einem recht bösen Grund.

Wir müssen da ein wenig zurückgreifen in jene Zeit, wo das Rikele auf vielen Ortschaften herumgekommen ist und die wir vorhin etwas summarisch behandelt haben. Damals hat es auch einmal in Z... gedient bei einem Schulmeister und da hab ihr ein junger Mensch gar sehr gefallen (wir wollen ihn Konrad Schütz nennen), der auch Schullehrer hatte werden wollen, aber weil die Eltern es nicht litten, zu einem Schuhmacher in die Lehre ging. „Ich sah ihn zuerst in der Kirch, da hab ich gedacht, die habe alle nette Gesichter, aber die habe alle Lederhose an, die thäte dir nicht gefalle; aber der Konrad Schütz hat mir gefalle, der hat so schöne schwarze Auge und so Krollhaar gehabt, auch keine Lederhose hat er angehabt und er ist gewese wie ein Provisor. Aber ich hab ihn nie gesprochen. Ich bin oft mit den Kindern meiner Herrschaft zu seiner Mutter gekommen, aber da ist er nie gewesen, weil er bei dem Schuhmacher geschlafen hat und die Mutter hat immer nur gesagt: 'Ach wie schade, eben ist der Konrad gerade fortgegangen;' und mir war lieb, wenn ich nur was von ihm gehört hab. Wenn ich nach ihm guckt hab, hat er mich so im Aug gehabt und auch seine Schwester hat zu mir gesagt: 'Du, der Konrad thät so gern mit Dir schwätze.' Da hab ich aber gesagt, das gäb eine schöne Geschichte, wenn das Bäsle das meinem Vater sagen thät. Und so hab ich ihn nicht gesprochen und nichts von ihm gesehen oder gehört, bis ich in die Residenz gekommen bin. Da bin ich einmal mit einem andern Mädele zur Parade gegangen, die uns etwas Neues gewesen ist, und da hab ich gesehen, wie drüben an der Seit am Königsplatz zwei Soldaten immer gestanden sind, und da hab ich gesagt, wir wollen fortgehen, die schwätzen von uns; aber die sind uns nachgegangen, und da hab ich gesagt, der eine sieht aus, wie ein Z—inger, er lacht gerade wie der Konrad Schütz. Da hab ich ihm nicht mehr angucken können, so roth bin ich worden. Dann bin ich mit dem Mädele zu ihrer Schwester, die auch gedient hat und wie wir heruntergekommen sind, stehen die auch wieder. Dann ist der Schütz auf mich zu und hat sich entschuldigt und hat gesagt, ob ich nicht das Rikele sei, das in Z... gedient habe. Da habe ich ja gesagt und da hat er mir gleich die Hand geben und da haben wir eine rechte Freud gehabt. Dann hat er mich gefragt, ob er mich hie und da besuchen dürfe; da hab ich aber gesagt: ‚Nein,‘ ich wolle nicht, dass man sage, ich sei ein Soldatenmädele. Dann ist er aber immer durch die Rothstrasse und wenn er nur hat hereinpfeifen dürfen, ist er froh gewesen. Dann hat er ein Mädele vom Haus gefragt, wann ich Wasser holen thät, und da hat er mich am Brunnen abgefasst, und so haben wir uns fast alle

Abend gesprochen. Zuerst hab ich ihm freilich immer gesagt, ich wollt so keine Geschichte haben, so oft hätt ichs nicht gemeint, und da hat er gesagt, er hätt seiner Mutter schon geschrieben. Seine Mutter hat mir auch geschrieben und immer so gut, dass ich fast mehr Lieb bei ihr gefunden hab, als bei meiner Mutter. Sie hat mir sogar das Geld für ihn geschickt, weil so besser damit hausgehalten würde. Und nachher, wie ich zu dem Koch gekommen bin, hat er Gelegenheit gesucht, mir näher zu kommen und auch gefunden. So gern ich ihn Anfangs hab mögen, so gehässig bin ich dann auf ihn gewesen. Ich bin noch in meinem Dienst geblieben bis Jakobi."

Das arme Rikele muss sich jetzt auf eine komplizierte Weise weiterhelfen. Ihre erste Stuttgarter Herrschaft hatte sie das Nähen lernen lassen. Diese Fertigkeit nutzt sie jetzt aus. Sie arbeitete also Tags über um Lohn bei einer Näherin, teilweise schon auf der Maschine, die damals „aufgestanden" war. Morgens besorgt sie einer Putzmacherin die Haushaltung, wofür ihr diese die Schlafstelle gewährt. Mittags holt sie für Schreinersleute das Essen bei deren Tochter der „Bärenwirtin". Zum Lohn für diese Gänge erhält sie etwas Mittagskost. — Bald darauf geht sie heim.

„Ich war kaum zu Haus, so hat die Mutter erfahren, was vorgegangen ist; denn ein Mädele aus dem Dorf hats von der Stadt aus seinen Eltern geschrieben und da haben die zu meiner Mutter gesagt: ‚Nun, du musst jetzt bald ein Soldatenkind aufziehn'. ‚Da hab ich meiner Schwester gesagt, sie sollten mich in Ruhe lassen, oder ich täte mir den Tod an, und ich hab alle zwei Tage ein Kamisol gestrickt und das Geld meiner Mutter geben. Der Konrad Schütz schrieb, ich könnt zu seinen Eltern kommen, das Wochenbett halten, ich bin aber nach Tübingen ins Klinikum. Nach acht Tagen hat meine Schwester das Kind, es war ein Bub, abgeholt; ich aber bin vier Wochen dort krank gelegen. Die Bauchfellentzündung hab ich gehabt. Wie ich wieder besser geworden bin, hab ich die andern Kinder trinken lassen, bin dann nach Haus und hab mein Kind angelegt und hab es trinken lassen einige Wochen über ein Jahr. Ich hab zu Haus genäht und gestrikt für andere Leute, Strümpfe, Wämser, was die Leute gebraucht haben. Nun ist meine Schwester um Ostern nach Z . . . gegangen zum Schulmeister und auch zu den Schützen. Und da fragt des Konrads Mutter wie's dem Rikele geht. „Ja, der gehts gut.' ‚Wer hat sie gesund gemacht?' Und da hat meine Schwester gesagt, ich hab ein Kind. ‚Und der Schlingel sagt gar nichts', „ruft die Mutter da, ‚ich hab's ihm schon lange angemerkt, dass er was hat.' Der alte Schütz ist die Stiege heraufgekommen: ‚Was, der sagt kein Wort, und lässt das Mädele da unten, morgen muss er gleich hin.' Am andern Tag sag ich zu meiner Mutter: Horch, wer springt denn da so die Stieg herauf? Und da klopfts an und da ist der Konrad hereingekommen und auf mich zu und das ist ein Augenblick gewesen. Meine Mutter hat geschrieen: ‚Um Gotteswillen das Kind! Ihr verdruckts ja!' ‚Und da hat er gesagt, sein Vater schick' ihn, er wär schon lange gekommen, wenn's nicht so weit wär.

Jetzt sei er da, jetzt woll' er mir vorläufig etwas Schriftliches geben, wenn er einrücken müsse, und käm um. Man hat nicht viel gewusst, was in der Welt vorgeht, da hat Niemand Zeitung gelesen wie der Pfarrer. Zwanzig Gulden hat er mir versprochen jährlich zu geben und wenn er sterben würde, wär mein Wilhelm sein Erbe gewesen. Das ist am selben Tag schriftlich gemacht worden, bei meinem Pfleger. Damals ist zwanzig Gulden viel gewesen; da hat ein Kind nicht mehr gekostet als 25 Gulden in Pflege. Wir haben auch acht Jahr so ein Kostkind gehabt. Von da hat des Konrads Mutter von Zeit zu Zeit Butter geschickt, sie hat mir Tuch (Leinwand) geschickt, sie hat mir Geld geschickt; der Briefwechsel ist erst recht fortgesetzt worden. Ich bin noch zu Haus gewesen bis Georgi. Gekommen ist er inzwischen nur einmal. Das ist mir nicht aufgefallen, denn ich hab gedacht: ‚das kostet Geld; wenn ich reis, kosts nichts, aber die Männer, die haben Durst.' Ich hab zu Haus genäht und gestrickt, das hat aber meiner Schwester nicht genügt, sie hat gesagt, ich wollt' immer die Hausjungfer machen und nicht schaffen (im Feld). Deshalb bin ich um Georgi nach T . . ., und bei einer alten Jungfer in Dienst getreten, wo ich 24 Gulden gehabt hab. Sie hat mir versprochen, wenn ich bei ihr bleibe, bis sie stirbt, bekomme ich 600 Gulden. Bei der hat mich der Ekel fast umbracht. Die hat eine Fontanelle gehabt und die hab ich täglich zweimal verbinden müssen und da hab' ich gedacht, ich kann's nicht mehr aushalten, ich geh'. Während ich in dieser Stelle war, hatte mir auch um Jakobi der Schütz geschrieben, ich solle heim kommen und meine Sachen richten, er wolle jetzt heirathen. Da hab ich aber einen Brief vom Schulmeister bekommen, in dem gestanden hat, ob ich nicht wisse, dass das Mariele P . . . jetzt Bekanntschaft hab mit dem Schütz und ein Kind bekomme." Das Rikele behauptet, es habe nun dem Schütz die Bedingung gestellt, dass er sich in seinem (des Rikele) Heimathsdorf niederlassen solle, es täte sonst doch kein gut; dass dieser aber hieraus Anlass zu einem Bruch genommen habe. Noch bis zur Konfirmation des Knaben habe er indes das Kostgeld gezahlt; anfänglich habe auch sein Vater einige Mal Geld, Leinwand und Kartoffel geschickt.[1])

Wie das Rikele die Jungfer mit der Fontanelle verlässt, beginnt es (27 Jahre alt) seine früher erworbene Nähfertigkeit andauernder zu verwerten . . . Welche Mühseligkeiten, welche Zwischenstadien, bis die Etablierung endlich gelingt! Sie schläft und isst zunächst bei einer Wäscherin, näht für diese und bekommt 6 Kreuzer den Tag; auch für fremde Kunden arbeitet sie zuweilen dort, dann aber erhält die Wäscherin das verdiente Geld; sie war nur froh, einen „Unterschlupf" zu haben. Für eine Frau, deren Tochter heiratet, fertigt sie sodann die Aussteuer an; sie hat Schlafstelle bei ihr im Hause und 10 Kreuzer Taglohn. Als die Ausstattung fertig ist, quartiert sie unter ähnlichen Bedingungen bei einer andern Frau. Da habe sie aber keine Ruhe gehabt, da des Nachts immer etwas Böses gekommen sei. „Ich habe meine Thür geschlossen,

---

[1]) S. Die Geschichte des Sohnes.

doppelt geschlossen, und da ist mir meine Decke immer heruntergezogen worden; dann hab ich bei der Frau im Zimmer geschlafen, und da hab ich immer gemeint, ich müsse ersticken. Der Buchbinder F... klagte auch, der wohnte im gleichen Haus." (Frage meinerseits) ‚Wie erklären Sie sich das?' (Antwort): ‚Ich weiss nicht, wars ein Geist, oder sonst böse Leute, Hexen.' (Frage): ‚Glauben Sie denn an Hexen?' (Antwort): ‚Ja, ich glaub an Hexen; ich bin oft einer Frau begegnet, da hab ich jedesmal vor mich hingesagt: ‚Thu' ich dir Recht, behüt mich Gott, thu' ich dir Unrecht, verzeih' mir's Gott' und hab die drei höchsten Namen ausgesprochen. Die ist von ihrer Tochter selbst für eine Hexe gehalten worden. Sie war 70 Jahre alt. Sonst ist sie gut gewesen; sie hat auch viel Gutes gethan an den Leuten. (Frage): ‚Was würde Ihr Pfarrer dazu sagen, wenn er wüsste, dass Sie solche Dinge glauben; der würde gewiss recht böse sein?' — (Antwort): ‚Ja die müssen so thun, aber die glauben selbst daran.'

Es ist unmöglich, all die Modalitäten aufzuführen, unter welchen Rikele, nachdem sie das ihr durch die Hexerei verleidete Haus verlassen, nachmals bei verschiedenen Personen Aufnahme gefunden hat. Sie kommen auch im wesentlichen darauf hinaus, dass sie entweder den Wirtsleuten umsonst nähte, oder wenn sie auswärts beschäftigt war, für die Schlafstelle gewisse andere häusliche Verrichtungen ausübte. In einer Schlafstelle hat sie, wie sie angibt, infolge der Feuchtigkeit Gliederweh bekommen. „Ziehen Sie aus, aus dem Loch" habe der Arzt gesagt. Nicht übel habe sie es bei Gewerbsleuten gehabt, bei denen sie häufig Beschäftigung fand und die sie für 3 Mark den Monat bei ihrem Dienstmädchen schlafen liessen. Bei ihren Stadtkunden erhielt sie in den ersten Jahren 15 Kreuzer, später fand sie Kundschaft in wohlhabenderen Häusern. Nach einer Reihe von Jahren kam erst Rikele zu einem eigenen Stübchen, wobei Bettstelle, Schrank und einige andere Möbel zunächst nur geliehen waren. Die käufliche Erwerbung dieser Gegenstände ward ihr nachmals durch den Umstand erleichtert, dass sie damals für ihren in einer Anstalt untergebrachten Sohn zwar von dessen Vater noch Kostgeld empfing, jedoch weil jener in den Genuss mehrerer Freijahre getreten war, nichts mehr zu zahlen hatte.[1])

Ein paar Jahre vorher hat übrigens das leicht erregbare Herz und die leicht geschmeichelte Eitelkeit dem Rikele wiederum einen schlimmen Streich gespielt. In einem ihrer „vornehmen" Kundenhäuser hat sie einen jungen „Doktor" kennen gelernt; der hab sie immer beobachtet, und als sie ihn einmal hat zum Essen in dieses Haus einladen müssen, hab er ihr einen Gulden in Papier eingewickelt, da fand sie hineingeschrieben:

Friederike — Deine Blicke
Können Bären — Tanzen lehren,
Und dein Bildniss — Lockt den Iltis
Aus der Wildniss.

[1]) S. Geschichte des Sohnes.

„Sonntag bin ich spazieren gegangen nach ‚Luschtnau‘. Da ist er hinter mir hergekommen und hat gesagt: „Bescheidenheit, das schönste Kleid!“ Er hat mich angeredet und gefragt: Warum so allein und ob er mich begleiten dürfte. Da hab ich gesagt: Ich dürft den Weg nicht mitnehmen. — — Und so sind wir eben alle Tage zusammengekommen . . .“ Und wieder blieben die Folgen nicht aus . . . Auf dem Amtshause befragt, wer der Vater des Kindes sei, verweigert sie die Auskunft; „ich hatte geschworen, ich sag's nicht und wenn sie mir die Haut herunterziehen.“ Sie hatte sich von dem jungen Manne versprechen lassen, dass er für das Kind sorgen wolle; sie meint, dass dies auch sein redlicher Wille gewesen sei. Wenn es aber stürbe, brauche er ihr nur einige Wochen Arbeitsunfähigkeit zu bezahlen, denn sie wolle nichts „verdienen“. — Das Kind wurde aufs Land in Kost gegeben. Einige Wochen alt, starb es; das Verhältnis Rikeles mit dem jungen Manne dauerte noch einige Jahre bis zu dem Weggange desselben aus der Stadt fort.

Geschichte des Sohnes.

Wir müssen nun noch einige Worte über den Lebenslauf des Sohnes unseres Rikele beifügen, an dem die Mutter alle Zeit mit grosser Zärtlichkeit gehangen, und der seinerseits dieser mit treuer Liebe ergeben war, so dass hier ein inniges Verhältnis obwaltete, wie man es in solchen Fällen gewiss selten findet. Rikele erzählt, dass der Vater (Konrad Schütz) ihr den Knaben, als derselbe sein siebentes Jahr erreicht, habe abnehmen wollen. Das habe sie aber nicht zugegeben. Sie hätte ihn nicht hergegeben und wenn sie hätte arbeiten müssen, bis ihr das Blut unter den Nägeln herausgekommen wäre. Demnach blieb es dabei, dass der Vater ein Kostgeld zahlte, und zwar wie schon gesagt, 20 Gulden bis zu des Kindes vierzehntem Jahr. Zunächst wurde Wilhelm in seinem Heimatsdorf aufgezogen. Es scheint, dass Rikele von der Behandlung, die ihm daselbst zuteil wurde, nicht befriedigt war. „Mein Bruder hat ihn geschlagen, als ob er schon 16 Jahr alt gewesen wär.“ Darum beschloss sie — nicht etwa aus Ersparungsrücksichten — denselben einer sogenannten „Rettungsanstalt“ zur Erziehung zu übergeben.[1]) Beim Eintritt in dieselbe musste der Knabe mit gehöriger Kleidung versehen sein; weiterhin waren jährlich 36 Gulden „Kostgeld“ (für Nahrung, Unterricht und Kleidungsbedürfnisse) zu zahlen. Während der letzten Jahre fiel, wie erwähnt, die Zahlung dieses Kostgeldes weg.[2]) Mit der Konfirmation verliess er die Anstalt. Sein Wunsch war es,

---

[1]) Die Anstalt nahm statutengemäss nicht nur verwahrloste Kinder, sondern auch solche auf, „die in der Gefahr stehen, es zu werden.“

[2]) Zur Zeit des Aufenthalts des Knaben waren durchschnittlich 26 Knaben und 11 Mädchen in der Anstalt. Von den ersteren waren jährlich 10 von einem Kostgeld völlig befreit, indem für dieselben ein zu diesem Zwecke gegebener Beitrag des Landesfürsten aufkam. Zur gedachten Loyalität Rikeles hat die ihm hieraus gewordene Erleichterung nicht wenig beigetragen. „Darum laufe sie auch noch heute, wenn der König komme, hinaus vor die Stadt und rufe 'hurrah'“.

Mechaniker zu werden, es wurde auch im Anfang ein Versuch in dieser Richtung gemacht; aber der Knabe erwies sich schwächlich, spie Blut und musste auf Anraten des Arztes von diesem Geschäft abstehen. Dann gab Rikele ihn wieder nach Hause zurück zur Grossmutter, welcher sie 72 Pfennige wöchentliches Kostgeld zahlte. Da habe er im Feld gelegen und sei mit den Waldarbeitern in den Wald gegangen. Da habe er wieder rote Bäcklein bekommen und Fleisch auf sich. Nun habe er gesagt: „Mutter, mir träumt alleweil, ich sei ein Schneider.“ In ihrer zu einem gewissen Mystizismus neigenden Anschauungsweise, scheint sich Rikele nachträglich einzureden, dass diese Träume für die Wahl des Berufes bestimmend gewesen wären; sicher ist, dass sie ihn wieder zu sich in die Stadt nahm und zu einem Schneider in die Lehre gab. 40 Gulden habe sie für die ganze Lehrzeit zahlen müssen, 20 Gulden zu Beginn und nach Verstrich der halben Zeit den Rest. Rikele ist nicht gut auf den Lehrherrn zu sprechen. Er habe den Wilhelm nicht wollen in die Fortbildungsschule lassen und sei überhaupt ein gewalttätiger Mensch gewesen. „Er hat einen Lehrling gehabt, der ist ein schwacher dummer Jung gewesen und vergesslich, den hat er einmal so geschlagen, dass er acht Tage hat im Bett bleiben müssen, und meinem Wilhelm hat er die gleichen Schläg versprochen.“ Bald sei der Wilhelm gekommen und habe geklagt, dass sein Meister nichts mehr zu schaffen habe, als Hosen für ein grösseres Geschäft, und dass er nur noch die Kindsmagd machen müsse. Da habe sie ihn zu einem andern Meister gethan, indess nicht ohne vorher einen Kampf mit dem alten wegen eines von diesem verlangten Reugeldes führen zu müssen. In der neuen Stelle bekam er 1 Mark wöchentlich und freie Station. Dann ging's auf die Wanderschaft. 6 Mark gab sie ihm mit, Stiefel und Felleisen. Sechs Wochen zog er herum, ohne Arbeit zu finden; da schaffte er, um durchzukommen, bald bei den Bauern auf dem Feld, bald flickt er Wirtsleuten die Kleider aus, um freies Obdach zu finden. 'Ich hab Glück gehabt,' hat er immer gesagt; habe ich gesagt: ‚Das kommt, weil ich auch nie einen Handwerksburschen habe gehen lassen.' Endlich findet er eine Stelle in Urach und zieht nach einem Jahre 'wie eben die Wanderlust als kommt' wieder fort. „Ich meine, wenn sie so in viele Werkstätten rum kommen, lernen sie überall wieder mehr.“ Von Ehingen aus, wo er 1½ Jahre verbringt, schickt er zum erstenmal seiner Mutter Geld, 25 Mark. In Gaildorf, einem Flecken, geht's ihm weniger gut. Da hat ihm ein Nebengesell seine zwei Hemden genommen, da haben sie Streit kriegt und da hat's Schläg gegeben. Auf einer abermaligen Wanderung erfror er die Füsse und kam endlich in sein Heimatsdorf zurück, dort auf eigene Rechnung arbeitend, bei seinen Verwandten schlafend. „Er bekam viel zu schaffen und ist zu mir gekommen und hat gesagt: Wenn ich nur eine Maschine hätte. Da hab ich gesagt: Daran soll's nicht fehlen. Da hat er mich umarmt und eine Freude gehabt und gesagt: Wenn Du nur gesund bleibst, dass ich Dir's auch vergelten kann.“ Er versprach, das vorgeschossene Geld ihr zurückzuzahlen. „Ich habe wohl gewusst, dass wenn er verdient,

er mir giebt, was er kann." Sie holt demnach, wie bereits Eingangs mitgeteilt und durch das Sparkassenbuch belegt ist, 98 Mark von ihren auf der Kasse lagernden 99 Mark; es gingen bei dieser Gelegenheit zugleich einige Mark für Stiefel des Sohnes drauf. Ob das jene Stiefel sind, deren er bedurfte, als er schrieb: „Du darfst nicht glauben, ich sei eigensinnig, nein, das schreibe ich in aller Liebe, sei doch so gut und lass mir Stiefel anmessen." Selten, dass er so drängend schrieb; umgekehrt lese ich z. B. in einem andern Schreiben: „Darfst auch nimmer mir Esswaaren schicken, ich bin ja nimmer klein, esse Du es nur selbst, wenn Du etwas geschenkt bekommst."

Nochmals ergreift ihn der Wandertrieb, er deponiert die Maschine bei seiner Mutter, arbeitet bald da, bald dort, bis er „spielen" muss und endlich nach Strassburg in Garnison kommt.

Schlusswort.

Auf den Sohn war die ganze Hoffnung Rikeles gestellt. Das, was man einen Fehltritt zu nennen pflegt, erweist sich in seinen Folgen als segensreich. Der Sohn lohnt die mütterliche Treue mit kindlicher Anhänglichkeit . . . Mit ihren geringer werdenden Einnahmen war ja schon von Jahr zu Jahr Rikeles Ausgabebudget im Sinken begriffen gewesen; würde ohne Hilfe durch den Sohn oder fremde Hilfe ihr Sparpfennig nicht jener Zehrung geglichen haben, die man zum Verhungern Verurteilten noch für eine kurze Zeit mit in das Gefängnis zu geben pflegte? Auch der kleine Vorrat an Mobiliar und Kleidungsstücken, auf dessen Zusammenbringung sie so stolz war, würde sie ihn, ohne solche Hilfe, in ihrem Alter haben fest halten können? In dem guten Willen ihres Sohnes hatte sie sich nicht getäuscht. Zwar nicht als „Kindsmagd", wie sie einst erhofft, lebt sie bei ihm, denn er hat es sich versagt, eine eigene Familie zu gründen, für die er doch nicht hinlänglich Brot gehabt hätte. Aber zusammen ziehen sie aus der kleinen Stadt in ihr Heimatdorf, wo Rikele eine bescheidene Tätigkeit an der Näh- und Strickschule findet, während der Sohn sein Schneiderhandwerk dort und auf den umliegenden Ortschaften weiter treibt. Sie sehen sogar bessere Tage als früher — — aber es bleibt nicht lange so gut. Die niemals robust gewesene Gesundheit Rikeles wird schwächer und schwächer, die fleissigen Finger erlahmen, die Augen wollen nicht mehr recht sehen.

Vor mir liegen die Briefe der letzten Jahre: „Diesen Sommer war ich ziemlich schwer krank," heisst es, „und mein Sohn war in derselben Zeit 12 Tage eingerückt, später bekam ich Gesichtsros. Mein Sohn schafft immer noch nach T . . ." Zwei Jahre später klagt sie über das Alter, das sich nicht mehr verbirgt, und dass die Kraft nicht mehr kommen will. Aber immer noch ist sie zufrieden, dass sie ihre Haushaltung besorgen kann und freut sich über die Zuwendungen der Nahrungsmittel, wie Kaffee, Tee, Schokolade, Reis, Gries, Nudeln usw., die ihr eine Gönnerin von Zeit zu Zeit sendet. Bald aber werden diese Zuwendungen ein Hauptfaktor, mit dem sie rechnen muss und dankend

schreibt sie: „Ich dachte oft, ich möchte nur auch einmal wieder Kaffee trinken, aber das Geld reichte nie dazu; an Sonn- und Festtagen ist jetzt Chokolade unser Mittagessen und Nachts Thee, das schmeckt jedesmal sehr gut, Reis und Griesbrei schmeckt auch sehr gut, sowie Nudeln mit Butter geschmälzt zu Zwetschgen. Fleisch können wir keines kaufen, es ist für uns zu theuer, wir sinds auch gar nicht mehr gewöhnt, ich weiss kaum mehr wies schmeckt. Ich kaufe alle Donnerstag $^1/_2$ Pfund Butter für 50 Pfennig und alle Tag $1^1/_4$ Liter Milch für 15 Pfennig, mit dem kommen wir aus und sind dabei recht zufrieden." Und dann: sie könne nichts mehr verdienen, sie gehe „ins Schlehen sammeln", dafür bekomme sie Brot und Most, sie hoffe, dass es auch wieder besser werde, wenn es Gottes Wille sei. Das Gottvertrauen Rikeles ist unerschütterlich. Ja es scheint zu wachsen, je schlechter die Zeiten werden. Zuletzt sehen wir, wie sie gleichsam durch brünstiges Gebet ihrem Gott Hilfe in der Not abringen will und wie sie aus ihrer erregten Stimmung heraus die Unterstützungen, die ihr zuteil werden, als den Ausfluss einer Vorsehung, welche die Herzen der Geber zu ihr hingelenkt hat, mit frommem Danke entgegennimmt — — Aber wieder und wieder stellen sich Sorgen ein, Sorgen um den Hauszins und um die Abzahlung einer Schuld für eine nötig gewordene neue Nähmaschine (die dann von Gönnern für sie bezahlt wurde).

Und dann hören die Briefe auf, und der Sohn meldet, dass nach einer Influenzaerkrankung, zu der eine Lungenentzündung hinzugetreten war, die Mutter sanft und selig in dem Herrn entschlafen sei, im Alter von 58 Jahren, 12 Tagen.

* * *

Alle eigene Anstrengung, alle kleinen Zufälle, deren wir gedacht haben, alle jene eiserne Sparsamkeit, die sich keinen Moment vergisst, all' jene List, mit welcher der Arme das Leben um die Anforderungen, die es stellt, zu betrügen, mit der er auf tausend Schleichwegen um sie herum zu kommen sucht, sie alle hatten nicht ausgereicht, um Rikelen bei den allerbescheidensten Ansprüchen ein sorgenfreies Alter zu sichern.

Das Kreuzchen auf dem Gottesacker deckt die Hülle eines Menschen, der ausruht von zähem Lebenskampfe.

Briefe aus Italien. I.

Von Friedrich Th. Vischer.

Alte, vergilbte Blätter — verblasste Zeilen von seiner noch jugendlichen Hand — gerichtet an seinen Bruder: den Pfarrer August Vischer in Hausen an der Lauchert und an seine Schwester: Frau Professor Nanny Hemsen in Göttingen, zugleich aber auch an andere Verwandte und an Freunde, bei denen von jedem Brief eine in Hausen besorgte Abschrift herumging: an Hofrat von Bressand, Frl. Heinrike Berner und David Friedrich Strauss in Stuttgart, an Kaufmann Fischer in Cannstatt, an seine originelle Hausfrau: Oberjustizrätin Dann, an Oberjustiz-Prokurator Lang, Privatdozent Dr. K. Köstlin und Frau Pfarrer Rau in Tübingen, Frau Prälätin von Bengel in Pfullingen, Diakonus Chr. Märklin in Calw, Pfarrer Ernst Rapp in Enslingen (O. A. Hall), Pfarrer Eduard Mörike in Cleversulzbach (O. A. Neckarsulm), und an seine mütterliche Freundin: „die gute Majorin" von Bilfinger in Ludwigsburg.

Er war damals ein angehender Dreissiger. In seinem „Lebensgang" (Altes und Neues, Stuttgart, Bonz, 1882, III, 300 f.) gedenkt er der Frucht, welche seiner Anschauung die klassischen Länder, Italien und Griechenland, boten, mit den Worten: „Ich wüsste gar nicht, wer der ist, der noch übrig bleibt, wenn ich es vermöchte, von mir auszuscheiden, was ich dieser Reise verdanke. — Sehr wenig vorbereitet zog ich damals aus, man kennt die Armuth der Literatur jener Zeit über Italien und seine Kunstgeschichte. Fr. Kuglers eben erschienene Geschichte der Malerei und Otfried Müllers Handbuch der Archäologie waren fast mein ganzes Vorstudium. Statt aller anderen Lücken meines Könnens will ich anführen, dass mir die vorraphaelischen Schulen und Meister nur Namen waren."

Die Grundlage vorhandenen historischen Wissens war noch nicht so gross, aber die humanistische Bildung um so lebensvoller und der Sinn des Reisenden um so frischer, um so empfänglicher. Man hatte von der Technik noch nicht so viele Hilfsmittel, aber auch nicht so viele Gleichform und Beunruhigung, fuhr nicht so rasch durch, erfuhr desto mehr und konnte noch die ganze Romantik des Landes ultra montes geniessen.

Mein Vater spricht an der genannten Stelle namentlich von Fiesole, Ghirlandaio, Perugino, Fr. Francia: „Das Entzücken über die rührende Unschuld, innige Anmuth und herrliche Naivetät dieser Quattrocentisten hätte mich zum Nazarener gemacht, wäre nicht sonst dagegen gesorgt gewesen. Doch ich muss abbrechen, sonst könnte ich kein Ende finden, müsste von den grossen Cinquecentisten, von den späteren Meistern, von der Antike, von Land und Leuten schreiben, wie alles das auf mich gewirkt, und es würde doch nichts zu Tage kommen als ein neues Beispiel der Tränkung, Umbildung, Befruchtung nordischer, subjektiver,

zu sehr nach innen lebender Menschennatur durch die grosse, freie, objektive Natur des Südens, der klassischen Kunst und der Renaissance."

Sprechende Zeugnisse dieses Vorgangs sind seine damals geschriebenen Briefe, die nun hier und in den späteren Heften der „Süddeutschen Monatshefte" veröffentlicht werden.

Göttingen. Robert Vischer.

Lieber Bruder und liebe Schwester!

Müde von Visiten u. Packen u. ärgerlich, dass ich 4 Stunden auf den Eilwagen warten musste u. also unnöthig um 2 Uhr aufgestanden war, lag ich in Metzingen im Adler auf dem Bett. Ein zweiter Mensch, der in mir ist und mir Alles zu entleiden sucht, ein hämischer, mürrischer, widerwärtiger, hypochondrischer Kerl flüsterte mir zu: wohin will denn eigentlich der Mensch da? „Nach Italien." Hier erhob der Andre ein höhnisches Gelächter. Sie nach Italien? Der Hans Unstern, dem das Butterbrod immer auf die gestrichene Seite fällt? Sie werden auf der ersten Station die Börse verlieren; wenn Sie die schönsten Gegenden sehn wollen, wird es eben regnen; Ihr Hühnerauge, mein Verehrtester, wird Ihnen, wie kürzlich in München, das Gehen unmöglich machen, und endlich wenn Alles gut geht, was thut denn ein solcher nordischer Mensch, wie Sie, der nichts rein geniesst, sondern in jedem Genusse über den Genuss grübelt und sich ihn dadurch verderbt, was thut, sage ich, ein solcher Esel in Italien? „Sie werden etwas grob, mein Anderer, sind wir ein Esel, so sind wir es zusammen, muss aber Einer hinaus, so wollen wir sehen, wer es gewinnt, ich oder Sie, also mit nach Italien!" — — Am 3. Abends kam ich in Bregenz an, u. hier unterhielt mich, wie schon früher einmal, der Anblick des schönen ungarischen Militärs, das dort liegt. Die starken Wirbel des Zapfenstreichs erinnerten mich an Aspern und Wagram, wo namentlich die Ungarn so tapfer fochten. Am andern Morgen sah ich einen ungarischen Militärgottesdienst im Freien. Es wurde eine alte Kirchenmelodie mit ungarischem Text gesungen, dann das Evangelium ungarisch vorgelesen etc. Was hat dieses Oestreich für ein Kriegsmaterial. Aus den Ebenen u. Bergen Ungarns zieht es diese schlanken, braunen Menschen, die zum Soldaten geboren sind, aus Deutschland seine trefflichen Schützen und schweren Reiter, aus Polen seine unvergleichlichen Lanciers, von der türkischen Grenze die wilden Rothmäntel. Und doch war es niemals im Kriege gross. Man darf aber nur die alten, fetten Wänste von Generalen ansehn, in deren Hände dieses vortreffliche Werkzeug gegeben ist, so hat man die Erklärung. Die jüngeren Offiziere sind lebendiger und scheinen mir sehr gebildet, ich konversirte in Bregenz, Verona u. a. gern mit ihnen. Auch haben sie die Soldaten-Renomage, das Schnauzbartgesicht gegen den Civilisten nicht, das unsere Offiziere so übel kleidet. — —

Mein weitrer Weg durch Vorarlberg und Tirol. — Das schöne Gebirgsthal, das mit Feldkirch beginnt, ist voll von Spinnfabriken. — Spinne nur zu, müde Menschheit, bis du endlich abgesponnen hast u.

der Herr in seinem Zorn irgend ein naturwildes, aber gesundes Volk, wie einst die Deutschen, beruft, um dir die Webstühle um die Köpfe zu schlagen und ein neues Blut in deine Adern zu giessen. Ein sehr feiner und gebildeter Geistlicher aus Feldkirch, mit dem ich bis Landegg reiste, sagte mir, dass die tägliche u. einzige Nahrung dieser Leute aus Kartoffeln und Café bestehe. — In Meran, wo ich am 6. ankam, fühlt man und sieht man das Südliche schon deutlich. Der Duft der Fernen tief blau, die Weinrebe an dachförmigen Überhängen gezogen, so dass die Chaussée oft unter dem lieblichsten Gitter von Reben hinführt, treffliches Obst, frische Feigen. Die Gegend ist wundervoll. Die Hitze war schon, nachdem ich kurz vorher in den höchsten Alpen an ewigem Schnee u. Alpenrosen vorüber sehr frostig gefahren war, glühend. Der Menschenschlag weist immer stärker nach Italien, die Tiroler dieser Gegend sind an Grösse und Stärke deutsch, aber fast durchaus von schwarzen Haaren, dunkelbrauner Gesichtsfarbe, schwarzen Augen. — Bozen ist die Grenze der deutschen Sprache, hier wälscht schon der Hausknecht u. die Kellnerin. — Am 7. Abends von Bozen nach Salurn im Stellwagen (Omnibus, sonst nicht mal honnet). — In Salurn übernachtete ich. Den 8. Morgens ab nach Trient. Vor Salurn ist die Grenze zwischen Deutsch- u. Wälsch-Tirol. Hier erzählte mir der Kutscher sei vor einigen Jahren um dieselbe Zeit in der Frühe sein Bruder von 5 Räubern aus einem der italienischen Dörfer überfallen, tödtlich verwundet u. für todt in die Etsch geworfen worden. Sei's, dachte ich, an den ist's eben gekommen, an mich wird es nicht auch kommen.

Donnerstag, den 8. in Trient. Hier, meine Freunde, machte ich nun die auffallende Bemerkung, dass das Italienische nicht Deutsch ist. Lacht nicht, würdige Freunde, es ist mir Ernst. Es ist doch so natürlich, ein Haus Haus zu nennen, warum denn casa? Es sind doch Menschen, sie sehen dir ins Auge, sie thun den Mund auf, und du verstehst sie kein Wort! Welche Verstellung! Und doch hatte ich mir die Mühe gegeben, zu Haus noch etwas italienisch zu lernen. Wenig genug, denn ich weiss nicht, was grösser ist, mein Mangel an Talent in der Erlernung neuerer Sprachen, oder meine Antipathie gegen dieselben. — Ich hatte gedacht, das Nothwendige im Wirthshaus u. s. w. könne ich schon reden und dann werde ich schnell weiter kommen. Aber — aber — wie hatte ich mich geirrt! In Trient im Gasthof futterte der Kellner, der mich empfieng u. nicht Deutsch konnte, ein Zeug an mich hin, von dem ich kein Wort verstand, u. von meinem Italienisch verstand er keins. Mein schäbiges bischen Französisch nützt mich auch nichts, denn das vermische ich jezt mit meinem eben so schäbigen bischen italienisch, u. sage, donnez moi anche un bicchiere di vino etc. Könnte ich aber auch 10 mal besser italienisch, als ich es kann, u. hätte blos die Grammatik zum Lehrer gehabt, wie man ja in Tübingen nicht anders kann, so wäre die Verlegenheit dieselbe gewesen. Die ganze Physiognomie der Wörter ist, wenn man den Italiener hört, eine andre als im Buche, man erkennt das sonst wohlbekannte Wort nicht wieder. Ich las das viaggio-Wiadscho, ogni-onji, man spricht es aber ganz anders, namentlich

das erstere unendlich weich u. schön. Schreiben lässt es sich nicht. Ohnediess wird verschluckt, zusammengezogen, der Provinzial-Dialecte nicht zu gedenken. Auf den Strassen fragte ich öfters italienisch nach meinem Wege. Anfangs verstand mich kein Mensch, wenn man die Frage endlich verstand, so verstand ich die Antwort nicht. — — In meiner Noth gabelte ich den Hausknecht auf, der deutsch sprach, und schloss mit diesem über die Stunden, die ich da war, einen bis ans Zärtliche grenzenden Bund, ja ich hätte rufen mögen: Arm in Arm mit dir, o Hausknecht, forder' ich Wälschland in die Schranken! — In diesem Zustand war mir der Anblick einer Katze von grosser Beruhigung. Ja so! dachte ich, Katzen gibt es hier auch. Nun ja, die können auch nicht italienisch und schämen sich doch nicht. Die Katze sass wirklich so da, wie bei uns die Katzen, u. liess sich gar nichts merken, dass sie italienisch sei. —

Übrigens gibt es hier, namentlich in Venedig, wundervolle Katzen, von ungeheurer Grösse, Kerle wie Tiger, u. du, Freund Strauss, solltest deswegen offenbar mit Tante Rike nach Italien reisen. Die Hunde kommen mir schon etwas fremdartiger an Temperament u. Charakter vor, sie pflegen beim heftigen Bellen sich zum Theil im Ring herumzudrehn, welches mein einst so geliebter, leider jetzt demoralisierter Freund in Hausen sehr affektiert finden wird. Diesem sage man mit meinem Grusse, dass gleich in Trient, als ich mich ein wenig aufs Bett legte, das bekannte italienische Übel so stark auf mich losstürzte, dass mir jene Kur mit warmem Wasser, Seife u. Alkohol, die ich bei ihm so oft anwandte, gar wohl bekommen wäre. — À propos — gestern verlangte ich im Wirthshaus Seife statt Senf — sapone für senape (mostorda).

Sehr viele Möpse gibt es auch in Italien. Doch davon lasst uns jetzt abstrahiren und von Menschen u. zwar erstlich von Weibern sprechen. Schon in Trient sah ich mehrere gar schöne, namentlich ein Mädchen, das (wie man hier überall dies im Freien thut) in der Nähe der Kathedrale wusch, so nobel u. anmuthig, dass ich stehen blieb, um ein Ornament an der Kirche abzuzeichnen. In Verona u. Venedig aber beginnt erst vollends der rechte Schlag, der an alte römische Formen erinnert, namentlich der mächtige, volle Nacken, die berühmte Schönheit italienischer Weiber, der sehr weit ausgeschnitten getragen wird. —

Die Hitze ist weit stärker als bei uns im heissesten Sommer. Ich bin ganz bronciert, man zerfliesst. Da thut aqua fresca con ghiaccia oder sorbetto gut.

Nun ich war also in dem Land, wo auch der gemeine Mann nobel und interessant aussieht, wo die deutsche Kartoffelnase verschwindet. Der Deutsche geniesst sich in seiner Substantialität bei unglücklicher Form, der Engländer ist stolz in seiner Stärke, der Franzose eitel in seiner Eleganz u. seinem Point d'honneur, der Italiener geniesst in legèrem Behagen das Bewusstsein, ein klassisches Volk zu sein. Woher die ital. Maler solche höchst bedeutungsvolle Köpfe im Überfluss nahmen, darf man nicht mehr fragen, wenn man in Italien ist, man darf nur an eine Gondel, man darf nur auf die Strasse gehen. Männerköpfe

von grösster Schönheit bei gemeinen Schiffern, edle Linien der Knochen, lauter gerollte Haare, schöne, glänzende Augen. — —

Mit dem Eintritt in Italien, in sein Volk, seine Luft, seine Altertümer fühlt man sich von jenem Geiste des Realismus angehaucht, aus welchem die Alten ihre Grösse in Kunst und Staat schöpften. Ein Unvorsichtiger verliert hier den inneren ideellen Fond der deutschen Natur, das Land ist wie eine schöne Frucht, wovon man, wenn man sie isst, ja den Butzen wegwerfen muss, es ist ein Giftstachel darin, der Kluge, der Feste spürt sie und wird neu belebt. Goethe feierte hier seine volle Durchgeburt zum klassischen Geiste. Er ist mir immer auf den Fersen. Ich darf dem Grossen die Schuhriemen nicht lösen, aber „es lebt etwas in mir von seinem Geist", u. dieses Etwas, der südliche Mensch in mir, wird vielleicht, ja ich hoffe es, endlich mit meinem nordischen, skeptischen Menschen einen Frieden schliessen. Es ist eine gute Ahnung in mir. Es wird mir leicht. Es geht. Va bene. Bleibt mir gut. —

Von Trient am 8ten Abends nach Roveredo mit einem Vetturin, der mir über meine Fortschritte im Italienischen gute Zeugnisse gab.

Am 9. Morgens von Riva auf dem Dampfboot den Garda-See hinab, welcher schön, aber nicht so schön ist, als der Bodensee u. Zürichersee.[1]) An den Ufern sind schöne Zitronengärten u. Olivenwälder. Die Gesellschaft bestand aus lauter Italienern. — Einer um den Andern kam mit grosser Höflichkeit und zog mich in die Unterhaltung. Beim Abschied küsste mich Einer sogar, da ich dies aber (unter Männern) nicht leiden kann, musste er lange zielen, bis er mich endlich doch traf.

Von Desenzano mit zwei Italienern und einem Vetturin nach Verona. Hier konnte ich die ital. Thierschinderei auf dem Gipfel sehen. Dass das Pferd ein Belebtes, nicht eine Sache ist, weiss der Italiener gar nicht, von Haber ist die Rede nicht, alle Pferde haben Heu-Bäuche. Endlich konnte ich, ein Mitglied des Vereins gegen Thierquälerei das Ding nicht mehr ansehen und fluchte u. schimpfte auf den Kerl italienisch u. deutsch durcheinander hinein — bestia! Hund! Vieh! cane! Brutto senza compassione! etc. Item, es that doch für dieses mal gut.

In Verona Abends angekommen, hatte ich schon ganz ein Bild italienischen Lebens. Die Strassen waren tief in die Nacht voll von Spaziergängern und Spaziergängerinnen, an einer Strassenecke sangen gemeine Handwerksbursche ganz kunstmässig und mit herrlicher Stimme etwas aus einer Oper. Verkäufer von Wasser-Melonen, Limonen, Pfirsichen

---

[1]) Über diesem Satze (der Abschrift seines Bruders) steht von der späteren Hand Fr. Vischers der Selbstanruf: O Esel über Esel, der du warst". Vgl. seinen „Auch Einer", Eine Reisebekanntschaft, Stuttg. u. Leipzig, 10. Aufl. 1903, II, 253f., Volksausg. 1904, S. 426f. u. seine „Kritischen Gänge", Neue Folge, Bd. I, Stuttg. 1860, H. 1, S. 163ff., 165ff. Da schreibt er: „Noch weiss ich deutlich, wie einst vor zwanzig Jahren, als ich hier zum erstenmal Italien betrat, dem ungewöhnten Sinn die Reize dieser Natur verschlossen blieben: Das Auge suchte noch das lustige Grün, die saftigen Wiesen, die kleineren, spielenderen Formen der Heimat; Italien war mir noch eine stolze, abweisende Schöne; Alles so fremd, so vornehm u., wie ich in der Blödheit des Neulings hinzufügte, so kalt." —

schrieen wüthend. An dieses Geschrei, das hier in Venedig ist, hat sich mein Ohr noch nicht gewöhnt, ich kann den Ton nicht anders als mörderisch nennen, es klingt wie: kaufe mir ab, oder — —.

— Liebe Majorin, [1]) Du darfst aber über diesen vielen Reden von Dolch u. Todschlag keine Angst bekommen. Es ist in Italien gar nicht so gefährlich, wie man es macht, u. will der Herr ein Ende mit mir machen, so geschieht es nicht auf diese Weise, das weiss ich ganz gewiss. Kommt ein Räuber, so darf man ihm nur Geld geben, u. sich nicht wehren, das ist einfache Regel. Ich wollte Waffen kaufen, aber jedermann räth dies aufs äusserste ab.

— Was eine alte Stadt ist, in welcher vor grauen Zeiten eine Baukunst, die in Deutschland nur sehr weniges hervorbrachte, (die byzantische) herrliche Palläste u. Kirchen in Menge errichtete, das sieht man in Verona, freilich noch mehr in Venedig. Ueber das Hereinwirken griechisch-orientalischer Kunst in die des Mittelalters habe ich ganz neue Ideen bekommen. Solche Beschäftigung ist mir höchst wohlthuend. Philosophirt wird jetzt nicht, sondern angeschaut u. etwas Weniges dabei gedacht. Am meisten Philosophie treibe ich in Beziehung auf das Geld, denn dieses behandle ich ganz nach seinem innern Begriff, welcher der ist, dass es kursiere. —

— Der Circus in Verona ist bis auf den obersten Bogengang ganz erhalten u. etwas höchst merkwürdiges. Die Phantasie belebt schnell dieses Ganze, diese unendlichen Sitze mit jauchzenden Rhätiern u. Römern, diese arena mit kämpfenden Bestien u. Sklaven. Die Baukunst durchwandert hier alle Perioden. Auf das Römische folgen Mauer-Reste von Theodorich, dann das byzantinische, dann das gothische, dann der Zopf, der so barbarisch, so unverantwortlich als irgendwo, ja natürlich noch mehr in Italien, seinem Sitze, die Baukunst des Mittelalters verklebt hat. —

Sonntag am 10. durch die lombardische Ebne nach Venedig. In der Lombardei sieht man doch deutlich den deutschen Schlag, der hier erobernd eindrang, an den vielen blonden u rothen Haaren u. blauen Augen. Ich fuhr die Nacht hindurch. Um 3 Uhr Morgens wurde ich zu Maestre in eine Barke gesetzt u. fuhr in der Dämmerung durch die Lagunen Venedig zu, das ferne mit seinen Lichtern aus den Wellen glänzte, dann durch den grossen Kanal in die Stadt, unter dem berühmten Rialto durch. Auf beiden Seiten eine Reihe herrlicher Paläste, aber öd u. leer.

Die eigentliche Runde habe ich nun hier noch nicht gemacht, sondern ich bin viel zu Haus u. lerne italienisch. Bälder, als bis ich ordentlich sprechen kann, will ich von Venedig nicht weg. —

Der Marcusplatz ist etwas Einziges. Die Markuskirche mit ihren Kuppeln, Marmor- u. Goldmosaiken, ihren phantastischen Ornamenten, daneben der gothisch-maurische Dogenpalast — dann der Hafen — ein Reich der Phantasie, ein wirklich gewordener Traum, ein Stück aus Tausend und Einer Nacht. Der grosse Platz mit glänzend glatten Stein-

---

[1]) S. oben S. 380.

platten belegt, ringsumher die herrlichen neuen Paläste mit Bogengängen, unter denen tief in der Nacht die ganze elegante Welt spazieren geht, oder im Freien an den Caféhäusern sitzt u. wo man die schönen Frauen Venedigs täglich im Schimmer der vielen Lampen bewundern kann — so etwas gibt es nur hier. Die ganze Stadt ist ja etwas Unglaubliches, eine Stadt mitten im Meer!

Montag, den 11. war ein kleines Volksfest, man fuhr in Gondeln in die Lagunen hinaus, mein Hausphilister nahm mich mit. — Das war nun freilich etwas Andres als ein Spaziergang im botanischen Garten zu Tübingen. Hundert u. hundert von Gondeln fuhren durcheinander, die Ruderer suchten sich in pfeilschnellem Fahren zu überbieten, es ging wie toll, u. dabei weichen sie doch aus, dass man nie anstösst; am Ufer tanzten braune Schiffer nach einem Tamburin Nationaltänze u. warfen die phrygischen Mützen in die Höhe, ein Improvisator machte schlechte Witze, in der Ferne sank das mächtige Gestirn blutroth in die unendlichen Wasser. —

Vorgestern badete ich im Meere. Das ist etwas! Ein eignes Gefühl, wenn man in dieser unendlichen Masse herumschwimmt: der Mensch, der doch mehr ist als alle Berge u. Meere u. Lüfte, so klein, ein solcher Knirps! — Als ich hineinging, kitzelte mich eine Meerspinne ein bischen am Fuss, ich schleuderte sie weg und sah ihr zu, wie sie schäbs[1]) durchs Wasser hauderte. Ich dachte, der liebe Gott habe doch allerhand Kostgänger, u. so bin ich eben auch einer u. hoffe zu ihm, er werde mir auch künftig passable Kost reichen. — —

Eine östreichische Fregatte von 56 Kanonen habe ich auch gesehn. Sie erscheint nicht so gross, als sie ist, weil das Auge durch die Umgebung einen sehr grossen Massstab mitbringt.

Ich denke im ganzen 3 Wochen hier zu bleiben, denn so lange will ich meine Lehrstunden fortsetzen, also bis zum 1. September.

Meine Adresse ist: in casa di Antonio Grueber, Calle Fiubbera N. 869. —

Ich grüsse euch Alle aufs Beste. Sie, meine verehrte Hausfrau,[2]) sind, hoffe ich, ganz wieder gesund. Wissen Sie auch, wie sehr es mir nach meiner Cafémaschine ahnd thut? Noch keine Tasse guten Café habe ich gefunden, aller, auch in den ersten Caféhäusern Venedigs, ist zum Ausspucken. Freilich solchen Café wie ein gewisser junger Mann in Tübingen, der jetzt auf Reisen ist, macht nicht leicht jemand. — Wie steht es mit Märklin? — Rapp soll seinem Bruder sagen, dass ich dessen Brief an Herrn Bofinger in Venedig richtig erhalten habe u. dass dieser bald antworten wird. Ich war sehr erfreut über die Bekanntschaft mit Maler Bofinger, die ich durch diese Adresse machte. —

Tutto il vostro

Fr. Vischer.

Venetia. Geschlossen d. 16. Aug. 1839.

*

---

[1]) Schwäbisch = schief.

[2]) S. oben S. 380.

Pisa, den 2. Sept. 1839.

Das seltsame Venedig liegt jetzt zu einem Bilde schöner Erinnerung verklärt hinter mir, mit seiner uralt byzantinischen Marcus-Kirche, deren Façade u. Wände von Gold u. Silber, Mosaik u. bunter Arbeit wie orientalische Teppiche schimmern, seinem Dogenpallast, seinem Marcus-Platz, wo unter den Colonnaden der umgebenden Palläste im nächtlichen Lampenschimmer die schönsten Frauen sitzen, seinen unzähligen, jetzt leeren und öden Pallästen, seinen herrlichen Galerien, wo Tizian u. Paul Veronese mit ihren satten Farben, ihren finsterkräftigen Männerköpfen, in dem unvergleichlichen Incarnat der weiblichen Formen jedes Auge fesseln, — mit seinen Lagunen, Kanälen, Gondeln, dem wüthenden Geschrei der Verkäufer, mit seinen grossen geschichtlichen Erinnerungen. Mein Leben war höchst einfach u. auf wenige Genüsse beschränkt. Bis 2 u. 3 Uhr lernte ich italienisch wie ein Schulknabe, dann ass ich (nie mit rechtem Appetit, denn die Küche ist schlecht, unreinlich, u. der Gestank halb-übergegangener Fische, schmieriger Muschelthiere u. s. f., den man von der Strasse her immer in der Nase hat, verschlägt den Appetit). Ohne Eis war in der glühenden Hitze kein Tropfen frisches Wasser zu bekommen. Nach dem Essen sah ich einige Merkwürdigkeiten, dann nahm ich eine Barke auf die Insel Lido, um dort im offenen Meere zu baden. Ich badete oft bei ziemlich bewegtem Meere; das Ding sieht im Anfang ziemlich unheimlich aus, die hohen Wellen, der dumpfe Donner und Schaum der Brandung — aber wenn man nur erst im Wasser ist, macht es sich ganz hübsch, man schwimmt federleicht, eine hohe Welle kommt drohend hoch über dich her, legt dich hübsch ordentlich auf die Seite, u. du streckst den Kopf wieder ganz wohlbehalten aus dem Wasser. Abends sah ich die schöne Welt auf dem Marcus-Platz, nahm ein Sorbetto (Gefrornes) und trollte mich dann nach Haus, um wieder italienisch zu lernen. Einmal hatte ich auf den Lagunen ein kleines Abenteuer; ich fuhr mit drei Oestreichern, worunter ein Wiener Handschuhmacher, ein reicher Mann, der nach Venedig gekommen war, um einmal recht gut zu speisen (der Unglückliche!) nach der nahen Insel S. Lazaro, wo ein Kloster armenischer Mönche ist (meist herrliche Köpfe, mit langen Bärten!). Im Heimweg kam ein furchtbares Gewitter, man sah keinen Schritt, der Regen stürzte in Strömen, Blitz auf Blitz, u. nur Ein Ruderer. Wir mussten eine Zeitlang in ein Häuschen eintreten, das auf Balken in den Lagunen steht, wo Soldaten der Dogana uns sehr freundlich mit ihrem bischen Wein bewirtheten. Es half aber nichts, man musste wieder auf das unwirthliche Element hinaus. Der Handschuhmacher lächerte mich nicht wenig — nach Venedig kommen, in der Hoffnung, so manches „backene Händl", so manche frische Auster zu verzehren, u. so untergehen! Es war aber gar keine Gefahr, denn es war kein Sturm (der ist auf dem Meere, nicht auf den Lagunen), u. wir kamen ganz wohlbehalten, aber freilich auch ganz nass auf der Piazetta bei den uralten Säulen mit dem Löwen des h. Marcus u. dem h. Theodor an.

Die Menschen sind, wie sich von einer Hafenstadt nicht anders

erwarten lässt, verdorben und betrügerisch. Mir wurde (trotz grösstmöglicher Aufmerksamkeit) ein Schirm u. ein Taschentuch gestohlen. Ein Preusse erzählte mir, dass er einen Taschendieb im Moment erwischte, da er ihm eben das Nastuch stehlen wollte; er packte ihn, aber der Kerl biss ihn so in die Hand, dass er ihn fahren lassen musste, u. das Volk half ihm durch, da er ihn verfolgte; denn das Volk hilft hier unter allen Umständen immer gegen die Polizei. So verdorben es aber hier u. überall in Italien sein mag, man sieht doch selbst dem gemeinen Menschen an, dass die edle und klassische Natur unter dem Schutte nicht verloren ist. Italien hat mehr Pöbel, als irgend ein anderes Land; aber betrachtet man als wesentl. Eigenschaft des Pöbels, dass die Gemeinheit auch im äusseren Wesen durch unedle Formen sich äussert, so gibt es hier keinen Pöbel. Ein Gondolier, der keinen Kreuzer werth ist, unterhält sich mit dir an der Spitze seiner Gondel mit einer nobeln Bescheidenheit, er fühlt sich als Mensch, als Italiener, ohne desswegen indiscret zu sein. Handelt sich's um's Zahlen, so geht freilich die Indiscretion an, aber auch da zeigt sich der Kerl talentvoll, indem er die Rolle der gerechten Unzufriedenheit mit einer Art spielt, indem er ein hohes Trinkgeld mit einem Ausdruck der Verachtung in der Hand wiegt, dass du, so gut du dieses Spiel kennst, doch einen Moment an deinem Rechte zweifelst. Grundgescheut und aufgeweckt sind sie alle, verstehen einen Wink, wo man dem deutschen Jockel die Sache zehnmal sagen muss; nichts von dem vernagelten, kameelartigen Wesen, das ein oft noch so gescheuter junger Mensch in Deutschland an sich hat; alle Eigenschaften des Geistes, die auf das sinnlich Deutliche u. Anschauliche gehen, stehen in der Blüthe, aber die Tiefe, die Einkehr des Geistes in seine Tiefen fehlt.

Ich fühlte mich seltsam gerührt, als ich in Venedig einmal den protestantischen Gottesdienst besuchte, — deutsche Predigt, Gesang u. s. f. Alles wie bei uns: hier könnte perfect der Schneider Riethmüller mit einer grossen Brille hinter seinem Gesangbuch sitzen, oder die Jungfer Patschenfeldin, — aber plötzlich hörst du draussen auf der Gasse ein wüthendes Geschrei: Angurie! angurie! (Wasser-Melonen) sono molto sane! molto leggieri! Acqua fresca! Persice! u. s. f., und du erinnerst dich, wo du bist.

Die besseren Theater waren geschlossen, nur das theatro giurno (Tag-Theater) war offen; hier brachte ich einen Abend zu. Schiffer u. dgl. bildete das ganze Publicum, dessen Naivetät mich unendlich gaudirte, denn hier war nun die Theilnahme rein stoffartig, der Schauspieler, der einen Bösewicht spielt, wird, je besser er spielt, desto rasender ausgezischt, ausgetrommelt, ausgepfiffen. Einer wurde für eine edle That, die in seiner Rolle vorkam, dreimal gerufen u. mächtig beklatscht, beim Hinausgehen aber stolperte er über seinen Säbel, worüber er in demselben Moment eben so toll ausgelacht wurde. Bei der Musik pfiff das ganze Parterre mit.

Die Natürlichkeit ist wie im Süden überall. Man kann ohne Aergerniss in den Kanälen (d. h. in den Strassen der Stadt) baden, u. ich hatte

einmal meinen Spass, als ich bei dem Maler Robert, dem Bruder des berühmten, mit drei österreichischen Offizieren war, und diese plötzlich sich auszogen, mit grossen Sätzen aus der Hausthür fuhren, obwohl Damen auf dem Balkon standen, u. im Kanal herumschwammen wie Wasser-Enten. Wunderschöne Männer, zum Malen. In diesen Ländern war eine Plastik möglich; wir vermummten Leute wissen nicht mehr, was eine Schulter, eine Brust, ein Schenkel bedeutet.

Am 3. Sept. nahm ich Abschied von dieser Stadt, deren wunderbare Situation ich oft von dem Campanile des Marcus-Platzes betrachtet hatte. Mein Haus-Philister, ein echter Hungerteufel, den ich bis dahin knapp gehalten hatte, war über ein gutes Trinkgeld, das ich ihm zuletzt gab, so glücklich, dass er mir heftig die Hand küsste, wobei er sich meinen Stock, den ich eben in der Hand hatte, ins Auge stiess. — Noch einmal betrachtete ich mir die Palläste am grossen Kanal, durch den die Barke fuhr, den Rialto, die Kuppeln, u. prägte mir das grosse Bild für immer in die Phantasie.

Ich hatte mit drei Norddeutschen Bekanntschaft gemacht, recht artigen Leuten, zwei davon sind Architekten, daher mir ein belehrender Umgang. Diese reisten nach Bologna, u. ich, für den dies ein grosser Umweg war, der ich aber einen solchen nicht vermeiden konnte, wenn ich Venedig und Genua sehen wollte, beschloss mit ihnen dahin zu reisen, da ich Bologna auch nicht lassen wollte. Die erste Station war Padua, die alte berühmte Universität, die als solche einem akademischen Wesen schon heimathlich sein musste; man fühlt sich zudem behaglich zu Hause, wenn man wieder auf dem ordentlichen festen Lande ist, Pferde u. Wagen sieht; auch gab es hier — keine geringe Sache — die unerträglichen Schnaken nicht, die sich gegen den Schlaf des armen Fremdlings verschworen haben. Padua ist reich an Kunstalterthümern, eine Kapelle enthält wundervolle Fresken; wenn du in die Kirche S. Annunziata trittst, die ultramarinblaue Decke mit den goldenen Sternen, die Wände mit Fresken von der Hand des ehrlichen Giotto bedeckt findest, so fühlst du dich in einen Weihnachtsabend aus deiner Kindheit versetzt. —

Zwei Stücke sah ich von einer trefflichen Truppe aufführen, ich hatte von dieser Präcision u. Lebendigkeit im italienischen Schauspiel nichts gewusst. Das Outriren u. zu scharfe Markiren plötzlicher Übergänge haben sie mit den Franzosen gemein. Das eine Stück war der Orest von Alfieri, — die Fabel übel aufgestutzt und moralisirt, aber viel gute Gelegenheit für den Schauspieler.

Am 5. nach Rovigo, am 6. über Ferrara nach Bologna. Der Eintritt ins päpstliche Gebiet war mit Widerwärtigkeiten aller Art verbunden, u. wir gestanden uns Abends, dass es ein wahrhaft Nicolaischer Tag war. In Ferrara stand ich unter dem Wirthshaus, als die drei Anderen schon eingesessen waren; ich hatte für alle vier die Kasse und sollte noch Einiges zahlen, nun zupfte mich an der einen Seite der Cameriere, an der anderen der Facchino (d. h. derjenige, der die Effekten in die Chaise trägt, denn das thut hier kein Kutscher etc.), von der anderen ein Vetturin,

der uns vorher einen Weg gezeigt hatte, u. endlich eine Bettlerin. Ich verlor doch die Geduld, stampfte auf den Boden, brannte zuerst einen 24 Pfünder von einem guten deutschen Fluch ab, u. fuhr dann los: gente cattiva! senza vergogna (ohne Scham), senza pudore u. s. f., dass die Kerle doch Respect kriegten und mäuschenstill wurden.

Aus Padua muss ich noch nachholen; ich ging Nachmittags durch eine entlegene Strasse dieser einst so belebten Stadt. Gras wuchs aus allen Ritzen, kein Mensch war zu sehen. Nur ein Orgelmann ging, sein Instrument spielend, durch die öden Räume u. sah vergeblich nach den leeren Fenstern, ob kein Almosen herausgeworfen werde. Eine Scene so voll tiefer Melancholie, dass sie mir immer eingeprägt bleibt.

Fortsetzung in Florenz seit dem 5. Oktober.

Am 7. Abends kamen wir in Bologna an, die zweite altberühmte italienische Universität, die ich sah. Nach den lästigen Erfahrungen dieses Tags war es mir besonders erfreulich, einen Württembergischen Kellner im Gasthof zu treffen, der aber nachher nicht Stich hielt. — Was eine alte Stadt ist, kann man nur in Italien sehen, wo ein reiches, durch Kunst und Geschichte bedeutendes, Leben blühte, als Deutschland noch halb barbarisch war. An den Strassen sind in Bologna wie in anderen Städten links und rechts fast überall Bogengänge mit den interessantesten Säulen, deren fast jede ein anderes Capitäl hat. Ein für sich bestehender bedeckter Bogengang führt eine Stunde weit nach S. Luca, einer Kirche mit einem Marienbilde, das der Apostel Lucas selbst gemalt hat! Der Campo Santo (Kirchhof) ist prachtvoll, ein schönes Monument am anderen. Kirchen — eine Menge der interessantesten, nur leider gerade die durch alten Styl ausgezeichnetsten an der Façade u. im Innern unverantwortlich durch den Zopf, d. h. Perückenstyl der letzten Jahrhunderte (seit dem 16ten) verhunzt. Dieser schlimmste aller Style hat auch in Deutschland, noch mehr in Frankreich, am meisten aber und mit einem wahren Blutdurst in Italien gewüthet. In Ravenna ist eine Rotunde aus dem 6ten Jahrhundert, ihr Inneres war mit Mosaiken in allen Farben Gold u. Silber bedeckt, man reisst die Mosaiken ab u. malt die Wände mit perückenhaftem Gesudel. In Parma sind in der Kathedrale herrliche Fresken im Style Giotto's unter einem weissen Überzug von Gyps u. unter einem viereckigen Anwurf von Stuck runde byzantinische Säulenschäfte u. Capitäle vom schönsten Marmor entdeckt worden! Möchte man nicht mit Bomben u. Granaten drein schiessen?

Die Galerie von Bologna hat wundervolle Schätze. Ein Perugino (der Meister Raphael's) — man kann nicht wegkommen von diesen Köpfen! Kinderträume von einer Seligkeit, die wir verscherzt haben, schweben bittend und weinend um diese Leinwand. Raphael's berühmte Cäcilie, die daneben hängt, erscheint in dieser Nähe des strengen religiösen Styls, der eben erst in die freie Schönheit überzugehen den Schritt gethan hat, sinnlich und profan. Unter den Aelteren finden sich hier von meinem Liebling Francesco Francia drei herrl. Bilder, unter den Späteren viel Prächtiges von Guido Reni.

In solcher Umgebung von solchen Gestalten ist mir wohl. In

diesem Reiche seliger Schatten, herausgehoben aus dem Geschrei u. Markte des Lebens, wo meine Rosen nicht blühen u. wo ich mein Glück nicht zu suchen weiss, in staubigen uralten Kirchen gegenüber einem schönen Madonnen-Kopfe, da verdoppelt sich mein sonst so einsames Leben. Aber diejenigen, die nach Italien reisen, in der Meinung, hier eine Welt von Lebensgenüssen nur pflücken zu dürfen, ohne Sinn für Kunst, ohne Kenntniss ihrer Geschichte, ohne Lust zur Anstrengung werden sich bitter getäuscht finden. Wenn ich Abends recht müd u. matt vom Sehen nach Haus komme, haben mit dieser genussreichen Anstrengung auch meine Genüsse ein Ende. Die Hauptgenüsse des Italieners sind — Müssiggang, Maulaffen feil haben im Caféhaus. —

Will der Reisende das einmal sein, was wir in Deutschland fidel sein heissen, so ist er am falschen Ort. Es bleibt also die Kunst u. die schöne Natur, die künstlerische Anschauung der Landschaft, des Volks, — das ist es, was ich suche, finde, worin ich glücklich bin.

Von Bologna machte ich mit meinen Norddeutschen einen Ausflug nach dem uralten Ravenna, wo römische Kaiser, griechische Exarchen, gothische Könige gewohnt haben, und wenige, aber uralte Reste, so ein Trümmer von Theodorichs Pallast und dessen Grabmal, an diese altergrauen Zeiten mahnen. Doch lässt sich auch die Gegenwart nicht schlecht finden, denn das Auge hat hier eine reiche Weide an den schönsten Mädchen. Die päpstlichen Soldaten, die hier liegen, sind lauter Deutsche, meist Schweizer, viele Württemberger. Es war rührend, wenn diese Leute, die doch fast alle etwas Heimweh haben, stehen blieben, sich anstiessen und zuflüsterten: „Deutsch, deutsch!" wenn sie uns im Vorübergehen reden hörten. Ein junger Mann hörte uns aufmerksam zu u. sang, als er um die nächste Ecke bog: „'s ist so schön im fremden Lande" u. s. w. Wir unterhielten uns viel mit unseren guten Landsleuten u. im Heimweg fand ich in Faenza den Trommler, von dem ich einen Brief einschloss, u. den ich nebst einem anderen Württemberger durch einen Scudo sehr beglückte. Der Bursch stand eben auf der Hauptwache u. trommelte, ich fixirte ihn u. dachte: das ist doch das ächte Schwäbische Hannesle's- u. Jockele's-Gesicht; er mochte etwas Aehnliches denken u. redete mich an, wo wir uns dann freundlich die Hand drückten.

Ich war aber damals übel auf, ja an der Schwelle einer Unterleibs-Entzündung, die man sich in diesem heimtückischen Klima leicht zuzieht. Die grosse Hitze bewirkt nämlich die gefährlichsten Erkältungen u. diese (eine sonderbare Logik) innere Entzündungen.

Nach Bologna zurückgekehrt, hatte ich nun aber das 8tägige Zusammensein mit meinen Landsleuten aus Norden, so ordentlich die Leute waren, namentlich einer, ein Preussischer Lieutenant u. Architekt, der mich sehr in Affection nahm, schon genug. Man lernte nichts italienisch, suchte keine Bekanntschaft mit Italienern, sondern bildete ein insularisches Deutschland in Italien, u. — was eine alte Erfahrung von mir ist — steckte sich gegenseitig mit Zerstreutheit u. unpraktischem Wesen an. Man

lief auf der Strasse hinter einander her, suchte einen Ort, u. jeder meinte, Einer der Anderen habe schon gefragt, u. s. w. Es ging bis in's Simpelhafte, — „sind sie in corpore, — gleich wird euch ein Dummkopf daraus," ja ich unpraktischer Mensch musste oft für die praktischen Norddeutschen handeln. In Bologna hörten wir noch einer Controverspredigt von zwei Pfaffen über den Dienst der Maria zu. Den andern Morgen wandten sich die anderen Florenz zu, und ich stürzte mich wieder in meine, trotz allen ihren Beschwerden und Verlegenheiten geliebte, Einsamkeit. Im Postwagen, den Dragoner begleiteten, lernte ich eine liebenswürdige Familie aus Alessandria in Sardinien kennen, einen Particulier, der dem Schnapsprofessor in Tübingen ähnlich gleich sah, u. seine Frau, nebst einer Genueserin, eine Frau, der man nicht ansah dass sie acht Kinder gehabt. Viel Spass machten mir ihre naiven Fragen. Als ich sagte, dass ich ein eretico sei, wollten sie wissen, ob ich auch getauft sei. Das bin ich schon öfter gefragt worden. Ob es in meinem Land noch Sclaven gebe? u. dgl. In Parma besahen wir zusammen die schöne Galerie, wo ich namentlich wieder einen herrlichen Franc. Francia bewunderte, u. wo man den, schon zu süssen u. sentimentalen, Correggio am besten lernen kann, interessante Ausgrabungen aus der verschütteten etrurischen Stadt Vellejae, und schöne Kirchen. Wie weit die italienische Natürlichkeit geht, sah ich, als ich Abends in meinem Gasthofe zu den beiden Frauen auf's Zimmer trat. Sie lagen auf dem Bett, als ich eintrat, hiessen mich aber ungenirt kommen, standen dann auf u. spazirten in Corset u. Unterrock ganz unbefangen vor mir herum. Es waren ganz honette und gebildete Damen. —

Piacenza passirte ich schnell u. sah seine schöne Kirchen im Flug, wobei ich Gelegenheit hatte, den katholischen Gottesdienst in seiner ganzen Versunkenheit kennen zu lernen. Vollständige Ballmusik in den Kirchen, es fehlten nur die Schleifer, u. ein Glockengeläute, ein kindisches unharmonisches Gebimmel, das nicht zum Hören ist. Wenn unsere Katholiken in Deutschland, die jetzt so fanatisch für ihre Kirche sind, die wahre Gestalt des Katholicismus hier in Italien ansehen würden, so würden selbst sie sich ihrer Brüder schämen. Es ist ärger, als man glaubt, es ist unter dem Heidenthum[1] — — —. Unterwegs nach Mailand fuhr mit mir ein interessanter, hagerer, bleicher Karmeliter Mönch in seiner Kutte u. dem breiten weissen Hut, der mich u. A. belehrte, dass der König von Preussen einen Bischof eingekerkert, weil derselbe dem ordine divino mehr gefolgt, als dem umano, und dass es dort einen Dr. Strauss gebe, der sage, Christus sei solamente eine idea. Ich machte einen sehr belehrten Kopf hin. Deinem Buch, lieber Strauss, ist die grosse Ehre widerfahren, dass es nicht nur, wie gewöhnlich, in den index vetitorum aufgenommen, sondern durch einen ausserordentlichen öffentlichen Anschlag verdammt worden ist.[2]

In Mailand angekommen hatte ich sogleich das Glück, das Innere

---

[1]) Hiezu hat Fr. Vischer später geschrieben: Thut nichts. Dummes Zeug.

[2]) Das Leben Jesu, kritisch bearbeitet von David Friedrich Strauss, Tübingen 1835.

des Doms in der schönsten Abendbeleuchtung zu treffen. Ein mystischer Dämmerschein fiel durch die Rose über dem Eingang auf das Crucifix im Chor. Eine gothische Kirche sollte niemals ein anderes Licht haben, als durch gemalte Fenster. Denn so wie der ganze Charakter des Baus, so soll auch die Art der Beleuchtung, ein Helldunkel, dem Eintretenden sogleich sagen: Hier trittst du in eine andere Welt, heraus aus der gemeinen Wirklichkeit u. Deutlichkeit der Dinge, dem Geschrei des Marktes, ein Raum im Raume, geschaffen zwar aus dem Material, das die Natur gibt, aber dieses umgebildet u. verwendet, einen idealen Raum zu schaffen, der symbolisch ein Inneres, ein Insichgehen u. Insich-Einkehren anzeigt; so ist es auch ein anderes Licht, das du hier triffst, ein Licht von aussen, das in's Innere fällt, ein gebrochener, durch ein Medium eindringender Strahl. — Dieser Dom ist wirklich etwas Wundervolles, ich wandelte oben auf dem Dache in einer Marmorwelt von Millionen von Ornamenten, ich sah ihn im Mondschein, ein Feen-Gebäude. — In der Gemälde-Gallerie verliebte ich mich. In wen rathet ihr? In die Madonnen von Bernardino Luini. Ja wenn ihr die sehen könntet! Ihr armen Leute im Norden! Diese Süssigkeit, diesen Schmerz, diese Reinheit! Hier ist die Schönheit, die himmlische, herab aus unbekannten Höhen in diese arme Welt, so fern und doch so vertraulich nah, Himmelsgüte, unaussprechliche Milde.

Mit Herrn Tafel, an den ich addressiert war, speiste ich in den Italienischen Trattorien. Mein Magen u. noch mehr meine Nase war glücklicher Weise schon an Italien gewöhnt. Die unerlässliche Zugabe in diesen Trattorien, wo man meist in einem freien Hofraum speist, ist ein beissender Gestank, eine Folge der grenzenlosen Natürlichkeit der Italiener, die keine Strassen-Ecke schont, selbst die angemalten Kreuze und das „rispettate la casa di Dio“ nicht. In dem prachtvollen Theater della scala verbreitet sich dieses Aroma mit sinnberaubender, herzbethörender Gewalt.

In Mailand machte mir ein ungarischer Husaren-Posten mit grosser Attention die Honeur. Eine Folge des schönen Schnurrbarts, den ich mir habe wachsen lassen. Derselbe ist schön goldfarbig roth, steht dicht wie Kressich und gewährt folgende Vortheile: 1. macht das Rasiren weniger Mühe. 2. Kann man damit spielen, wenn die Hand Langeweile hat. 3. flösst er Ehrfurcht mit Heiterkeit vermischt nebst Schrecken ein. 4. komme ich mir selbst jünger vor. So vieler Gründe süssem Andrang kann doch wohl auch meiner gesetztesten Freunde strenges Herz nicht widerstehen.

Am 21. Sept. ab über Pavia nach Genua mit zwei Professoren aus Padua. Ein italienischer Zug: Einer der Professoren, ein grauer Pedant, stiess sich im Gasthof ein wenig an meinen Fuss u. machte nun, als wäre er entsetzlich gestolpert, im hellen Muthwillen den ganzen Saal entlang die tollsten Hanswurstsprünge. — Genua ist herrlich, amphitheatralisch am Meere, voll von den reichsten Pallästen der alten Familien. Aber das Volk grundverdorben, wie in allen Seehäfen u. in allen Misch-Raçen, halb französisch halb deutsch. Eine ächt italienische Scene sah

ich auf der Strasse, wo sich zwei Jungen wüthend um einen Esels-Koth prügelten, wer ihn aufheben dürfe. Meine Aussicht aus dem Gasthof war auf den Hafen, ich stand einmal Nachts auf, die Aussicht zu geniessen, der Mond lag auf dem Meere, vor mir ein Wald von Masten, ferne das rothe Licht des Leuchtthurmes, Töne einer Flöte in der stillen Nacht. Dieses Schauspiel hat Schiller's Fiesko, da er nächtig aus dem Fenster blickt. Ich war auch im Pallast des Andrea Doria. Alte Zeiten! An einem Laden las ich auf dem Schild: Andrea Calcagno—parruchiere. Der hat es weit gebracht.

Hättet ihr meine Lieben in der Nacht vom 26. auf den 27. Sept. das mittelländische Meer zwischen Genua und Livorno sehen können, so hättet ihr daselbst das grosse Dampfschiff Pharamonde erblickt, auf demselben auf dem Verdeck zwischen Felleisen und Kisten schlumernd eine nicht unbekannte, nicht sehr schlanke Gestalt („Hamlet ist beleibt"). — Dieselbe richtet sich bisweilen auf, der volle Mond hängt über dem weiten Meere, die Räder brausen im Schaume, unendliche Mollusken leuchten in bläulichem Phosphor aus den Wellen, der Freund sieht diese fremde Welt an: „Das wäre also vor der Hand etwas Anderes, als Nesenbach u. Ammer; dieser Mond ist aber doch auch der Kuppinger Mond u. steht jetzt eben so über meinen Freunden", er nickt den Kopf und schläft wieder ein.

Sehr zufrieden, die Seekrankheit nicht bekommen zu haben, ward ich in Livorno ans Land gesetzt, sah mir den schönen Hafen an und reiste noch denselben Abend nach Pisa. Hier sollte eben die grosse Naturforscher-Versammlung beginnen, der Name eines Professors war daher derzeit von gutem Klang, ich ward schon unter dem Thor zu Allem eingeladen, liess mich in die zoologische Section einschreiben u. genoss die rothe Charte, die ich bekam, alle Merkwürdigkeiten recht ungestört zu sehen. Dom, Baptisterium, Krummer Thurm, vor Allem der campo santo mit den herrl. Gemälden in Fresco! Eine rechte Weide für meinen Kunsthunger! Ich sah auch den Thurm, wo Ugolino verhungert ist. Erinnern Sie sich, verehrteste Frau Prälätin,[1]) der schönen Stelle aus Dante? „Da kroch mein Taddo zu mir her — —"! Dabei fiel mir so mancher schöne Nachmittag ein, wo wir zusammen lasen.

Pisa ist ein stiller zutraulicher Ort. So ein bischen Ludwigsburgisch mit dem Unterschied grosser Erinnerungen. Ich war auch einmal im französischen Theater u. wollte den gamin de Paris sehen, verstand aber, obwohl ich ihn diesen Sommer gelesen, kein Wort, 1. weil ich überhaupt keins verstehe, 2. weil ich einen Zopf hatte. Der elementarische Stoff desselben waren vortreffliche Franzweine, bei einem jungen reichen Franzosen getrunken, den Ofterdinger, unser Landsmann, als Arzt begleitet. Dieser Stoff hätte mich aber nicht ausser Gleichgewicht gebracht, hätte ich nicht die ersten Gläser in einem Zorn getrunken. Und dieser Zorn kam von einem Facchino, der sich geweigert hatte, alle meine Effekten zu tragen, daher ich das Trinkgeld zwischen ihm u. einem

[1]) S. oben S. 380.

Jungen, dem ich das Andere auflud, wie billig theilte. In Wuth darüber fasste der Fachin den Jungen an der Brust u. schüttelte ihn, ich riss ihm den Jungen aus den Klauen, packte ihn hinten am Kragen u. schmiss ihn zur Thür hinaus. Ein Anderer thut so was mit ruhigem Blut, mich regt es stark auf. — Inzwischen wird dies wie mein erster so mein letzter Haarbeutel in Italien sein, denn man kann sich nicht genug in Acht nehmen. — Fast alle Deutsche müssen Lehrgeld geben. Das Blut ist entzündlich, die durch warme Kleider und Betten verwöhnte nordische Haut bei der ungewohnten Transpiration furchtbar empfindlich für Erkältungen; hier in Florenz habe ich mich über der Jagd gegen die gottvergessenen Schnaken, welche der Herr grausam vernichten möge, in der Nacht entblösst u. dadurch in einen ausserordentlichen heftigen Katarrh gestürzt, wobei man hier sich sehr in Acht zu nehmen hat. Der Stich der Schnaken thut gar nicht weh, sie summen aber mit scharfem Ton wie ein fernes Geläute immer um's Gesicht, stets im Begriff, sich zu setzen, u. darüber kann man nicht einschlafen. Ich habe darüber schon viele Nächte ganz verloren u. war dann den andern Tag matt u. unbrauchbar. Eben bemerke ich 2 in meinem Zimmer u. weiss somit, dass ich heute Nacht nicht schlafen werde. Denn fangen kann man sie nicht.

Böse Zugaben, aber wahrlich all das Schöne ist durch keine Beschwerde zu theuer erkauft. Hier in Florenz, wo ich mich auf 3 Wochen angesiedelt, welche Schätze! Von Plastik nenne ich nur die Mediceische Venus, den cymbelschlagenden Faun, die Niobiden-Gruppe, von Malerei zwei der schönsten Raphael, Titian's Venus, die schönsten Perugino's — es ist aber so viel Vortreffliches, dass ich wieder ganz überschüttet bin. Ich meinte, ausser dem Interesse u. Sinn auch einige Kunstkenntnisse zu haben. Sancta simplicitas! Jetzt eben brechen die ersten Breschen in die dicke Mauer meiner Ignoranz. Feuerbach ist hier, der den vaticanischen Apoll geschrieben,[1]) und ein Dr. Gaye,[2]) zwei Archäologen, an deren Gesprächen ich sehen kann, was ich nicht weiss. Glaubt mir nur, meine Freunde, man kann viel Sinn haben, auch schon vielerlei gesehen haben, u. ist jeden Moment noch capabel, ein geradezu schlechtes Bild für schön zu halten und an einem guten vorüberzugehen. Sehen lernen, das ist nichts Kleines. Feuerbach ist ein seltsamer Mensch, Kenner, Gelehrter u. doch Enthusiast, eine abstracte, scharf abgerissene Natur, vor schönen Gegenständen drückt er aber eine wahre Ekstase durch allerhand wunderliche Töne, Mauzen, Aechzen, Blasen u. dgl., aus. — Kirchen, Architectur, eine Pracht! Der Campanile (frei stehender Glockenthurm) aus lauter Marmor-Mosaik, das Battistero mit den Thüren von Ghiberti, der Dom u. s. f. u. s. f., es ist eben schwer fertig werden, Brunnen, Palläste, Gärten, die Zeit dauert mich, die ich mit Essen zubringe. Es ist ja die Stadt der Mediceer.

---

[1]) Anselm Feuerbach, 1798--1851, der Vater des gleichnamigen Malers.

[2]) G. Gaye, der Herausgeber des Carteggio inedito d'artisti dei sec. XIV — XVI, Firenze 1839—40.

Abends gehe ich ins Theater, um im Italienischen fortzukommen. Aber dieses Publikum und dieses Spiel! Präcision, Lebendigkeit ist vielfach zu achten, aber das Übertreiben des Affects geht ins Ekelhafte. Weinen ist nicht genug, der Schmerz steigert sich in ein Heulen, Auchzgen,[1]) Husten, Rülpsen, im höchsten Zorn bellen sie ordentlich; dabei würde bei uns unfehlbar das ganze Parterre lachen, hier stampfen sie vor Entzücken. Das ist das gebildete Publikum, zu welchem nicht zu gehören ich mir stets zur Ehre rechnete.

Florenz liegt himmlisch. Es ist aber nicht die Schönheit deutscher Natur, nicht unser helles, frisches Grün, die Hügel meist, was die niedrigere Vegetation betrifft, verbrannt von der Sonne, die vielen Oliven haben ein grauliches, mattes Grün, aber diese weichen Linien, diese Pinien, Cypressen, die tausend weissen Villen, die flachen Dächer, die dir sogleich sagen, dass hier kein Schnee liegen bleibt, der ewig klare Himmel, der silberne Duft über der Ferne, dieser noble classische Anflug des Ganzen, die Rebenguirlanden, die blühenden Rosenhecken!

Und was machen denn Sie, liebe Frau Ober-Justizräthin, getreue Hausfrau?[2]) Glauben Sie, ich vergesse nicht mein Stübchen am Neckar, nicht so manches vertrauliche Wort, was wir besonders diesen Sommer geplaudert u. was wir nach meiner Rückkehr weiter plaudern werden. Ich wohne hier bei einem braven Irländer (man verkehrt mit allen Nationen, ich habe Griechen, Spanier, Illyrier, Engländer, Schotten, Franzosen kennen gelernt, in Pisa einer vornehmen Corsin aufgewartet, die mir die Zimmer ihres Pallastes zeigte, wo Byron gewohnt), aber Frau Ranzin, meine Hausfrau, ist nicht Frau Ober-Justizrätin Dann,[3]) und ihre Gefälligkeit nicht die herzliche Freundlichkeit, die ich zu Hause finde. Wir wollen brav zusammen haushalten, wenn ich wieder komme. Lassen Sie den Hagestolz so geduldig in Ihrem Hause absterben.

Lebhaft wurde ich an Tübingen erinnert, als ich auf der Insel Lido bei Venedig die Demoiselle Schwarz sah, mit einer Familie, bei der sie Gesellschafterin zu sein schien. Kürzlich entdeckte ich in einer Tasche noch Brosamen von den Caféküchlein, die ich aus Ihrem Hause, Herr Procurator u. Gemahlin, dankbarlichst mitgenommen und verzehrt habe.[4])

In Florenz traf ich also O. Müller,[5]) Schöll,[6]) Pressel. Sie reisten aber nach zwei Tagen nach Rom ab, wo ich sie wieder finde.

Von Scribe sah ich ein neues, oder neuerdings in's Italienische übersetztes Lustspiel aufführen: Il custode della moglie d'altrui. Ich kenne den französischen Titel nicht; wörtlich: le gardeur de la femme d'un autre. Es hatte das Interesse, dass Scribe selbst anwesend war. Ich sah ihn ziemlich deutlich, ein ältlicher Kopf mit graulichem Teint. Den gamin

---

[1]) Schwäbisch = Ächzen.

[2]) Die „Frau Danne". S. oben S. 380.

[3]) u. [4]) S. oben S. 380.

[5]) Otfried Müller, Archäolog, geb. 1797 in Brieg, gestorben 1840 in Athen. S. oben S. 380.

[6]) Ad. Schöll, Archäolog, geb. 1805 in Brünn, gestorben 1882 in Weimar.

haben sie auch übersetzt, il birichino; aber ohne den franz. Geist gegeben. Den Goldoni lerne ich bequem auf dem Theater kennen, den Boccaccio habe ich mir gekauft, die Dichter lese ich nicht, sie sind doch alle langweilig, die Hauptpartieen im Dante ausgenommen. Dem Volk fehlt die Tiefe für die höhere epische u. dramat. Poesie, die Novelle ist sein Gebiet und etwa das Lustspiel. Jetzt zehren sie von der französischen Romantik. Es sind im Ganzen Kinder, sie haben alle guten und bösen Eigenschaften der Kinder. Sie stecken bis über die Ohren in der lieben Natur drin.

Jetzt nicht mehr lang, so bin ich in Rom. Es ist mir bang vor Freude, wie einem Bräutigam.

Noch ein curiosum aus Pisa. Ich bestieg den berühmten krummen Thurm daselbst gegen Sonnen-Untergang, verspätete mich oben und hörte auf einmal die schwere Thüre unten mit Geräusch zuschlagen. Ich eilte die dunkeln Treppen hinab, richtig — ich war eingeschlossen. Es war hier in Wirklichkeit keine Gefahr, auf lautes Rufen hörte man mich aussen und der custode kam herbei zu öffnen, aber es fuhr mir doch der Moment durch die Phantasie, wo in demselben Pisa einst Ugolino, mit seinen Kindern in den Thurm geführt, die Pforte donnernd zufallen hörte, der Schlüssel im Arno versenkt ward u. der Unglückliche sich dem gewissen Hungertod geweiht sah.

Das Innere von Florenz ist gar nicht, wie man sich's vorstellt, enge, schmutzige Strassen, finstere castellartige alte Palläste, u. die Nase wird an ganz andere Dinge als Blumen erinnert.

Ich reise diese Woche noch nach Rom ab.

Florenz, d. 21. Okt. 1839. Euer Fr. Vischer.

Ungedruckte Briefe Hugo Wolfs an schwäbische Freunde.

An Edwin Mayser.

Stuttgart, den 18. Februar 1904.

An die Redaktion der Süddeutschen Monatshefte, München.

Der freundlichen Aufforderung, Ihnen meine Briefe von Hugo Wolf zur Veröffentlichung zu überlassen, komme ich gerne nach. Freilich täuschen Sie sich, wenn Sie dabei auf eine grosse Ausbeute rechnen. Es sind eigentlich nur zwei, höchstens drei Zuschriften Wolfs, die einigermassen von weiter reichendem Interesse sein können. Kleinere Kundgebungen, wie Ansichtskarten, Gratulationserwiderungen,

auch ein Telegramm zur Geburt meines Sohnes oder Widmungen in Notenheften können nicht in Betracht kommen. Ich lege also in selbstgemachter, zuverlässiger Kopie 2 längere Briefe vom Jahr 1897 bei, sowie einen kurzen Neujahrswunsch (von 1898), der mir einmal wegen seiner originellen Fassung, dann aber deshalb beachtenswert erscheint, weil ihn Wolf in der Svetlinschen Anstalt geschrieben hat, zu einer Zeit, da man den Verfasser für geistesgestört halten mochte.

Aus der kleinen Zahl dieser Briefe dürfen Sie aber ja nicht schliessen, dass wir nicht im regsten Wechselverkehr gestanden wären. Seit dem Jahre 1891, nachdem ich teils durch Schalks Aufsatz in der Münchener Allgemeinen, teils durch Emil Kauffmann in Tübingen auf Wolfs Lieder aufmerksam geworden, ruhte ich nicht, bis ich den Komponisten persönlich kennen lernte, dessen Werke ich mit wachsender Bewunderung aufnahm. Erst im Jahre 1894 gelang mir dies durch Vermittlung meines Freundes Hugo Faisst, in dessen elterlichem Hause zu Heilbronn (wo ich von 1887—98 als Gymnasiallehrer lebte) wir den verehrten Meister in Gesellschaft der Frl. Frieda Zerny begrüssen durften. Seitdem habe ich wiederholt nicht nur als „Schreiber der Wolfsbande", wie Wolf selbst mich nennt, sondern auch hin und wieder in meinem eigenen und meiner Frau Namen als jeweiligen Ausdruck unserer Verehrung und Begeisterung Briefe an Wolf geschrieben. Da ich mit Faisst sehr häufig zusammenkam, durfte ich nicht selten die Briefe an ihn als Erwiderung der meinigen betrachten, wie ich auch so manche Mitteilung seinen Briefen an Wolf beigab. Zum zweitenmal kam Wolf zu uns nach Heilbronn im Jahre 1896, kurz vor der Uraufführung des Corregidor in Mannheim. Damals genossen wir die Anwesenheit des Unvergleichlichen an einem herrlichen Frühlingstag. Er spielte uns fast die ganze Oper vor, mit jener unerhörten Kunst des Vortrags, die in jedem Ton zugleich den Schöpfer erkennen liess; in die Wiedergabe lyrischer Gesänge teilten sich Hugo Faisst, schon damals Wolf's treuester Freund „erprobt zu Lust und Pein", und Kammersänger Karl Lang aus Schwerin (ein Heilbronner Kind), der eine Reihe Mörikelieder dem gerührten Komponisten zu Danke sang. Unvergesslich ist mir eine Spazierfahrt nach Weinsberg; hatte Wolf schon von ferne mit kindlicher Freude die regelmässigen Formen der Weibertreu bewundert, so stieg er, am Kernerhaus angelangt, flink wie eine Gazelle den Burgberg hinan und fand daneben noch Zeit, mich durch die eingehendsten Kenntnisse der Beziehungen zwischen Justinus Kerner, Lenau und dem ganzen schwäbischen Dichterkreis in Staunen zu setzen. Bald darauf sahen wir uns bei der Aufführung der Oper in Mannheim. Wolf sass unweit von mir in der Mittelloge, neben ihm Frau Mayreder, die Textdichterin, und sein Jugendfreund Dr. Potpeschnigg: aus dem bleichen Gesicht des Ergriffenen blitzten wie glühende Kohlen aus einem Aschenhäufchen seine scharfen Augen hervor; sprachlos sass er da und konnte nur mit Aufwand der äussersten Überredung veranlasst werden, sich nach dem 3. Akt vor dem Vorhang zu zeigen. Als wir nach der Aufführung in grösserer Gesellschaft bis gegen Mitternacht beisammen gewesen, fragten ich und meine Frau Wolf, ob wir ihn tags darauf besuchen dürften? „Je bälder, je lieber!" sagte er, „damit wir uns allein treffen." Natürlich fanden wir uns schon in früher Morgenstunde bei ihm ein. Er sass, umringt von Lorbeerkränzen, die er nicht beachtete, beim Frühstück; auf dem Flügel lag die wunderbar geschriebene Corregidor-Partitur, die er uns mit Stolz zeigte. Wir sprachen nicht viel über die Aufführung, um so mehr über das Werk. Plötzlich setzte er sich an den Flügel und sang und spielte zugleich seine noch ungedruckten „Italienischen" (II. Heft). Es ist unsagbar, wie tief ergriffen wir alle drei bei diesen reifsten und vollkommensten Offenbarungen seiner Muse waren; manches spielte er uns zwei-, dreimal, selbst ganz entrückt und hingerissen. Er hob wiederholt hervor, dass in diesen Liedern noch mehr absolute Musik stecke als in anderen; manches könnte ebensogut als Streichquartett gespielt werden, meinte er. — Dies halte ich für den Höhepunkt unseres persönlichen und künstlerischen Verkehrs. — Zweimal habe ich Wolf öffentlich bei Liederabenden in Stuttgart gehört (1894 und 1896), jedesmal war ich überrascht und erschüttert von seiner unvergleichlichen Kunst.

Seit 1896 und der Corregidor-Première, wohl auch im Zusammenhang

mit den bitteren Erfahrungen in Wien, stieg zusehends die Verstimmung Hugo Wolfs. Faisst, der ihn wiederholt in Wien und Matzen besuchte, lockte ihn vergebens zurück ins Schwabenland: er hatte uns alle in sein Herz geschlossen, aber er kam nicht mehr heraus.

Im Heimweh nach dem innigst verehrten Meister schrieb ich mehrmals an ihn. Als wir an nichts dachten, kam im Sommer 1897 die furchtbare Nachricht von seiner plötzlichen Erkrankung. Während der Remissionsperiode 1898 schickte er mir noch seine Michelangelogesänge mit freundlicher Dedikation — dies war das letzte Lebenszeichen von seiner Hand.

Welchen Einschnitt die Bekanntschaft und spätere Freundschaft mit Wolf in mein ganzes ästhetisches Fühlen und Denken machte, kann ich nicht mit zwei Worten sagen. Jedenfalls ist der Genius Wolf für mich mein bedeutendstes Erlebnis: seit vollen dreizehn Jahren stehe ich ganz und gar im Banne seiner Kunst; seine Lieder, die mir am Klavier vertrauter sind als alle von früher Jugend geübten und geliebten klassischen Werke der Alten, sind mein tägliches Brot. Immer wieder geben mir neue, ungeahnte Schönheiten auf in dieser unbegrenzten Welt des Schönen; die Dichter selbst, die er interpretiert, sind mir über ihre frühere Grösse hinausgewachsen, Goethe habe ich grossenteils erst durch ihn verstehen lernen. Eine ganz besondere Freude und Befriedigung ist es mir seit Jahren, die Jugend zum reinen Born zu führen, der aus Wolfs unsterblichen Schöpfungen jedem Empfänglichen entgegenquillt. Gerne liess ich mich auch im Frühjahr 1898 herbei, das erste hiesige Wolfkonzert (ohne Wolf selbst) am Flügel zu begleiten; Mitwirkende natürlich zwei Dilettanten: H. Faisst, Frl. Dinkelacker (Kauffmanns Schülerin) — und Konzertsänger Karl Diezel. Wenn ich mich seitdem von der Öffentlichkeit ganz zurückziehe, so bleibe ich im Herzen treu der Kunst Wolfs, die ja hier in H. Faisst den berufensten, opferwilligsten, tatkräftigsten Vorkämpfer hat. Und der Erfolg krönt seine Mühe. —

Entschuldigen Sie meine weitläufigen Expektorationen; wess das Herz voll ist, dess gehet der Mund über. Verwenden Sie nach Belieben beiliegende Briefe, die wie gesagt ein matter Abglanz unseres Verkehres sind. Sehr freuen würde es mich, dieselben in glücklicher Umrahmung bald in Ihrer ‚Schwabennummer' zu lesen; lässt doch der vortreffliche Aufsatz von Max Reger das Beste erwarten.

Mit vorzüglicher Hochachtung
Ihr ergebenster
Dr. Edwin Mayser
Professor am Karlsgymnasium.

I.

Lieber Herr Professor!

Eben im Begriffe nach überstandenen Briefbeschwerden die Feder wegzulegen, treffen Ihre Zeilen mit der reizenden Beilage ein. Was thun? natürlich schreiben, um so mehr als drei liebliche Engelsköpfchen Fürbitte einlegen und ich Kindern, namentlich aber hübschen Kindern gegenüber wehrlos bin. Also „auf denn, an's Werk!"

Was Sie mir Schmeichelhaftes über meine Italienischen sagen, kommt zumeist auf Rechnung Ihrer enthusiastischen Natur, von der Sie mir schon einigemal ganz erschreckende Proben gegeben. Immerhin aber freut es mich in Ihnen einen wirklich verständnisvollen Freund meiner Elaborate gefunden zu haben. Sie sind dünn genug gesäet als dass man noch an ihnen mäkeln sollte.

Demnächst werden zwei Hefte Lieder von mir erscheinen — 3 nach Rob. Reinick und 3 nach Ibsen aus dem Fest auf Solhaug — worauf ich Sie jetzt schon aufmerksam mache. Ein weiteres Heft folgt in Bälde nach.

Von der Musik zur 2. Hälfte des 4. Aktes wird wohl nicht viel übrig bleiben, da die Handlung einen ganz anderen Verlauf nehmen soll. Dass ich davon aufs schmerzlichste betroffen werde, brauche ich Ihnen wohl nicht erst zu sagen. Mir graut förmlich, wenn ich an diese Höllenarbeit denke. Aber was will man machen? Wenn Sie in diesen Tagen meine liebenswürdige Gönnerin und Freundin Frau Faisst sehen sollten, bitte ich derselben meine schönsten Grüsse und Glückwünsche zu überbringen. Seien auch Sie mit all den lieben Ihrigen aufs herzlichste begrüsst und beglückwünscht von Ihrem treulichst ergebenen

Hugo Wolf.

Wien, 2. Januar 897.

[Adresse: Herren Edwin Mayser, Heilbronn.]

*

II.

Lieber Herr Professor!

Ihre jugendliche Schutzbefohlene hat sich bereits vor einigen Tagen in Begleitung des Herrn Haaga und seiner charmanten Tochter bei mir eingefunden und ihren Geleitsbrief, dessen es freilich nicht bedurft hätte, an Ort und Stelle abgegeben. Wir haben uns rasch befreundet und am nächsten Tag eine gemeinsame Eisenbahnfahrt nach dem nahe gelegenen Perchtoldsdorf unternommen, wo es den Herrschaften sehr gefallen hat. Demnächst werde ich mich zu einer Gegenvisite aufschwingen. Schade nur, dass Sie nicht mit dabei waren, denn wenn Sie auf mein Erscheinen in Heilbronn zählen, dürfte Ihr Rechenexempel nicht ganz stimmen, da ich mich jetzt mit schweren Gedanken bezüglich einer neuen Oper herumtrage, und dazu bedarf es völligster Einsamkeit und Ruhe. — Von Mütterchen und Söhnlein Faisst erhielt ich gestern eine freundliehe Bierkarte aus dem Schwarzwalde. Freund Faisst scheint sich meine „Fussreise“ sehr zu Herzen genommen zu haben, da er, freilich auch mit gelegentlicher Zuhilfenahme eines Coupés I. Classe — Blitzzug — der Neidenswerthe! — so rüstig in der Welt umherwandert. Der verstehts doch zu leben! Wollt' ich könnts ihm nachmachen. Statt dessen werde ich diessmal mehr denn je zu einer sesshaften Lebensweise verurtheilt sein. Nun, jedes Thierchen hat sein Plaisirchen, und so sage ich mit Mörikes Präceptor Ziborius:

„Freut's ihn, Canarienvögel und Einwerfkäfige dutzend-
Weise zu haben, mich freut's tüchtigen Essig zu ziehn.“

Wünschen Sie mir also Glück zu dem tüchtigen Essiggebräu meiner neuen Oper (Manuel Venegas) und seien Sie mit all den Ihrigen aufs herzlichste begrüsst von Ihrem

Hugo Wolf.

Wien, 1. Juni 897.

An Herrn Lang einen schönen Gruss, ditto an Halm.

*

III.

Das aus „voller Brust kommende prosit Neujahr“ des liebenswerthen Ehepaares und seiner vier putzigen, allerliebsten Orgelpfeifen erweckt im Resonanzboden des Unterzeichneten ein freudiges und hoffentlich bis Heilbronn hin schallendes Echo.

In alter Liebe und Treue

Wien, 3. Januar 898. Hugo Wolf.

* * *

An Emil Engelmann.

Hochgeehrter Herr!

Nehmen Sie diese Zeilen, wenn sie auch etwas verspätet eintreffen, doch freundlich auf. Bei meiner Rückkunft aus Tübingen hatte ich einigemale den energischen Versuch gemacht an Ihre Thüre zu klopfen, wurde aber immer durch einen unvorhergesehenen Zwischenfall in meinem löblichen Vorhaben verhindert. Da gab ich's denn endlich auf, nicht ohne ein innigstes Bedauern über mein permanentes Missgeschick. Ihre freundliche Zusendung nach Tübingen, ich meine die Zusendung Ihrer Pfingstfahrt und der Lenzlieder, waren mir ein fröhlicher Willkomm in der Musenstadt. Sobald sich mir irgendwie die richtige Stimmung einfinden sollte wird es mir ein Vergnügen sein an die Komposition der Lenzlieder zu gehen. Einstweilen ist daran noch nicht zu denken, doch erhoffe ich mir Alles von der keimenden und strahlenden Kraft des Frühlings, der sich diesmal schon so vorzeitig ankündigt und hoffentlich auch in meiner Brust eine verwandte Saite erklingen lassen wird.

Mit dem besten Dank für Ihre freundlichen Wünsche zu meinem Tübinger Erfolg begrüsst Sie und Ihre verehrte Frau

Ihr hochachtungsvoll ergebener

Wien, 2. März 894. Hugo Wolf.

* * *

An Karl Grunsky.

Verehrtester Herr!

Zu meinem jetzigen Bedauern hatte ich seinerzeit verabsäumt, ein von Ihnen an mich gerichtetes Schreiben zu beantworten. Ich ergreife daher, anlässlich Ihrer so ungemein sachgemässen und wahrhaft profunden Besprechung meiner Lieder in der schwäbischen Chronik, die sich mir darbietende Gelegenheit, meine unverzeihliche Fahrlässigkeit wieder gut zu machen.

Um es kurz zu sagen: Sie haben mir mit Ihrem trefflichen Aufsatz eine wahre Herzensfreude bereitet.

Wenn ich bisher in den meisten Fällen Ursache hatte, mit dem „Enttäuschten“ zu klagen: „ich horchte auf Widerhall, und ich hörte nur Lob“ — durfte ich auf Ihre herrliche Besprechung hin aus vollem Herzen ausrufen: endlich ein Widerhall, und nicht nur ein Lob.

Ich glaube mit dieser Bemerkung alle weitern Expectorationen überflüssig gemacht zu haben.

Genehmigen Sie, verehrtester Herr, den Ausdruck meiner respectvollsten Hochachtung und bewahren Sie auch weiterhin Ihre mir so wertvolle Zuneigung.

In aller Ergebenheit Ihr hochverpflichteter

Wien, 27. März 1897. Hugo Wolf.

*

Geehrtester Herr!

Gleichzeitig sende ich mit bestem Danke die mir gütigst zugestellten Rezensionen an Ihre werte Adresse ab. Das Schatzkästlein Ihres poetischen Freundes[1]) habe ich mit grossem Interesse durchgelesen und mich an dem gediegenen Gehalt sowohl als der vollendet schönen Form der Verse erbaut.

Mein Freund Dr. Haberlandt, der schon manches bäuerliche Genie entdeckte, und dessen Händen ich das Büchlein anvertraut habe, wird demnächst eine Besprechung desselben in den Spalten der neuen freien Presse vom Stapel laufen lassen. Da der Verfasser sein Buch mit einer Inscription versehen, zugleich aber auch ein paar artige Verse für mich sich vorfinden, weiss ich wahrlich nicht, wie ich mich dazu verhalten soll. Ich möchte Sie nur ungern um ein Autograf des Dichters bringen, anderseits aber auch Ihre freundliche Dedication nicht so ohne weiteres von mir weisen.

Befreien Sie mich aus diesem Dilemma. Dass Sie freiwillig auf eine anzubahnende Correspondenz mit mir verzichten wollen, dafür bin ich Ihnen ganz speziell verbunden, was immer ich auch dabei verlieren möge. Bei der enormen Arbeitslast, die mir das sujet der neuen Oper Manuel Venegas in nächster Zeit aufbürden wird, würde jegliche Correspondenz, selbst mit meinen vertrautesten Freunden, als ein unleidlicher Zwang von mir empfunden werden.

Nehmen Sie mir, hochverehrter Herr, diese Freimütigkeit nicht übel und bleiben Sie trotzdem hold gesinnt

Ihrem freundschaftlichst ergebenen

Wien, 2. April 897. Hugo Wolf.

* * *

An Gertrud Lambert.

I.

Liebe gnädige Frau!

Ich bin Ihnen sehr verbunden für den Fingerzeig, den Sie mir meuchlings versetzten, denn ich war ohnehin in Verlegenheit wegen eines Weihnachtsgrusses für N.'s. Zuerst dachte ich ihn oder vielmehr

---

[1]) Christian Wagner, aus Warmbronn bei Leonberg.

beide mit einem Band der unlängst erschienenen neuen Italienischen zu überraschen, ein Ansinnen, das ich auch für Sie in Bereitschaft hatte. Da Sie aber als neugierige Evastochter mir zuvorgekommen sind und ich ähnliche Neigungen auch bei Frau N. vorauszusetzen wagte, wusste ich mir absolut keinen Rath. Nun kam mir Ihr Fingerzeig wie gewünscht.

Mit heutiger Post geht zugleich eine von mir bekritzelte Photographie an N.'s ab und trifft hoffentlich zu rechter Zeit auch ein. Dass meine Italienischen als eine wahre Fundgrube für Ihre Stimmlage sich erweisen ist für uns Beide sehr erfreulich. Ich wünsche Ihnen bald die nöthige Musse sich eingehender mit dem Bande zu befassen. Was Sie mir über M. schreiben, überrascht mich gar nicht. Wie mir scheint ist M. bereits ein alter Knabe. Da wunderts mich nicht, dass er sich schon für meine Sachen interessiert.

Lassen Sie ihn erst Methusalem's Alter erreichen und warten wir noch bis er heiser sein wird wie eine Krähe und ich möchte wetten, dass er sich mit einer wahren Wuth auf meine Sachen stürzen wird. Ich kenne diese illustre Sängerbagage. Wenn sich diese hohen und höchsten Herrschaften ausgegröhlt haben, dann kommen sie zu mir, dann wär' ich ihnen gut genug — aber — Hand von der Taschen — dann giebts von meiner Seite nur Fusstritte und Rippenstösse. Herr M. möge sich dies gesagt sein lassen.

Mit Nächstem werde ich das zweifelhafte Vergnügen haben die 2.te Hälfte des 4. Aktes meiner Oper im Verein mit Frau Mayreder gänzlich umzugestalten, da sich das Wiener Operntheater an der ursprünglichen Fassung, trotz vorgenommener Striche, stösst.

Das ist mir eine schöne Weihnachtsbescheerung. Wünschen Sie mir Geduld und Fassung zu diesem heillosen Unternehmen und seien Sie mit Ihrem Gemahl aufs schönste begrüsst von

Ihrem sehr ergebenen

Hugo Wolf.

Alles Gute und Schöne zum neuen Jahr.
Wien, 21. Dezemb. 1896.

*

. . . . . — Bezüglich der transponirten Lieder, — natürlich für tiefere Stimme — kann ich gegenwärtig nichts Bestimmtes mittheilen. Vorläufig besteht nur die Absicht transp. Ausgaben zu veranstalten. Sobald diese Angelegenheit spruchreif sein wird sollen Sie davon verständigt werden. Also noch ein bischen Geduld. Ganz der Ihrige

Hugo Wolf.

Wien, 4. Mai 1898.

*

Stuttgart, den 16. Februar 1904.

An die Redaktion der Süddeutschen Monatshefte.

Es ist mir eine Freude, meinen Wolfbrief in Ihrem geschätzten Blatt und in so würdigem Rahmen erscheinen zu sehen. Von Wert wäre mir, wenn Sie auch den paar Zeilen, die ich hier niederschreibe, Raum gönnten. Ich möchte gern damit

belegen, dass Hugo Wolf der Transposition seiner Lieder nicht grundsätzlich abgeneigt war. Jeder Komponist wird vorziehen, wenn seine Kompositionen in der von ihm gewählten Tonart wiedergegeben werden. Geht dies aber nicht, so ist es ihm in den meisten Fällen gewiss lieber, wenn die Lieder in anderer Tonart, als wenn sie gar nicht gesungen werden. — Die Zeilen bilden den Schluss einer Karte, deren Anfang von einem Besuch meines Mannes in Wien handelt. Bekanntlich erkrankte Hugo Wolf im September 1898 aufs neue.

Hochachtungsvoll

Gertrud Lambert.

* * *

An Adolf Nast.

Verzeihen Sie lieber u. hochverehrter Herr Nast, dass ich nicht früher schon an Sie geschrieben, aber Sie wissen nur zu gut, wie sehr ich unter dem Andrang von Correspondenzen zu leiden habe. Ich wiederhole nochmals, dass die herrlich schönen Tage, die ich in Ihrem gastlichen Heim verlebt, bleibend in meinem Gedächtnisse haften werden. Haben Sie herzlichsten Dank für all die Liebe und Güte, die Sie und Ihre liebe verehrte Frau mir in so reichem Masse angedeihen liessen. Director Jahn habe ich nun doch nicht in Salzburg angetroffen, da er Tags zuvor nach Wien reisen musste. Da ich aber nun einmal die route über Salzburg eingeschlagen, benützte ich dieselbe zu einem kleinen Abstecher, um Köcherts in Traunkirchen aufzusuchen. Das schlechte Wetter, das jedoch inzwischen eingetreten (wir hätten dasselbe am 15.[1]) nötiger gehabt), verleidet mir einigermassen den Aufenthalt hier, und so werde ich noch heute Abend mich auf die Socken machen und nach Wien reisen. Falls Sie die Copien der italienischen Lieder noch nicht an Heckel gesendet, bitte ich Sie dieselben nach Wien IV. Plösselgasse 4 zu adressiren. Faisst wird die zwei fehlenden Lieder wohl schon ausgefolgt haben, wenn aber nicht, möge er mir dieselben sofort nach Wien senden u. z. an die oben angegebene Adresse. Sobald ich mit Director Jahn mich verständigt haben werde, sollen Sie Nachricht erhalten. Inzwischen die allerherzlichsten Grüsse an Sie und Ihre liebenswürdige Frau von Ihrem dankbar ergebenen

Traunkirchen, 21. Juni 896. Hugo Wolf.

*

Lieber Herr Nast! Bis heute 27. Juni ist noch immer nicht der Tannhäuserklavierauszug eingetroffen. Bitte mir genau das Datum anzugeben, an welchem Tage die Sendung in Stuttgart resp. Degerloch aufgegeben wurde, oder wollen Sie dieselbe reclamieren? Das Einrichten

---

[1]) Tag des Konzertes in Stuttgart.

meiner neuen Wohnung macht mir jetzt viel zu schaffen. Ende nächster Woche gedenke ich in die Schwindgasse 3 zu übersiedeln. Einstweilen bitte Plösselgasse 4 zu adressiren. Herzlichste Grüsse auch an Lamberts. Letztere bitte telephonisch von mir aus zu grüssen.

Immer Ihr dankbarer

Wien, 27. Juni 896. Hugo Wolf.

*

Lieber verehrter Herr Nast!

Sie haben mir mit den zwei Bänden der Kellerbriefe, die vorgestern wohlbehalten hier anlangten, eine ganz besondere Freude gemacht. Ihre freundlichen Zeilen sind mir erst gestern zugestellt worden. Nehmen Sie für beides meinen verbindlichsten Dank entgegen. Ihr gemütliches Heim kann ich mir zur schönen Winterzeit lebhaft vorstellen. Wie Sie sich's behaglich in der grossen luftigen Halle vor dem prasselnden Kamin machen, den köstlichen Duft einer Havanna einschlürfen, mit Ihrer lieben Frau plaudern und ab und zu mit der schönen Aussicht liebäugeln. Wie gern würde ich Ihnen dabei Gesellschaft leisten, mindestens am Klavier, das jetzt wohl nicht sonderlich strapaziert wird.

Über das Schicksal meiner Oper kann ich leider nicht viel erfreuliches berichten; bis dato hat sich noch keine Bühne um das Werk beworben. Wohl aber wurde mir von Kapellmeister Fuchs (von der hiesigen Oper) bedeutet den 4. Akt umzugestalten, da die grösseren Bühnen es nicht riskiren könnten ein Werk mit einem dergestalt „problematischen" Schluss aufzuführen. Sie können sich denken, dass solche Eröffnungen nicht sehr ermuthigend auf mich einwirken. Wenn ich nur schon die ganze Geschichte vom Halse hätte, um mit frischen Kräften an ein neues Werk zu gehen, denn Änderungen und Umgestaltungen machen eine Sache gewöhnlich schlechter als besser. Leider werde ich, wie in letzter Zeit so häufig, durch unwillkommenen Besuch unterbrochen. Da ich ohnedies schon zu lange mit meiner Antwort gezögert, will ich dieses Schreiben nicht wieder hinausschieben und eile somit zum Schluss nicht ohne Ihnen zuvor noch ein herzliches prosit Neujahr zuzurufen und Sie wie Ihre liebe verehrte Frau auf's allerschönste und wärmste zu begrüssen als Ihr treulichst ergebener

Wien, 4. Januar 897. Hugo Wolf.

*

Verzeihen Sie, lieber Herr Nast, diese etwas verspäteten Zeilen. Die Neujahrswoche häufte solche Massen von Correspondenzen an, dass es mir beim besten Willen nicht möglich war allen meinen Verpflichtungen bei Zeiten nachzukommen. . . . .
. . . .
. . . .
. . . .

. . . .
. . . .

Wie geht es Ihnen, lieber Herr Nast, und was macht Ihre charmante Frau? In Ihrem verschneiten, aber äusserst gemütlichen Nest auf der windigen Höhe mag es jetzt wohl sehr traulich sein. Was gäbe ich drum, könnte ich meinen dermaligen Aufenthaltsort mit dem Ihrigen vertauschen! Sind Sie ein glücklicher Mensch! Besitzer einer schönen Villa in prachtvoller Gegend auf waldiger Höh und dazu einer liebenswerthen Frau — wahrlich Sie sind beneidenswerth. Weiss Gott, ob ich's jemals annähernd nur so weit bringen werde. Zu schätzen wüsste ich jedenfalls ein solches Glück. Aber ich bin ein prädestinirter Pechvogel, der sich's an seinen Luftschlössern genügen lassen muss, was freilich verdammt wenig ist.

Grüssen Sie meine Freunde Keller und Lambert und nicht zuletzt Ihre verehrte Frau.

In alter Herzlichkeit und Ergebenheit
ganz der Ihrige
Hugo Wolf.

Wien, 7. Januar 898.
III. Leonhardgasse 3—5.

Eduard Mörike.

Rede bei der Jahrhundertfeier[1]) in Stuttgart gehalten

von Otto Güntter in Stuttgart.

Am Spätnachmittag des 6. Juni 1875 umstand ein kleiner Kreis ernster Männer und Frauen auf unserem Pragfriedhof ein offenes Grab. In tief empfundenen Worten gab einer der Leidtragenden dem Ausdruck, was sie alle bewegte. „Du wirst nicht berühmt sein, rief er dem dahingeschiedenen Freund nach, bei denen, die es nicht fassen, dass der Dichter in diese unsere Welt eine zweite, eine Welt von holden

[1]) Am 8. September 1904 werden es hundert Jahre seit Mörikes Geburt. Der kleine Kreis derer, die schon zu seinen Lebzeiten die unvergleichliche Herrlichkeit seiner Poesie in ihrem vollen Wert erkannten und würdigten, hat bald nach Mörikes Hingang über seinem Grab in Stuttgart ein Denkzeichen mit dem Reliefbild des Dichters errichtet. Leider hat sich der damals gewählte Stein als wenig widerstands-

und gewaltigen Wundern hineinstellt. Aber es gibt eine Gemeinde, die sich labt und entzückt an deinen wunderbaren Träumen, und sie wird wachsen, diese Gemeinde, sich erweitern zu Kreis um Kreis, Bund um Bund wird sich bilden von Einverstandenen in deinem Verständnis." Der so sprach, war Friedrich Vischer, und wie begründet sein vorausschauendes Vertrauen war, dürfen wir heute mit Augen sehen, denn der, dem diese Worte galten, war der Dichter, dessen Name uns hier zusammengeführt hat, Eduard Mörike.

Wohl hatten die Freunde schon nach den ersten Werken Mörikes den reichen Lorbeer geschaut, der, andern noch unsichtbar, dieses Dichters Stirn umkränzte, wohl hatten sie ihn mit feinem und sicherem Verständnis sofort an die richtige Stelle gerückt in ihrer Schätzung und ihm seinen Platz in der ersten Reihe unserer Lyriker angewiesen. Aber es blieben lange Zeit nur vereinzelte Stimmen, denen andere gegenübertraten, die da meinten, dass diese Schwaben viel zu hoch dächten von ihrem Landsmann. Eine seltsame Täuschung! Denn die Schwaben sind sehr kritische Leute und haben ihre Dichter nie verwöhnt mit Lob, so lange diese lebten. So blieb denn auch in seinem Heimatland Mörikes Poesie lange Zeit nur ein Besitz weniger, die es ihm freilich Dank wussten, dass sie bei ihm gelernt, was wahre Poesie sei, und noch Jahrzehnte dauerte es nach seinem Tod, bis im Norden unseres Vaterlandes die Erkenntnis reifte, dass Mörikes Dichtung „die eigenartigste und duftigste Blüte sei, die dem schwäbischen Gottesgarten, der poetisch reichsten Landschaft Deutschlands, entsprossen". Jetzt, wo das 19. Jahrhundert hinabgesunken ist und alles, was in ihm nur Tagesbedeutung hatte, immer mehr zusammenschrumpft, jetzt wird es immer deutlicher und immer weiteren Kreisen erkennbar, was echt und bleibend ist in der Kunst dieses Jahrhunderts, was jetzt noch aus ihm hervorragt und wie hoch es emporragt. Kommt auch keiner seiner Dichter an Umfang und Bedeutung seines Schaffens den ganz Grossen und Gewaltigen der vorangegangenen Periode gleich, so leuchtet doch mehr als einer von ihnen in unvergänglichem Glanz, weil er mit Eigenlicht strahlt, und unter diesen nicht als der geringste unser Eduard Mörike.

Als Mörike in einem schmächtigen Bändchen seine Gedichte zum erstenmal vereinigt erscheinen liess, da war die Zeit freilich nicht dazu

---

fähig erwiesen, so dass schon jetzt die Verwitterung weit vorgeschritten ist. Der Literarische Klub Stuttgart stellte sich daher die Aufgabe, auf den hundertsten Geburtstag Mörikes das Grabmal aus wetterbeständigem Material herzustellen. Die Gedächtnisfeier Stuttgarts für Eduard Mörike wurde darum schon im November v. J. gehalten, da der Ertrag dieser Feier, neben einer Sammlung, die Mittel für die Erneuerung des Grabmals bringen sollte. Dieser Zweck ist denn auch im reichsten Mass erreicht worden, so dass noch ein Grundstock zur Verfügung bleibt, der die Erhaltung des Denkmals und eine entsprechende Bepflanzung des Grabes dauernd sicher stellt. Die Feier, die in Anwesenheit des Königs von Württemberg und anderer Angehörigen des Königshauses stattfand und der zweieinhalbtausend Zuhörer anwohnten, während hunderte anderer keinen Zulass mehr finden konnten, legte beredtes Zeugnis dafür ab, wie sehr Mörike sich jetzt in weitesten Kreisen die Herzen gewonnen hat.

angetan, einen Dichter, der nichts als Dichter war, zu erkennen und zu würdigen. In den Jahren, in denen diese Gedichte ihren Weg hätten machen sollen, übertönte der Lärm der politischen Tendenzlyrik der vierziger Jahre die feinen Klänge der Mörikeschen Poesie, die nicht aus dem Dunst und Gewölk des Tages herausblitzte, sondern dem heitern Himmel ew'ger Kunst entstiegen war, und keine andere Absicht hatte, als eben Poesie zu sein. Die Losungsworte der Zeit klangen in seinen Dichtungen nicht wieder; dem Kampf der politischen Meinungen stand er fern. Das soll nicht zu seinem Lobe gesagt sein, aber es darf ihm aus dieser Tatsache auch kein Vorwurf gemacht werden. Er wusste, was ihm gemäss war. Seine Natur brauchte die Stille; „Einsamkeit ist deine Welt", hatte er sich schon auf der Schule gesagt sein lassen. Er liebte es, wie ein Kind aus einem stillvergnügten Winkelchen hinauszugucken in die Welt, vor der er sich ohne Hass verschloss. So war's ihm wohl und nur so konnte reifen, was in ihn gelegt war, und die vergeblichen Versuche, die er in jungen Jahren gemacht hat, um in andere Verhältnisse zu kommen, haben ihn nur gelehrt, dass er dazu nicht geschaffen sei, und ihn wieder zurückgeführt in die umfriedeten Kreise, wo er sich zuletzt doch geborgen fühlte, in die

stille Himmelsenge,
Wo nur dem Dichter reine Freude blüht,
Wo Lieb' und Freundschaft unsres Herzens Segen
Mit Götterhand erschaffen und erpflegen.

Und wie er hier das fand, was seiner Art zusagte, so wurde ihm auch bald klar, wo seine eigentliche Begabung liege. Als Jüngling hatte er geglaubt auf dramatischem Gebiet sein Höchstes leisten zu können; aber das Drama, das seiner Bestimmung nach nicht langsam und still wirken kann, sondern sofort und mit starkem Druck, muss mit gröberen Strichen zeichnen, als sie Mörikes feinem Stift zu Gebot standen. Wohl führt er uns in dem Roman seiner Jugend, im „Maler Nolten", in einem dramatischen Zwischenspiel in das Traumland seiner Jünglingsjahre, und wunderbare Schönheiten leuchten auch da uns entgegen, aber die Stimmungspoesie dieses Schattenspiels bewährt ihn eben als Lyriker. Führen von diesem Drama Fäden zurück zu der romantischen Periode unserer Literatur, so ist das auch im erzählenden Teil seines „Maler Nolten" der Fall, und dieser romantische Einschuss im Gewebe der Dichtung berührt uns Kinder einer andern Zeit recht fremdartig. Aber trotz allem, was sich einwenden lässt, welch ein Meer von Poesie wogt in diesem Roman an uns vorüber, in einer Sprache von wunderbarem Wohlklang und unerhörtem Bilderreichtum, und dabei doch mit einem weisen Masshalten, das Erstlingswerken sonst nicht eigen zu sein pflegt. So stand er als Erzähler sofort auf seiner vollen Höhe: der junge Dichter, der von Welt und Leben wahrhaftig nicht viel gesehen hatte, erwies sich als ein Schöpfer von Menschen voll sinnlicher Lebensfülle und Lebenswärme, die in voller Rundung, in Fleisch und Blut, vor uns stehen und ihren eigenen Gang durchs Leben gehen.

Und wie sein Roman nicht als erster tastender Versuch erscheint,

so finden wir auch unter seinen Gedichten keines, in dem er uns als unmündiger Sohn Apollens entgegenträte. Mag im „Maler Nolten“ manches an die Zeit seiner Entstehung erinnern: die herrlichen Lieder, die er in ihn verwoben hat, sie wissen von keiner Zeit; wie am ersten Tage blicken sie noch heute uns an in stiller ewiger Klarheit. Lyriker ist Mörike vor allem gewesen und im tiefsten Kern seines Wesens, und seine Gedichte zeigen die gleiche Vollendung von dem ersten des Jünglings bis zu den wenigen, die ihm seine späteren Tage noch beschert haben. Wüssten wir es nicht, wir würden es nicht vermuten, dass ein Zwanzigjähriger jene wunderbaren, geheimnisumwobenen Peregrinalieder gedichtet hat, die uns erzählen, wie ein Irrsal kam in die Mondscheingärten einer einst heiligen Liebe, die wie heisse Blutstropfen seinem blutenden Herzen entquollen, deren Gold in heiligem Gram gediehen ist aus dem schwersten seelischen Kampf, den er durchgekämpft hat. Das persönlichste Erlebnis, aber rein Bild geworden, so sind die Mehrzahl seiner Gedichte, und eben das macht ihren hohen Wert aus. Niemals finden wir bei ihm etwas Anempfundenes oder gar Gemachtes, nichts als was aus seinem Innersten ganz von selbst emporstieg und sich gestaltete, im grössten wie im kleinsten die unbedingte Wahrheit aller innerlich grossen Kunst. „Von innerem Gold ein Widerschein“, sind diese Gedichte hervorgeflossen aus den Tiefen eines mit sich selbst einigen und immer sich selbst treuen Menschen, der in sich etwas war. Nur aus einer reingestimmten Seele konnten solche reingestimmte Töne kommen, und wir verstehen es, wenn der Freund seiner Jünglingsjahre, wenn Ludwig Bauer an Mörike schreibt: „Es ist mir lieb, dass nur dann Dein ganzes wunderbares Selbst vor mir steht, wenn sich die gemeinen Gedanken wie müde Arbeiter schlafen legen und die Wünschelrute meines Herzens sich zitternd nach den verborgenen Urmetallen hinabsenkt.“ Es sind die Sonntagstunden unseres Lebens, wo wir in des Schönen Gestalt ewige Mächte uns nahe fühlen, und es will nicht wenig heissen, ein Dichter zu sein, zu dem wir uns hinwenden in den stillen Augenblicken, wo der Mensch gleichsam mit angehaltenem Atem auf den Grund der eigenen Seele niederschaut und den geheimsten Puls seines ahnungsvolleren geistigen Lebens fühlt, wo wir Einkehr halten in uns selbst, und all das, was am Alltag in lautem Lärm uns umgibt, hinabsinkt und in der Ferne verklingt und auch wir mit dem Dichter ausrufen:

„Lass, o Welt, o lass mich sein! —
Lasst dies Herz alleine haben
Seine Wonne, seine Pein!“

Mörike war einer der Menschen, die uns etwas geben können, die nach innen leben und nicht nach aussen, und die in ihrem Innern eine Welt bergen. Diese Welt hatte nicht die Weite des geistigen Weltreichs eines Goethe; es war ein weit engerer Bezirk, aber innerhalb dieser Grenzen war auch er ein König. Und so eng diese Grenzen sind, sie umschliessen doch eine Fülle des Lebens. Er vernimmt eben, was Tausende nicht hören, und sieht, was sie nicht sehen. Wenn der freche

Tag verstummt und des Himmels klingende Heere heraufziehen und ihren seligen Weg ewig gelassen dahin gehen, wenn auf Duft und Nebelhülle des Mondes leiser Zaubertag schwimmt, da lässt er uns die leisen Stimmen hören, „der Erdenkräfte flüsterndes Gedränge", und die Quellen, die in der Stille kecker hervorrauschen und singen „vom Tage, vom heute gewesenen Tage". Tiefer als andere blickt er hinein in das, was unausgesprochen, aber doch nicht unfühlbar, um uns lebt und webt, und weiss ihm Wort zu leihen, so dass wir oft auf seine Gedichte selbst die Worte anwenden möchten:

> O hier ist's, wo Natur den Schleier reisst!
> Sie bricht einmal ihr übermenschlich Schweigen;
> Laut mit sich selber redend will ihr Geist,
> Sich selbst vernehmend, sich ihm selber zeigen.

Wer ihn kennen gelernt hat, den begleitet er durch den Wechsel der Jahreszeiten, wenn der Frühling sein blaues Band wieder flattern lässt durch die Lüfte, wenn im Sommer die Blüten beben und die Lüfte leben und in höherm Rot die Rosen leuchten vor, wenn der blaue Himmel den Nebel durchbricht und herbstkräftig die gedämpfte Welt in warmem Golde fliesst. Wir sehen, wie er am Waldsaum liegt und sein Gemüte offen steht, sehnend, sich dehnend in Lieben und Hoffen, und ein lieblicher Gedankenschwarm ihn überfällt, oder wie er in Erinnerung verdämmernd träumt und denkt „alte, unnennbare Tage", oder wie er an einem Wintermorgen in der flaumenleichten Zeit der dunkeln Frühe, dem Eindruck naher Wunderkräfte offen, von sanfter Wohllust seines Daseins glüht, und im Gefühl entzückter Stärke der Genius in ihm jauchzt und ihm doch der Blick von Wehmut feucht wird. Der ausruft: „Erdenleben, lass dich hegen, uns ist wohl in deinem Arm", kennt aber auch die qualvollen Stunden, wo nächtelang kein Schlaf das Auge kühlt, wo sein verstörter Sinn hin- und herwühlt und Nachtgespenster schafft, wo er angstvoll und vorwurfsvoll sich am Boden windet. Doch auch dann heisst es wieder „ängste, quäle dich nicht länger, meine Seele", und er verwünscht nicht seinen Lebenstag, sondern fasst sich still im Herzen, das er kennt und das ihn kennt, und „es hüpfte ihm das Herz im Busen, das noch erst geweinet hatte".

Aber Mörike versteht es auch, von der Person des Dichters völlig losgelöste Bilder zu geben. Von so vielen köstlichen Perlen sei nur die köstlichste genannt, jenes Lied vom verlassenen Mägdlein, dem Träne auf Träne niederstürzt über dem unermesslichen Weh gänzlicher Verlassenheit, ein Lied gesättigt mit Empfindung und dabei von der reinsten und klarsten Zeichnung, wie es ausser Mörike nur Goethe hätte machen können. Und wie dieser, so weiss auch Mörike immer die rechte Form zu finden, oder vielmehr: Gehalt und Gestalt entfliessen ihm wie mit innerer Naturnotwendigkeit in wunderbarem Einklang. Dabei verfügt er über einen staunenswerten Reichtum an Formen und bewegt sich in allen mit gleicher Vollendung und Anmut, ob er nun von König Ringangs Töchterlein singt oder in geisterschwülen Balladen eine Welt

des Traumes vorführt, in Idylle und Legende alten Chronikenstil anschlägt und in Hans Sachsischen Ton sich gehen lässt, ob sein Lied wie ein Vögelein zierlich auf der Erde dahin hüpft oder den hohen Flug wagt, ob er ein Mausfallensprüchlein dichtet oder über seinem Sange die Sonne Homers leuchtet und er wie Iphigeniens Dichter in reiner Opferschale den echten Tau der alten Kunst schöpft. Aus kleinen Anregungen des Erlebens fühlt er den dauernden Gehalt heraus und stellt ihn bildmässig vor uns hin. Er verstand es aber auch, aus Kleinigkeiten Lust und Begeisterung zu saugen, bis auf den letzten verborgensten Honigtropfen alles aus der unscheinbarsten Lebensblüte herauszuholen. Das kleinste Erlebnis konnte in seiner überaus empfindungsfähigen Natur nachzittern bis in die feinsten Veräderungen seines geistigen Wesens, um früher oder später bildgeworden wieder hervorzutreten. Oft erst nach Jahren, denn er verstand es, zu warten, und nie hat er mit stumpfem Finger die Saiten gerührt. Er hat nie dichten *wollen*; still harrte er, bis ihm die Muse mit einem Liebeshauch das Herz berührte und er im Geist ein köstliches Liedchen empfing. Wenn ihm aber die Muse günstig war, dann wusste er aus allem etwas zu machen und was er berührte, wurde dichterisches Gold. Diese besondere Gabe, das scheinbar Wertlose in poetisches Leben zu verwandeln, hat einem seiner Freunde das köstliche Wort eingegeben: „Mörike nimmt eine Handvoll Erde, drückt sie ein wenig — und alsbald fliegt ein Vögelchen davon". Mit der äussersten Konzentration von Wort und Bild, die ihm eigen ist, vermag er in Einem Gedicht, ja in Einer Strophe zu geben, was andere in einer Reihe von Gedichten ausgesponnen hätten. Dabei umspielt seine Worte ein milder Schimmer goldenen Lichts; es umwittert sie jener Hauch geheimnisvollen Naturlebens, der die wahre Blüte unterscheidet von der künstlichen, und sie fügen sich zusammen in wunderbarem Wohllaut. Von jeher haben sie denn auch Komponisten gereizt, die entsprechenden Töne hinzuzufinden. Die Freunde der Musik wissen es Mörike Dank, dass er mit seinen Dichtungen so manchen Meister des Tones entzündet und herrliche Lieder hervorgelockt hat, von den trefflichen Kompositionen seiner Freunde und Landsleute aus früheren Jahren, eines Hetsch, Kauffmann, Scherzer, bis zu Hugo Wolfs genialen musikalischen Paralleldichtungen zu Mörikes Liedern, die uns wie durch ein Zauberglas ins Goldgewebe seiner Träume blicken lassen und Mörike vielen Tausenden bekannt und vertraut gemacht haben. Und ist es nicht, als habe Mörike der Schwesterkunst dies zum voraus vergelten wollen, indem er jenes Kleinod seiner erzählenden Poesie schuf, Mozart auf der Reise nach Prag?

So musikalisch aber Mörikes Lieder sind, niemals zerfliesst und verschwebt seine Dichtung in blossen Wohlklang schöner Worte, immer bleibt sie gestaltend und klar umrissen, auch wenn er uns selbstgeschaffene Traum- und Märchenwelten vorführt oder seinem phantastischen Humor die Zügel schiessen lässt. Denn mit einem echten Tropfen köstlichen Humors war Mörike gesalbt, dem schon bei der Geburt jegliche Gabe und Kunst der scherzenden Muse geschenkt ward. In

mutwilliger Laune springt er in seinen Erzählungen gern über ins Phantastische, wo wir oft eine strengere Scheidung wünschen möchten, und am wohlsten ist ihm, wenn er seine humoristische Phantasie so recht nach Herzenslust sich überpurzeln lassen kann. Diese Welt des Märchens hatte für ihn ebensoviel innere Wirklichkeit und empfing von ihm ebensoviel Lebenskraft wie die Welt des Tatsächlichen, und mit Recht hat man eine Phantasie mythenbildend genannt, die einen Urweltgöttersohn geschaffen hat wie den „sichern Mann“ und eine so prächtige Märchengestalt wie die schöne Lau. Die Nichtschwaben wissen sich freilich nicht recht hineinzufinden in ein Werk wie das Stuttgarter Hutzelmännlein, und es muss dann eben für uns ein kleines Reservatrecht bleiben, dass wir die Art von Humor, der hier sein närrisches Spiel treibt, verstehen, dass wir mitmachen und mitlachen können und uns freuen, altvertraute Örtlichkeiten mit Mörikes Gestalten belebt zu sehen. Auch über mancher andern Stätte unseres Heimatlandes, in dem er so still seinen Erdenweg dahingegangen ist, schwebt sein Name, von dem Dörfchen im Unterland, wo seine und Schillers Mutter nebeneinander ruhn, bis zu den Tälern und Höhen unserer schwäbischen Alb, über dem waldumkränzten Tal von Bebenhausen mit seinem licht durchbrochenen Turm, wie über den glitzernden Gebreiten jenes Sees, über dem im Glanz durchsichtiger Lüfte der Säntis in himmlischer Ruh die gewaltigen Schultern erhebet.

Denn der unsere warst du und bleibst du, an Herz und Sitte ein Sohn der Heimat, so sehr du hinausgewachsen bist ins Weite und Allgemeine, und uns vor allen geziemt daher deiner zu gedenken, wo die hundert Jahre sich dem Abschluss zuneigen, die seit deiner Geburt vergangen sind. Du lebst und wirst leben! Geschlecht um Geschlecht werden deine Lieder erfreuen, unveraltend, so lange Poesie Poesie, Gold Gold, Kristall Kristall bleibt, so lange es Menschen gibt, die das Wort verstehen, das du gesungen:

„Was aber schön ist, selig scheint es in ihm selbst.“

Ungedruckte Briefe von Eduard Mörike.

Mitgeteilt von Rudolf Krauss in Stuttgart.

Man denke sich, dass jemand vor einen mit den herrlichsten Früchten überreich behangenen Baum geführt wird, um davon soviel zu pflücken, als ein bestimmter Korb fasst! Er wird kaum wissen, was er zuerst abbrechen soll, und beklagen, dass er so viel stehen lassen muss, und schliesslich wird bei der schweren Wahl der Zufall nicht unbeteiligt bleiben. Kaum anders ist es mir ergangen, als es galt, Eduard Mörikes Briefe für eine Buchausgabe zu sichten und auszuwählen, deren Umfang aus guten Gründen zu beschränken war. Es ist etwas Schönes, aus dem Vollen zu schöpfen, aber es kann auch Pein schaffen. Wie viel Vollwertiges musste im angeführten Falle der Raumersparnis zulieb mit innigem Bedauern ausgeschieden werden! Desto mehr verlohnt es sich, Nachlese zu halten, und so können auch die Leser dieser Zeitschrift zum Genuss einer bunten Reihe würdiger neuer Mörike-Briefe eingeladen werden.

Mörike ist auch als Briefschreiber ganz er selbst und nur mit sich selbst vergleichbar. An seinen Ergüssen ist nichts Gemachtes, nichts Erkünsteltes, nichts Erzwungenes. Er gibt sich durchaus naiv als der liebenswürdige, zartfühlende Mensch, der er gewesen ist, als der tiefgründige, feinsinnige Poet, der mit seinen geistigen Interessen nur eine kleine Welt umspannt, diese aber bis auf den letzten Rest ausschöpft. Grossen stofflichen Gewinn werden aus seinen Mitteilungen nur die ziehen, welche willens sind, in seinen Lebens- und Entwicklungsgang bis ins einzelne einzudringen: aber an ihrem reichen Stimmungsgehalt wird sich jeder erbauen, der dem Dichter auch nur oberflächliche Teilnahme entgegenbringt oder überhaupt für den unbewusst künstlerischen Ausdruck der feinsten Seelenschwingungen Empfänglichkeit besitzt. Es ist eine reizvolle Beobachtung, wie hier angeborener Formsinn und von Natur verliehene Sprachgewalt unbeabsichtigte Triumphe feiern. So weht uns eine Fülle individuellen Lebens aus Mörikes Briefen entgegen.

*

1. An die Mutter.[1])

Der erste von den Briefen, die an dieser Stelle mitgeteilt werden sollen, ist an die Mutter gerichtet. Mörike hat eben eine der schwersten Epochen seines Lebens hinter sich gebracht: er hatte sich von seiner vorgesetzten Kirchenbehörde einen längeren Urlaub erteilen lassen, den er dazu benutzte, sich nach einer Lebensstellung ausserhalb des ihm wenig zusagenden theologischen Berufes umzusehen. Der Versuch ist missglückt. Nach sechswöchiger Beschäftigung als Journalist musste er zur Einsicht gelangen, dass er auf diesem Wege sein poetisches Talent zugrunde richte. Anfang 1829 hat er sich wieder dem Oberstudienrat

[1]) Die Urschrift im Goethe-Schiller-Archiv zu Weimar.

zur Verfügung gestellt. Zu Scheer an der Donau in Oberschwaben, wo sein älterer Bruder, Karl Mörike, Amtmann ist, harrt er der Dinge, die da kommen sollen. Durch seine Mutter erfährt er, dass er zum Pfarramtsverweser in dem unweit von Scheer gelegenen Dorfe Pflummern ernannt worden sei. Das folgende Schreiben ist die Antwort auf diese Benachrichtigung.

Scheer, den 10. Februar 1829.

Gestern abends um 8 Uhr erhielt ich Deine liebe Sendung und die entscheidende Nachricht wegen Pflummerns, die ich eine halbe Stunde zuvor schon durch das liebe Dorchen[1]) aus einem Briefe ihrer Frau Mutter vernommen hatte. So keck ich auch von jeher auf meinen guten Stern vertraute, so überraschend war mir dennoch diese kaum verdiente Gunst des Schicksals. Ich ergriff sie, wie Du Dich selbst ausdrückst, mit gemischten Empfindungen, bei denen jedoch Freude, gute Hoffnung und der beste Wille bei weitem vorschlug. Tausendfache Vorstellungen von meiner nächsten und entfernteren Zukunft spielten in lebhaftem Gedränge durch meine Seele, und ein grosser Teil, beste Mutter, war an Dein Bild geknüpft. In diesem Sinne vermag ich so manche Schwierigkeit, die sich mit meiner Situation besonders anfänglich verbinden muss, leichter aufzunehmen, als sonst möglich wäre. Indem mir nämlich der Gedanke, dass ich nun bald zu Deiner Erleichterung etwas werde beitragen können, Mut und Eifer gibt, so hege ich überdies eine eigennützige Hoffnung, durch deren Erfüllung Du den Zweck meines neuen Standpunktes wesentlich befördern würdest. Darf ich Dir sagen, was ich damit meine? Du deutest selber nicht ohne Besorgnis auf die Frage hin, wer meine ökonomischen Bedürfnisse leiten werde, und ich denke noch an ganz andere Bedürfnisse als jene: ich denke an meine isolierte Lage überhaupt, an so manchen Fall, wo es mir an Rat, an Anregung und Ermunterung gebrechen wird; ich denke an die friedlichen Gemälde, die wir beide, ich und Du, und Klärchen[2]) in ahnungsvoller Erwartung meiner künftigen mehr fixierten Lage zuweilen halb scherzend entworfen haben. Der Vorschlag nun, den ich Dir jetzt tun möchte, könnte Dir zwar leicht immer noch wie halber Scherz vorkommen, denn ich habe wohl noch eine gute Zeit bis zum ordentlichen Pfarrer hin — aber besieh meine Bitte doch genauer und sieh nur erst, wie bescheiden sie vorderhand ist! Ich meine nämlich, wir sollten in Pflummern ein kleines Vorspiel zu unserer künftigen gemeinschaftlichen Lebensweise machen, und zwar entweder so, dass Du förmlich zu mir zögest oder wenigstens für den Anfang mit einigen Wochen den Versuch machtest. Dann liesse sich ja schon weiter sehen, und wie glückselig wäre Dein Eduard, wenn Du Dich zu einer völligen Niederlassung verstündest, die in betracht einer sehr möglichen Aussicht auf die dortige Pfarrei selbst gewiss der Überlegung wert ist![3])

[1]) Karl Mörikes Frau.
[2]) Mörikes Schwester.
[3]) Der Schluss des Briefes fehlt.

*

2—4. An Luise Rau.[1])

Die leise Hoffnung Mörikes, die erledigte Pfarrei Pflummern übertragen zu erhalten, erfüllte sich nicht. Er musste den Wanderstab weiter setzen. Zuerst Pfarrverweser im Dorf Plattenhardt auf den über der Landeshauptstadt gelegenen Höhen, dann Vikar im Städtchen Owen am Fuss der Teck! In Plattenhardt verlobt er sich mit Luise Rau, dem Töchterlein seines vor kurzem gestorbenen Amtsvorgängers. Luise lebt mit Mutter und Geschwistern im Städtchen Grötzingen, dessen Seelenhirte ein Schwiegersohn der Frau Rau, namens Denk, ist. Grötzingen liegt unweit von Owen, und auch Nürtingen, der Witwensitz von Mörikes Mutter, ist in nächster Nähe. So lässt sich eine ununterbrochene Verbindung zwischen den drei Orten und den sich nahestehenden Menschen herstellen. Die zahlreichen Briefe, die Mörike an die Braut gerichtet hat, gehören zu den schönsten Denkmalen seines tiefen und reichen Gemüts. Sie liefern zugleich den unumstösslichen Beweis, dass er das Mädchen innig und wahr geliebt hat. Und dennoch hat die Macht der äusseren Verhältnisse das Paar nach mehr als vierjähriger Dauer der Verlobung wieder auseinander gerissen.

Owen, Dienstag den 4. Mai 1830.
Abends 9 Uhr.

Tausend Dank, mein gutes, herrliches Kind, für Deinen unvergleichlichen Brief vom Sonntag! Ich ging ihm gestern nach Tische bis Dettingen entgegen und fing ihn glücklich vom Boten auf, lief gleich nach dem nächsten Walde mit davon und las ihn wohl zwanzigmal immer wieder an einem andern hübschen Plätzchen. Er ist gar zu lieb und schön — das eine ausgenommen, dass Du krank warst (bist — will ich nicht mehr sagen). Du liebes armes Herz! Davon wusst ich ja gar nichts; Du hättest Dir deswegen auch Deine Sorge um meine Unruhe ersparen können, denn jene Nachricht durch die l. Mutter, wovon Du sagst, und worauf Du Dich beziehst, hatte ich keineswegs erhalten und habe sie noch immer nicht. Ein glücklicher Zufall hat sie verzögert, wiewohl ich die Boten deshalb eben nicht loben kann. Deine liebevolle Selbstanklage rührte mich aber tief, und statt dass ich Dir die erbetene Verzeihung erteile, möcht ich Dir lieber tausendmal um den Hals fallen; denn ein Engel bist und bleibst Du doch! Ich bitte Gott, dass er Dein Übel ganz vorüber sein lasse.

Der Seitenweg, den ich mit Deinem Briefe machte, entdeckte mir ein vortrefflich angenehmes Örtchen, das ich bisher nicht gekannt hatte: ein kleiner, von Bäumen und Buschwerk besetzter, abhängiger Wiesenwinkel an der lebhaften Lauter, in die sich eine andre Quelle vom Berg her giesst. Dort sass ich nieder, las, dachte und fing mit Bleistift an zu schreiben, was Du hier als poëtische Beilage erhältst. Dann stieg ich vollends den Wald hinan und spann die Verse so fort. Sie kamen recht aus meinem Innersten. Seitdem ist dieser Spaziergang mein

[1]) Die Urschriften auf der K. Landesbibliothek in Stuttgart.

Lieblingsweg. Ich machte ihn erst heute wieder und schnitt die Buchstaben L. E. in die Rinde einer jungen Erle dort am Bach. (Während des Eingrabens fiel mir ein, man könnte recht sinnreich ein i e b zwischen die beiden setzen.)

Noch weiss ich nicht gewiss, wo meine Gedanken Dich zu suchen haben, in Nürtingen oder Grötzingen; das erstere wäre doch wohl kein gutes Zeichen, und so wünsch ichs auch nicht.

Die Maiblümchen — vom ersten des Monats — aus dem Hardter Wald haben mich herzlich gefreut. Auch für die andern sag ich Dir meinen wehmütigen Dank.

Grüsse alles zum schönsten und sag mir bald etwas von Jettchen![1])

Lebwohl, wohl und gesund, meine Luise! und bleibe mit ganzem Herzen

Deinem

treuen Eduard.

*

Owen, den 5. September 1830.
Sonntag 2 Uhr N. M.

Meine teuerste, beste Luise!

Hatte ich bisher in unserer Korrespondenz immer einigen Vorsprung vor Dir, so bist nun im Gegenteil Du es, die mich beinah ein wenig beschämt. In der Tat, als mir gestern unter den verschiedentlichen Handschriften, die der Bote brachte, auch die beliebte Skriptur mit k' k' ins Gesicht fiel (zum Glück kommt der Buchstabe, dem Du immer so ein naivs Häkchen beigibst, jedesmal doppelt auf den Couverts vor, so lange wenigstens als ich noch Vikarius bin, und dass er von meinem Namen ganz unzertrennlich ist, möcht ich mir nicht mit Gold abkaufen lassen, da so ein k' von Deiner Hand in meinen Augen längst der Repräsentant so mancher kleinen Eigenheiten meines Kindes wurde, welche für den Liebhaber natürlich eben so viele Liebenswürdigkeiten sind — aber wo bleibt der Schluss meiner Periode? wahrhaftig der blieb an dem Häkchen hängen) — so hätt ich wohl etwas rot werden können, wenn bei so was nicht alle Scham in der puren Freude unterginge. Dass aber mein Letztes verloren sein soll, ist mir insofern fatal, weil es zu meiner Satisfaktion hätte dienen mögen; doch sein Gegenstand ist traurig genug, um gerne nie wieder an ihn erinnert zu werden. Nur um eine artige Beilage von Karl wäre mirs leid.

Wenn ich nicht fürchten müsste, Dir ein allzubekanntes Lied aufs neue wieder zu singen, so würde ich auch diesmal die Hälfte dieses Briefs mit den lieblichen Betrachtungen anfüllen, die mir der Nachgenuss Deines Wiedersehens jedesmal zu machen gibt. Und doch, wie gerne lässt mein eigen Herz sich durch die Worte schmeicheln, womit Du Deinerseits Dich so glücklich auf jene Freuden beziehst! Ich begnüge mich, Dir zu sagen, dass für diese Tage in meinem Liebeskalender ein besonderer Heiliger angeschrieben wird. Ich betrachte sie, in vollem Ernste, zugleich als die schönste Feier der Wiedergenesung

[1]) Eine Schwester von Luise Rau.

unserer guten Mutter, und insoferne durften sie Nürtingen vorzugsweise gewidmet sein, dagegen ich nun hoffen darf, das nächstemal den lieben Grötzinger Kreis vollständig anzutreffen. Herzlich gratulier ich Schütten und Rike[1]) zu ihrem angenehmen Ausflug; ich kann mir denken, wie dem guten Schwager auf diesem alt- und werten Schauplatz kostbarer Freiheit das Herz wieder gelacht und getrauert haben mag. Und Waldenbuch? Ich meine, dort müssten die beiden sich lassen trauen, wenn Denk erst Pfarrer dort wäre. („Waldabuech!" — weisst Du noch?)

Fritz[2]) schrieb mir kürzlich einen ganz lieben, treuherzigen Brief. Wo möglich, soll er noch Antwort haben vor der Schweizerreise . . .

Von Mährlen[3]) erhielt ich eine höchst angenehme Sendung mit neuen, noch ungebundenen Drucksachen, die mich Essen und Schlafen vergessen liessen; schade, dass ich mir von dieser Lektüre für Dich — und zwar billigerweise — nicht ein gleiches Interesse versprechen kann; sonst solltest Du sie nächst mir zuerst haben . . .

Vor allen Dingen muss darauf gedacht werden, dass meine Augen Grötzingen wieder sehn. Ja, sage nur dem l. Schwager, mich gelüste auch recht wieder nach ihm, nach allen. Am Mittwoch ist die edle Disputation, das theologische Ringel-Stechen; ich werde mich mit Paragraphis nicht allzusehr erhitzen und dafür ein gut Glas Wein auf meine Menschwerdung und auf das Wohl derjenigen Person trinken, der zulieb ich doch eigentlich musste geboren werden . . .

Und so leb wohl, liebste Luise! ich küsse diesen Namen, dass Dus weisst; wenn Du mit dem meinigen dasselbe tust, sagts mir mein ésprit d'amour treulich wieder.

Ewig

Dein Eduard.

Erst heute hat die letzte Rose in unserm Garten verblüht: ich sah sie traurig mit dem Gedanken an, dass, als sie noch alle blühten, Luise dagewesen.

*

Kirchheim auf der Post, den 9. September 1830.
Morgens 8 Uhr.

Wenn vor meinem Parterrefenster eine Schar flugfertiger Tauben sässe, wovon eine auch den Weg nach Grötzingen nähme, sollt ich da die letztere nicht geschwind noch am Fittich erwischen und ihr ein Zettelchen um den Hals binden? Das heisst mit anderen Worten: Könnt ich mitten im Posthaus sitzen, ohne einige Zeilen für Dich da zu lassen, die heute noch abgehen?

Gestern also war Disputation, ein langweilig Ding, von dem nicht

[1]) Friederike (Rike) Rau, eine Schwester Luisens, war mit einem norddeutschen Theologen Schütte, der in Tübingen studiert hatte, verlobt.
[2]) Ein Bruder von Luise Rau.
[3]) Vergl. Brief 5.

viel zu erzählen ist; doch machte ich einige angenehme Charakterbemerkungen und erneute ein paar alte Bekanntschaften.

Das Mittagessen war auf der Post und fiel reichlich genug aus. Die Herren betrachten das doch immer als eine Hauptsache. Ich machte den unmassgeblichen Vorschlag, man sollte schon während des Disputierens (um des stärkenden Vorgefühls vom zweiten Akte willen) Messer und Gabel in die Bücher stecken beim Aufschlagen und Bezeichnen der Paginas.

Um vier Uhr stahlen wir Jüngern, — Griesinger,[1]) Schmid (von Köngen), ein junger Pfarrer und ich — uns zu einem besondern Glas Weine fort, es wurde spät und später, so dass der neue Vetter und ich uns gerne überreden liessen, hier zu übernachten. Ein hiesiger Oberamtsgerichtsaktuar, der artigste, bescheidenste Mensch, der mir je vorgekommen, gesellte sich an unsern Tisch, und nachdem das widrige kommersierende Johlen einer Hohenheimer Studentenbande nach und nach ausgetobt hatte, wurde es erst recht traulich und lustig bei uns. Wir blieben bis Mitternacht auf und teilten uns dann in zwei Zimmer, wo jeder ein vortreffliches Bette fand.

Der Griesinger, der mich duzen lernte, erschien mir in seinem Humor und in allem doch weit gemässigter und liebenswürdiger als früher.

Ich enthielt mich während des fröhlichen Durcheinander-Schwätzens nicht, einige verstohlene Blicke in Deinen letzten Brief zu tun, und die Kameraden durftens wohl gemerkt haben; sass doch neben mir auch einer, den die Liebe zahm und geschmeidig gemacht hat (G[riesinger]).

Diesen Morgen verloren sich die andern bald ohne Frühstück, weil allerlei amtliche Funktionen — Hochzeiten, Leichen usw. — sie erwarteten. Ich liess mir eine Tasse Kaffee bringen und forderte Feder, Tinte und Papier, meinem Schätzchen zu schreiben (nur nichts weniger als einen Abschiedsbrief — versteht sich).

Was mich aber besonders in Gedanken an Dich alarmierte, war die Annonce in der heutigen Zeitung: Romeo und Julie!

Alle Fest- und Lustglocken von Poësie schlugen und läuteten in mir zusammen; augenblicklich formierte sich ein Plan in meinem Kopf, wie es zu machen wäre, dass ich Dich und eins und das andere von Euch morgen abend auf den bewussten grünen Bänken hätte.

Aber schon nach fünf Minuten platzte die herrliche Luftblase. Ich sahe ein — was doch unerhört ist — Shakespeare muss an einer Freitagskinderlehre scheitern, anderer Hindernisse nicht zu gedenken. Der Montag wäre mir wohl auch dadurch benommen; kurz — „Türm Ossa auf Pelion!“ (dacht ich): Du erreichsts nicht.

Gut! was mich tröstet, ist Dein Briefchen und der Montag. Ich wiederhole Dir meinen Herzensdank für das liebliche Angedenken; der wärmste Kuss wird das weitere hierüber sagen. Lieb Mutterchen soll

[1]) Gustav Griesinger, Theologe, als Gelegenheitsdichter in Schwaben einst eine bekannte Persönlichkeit.

machen, dass ich sie gesund antreffe, und Ihr übrigen, Schütte, Rike, Denk und Jettchen, lebet wohl bis dahin!

Unveränderlich

Dein

treuster Eduard.

*

5. An Johannes Mährlen.[1])

Vom hochgelegenen Albdorf Ochsenwang aus, wo Mörike fast zwei Jahre als ständiger Pfarrvikar weilte, hat er im Herbst 1832 seine einzige umfangreichere Schöpfung, den Maler Nolten, in die Welt gesandt. Wir sehen im nachstehenden Brief den Dichter darum bemüht, dem Geisteskinde ein freundliches Schicksal auf seiner Pilgerfahrt zu bereiten. Der Empfänger, Johannes Mährlen, nachmals Professor am Stuttgarter Polytechnikum, stand ihm in dieser Periode besonders nahe. Er lebte als Lehrer an der Gewerbeschule und Schriftsteller in der Hauptstadt, hatte mancherlei literarische Verbindungen und war auch an einem neu begründeten demokratischen Organ, „Der Hochwächter", beteiligt. Er nahm sich des Mörikeschen Romans mit Wärme an und unterstützte den Freund nicht nur bei der Herausgabe nach Kräften, sondern sorgte auch für freundliche Aufnahme des Werkes.

Ochsenwang, Sonntag den 2. September 1832.

Mein Lieber und Getreuer!

Erst gestern abend spät erhielt ich Deinen neuesten Brief ohne Kalenderdatum — aber das wahre Datum sei mir die Nachricht von Deiner Eroberung des goldnen Kleinods! Bring Deiner Auguste[2]) meinen herzlichen Gruss und Glückwunsch! Ich will mich mit ihr in Dich und Deine Liebe so bescheidentlich teilen, als ich nur immer kann. Oder vielmehr, ich will Dich ihr ganz überlassen und — ganz behalten.

Auf Deinen und Brutzers[3]) Besuch freu ich mich weidlich. Ihr werdet an meinem Teile der schwäbischen Alb eine schöne und grossartige Introduktion ins Ganze finden, aber begleiten werd ich Euch nicht können, so heiss mir das Wörtchen Urach auf die Seele fiel.

Dass ich neulich (von Grötzingen aus) in Angelegenheiten meines Karls mit dessen Frau, meiner Mutter und Braut auf ein paar Stunden in Stuttgart gewesen bin, ohne Deiner habhaft werden zu können, wirst Du wohl von Adolf[4]) gehört haben. Das Resultat unserer Reise (des Bruders nächste Existenz betreffend) war eben vorderhand — keines.

Den Freundschaftsdienst, welchen Du dem Maler Nolten im „Hochwächter" leisten willst, werd ich Dir hoch anrechnen. Indessen bin ich ausser stande, Dir etwas über Orplid[5]) zu schreiben. Ich weiss gar nicht,

---

[1]) Urschrift auf der K. Landesbibliothek in Stuttgart.

[2]) Tochter des Staatsrats Süskind, Mährlens Braut.

[3]) Heinrich Brutzer aus Riga, zuletzt Professor am Stuttgarter Polytechnikum.

[4]) Ein jüngerer Bruder Mörikes.

[5]) Orplid, das von Mörikes Phantasie geschaffene Zaubereiland, das auch im Maler Nolten (das Schattenspiel „Der letzte König von Orplid") eine Rolle spielt.

was die Leute wollen. Du kannst unmöglich fehl treffen, das zeigt mir schon das allgemeine Raisonnement Deines letzten Briefs, wo Du vortreffliche Worte in meinem Sinne hinwarfst. Schiller sagt in einem seiner Briefe, er möchte behaupten, „dass es kein Gefäss gäbe, die Werke der Einbildungskraft zu fassen, als eben diese Einbildungskraft selbst.“

Übrigens möchte ich Dich in Deiner Beurteilung insbesondre auf Elisabeth und ihr Schicksalsgewebe (vorwärts und rückwärts weisend) aufmerksam machen, was mir stets ein Hauptmoment beim Ganzen war. Ebenso hoffe ich, dass Du der Gräfin, wiewohl sie nur Neben-Medium ist, Gerechtigkeit widerfahren lassest.

Hier ein Brief von Professor Hochstetter,[1]) den ich Dir abschreiben liess. Sein Urteil ist mir von wirklichem Wert, sofern er als ein Mann von feinem poetischen Sinn und seltener Bildung mir und andern längst bekannt war. Es ist viel, dass ein Professor matheseos so jugendlich empfindet und die Phantasmagorie goutiert. Ich habe noch neulich einige Aufsätze von ihm im Morgenblatt gelesen, welche sehr viel tiefer gehn als die neuesten Kunsturteile der Mss. X. und Z.

Du wirst aber natürlich auch mündlich nirgend keinen weitern Gebrauch von diesem Briefe H[ochstetter]s machen, sondern, nachdem Du ihn gelesen, bäte ich Dich, einen Umschlag darum zu machen und [ihn] nebst zwei Worten an meinen Bruder K[arl] unfrankiert zu schicken, der sich für H[ochstetter] nicht minder als die Novelle interessiert. Vergiss nicht!

Grüneisen,[2]) der auch ein Exemplar von mir überkam, schreibt mir kurz, aber fast enthusiastisch von dem Eindruck, den das Büchlein auf ihn gemacht. Von Schwab[3]) erwart ich heut einen Brief. Von Tübingen lauten die Urteile vorzüglich gut. Bei Leuten wie der (Hegel-) Strauss[4]) (ders nicht von mir aus hatte) ist mir das selbst verwundersam.

Ich habe nun einen neuen, rein poetischen Gegenstand in Versen auf dem Korn, an dem ich mit ganzer Seele hänge. Du sollst aber vor einem halben Jahr nichts davon erfahren.

Dem lieben Bauer[5]) lass ich von Herzen Glück zur Reise wünschen.

Ewig

Dein treuer Eduard.

*

6—8. An Wilhelm Hartlaub.[6])

Keinem, der irgendwie in Mörikes Leben bewandert ist, klingt der Name Wilhelm Hartlaub fremd. Er war dem Dichter Freund und Bruder

---

[1]) Professor der Mathematik am Stuttgarter Gymnasium.

[2]) Karl Grüneisen, Hofkaplan, später Oberhofprediger in Stuttgart, Dichter.

[3]) Gustav Schwab, der Dichter.

[4]) Friedrich Strauss, der berühmte kritische Theologe, Freund Mörikes.

[5]) Ludwig Bauer, Pfarrer, dann Gymnasiallehrer, Dichter, einer der vertrautesten Freunde Mörikes.

[6]) Die Urschriften auf der K. Landesbibliothek in Stuttgart.

zugleich, der verständnisvolle Vertraute seines künstlerischen Schaffens wie auch der nie versagende Berater und Helfer in grossen und kleinen Nöten. Als Uracher Seminaristen schlossen die beiden den Freundschaftsbund, den sie als Tübinger Stiftsstudenten eifrig pflegten. Dann wurden sie auseinander gerissen, und ein spärlicher Briefwechsel hielt die Verbindung nur notdürftig aufrecht. Im Sommer 1837 sah Mörike, jetzt Pfarrer in Cleversulzbach, im Bade Mergentheim, das er aus Gesundheitsrücksichten gebrauchen musste, nach zehnjähriger Trennung Hartlaub wieder, der seinen Pfarrsitz im benachbarten Wermutshausen hatte. Und nunmehr entspann sich jener lebhafteste, innigste, persönliche und schriftliche Verkehr, den Mörike selber so schön als „ewigen Kreislauf der Liebe“ bezeichnet hat.

Mergentheim, den 9. September 37.
Morgens.

Im Nebel ruhet noch die Welt,
Noch träumen Wald und Wiesen;
Bald siehst Du, wenn der Schleier fällt,
Den blauen Himmel unverstellt,
Herbstkräftig die gedämpfte Welt
In braunem Golde fliessen.[1])
(1828.)

Und also fortan alle Morgen bis tief in den September und Oktober hinein, wo ihr den Rauch der Sulzbacher Häuser, die Wälder und Weinberge, den Garten, die Kapelle und den Kirchhof in dieser lieben Sonne seht! — Ihr seid doch gut heimgekommen?

Klärchen und ich, wir haben diesen Morgen nachgerechnet, wieviel köstliche Tage Ihr hier uns geschenkt habt, und beide wir waren erstaunt und gerührt über so viele Liebe und Güte.

Wenn nur die gestrige Nachtluft Konstanzen[2]) und Agnes[3]) nichts that! Ich trat gestern noch spät auf den Altan, den herrlichen Mond zu beschauen, in dessen Licht Ihr heimrolltet.

Die Blumen auf der runden Platte sind noch so frisch wie vom Garten hinweg und stehn gar schön zu der grünen Tapete in Klärchens Schlafzimmer.

Nun sitzest Du wohl schon tief in Deiner Predigt, und hier im Haus wird gekocht und gebacken auf morgen zu dem Schützenball, der uns wahrscheinlich dem Herrn Nörr wird in die Arme treiben. Ich wollt, ich wär bei Euch in jenem obern Stübchen!

Sage doch Frau Konstanzen, der „Schampler“ habe sich als ein ganz praktisches Möbel erwiesen; es ist nur zu schön, um es immer zu brauchen.

Adieu für diesesmal! Ich muss noch etwas malen. Tausend Grüsse und Küsse!

Dein Eduard.

---

[1]) „Septembermorgen“ (Gedichte S. 125).

[2]) Hartlaubs Gattin.

[3]) Hartlaubs Töchterchen.

Das nächstemal bring auch Epistolas quasdam ab diversis mit! Montag abend zwischen 5 und 6 Uhr steh ich auf der Lauer.

Der Geisterhund (canis spectralis)
auf dem Anstand
(d. h. wie er Anstand nimmt, von der Tauberbrück hinabzusetzen. Den 7. September 1837).[1])

*

Dieser Brief war anfangs bestimmt, einer Schachtel beigelegt zu werden, in welcher Briefe von der Mutter, von Klärchen, auch einer von mir an Agnes befindlich. Nun will ich aber Gegenwärtiges abgesondert durch Briefpost laufen lassen, und Ihr sollt uns dann schreiben, an welchen Tagen beides ankam.

Liebster!

Die Riesenschachtel mit dem reichlichen Material zu Wermbrechtshäuser Klösen ist neulich angelangt. Ihr seid aber herzgute Leute! Das ist ja Proviant, um eine Reise bis ans Kap zu tun! Wir haben schon davon gespeist, recht im Andenken Eures Tisches vom vorigen Herbst, und sie, wie damals, vortrefflich gefunden. Dann noch die Strumpfbänder, erste und zweite Lieferung, worunter auch ein rotes Paar für mich: sie haben mich in der Seele gefreut. Dazu Agnesens Briefchen, welchem man Satz für Satz anspürt, dass es aus ihrem eigenen Munde floss. Das soll mir nicht verloren gehn.

Es darf Euch nicht befremden, meine Teuersten, dass wir so lange schwiegen. Beinah seitdem ich wieder hier bin, ist mein Rheumatismus am Hals mit neuer Heftigkeit erwacht, was mich oft missmutig machte und zu einer vergnüglichen Mitteilung an Euch nicht kommen liess. Auch Klärchen hatte viel mit Zahnschmerzen und dergleichen Flussübeln zu leiden, und ich bin nun fast mit den Meinigen überzeugt, dass unsere Wohnung ungesund ist und Dispositionen jener Art in hohem Grad begünstiget. Dr. Elsässer behauptets auch; ich hatte es nie so recht geglaubt. Nun ist es wieder ziemlich besser bei mir, und so schreib ich denn gleich. Verzeiht also, Ihr Besten. Auch den Stuttgarter Freunden, dem Hardegg[2]) besonders, der mir so viel Liebes getan, hab ich bis jetzt nicht schreiben mögen.

Nun aber seis für heut auslamentiert! Ich will Dir einige Novitäten erfreulicher Art auftischen:

1.) wird die Anthologie nunmehr bei Schweizerbart gedruckt, nachdem Metzler den neuen, von uns beiden aufgesetzten Plan (12 fl. 30 à Bogen) abgelehnt hat. Ich habe zu Schweizerbart ein neues Zutrauen gewonnen und er, wie es scheint, auch zu mir, ungeachtet Herr Maler Nolten noch in Menge bei ihm zu haben ist. Findet das erste Bändchen der Anthologie Absatz, so wird das Honorar erhöht.

---

[1]) Mit entsprechender Zeichnung; gemeint ist Mörikes langjähriger Haushund Joli.

[2]) Hermann Hardegg, später Obermedizinalrat und Hofarzt in Stuttgart.

2.) erscheint in derselben Buchhandlung zu Ende dieses Monats oder zu Anfang März ein Büchlein unter dem Titel „Iris", was eine Sammlung folgender Sachen enthält:

I. Der Schatz. — Wiederabdruck aus dem Jahrbuch schwäbischer Dichter, und zwar unverändert bis auf die Romanze am Schluss, die ich Deiner Bemerkung zufolge wegstrich.

II. Die Regenbrüder. Oper. Dass dieser Text gleichzeitig mit der Aufführung des Stücks ins Publikum kommt, wie die Absicht ist, soll dem Verkauf des Büchleins zugute kommen.

III. Der letzte König von Orplid, Schattenspiel aus M[aler] Nolten.

IV. Novelle aus der Urania (mit veränderten Kleinigkeiten, Titel etc.)[1])

V. Arm-Frieder, das für den Volkskalender bestimmt gewesene Märchen.[2])

Das Buch erhält 2 Bilder, Umrisse, gezeichnet von Dr. Fellner und Julius Nisle. Der erstere macht, meinem Vorschlag gemäss, die Szene aus der Oper, wo die zwei Brüder zum erstenmal auf dem Theater erscheinen und um Justina werben. (Diese Zeichnung allein, abgesehn vom Graveur, kostet den Verleger 6 Karolin.) Der andere liefert den Moment aus dem Schattenspiel, wo die Thereile vor dem alten König tanzt. Dies Blatt hab ich fertig gesehn und sehr gut gefunden.

Das Beste an der ganzen Sache aber ist, dass mir Schweizerbart 2 Karolin für den Bogen bezahlt.

Hier hast Du eine Probe vom Druck.

3.) Für den Spiegelvers[3]) — wirst Du es glauben? — hat mir ein junger Stuttgarter Buchhändler, Etzel, bare dreihundert Gulden Honorar bezahlt. Die Verlagshandlung der Europa wollte 100 fl. geben; andere hätten ihn auch gern gehabt, wollten aber nichts mit riskieren. Es fragt sich jetzt nur noch, ob Herr Etzel das Unternehmen splendid durchführen wird und kann, woran einiger Zweifel ist. Es sollen zweierlei Zeichnungen dazu gemacht werden, eine eigentlich künstlerische für das feinere Publikum und eine modische für die übrige galante Welt. Den Entwurf zur ersten hab ich noch gesehn; er ist von Dr. Fellner (Fellner ist — wie mir Professor Dieterich in Stuttgart, der Historienmaler, mit Freuden zugegeben hat — einer der ersten jetztlebenden Zeichner in Deutschland. Ich habe ihn persönlich kennen gelernt und einen schönen Abend mit ihm und Nisle zugebracht) und ganz vortrefflich, antike Allegorie: Paris mit dem Apfel, eine sinnende Psyche, Sphinxen, Amoren, wovon der eine mit einem Schlüssel gegen den Spiegel weist etc. — Aber die 300 fl. — „es war, als ob die Erd sie eingeschluckt"! Ich habe den geringsten Teil davon genossen. Die süsseste Freude wär mir gewesen, das Geld so, wie ich es empfing, nach Wermutshausen zu spedieren; allein die bösen Gläubiger, weisst Du wohl, haben ja leider stets den Vorzug vor den guten. Nur

---

[1]) Lucie Gelmeroth.

[2]) Der Bauer und sein Sohn.

[3]) Das als Sonderblatt herausgegebene, im Spiegel zu lesende und darum verkehrt gedruckte Gedicht „Ein artig Lob, Du wirst es nicht verwehren".

siehst Du aus allen diesen Geschäften, dass Dein Freund noch immer kein ganz desperater Schuldner ist.

Hetschs[1]) Brief war mir sehr angenehm zu lesen. Ich wünschte von Herzen, ihm einmal mit der Tat einen Beweis meiner grossen Anerkennung wie meiner aufrichtigen Freundschaft geben zu können. Rührend war mir, dass er mit Pietät für Waiblinger[2]) ein Lied von diesem komponierte, der ihn in Tübingen doch nur herabsetzte.

Auf beiliegendem Blättchen Kauffmanns[3]) findest Du diejenigen meiner Lieder verzeichnet, die er komponierte. Ich kenne von den neuen Melodien nur wenige. Den König Milesint hat mir Hardegg gespielt und gesungen und die Soldatenbraut Emilie Zumsteeg. Letzteres Stück hat mir besser gefallen als ersteres, besonders ist der Abschluss eines jeden Verses durchs Klavier von höchster Lieblichkeit. — Apropos, als Hardegg dem Bauer das A-Stück von Haydn vorspielte — er war jenen Abend ohnehin etwas durch Hardeggs guten Wein entzündet — ward er ganz wild, gleichsam selig erbost über dieser Schönheit. Zuvor waren ihm die Augen einigemal halb zugefallen, jetzt wurde er mit eins wieder wie elektrisiert, und so oft es an jene unaussprechliche Stelle kam, machte er, wie Mährlen sagte, mit einem wahren Uchruckersbrummer „Hm!" Am Ende rief er aus: „Der Kerl, der Haydn, soll der nicht die Kränk kriegen?"

Hat er Dir denn die beiden Lustspiele nicht geschickt? Er musste mirs bestimmt versprechen und wird es wohl noch tun. Als wir von meiner klassischen Blumenlese sprachen, offerierte er mir auf die bekannte treuherzige Weise seine Übersetzungen aus dem Horaz, wie sie in seinen Lektionsheften stehen. Es sind mehrere gereimte darunter, wovon ich ein paar auswählte. Einige andere schick ich Dir hiemit in Abschrift, die Du behalten darfst. Hie und da tritt Bauers ganze Eigentümlichkeit sehr überraschend draus hervor.

Unter anderem dank ich Dir auch für die Nachrichten über Ostertag,[4]) die Du doch immer fortsetzen wollest. Die Doktorin K[rauss][5]) hab ich freilich etwas vernachlässigt, was mir in Wahrheit leid ist. Ich will ihr jene Iris schicken, sobald sie heraus ist (d. h. zugleich mit Deinem Exemplar), und es wäre gut, wenn Du oder die liebe Konstanze dies vorläufig andeutete.

Ich lege Dir ein Schriftchen von Grüneisen bei, das Du gewiss gern liesest.[6])

Nun hab ich aber die Bitte an Dich, Du möchtest doch bei Jan[7]) in Niederstetten, den ich schön grüssen lasse, bald möglichst anfragen, ob denn die Reiskesche Ausgabe des Theokrit, die er so gut war mir

---

[1]) Louis Hetsch, Komponist Mörikescher Lieder.

[2]) Wilhelm Waiblinger, der genialische, 1830 in Rom gestorbene Dichter, Studienfreund Mörikes.

[3]) Friedrich Kauffmann, Jugendfreund Mörikes und Komponist seiner Lieder.

[4]) Amtsrichter in Niederstetten, Schöngeist und Dichterling.

[5]) In Mergentheim.

[6]) Von Klara Mörikes Hand: „Das Buch geht nicht mehr in Schachtel".

[7]) Stadtpfarrer.

zu leihen, nicht einen zweiten Teil habe, wie die Praefatio verspricht, welcher den Kommentar enthielte, und ob Jan nicht geneigt wäre, mir diesen gleichfalls anzuvertrauen. Du hättest dann die Güte, mir das Buch mit nächster Post zu schicken. Oder Ihr bringt es selbst diese Tage im Schlitten. Wetter! das wär ein ganz unzahlbarer Gedanke. Aufrichtig gesagt, wir trugen uns mit dieser Hoffnung die ganze letzte Zeit herein so ziemlich stark, weil exzellente Schneebahn war. Und sie ist noch. Was meinen Sie? was Frau Konstanze? Es könnte ihr so wohl bekommen! Soll es nicht sein, so lasst uns doch unser tam longe non scripsisse nicht büssen. Deine Briefe sind mir eine ganz unentbehrliche Nahrung geworden.

Lebt wohl, Geliebteste!

Euer

getreuer

Eduard.

Cleversulzbach, den 3. Februar 1839.

*

Cleversulzbach, den 2. Mai [1839].
Morgens 9 Uhr.

Grün steht das Tal schon rings, und der lichte Wald
Vertieft in Schatten schon sich geheimnisvoll,
Die wilde Taube gurrt, der Jäger
Schmückt sich den Hut mit dem frischen Zweige.

(Fragment, welches ich neulich auf einem alten Wischchen von mir fand.)[1])

So wirds nun allernächstens heissen, Liebster. Soeben komme ich im Schlafrock von dem wohlbekannten Hügel hinterm Kirchhof herunter. Der Himmel ist bedeckt, die Luft durch Regen abgekühlt, die jungen Saaten breiten sich überall aus, zwei Kuckucke rufen vom Walde herüber, und die Lerchen singen sich beinah die Seele heraus.

Morgen ist unserer teuren Konstanze Geburtstag, den ich im stillen wie den einer Schwester begehe. Ein kleines donum natale, für Euch beide bestimmt, liegt schon in Stuttgart bereit, das wir vielleicht selbst überbringen. Klärchen ist noch nicht da; es scheint, sie muss nun schon das Schillerfest abwarten. Apropos, den Handel mit den Briefen hab ich nun abgemacht (zu 350 fl.), nachdem ich zweimal in Möckmühl gewesen.[2]) Dabei hat sich ein merkwürdiges Zusammentreffen ereignet. Der Kauf wurde nach vielen Schwierigkeiten am 28. April geschlossen; vom 29. datiert sich daher das kurze Vorwort, mit welchem ich auf Schweizerbarts Wunsch die kleine Briefsammlung versah und

[1]) In das Gedicht „An einen Liebenden" (Gedichte S. 296) als 4. Strophe mit leichten Änderungen aufgenommen.

[2]) Mörike vermittelte der Schweizerbartschen Verlagsbuchhandlung in Stuttgart das Recht, die im Besitz des Kaufmanns Kühner in Möckmühl befindlichen Schillerschen Familienbriefe zum Abdruck zu bringen, und gab sie selbst am Schluss des 2. Bands der Boasschen „Nachträge zu Schillers sämtlichen Werken" heraus.

am gleichen Tag zum Druck abschickte. Nun findest Du in einem jener Briefe Schillers ungefähr folgende Stelle (aus Weimar vom August 1802 an seine Schwester in Cleversulzbach): „Wir haben unser neues Haus im Frühjahr bezogen. Allein es war ein unglücklicher Tag: der Sterbetag unserer lieben Mutter (in Cleversulzbach). Ich gestehe, dass ich nicht wenig erschrak, als ich dies in des Schwagers Briefe fand; denn es ist immer eine sonderbar traurige Verkettung des Schicksals." Die Mutter Schillers aber, musst Du wissen, starb am 29. April 1802 laut der hiesigen Kirchenbücher. Ich konnte nicht umhin, dies alles in der kleinen Einleitung zu bemerken. Es ist doch wirklich sehr seltsam. Und dass ich von hier aus die Sache zu besorgen bekam, da doch dieser Ort, dieses Haus in gar keiner wesentlichen Relation zu dem Handel steht ausser der $2^1/_2$stündigen Nachbarschaft mit dem Wohnort des Kaufmanns! (Schweizerbart wusste so wenig wie ich bei meiner Hierherkunft von den frühern Bewohnern des Hauses.)

Übrigens enthalten die Briefe manchen schönen Beitrag zur Charakteristik Schillers. Aus Anlass von seines Vaters Tode schreibt er sehr bewegt unter anderm ungefähr folgendes: „Es ist etwas Grosses darum, eine so lange Laufbahn so zu vollenden, wie er es vermochte. Möchte es mir vergönnt sein, und wärs mit Übernahme aller seiner Schmerzen, so unschuldig von meinem Leben zu scheiden wie er!" etc. Ich habe das schöne Schiller-Lengefeldische Wappen (mit Einhorn und Pfeil) nach dem schwarzen Siegel eines hieher gerichteten Schreibens gezeichnet; der Verleger wills in einem Holzschnitt beigeben. Das Couvert hab ich behalten, und Ihr sollt es drüben sehn.

Wenn wir zu Euch kommen, ist noch nicht wohl auf den Tag zu bestimmen. Klärchen wird sich wahrscheinlich erst noch ein wenig hier ausruhen wollen, eh sie den Fuss zu neuen und grösseren Freuden wieder ins Gefährt setzt. Allein ich werde ihr nicht allzu lange Rast erlauben. Unter den projektierten Ausflügen hat mich Deine Schilderung des unheimlichen Waldplatzes absonderlich gereizt. Ich will recht viel zu Fusse gehn und wieder einiges Mergentheimer Wasser trinken.

Für die Proben aus den gereimten Evangelien bin ich Dir sehr verbunden. Ich hatte den Verfasser, nachdem ich ihn früher so gut wie gar nicht gekannt, erst neuerdings schätzen gelernt und kann ihm vieles hingehn lassen; aber das heisst doch die Leute ein bischen stark über die Ohren hauen!

Strauss schickte mir kürzlich seine Zwei friedlichen Blätter, die Du schon anderwärts lasest. Vielleicht ist Dir aber die Vorrede noch neu; dann brächte ich das Büchlein mit.

Hierbei einige Spässe für die Kinder. Das fremde Tier von Louis[1]) für die Bada,[2]) die zwei andern Bildchen für Agnes von mir. Hab ich das Gesichtchen nicht einigermassen getroffen? Hebt es ihr auf, dass sies noch in zehn Jahren sieht!

---

[1]) Ein Bruder Mörikes.

[2]) Hartlaubs Töchterchen Ada.

Schliesslich muss [ich] Ihm sagen, dass man zwar Wermutshausen füglich nicht von jenem bittern Kraut herleiten darf. Die rechte Derivation weiss Er aber nicht. Es kommt von „wehren“ und von „Muth“, „wehrhaftem Muth“, wodurch sich hoffentlich die Wehrmuthshäuser sehr geschmeichelt finden und gern drei h für eines in Kauf nehmen werden.

Lebt wohl, meine Teuren!

Ewig Euer E.

Wir können uns wohl noch ein- bis zweimal schreiben.

*

9. An Klara Mörike.[1])

14 Jahre später! Mörike hat sein Gretchen heimgeführt und sitzt am eigenen Herd in einer Stuttgarter Mietwohnung, deren Lärm freilich manche verdriessliche Störung verursacht. Er ist eben damit beschäftigt, seine reizende Novelle „Mozart auf der Reise nach Prag“ zu schreiben. Schwester Klara, die Hausgenossin der jung verheirateten Gatten, weilt gerade zu Besuch in Mergentheim, wo Mörike mit dieser vor seiner Vermählung gewohnt, wo er die Gattin gefunden hat, und wo seine Schwiegermutter, Frau von Speeth, noch lebt. Mit Klärchen plaudert der Dichter in unsrem Briefe von den Fortschritten seiner poetischen Arbeit, von einer beabsichtigten, aber nicht zustande gekommenen Reise nach München in Geschäftsangelegenheiten, von einer Familien-Kaffeevisite und andern kleinen Ereignissen des täglichen Lebens.

27. Juni 53.

Ich habe mich heut früh, wie schon mehrere Tage, mit meiner „Landstrasse“ der grösseren Ungestörtheit wegen in Dein Stübchen herüber gemacht, liebstes Klärchen, auf Deine Matratze und bis jetzt — nach 11 Uhr — auf der Patentschiefertafel geschrieben. Die Läden sind zur Hälfte zu, der Sturmwind treibt die hohen Bäume hin und her, die Buben fangen sich im Hof, und oben wurde lang gebeethovelt, so dass ich einmal wieder Gebrauch von meinen alten Ohrenstöpseln machte und allerdings dann fast so still wie auf dem untersten Meeresgrund lag. Die Arbeit ging diesmal auch sonst erträglich vorwärts, und die Auspizien dafür sind gut. Vorgestern wollte der Zufall, dass, als ich eben die Partie von dem italienischen Kunststück mit den Orangen (von Mozart erzählt) vor mir hatte, aus der Kaserne drüben das erste Finale des Don Juan gemacht wurde und zu gleicher Zeit Gretchen dem Louis Auftrag wegen einer Pomeranze für die vorhabende Visite gab. Ich nahm dieses Zusammentreffen als ein günstiges Vorzeichen für mein Geschäft. Wenn ich mich nur so 14 Tage in das Dachkämmerchen bei Euch zu meinen alten Steinkisten[2]) setzen könnte, die ich ja ganz gewiss fest zugenagelt lassen wollte. Von Bruder L[ouis]

---

[1]) Urschrift im Besitz des Herausgebers.
[2]) Mörike war eifriger Petrefaktensammler.

bin ich inzwischen nicht gehindert, er kommt nie mehr vor Abend, und das liebe Gretchen erleichtert mich auf alle Weise.

Und Du? wie geht es Dir? Gesundheitlich? gesellig? musikalisch? Wir haben gross Verlangen nach einer Nachricht und stellen uns einstweilen, um unsre Sorgen wenigstens von dieser Seite nicht zu vermehren, das Beste vor. Jetzt gibt der Münchner Brief zu denken, auch für Dich und die liebe Mutter. Ich weiss da wahrlich für die nächste Zeit noch entfernt keinen Rat. Ich muss notwendig jetzt abbrechen. Grüsse die gute Frau Mama und alles! Leb wohl, geliebtestes Klärchen, und sei des stetesten Andenkens versichert

Deines getreuen E.

. . . . . .

Den 28., Dienstag, in Deinem Stübchen.

Ich sage Dir, Geliebteste, tausendmal Dank für die guten, lieben, erschöpfenden Blätter, womit Du unsere Sehnsucht nach einem Wort von Dir auf einmal zufrieden gestellt hast, und Gott Dank, dass Du von Dir im ganzen doch Gutes, wenigstens nichts von dem Gegenteil zu sagen hattest. Die liebe Mutter dauert mich um desto mehr, und freilich ists ein schlechter Trost, dass Du für ihre viele Güte etwas durch Krankenpflege helfen kannst.

Was sagt Ihr denn zu unserem Münchner Plan, und wenn wir Dich am Ende in Mergentheim selber abholten? Es ist mir selbst bis jetzt noch gar nicht glaublich, und eh ein Mittel dazu sichtbar ist, bitte ich Euch, noch niemanden davon zu sprechen. Nach München an sich selber gelüstet es mich bei Gott! nicht, allein es ist doch unerträglich, so stockblind in dieser wichtigen Angelegenheit zu bleiben. Denn weder die Würzburger noch Wilhelm[1]) noch das Gericht und unseren Advokaten kann ich verstehn. Unter den mancherlei widerstrebenden Empfindungen, die ich bei dem Gedanken an diese Reise habe, ist auch das Vorgefühl, wie sehr Deine Gegenwart und Mitwirkung uns fehlen werde. Genug davon! das liebe Gretchen schreibt ausführlich über alles.

Noch soll ich Dir sagen, dass letzten Sonntag die Neuffer-Buttersackische Kaffeevisite mit Lotte Sp[äth] sehr vergnügt bei uns war. Ich musste ihnen einiges von mir, z. B. den Essig-Präzeptor,[2]) vorlesen, der alle ausnehmend ergötzte, besonders auch die Rommelsbacher.

Recht angenehm ist mir neben vielem andern in Deinem Brief so manche Äusserung über das Märchen[3]) gewesen. Der ausführlichere Aufsatz Fischers[4]) darüber, statt dessen der Merkur jenen kurzen gebracht hat, wird jetzt im Morgenblatt erscheinen.

Ferner: morgen verlässt der Legationsrätin[5]) Moriz das Haus; er soll zu einem Geistlichen in die Schweiz, glaub ich, kommen. Der

---

[1]) von Speeth, ein Bruder Gretchens.

[2]) „Häusliche Szene“ (Gedichte S. 304—309).

[3]) Das auf Weihnachten 1852 erschienene „Stuttgarter Hutzelmännlein“.

[4]) Johann Georg Fischer, der Dichter.

[5]) Mörike wohnte damals im Haus der Legationsrats-Witwe Reuss (Hospitalstrasse 36).

heftige Auftritt im oberen Stock, von welchem wir schrieben, hatte keinen Verdruss, sondern den unvermuteten Tod eines Bruders der Legationsrätin in Wien zur Ursache.

Nochmals die innigsten Grüsse und Küsse

von

Deinem Eduard.

Soeben hör ich Zitherklänge in oder neben unserm Garten. Wie muss ich Dein dabei gedenken!

*

10. An Edward Schröder.[1])

Zum Schluss noch ein paar flüchtige Zeilen aus Mörikes vorletztem Lebensjahr, die nach zwei Richtungen bezeichnend sind: einmal für seine Saumseligkeit, die ihn zur Erledigung eines noch so geringfügigen Geschäfts nur schwer kommen liess, dann für die Liebenswürdigkeit, mit der er alle an ihn herantretenden Wünsche zu erfüllen bestrebt war. Der Empfänger des Briefchens, der jetzige Göttinger Germanist Edward Schröder, hatte als Kasseler Obersekundaner den von ihm hochverehrten Dichter zweimal um ein Autogramm angegangen. Er trug schliesslich als Beute neben jenem kleinen Begleitschreiben ein handschriftliches Exemplar des Gedichts „Gefunden" (Gedichte S. 96) davon.

Entschuldigen Sie, lieber Freund, die sehr verspätete Übersendung meines Beitrags zu Ihrer Handschriften-Sammlung. Ich war geraume Zeit von Haus entfernt, Ihre beiden Briefe kamen spät in meine Hände, nachher gab es noch manche Abhaltung, und jetzt, da ich eine ruhige Viertelstunde finde und das Datum Ihrer letzten Zuschrift nachsehe, tut es mir herzlich leid, dass ich in den Augen eines meiner schätzbaren jungen Leser so lange als ein ganz unfreundlicher Kauz gegolten haben muss.

Sie bestens grüssend

Stuttgart, den 13. März 1874.

Eduard Mörike.

* * *

---

[1]) Urschrift im Besitz des Empfängers.

Das literarische Leben in Württemberg.

Von Ernst Jaeckh in Heilbronn.

Zunächst ausnahmsweise eine kurze captatio benevolentiae, die ihre Begründung und zugleich ihre Entschuldigung in der Eigenart unsrer schwäbischen Verhältnisse finden mag. Es geschieht außerhalb des vor 3 Jahren von mir herausgegebenen „Schwabenspiegels“ jetzt an dieser Stelle zum erstenmal, daß, wenn auch nur im vorgeschriebenen und beschränkten Raum und Rahmen einer Skizze, die Aufgabe versucht wird, das jüngste literarische Leben des Schwabenlands in seinen wesentlichen Strichen zu zeichnen. Sollen diese Nachweise ihren natürlichen Zweck einer Klärung und Verständigung erfüllen, so wird die Notwendigkeit eines offenen Worts zur Pflicht, auszusprechen, was ist, niemand zulieb und niemand zuleid, im aufrichtigen Dienst nur unsrer gemeinsamen Stammessache.

Es ist etwas Eigenes um das geistige Leben in Württemberg. Der König gab jüngst in einer Geburtsfestaudienz dem Oberbürgermeister der Residenz eine Charakteristik, die hierhergehört. Er sei sich seit seiner Thronbesteigung — so sagte der König — stets bewußt gewesen, daß der politischen Betätigung eines Staates, wie Württemberg, verhältnismäßig enge Grenzen gezogen seien; auf dem Gebiet künstlerischer und wissenschaftlicher Bestrebungen aber haben die deutschen Bundesstaaten ein ebenso reiches, wie dankbares Feld der Bearbeitung vor sich, und er sei daher allezeit darauf bedacht gewesen, in Württemberg sozusagen ein Kulturzentrum zu schaffen und zu erhalten, eine Stätte, wo mancherlei Interessen idealer Natur eine liebevollere und wohl auch eigenartigere Förderung und Pflege erfahren können, als das vielleicht da und dort sonst der Fall sein möge. Ein solches Königswort ehrt und kennzeichnet den Sprecher wie die Besprochenen, jenen durch die wiederholte Kundgebung seines vorurteilslosen Willens zur Prägung heimatlicher Werte und diese durch das Zutrauen zu ihrer Schöpferkraft. Ob sie treiben wird? Freilich: daheim und draußen ist auch eine andere Vorstellung verbreitet, eine, die unsre Literatur unsrer schwäbischen Landschaft vergleicht. Zu uns ragen noch die gletscherhaften Alpenriesen aus der klassischen Periode der deutschen Poesie und Philosophie herein, aber Schiller und Hegel sind doch mehr Gemeingut des ganzen Volks als schwäbischer Sonderbesitz. Jedoch die Mörike und Uhland, die Fr. Th. Vischer und D. Fr. Strauß, die L. Pfau und J. G. Fischer sind ebenso schwäbisch wie unsre Alb und unser Schwarzwald. Allein Ende der 70er, anfangs der 80er Jahre fällt es merklich ab; eine dünne Hügelreihe von Namen strebt noch über die Alltäglichkeit empor. Und heute? „Ist denn im Schwabenlande verklungen aller Sang?“

Dieses Heft soll darauf eine Antwort geben, allerdings in einer durch Raumrücksichten bedingten Auslese, keine erschöpfende. Auch Schwaben hat seine Alten und seine Jungen. Das Nebeneinander oder — richtiger — das Gegeneinander dieser beiden Schichten charakterisiert unsre Gegenwart,

die übrigens auch hierin auf ein früheres ähnliches Verhältnis in der schwäbischen Literatur verweisen kann. Ich meine den Gegensatz vor bald 100 Jahren zwischen dem in Stuttgart herrschenden Klassizismus und seiner literarischen Vertretung im Cottaschen „Morgenblatt für gebildete Stände" einerseits und der in Tübingen studierenden Romantik mit ihrem polemischen „Sonntagsblatt für ungebildete Stände", dem Freundeskreis um Uhland, Kerner und Schwab, der später sogenannten Schwäbischen Schule auf der andern Seite. Dieser Vergleich geschieht nicht von ungefähr, er erlaubt Anhaltspunkte auch für die heutigen Verhältnisse. Unsre Alten und unsre Jungen: die Gegenüberstellung enthält neben dem selbstverständlichen durchschnittlichen Altersunterschied einige andere Differenzmerkmale. Zunächst äußerlich: die Älteren sitzen in der Hauptsache in der Residenz in sicherer und behaglicher Position und mit persönlichem Zusammenhalt untereinander, eine Gruppe. Die Jüngeren befinden sich meist fern von der Heimat, einzeln und zerstreut, mit nur schwachen Fäden dorthin verbunden, oder aber, wer von ihnen daheimgeblieben ist, dem fehlt die äußere Freiheit und Selbständigkeit, sich unumwunden auszusprechen. Weiter prinzipiell: beide Teile gehen in ihren Kunstmitteln und -stoffen je ihre eigenen Wege. Das ist geschichtlich erklärlich. Als die erste naive Freude der geistigen Wortführer in Schwaben über die Erfolge von 1870/71 und über die Gründung des Reichs sich erschöpft hatte, begann es der schwäbischen Literatur bald an kongenialen Materien zu mangeln. Ihre Vertreter — die ältere Gruppe — knüpften teils noch mit persönlichem Miterleben, teils schon in Reminiszenzen an jene große Zeit an, sie haben von dieser Tradition mitgenossen und bleiben in ihrem Bann. Die Dichtung geht dort durch das Medium der Bildung, sie treibt in den reichen Schätzen der Väter Archäologie und als Ergebnis erscheint eine reife Abklärung und eine edle Form, eine gewisse poetische Vernunft, ein Abwenden von den Problemen des unmittelbaren Lebens, daneben auch ab und zu ein dichterischer Dilettantismus in dieses Wortes bester Bedeutung. Echte prächtige Äußerungen verdanken wir diesen Alten. Ich verweise z. B. auf die Proben der drei Stuttgarter in diesem Heft, Oberstudienrat Eduard Paulus, Generalstaatsanwalt Karl Schönhardt und Literaturprofessor Karl Weitbrecht. Paulus und Weitbrecht haben auch 1883 ein „Schwäbisches Dichterbuch" herausgegeben. Wie Karl Weitbrecht, bekanntlich auch Verfasser einer Literaturgeschichte, hat sich auch dessen Bruder Richard Weitbrecht, Stadtpfarrer im hessischen Wimpfen a. B., durch die Pflege des schwäbischen Dialekts in Bauernnovellen einen Namen gemacht. Ein geradezu suggestives Element ist aber dem aus dem Vollen geschöpften mundartlichen Realismus von Eduard Hiller eigen. Neben ihm sind besonders der Pfarrer Otto Gittinger und der frühere Tenorist und Bildhauer Adolf Grimminger am bekanntesten geworden. Scheffelsche Töne charakterisieren den Rottweiler Landgerichtsrat Robert Öchsler. Ein klassicistisch glatter „Volksdichter" ist der Schorndorfer Eisenmöbelarbeiter Ludwig Palmer. Damit wären einige Typen wenigstens angedeutet.

Andre — den Jahren nach nur — Ältere, wie, gleichfalls ein „Volksdichter", der Warmbronner Bauer Christian Wagner mit seiner naturwüchsigen Ursprünglichkeit, der Stuttgarter Justizrat Eduard Eggert mit grandios an-

schaulichen Bildern im Epos, und Isolde Kurz, die Künstlerin der Novelle, mit ihrem Realismus im Stil der großen Schweizer G. Keller und K. F. Meyer, — sie leiten bereits zu Jung-Schwaben über.

Eine Reihe von Persönlichkeiten verkörpern diese schwäbische Moderne. Ihr Ausdruck ist wesentlich ein lyrischer. Als ihre Kennzeichen erscheinen mir gegenüber der älteren Gruppe mit ihrer Konvention eine besondere Unmittelbarkeit der Empfindung und der Darstellung, eine knappe, schlichte Prägnanz des Ausdrucks, häufig bis zur epigrammatischen Konzentration gehend, eine suggestive Kraft in der Wirkung. Das dadurch Erreichte ist ein Zuwachs an Anschauungen und an Kultur. Neben zarten Stimmungsgedichten findet sich tiefe Weltanschauungspoesie. Auf den gemeinsamen Nenner etwa dieser Charakteristik lassen sich bei aller individuellen Verschiedenheit untereinander eine Anzahl moderner selbständiger Naturen bringen, deren ausgesprochener süddeutscher Akzent sie wohltuend von den gewohnten Stilarten der Berliner Moderne unterscheidet: mit deren Sturm und Drang hat dieses Jung-Schwaben weder äußere noch innere Beziehungen mehr; es ist gediegener, sicherer; mitunter klingt eine Mörikesche Note in dieser Lyrik an. Aber wie der Glanz Mörikescher Dichtung erst von außerhalb Württembergs durch die Hugo Wolffsche Musik ins rechte Licht gesetzt werden mußte, ehe man selbst daheim es sah, — ähnlich ergeht es diesen modernen Profilen. Der beschauliche Rat des „Bleibe im Lande und nähre dich redlich“ schafft ihnen Entsagung. Entweder weilen sie jahrelang schon ferne von der Heimat, so — von Isolde Kurz war schon die Rede — auch Cäsar Flaischlen (geb. 1864) aus Stuttgart in Berlin, Hermann Hesse (geb. 1877) aus Calw in Basel, Karl Gustav Vollmoeller (geb. 1878) aus Stuttgart in Italien; oder bleiben sie wohl oder sind sie wieder in der Heimat, so Gertrud Ingeborg Klett (aus Calw) und Therese Köstlin (aus Maulbronn), H. H. Ehrler, der Lehrer Fr. Felger, Ernst Krauß, aber es fehlt ihnen Förderung; einige andere schließlich, ein Architekt Gustav Mayer oder ein Kunstmaler Heinrich Schäff tragen das Kainsmal der Bohême an sich, als typische Physiognomie eines derangierten Zynikers der eine, als vagierender Philosoph mit dem Lachen auf der Heide der andere. Aber Talente sind sie samt und sonders, eigenartige, vom Grade des beachtenswerten bis zu dem des bedeutenden mit bestimmter künstlerischer Entwicklung. Und wieder eine Tatsache: die große Buchhandelsstadt Stuttgart hat — mit einer Ausnahme — keines der von diesen Dichtern erschienenen Bücher auf den Markt gebracht; Berliner oder Leipziger Verleger sind es, die den bekanntesten, Cäsar Flaischlen, oder neuerdings Hermann Hesse oder Sammelbände moderner deutscher Lyrik herausgeben, in denen auch von den andern Poeten einiges zu finden ist. Es ist wahr, außer Flaischlen und Hesse hat vielleicht niemand eine vollwertige Produktion aufzuweisen, die ein ganzes Buch rechtfertigt. Aber zu einem Neuschwäbischen Dichterbuch reicht übergenug, was ungedruckt in Manuskripten mir bekannt ist und was auch zu einem solchen Zweck von dem schon genannten Schriftsteller Ernst Krauß gesammelt ist. Ob wohl auch hierzu ein nichtschwäbischer Verlag nötig werden muß? So sieht das Interesse oder das Verständnis der einheimischen Verlagshandlungen aus. Und gleichermaßen steht es durchschnittlich um die württem-

bergische Presse: eine Zeitschrift, eine Art Sammelpunkt und Zentralrevue, gibt es bei uns nicht mehr,[1]) und unsre Tageszeitungen zeigen sich jeder literarischen Produktion geradezu abhold (mit einer verschwindenden Ausnahme) und wollen sich nicht um die Äußerungen unsrer Dichter kümmern, weder der älteren noch der jüngeren. Wo aber kein Kapital tätig ist, fehlt auch der Konsum. Die Besonderheit der kleinbürgerlichen Konstitution Württembergs birgt weitere geschlossene Gegenkräfte. Zudem wirken die Neigungen der Alten und der Jungen zentrifugal. Die Alten meiden die Jungen und — kennen sie kaum. 1894 ist in Stuttgart der literarische Klub ins Leben gerufen worden: „Süd- und norddeutsche Gelehrte, Dichter und Journalisten, Berufs- und sonstige Schriftsteller, Männer, die sich, wenn nicht für Literatur, so doch für Geselligkeit interessieren, sitzen darin friedlich beieinander. Ob es dem jungen Verein gelingen wird, allmählich eine Wiedergeburt des literarischen Lebens in Stuttgart anzubahnen, liegt im Schoße der Zukunft verborgen. Am schmerzlichsten mißt man augenblicklich jede engere Verbindung, jeden festeren Zusammenhalt der württembergischen Dichter untereinander.“ So hat Rudolf Krauß in seiner Schwäbischen Literaturgeschichte im Jahre 1899 geschrieben; so ist es heute noch. Die letzten 5 Jahre haben daran nichts geändert. Der Klub pflegt schöne Geselligkeit; ein tätiges Außenleben, ein Heranziehen noch nicht durch das Siegel des Erfolgs Ausgezeichneter, noch Strebender ist seiner Würde nicht gemäß.

Trotzdem ist es nicht wahr, das böse Wort von den „Schwaben im Winkel“. Goethe hat einmal von Uhland gemeint, seine Sachen seien ja ganz nett, aber etwas Welterschütterndes habe er nicht zustandegebracht. Das gilt bis zu einem gewissen Grad für die gesamte schwäbische Kultur und Literatur. Allein diese ist doch eine Welt im kleinen und sie gehört einem Stamm, der die Geistesgeschichte Deutschlands befruchtet hat, wie kein andrer. Auch jetzt regt sich der Pulsschlag eines eigenen frischen Lebens, so daß das Schlagwort des Epigonentums nicht trifft. Nicht so fast politische, als kulturelle Reservatrechte sind es, die wir Schwaben bewahren. Freilich scheint auch im geistigen Leben die alte Beackerungsregel der Bauern noch zu gelten: zwischenhinein eine Ausruhbrache. Wir kommen aber darüber hinaus. Ein zusammenfassendes vorurteilsloses Bild des poetischen Schaffens im Schwabenland, in der Form eines Neuschwäbischen Dichterbuchs, könnte uns heute wieder das Recht geben, mit Schiller zu rufen: „Ihr, ihr dort außen in der Welt, die Nasen eingespannt!“

---

[1]) Hoffentlich übernehmen die „Süddeutschen Monatshefte“ diese Aufgabe. D. V.

Gedichte von Christian Wagner.

Geleitwort.

Der eigenartigste unter den schwäbischen Dichtern der Gegenwart ist wohl Christian Wagner, der als Bauer zu Warmbronn bei Leonberg lebt, woselbst er im Jahr 1835 das Licht der Welt erblickte. Ein Lyriker von ursprünglicher Begabung, ein Träumer, Grübler und Seher, dazu ein Prediger von starkem sittlichen Pathos nach der humanitären Richtung hin — das etwa sind die Umrißlinien, mit denen man eine Zeichnung seiner geistigen Individualität zu beginnen hätte. In den drei Bändchen der „Sonntagsgänge", die er zwischen 1885 und 1890 veröffentlicht hat, und in den „Neuen Dichtungen" (1897) finden sich in großer Anzahl Gedichte von seltener Schönheit, überraschend und merkwürdig durch ihren Gedankengehalt und die Originalität der in ihnen gebotenen bildlichen Anschauung, gewinnend auch durch die Innigkeit und die Wärme ihres Tones. Einzelnes, wenn auch nur weniges, von gleichem dichterischen Werte bringen die „Weihegeschenke" (1893). Ein Übelstand sind freilich die nicht seltenen Nachlässigkeiten, Ungelenkigkeiten und Unfertigkeiten, die in der Sprache Christian Wagners — nur in den „Neuen Dichtungen" ist die Form reiner — mit unterlaufen; darf man sie dem durch keine wissenschaftliche oder künstlerische Schulung hindurchgegangenen Dichter nicht voll anrechnen, so wäre ihm doch mehr Selbstkritik nachgerade dringend zu wünschen, und kaum könnte er in der Zukunft besseres tun, als daß er die bisher entstandenen Kinder seiner Muse in bezug auf die Sprachform einer ernstlichen Prüfung und Reinigung unterzöge. Indessen ist des Tadellosen nicht nur, sondern des Bewunderungswürdigen eine beträchtliche Summe vorhanden, und hätten wir eine weise Auswahl der Lyrik Christian Wagners, einen Sammelband seiner besten Schöpfungen, so würde die Schar seiner Verehrer rasch wachsen. Im dritten Bändchen der „Sonntagsgänge" („Balladen und Blumenlieder") ist das lyrisch Vortreffliche vielleicht am dichtesten gehäuft, fast interessanter noch durch Reichtum an Geist, mannigfaltigen Inhalt und Gedankenreife sind die „Neuen Dichtungen," die aus den Abteilungen „Herbstblumen" und „Oswald und Klara. Ein Stück Ewigkeitsleben" bestehen.

Es sind, wiewohl unter sich nicht ohne Zusammenhang, hauptsächlich drei Ideen- und Vorstellungskreise, drei große Themata, die den Inhalt der Dichtung Chr. Wagners abgeben. Die Schöpfung von Pflanzenmärchen ist das eine. Wagner beseelt die Natur, die Pflanzenwelt, die ihm bei seinen täglichen Gängen durch Wald und Flur unter die Augen tritt, er sieht in der Gestalt und Bildung, den Wachstumsbedingungen und den Geschicken pflanzlicher Wesen Spiegelungen menschlichen Seins und Tuns, Wiedererscheinungen menschlichen Lebens; eine Naturumdeutung findet statt, und diese Umdeutung erstreckt sich auch auf das Tierleben, auf landschaftliche Eindrücke und Witterungsphänomene. Es ist aber keine willkürliche und Seltsames ausklügelnde Reflexion, welche dabei waltet, sondern nicht minder

merkwürdig als die Sinnigkeit der Bildschöpfung und die Fülle der märchenbildenden Intuition Chr. Wagners ist die Naturwahrheit in seinem dichterischen Verfahren, insofern der Phantasieakt, der die Umdeutung eines pflanzlichen Wesens vollzieht, auf dem Grunde einer ungemein scharfen Erfassung des Wesentlichen, des für das Auge Charakteristischen einer pflanzlichen Form und Art ruht. Auch ist dieses ganze Verhalten des Dichters zur untermenschlichen Natur nicht nur das Phantasiespiel, als welches es zunächst erscheint; sondern in die ästhetische Lust des Sehens und Gestaltens mengt sich bei ihm ein religiöser Glaube, ein philosophisches Bedürfnis, eine sein Auffassen der Erscheinungswelt beherrschende Idee: der Seelenwanderungsglaube, erweitert und vergeistigt, freilich auch ins Materialistische gewendet, entwickelt sich bei Chr. Wagner, der die populär gewordenen naturwissenschaftlichen Lehren vom Kreislauf des Stoffes und der Wanderung der Stoffteilchen in sich aufgenommen hat, zur Idee des ewigen Formwechsels alles Seins, der ewigen Wiederkehr des Vergangenen, und hiermit begegnen wir dem zweiten großen Thema und Motivengebiet seiner Dichtung. Soweit die eigentliche Idee der Seelenwanderung hervortritt, werden wir an die Lehren der Inder, insbesondere der Buddhisten erinnert, von denen Chr. Wagner doch nicht abhängig ist und sich auch bestimmt genug unterscheidet: denn kein Nirwana lockt ihn, und der Askese des Buddhismus setzt er die Lobpreisung des Daseinsglückes, der Lebensfreude und seinen Schönheitskult entgegen. Eine in sich völlig geklärte Weltanschauung darf man bei Christian Wagner freilich nicht suchen; er gibt sich von psychologischen Begriffen keine strenge Rechenschaft, und mit seiner von den Atomvorstellungen beeinflußten Betrachtungsweise gehen die Stimmungen und Gesichte, die dem ihm innewohnenden Hang zur Mystik entspringen, nicht recht zusammen. Aber auf sehr interessante Gedichte stoßen wir hier doch, und als bedeutsam und fruchtbar in ethischer Richtung erweisen sich seine ihm zur lebhaftesten Phantasie-Anschauung gewordenen intellektuellen Überzeugungen. Von der Anerkennung des Wertes des Lebens, von der Wertschätzung der Daseinsfreude aus, die ihm als ein notwendiges Stärkungsmittel zur Vervollkommnung des Menschen erscheint, ist er zum Grundsatz der „möglichsten Schonung alles Lebendigen“ gelangt. Hiemit ist das dritte große Thema seiner Poesie genannt; ja, man kann sagen, der Gedanke der Schonung des Lebendigen, der „Rechtsanerkennung alles Lebendigen“, der Gedanke des Rechtes alles Lebendigen auf Unverletzlichkeit, ist die stärkste Triebkraft seines dichterischen Schaffens, ist die Seele seiner Poesie. Kein Dichter vor ihm hat mit solcher Innigkeit und Unermüdlichkeit, solchem Ernste, solchem Aufwand von Feuer und solcher Weitherzigkeit die erbarmende Liebe zu aller Kreatur gepredigt wie er, und wenn aus den Gedankentiefen des Buddhismus ein wohlwollendes und mitleidiges Verhalten gegen alle Wesen floß, wenn das Christentum in seinen reinsten Offenbarungen die Liebe zum „Nächsten“, zu den Mitmenschen lehrte, so ist es vorzüglich die Tierschonung und auch die Pflanzenschonung (Baumschonung zumal), in deren Verkündigung der Bauer und Dichter zu Warmbronn seines Lebens Sinn, Inhalt und Ziel erkannt, seine Mission, sein Prophetentum gefunden hat. Ein Evangelium des Friedens will er den Erdenbewohnern bringen, erlösen möchte er die Tierwelt von der tausendfachen Mißhandlung, welche

die Menschheit aus Grausamkeit und Härte, aus gedankenloser Gewöhnung ihr zufügt, erlösen möchte er die Menschen von der Selbstsucht und Gewalttätigkeit, die ihre Herzen arm machen, aufgehen lassen möchte er über das ganze Reich des Lebendigen die Sonne einer milden, vergeistigten Freude: dafür von neuem die Wege zu ebnen, an diesem großen Werke mitzuhelfen, ist der Beruf, dessen sich Christian Wagner bewußt ist. Die Gedichte, die unter diesem Zeichen geschrieben sind, tragen denn auch den Stempel der Inspiration, sind die Produkte einer inneren Notwendigkeit, konzentrierter Ausdruck seiner Persönlichkeit, sind das Beste, was er der Welt zu geben hatte.

Ich habe geglaubt, die letzten dieser Sätze aus dem Buche wiederholen zu dürfen, das ich unter dem Titel „Christian Wagner, der Bauer und Dichter zu Warmbronn" als eine nicht ausschließlich literarhistorische und biographische, sondern zugleich sozialethische Studie veröffentlicht habe. Den Lesern dieser Blätter aber seien als Proben der Wagner'schen Poesie die folgenden Gedichte geboten. Richard Weltrich.

I.

Ostersamstag.

Es ist Ostersamstag. Winterlich steht der Wald, und die Anemonen, die Köpfchen hängend, da und dort in kleinen Gruppen beisammen:

Wie die Frauen
Zions wohl dereinst beim matten Grauen
Jenes Trauertags beisammen standen,
Worte nicht mehr, nur noch Tränen fanden;

So noch heute
Stehen, als in ferne Zeit verstreute
Bleiche Zionstöchter, Anemonen
In des Nordens winterlichen Zonen.

Vom Gewimmel
Dichter Flocken ist er trüb, der Himmel;
Traurig stehen sie die Köpfchen hängend
Und in Gruppen sich zusammendrängend.

Also einsam,
Zehn und zwölfe hier so leidgemeinsam,
Da und dort verstreut auf grauer Öde,
Weiße Tüchlein aufgebunden jede.

Also trauernd,
Innerlich vor Frost zusammenschauernd,
Stehn alljährlich sie als Klagebildnis,
In des winterlichen Waldes Wildnis.

II.

Auf der Burgruine.[1]

In dem Neste
Droben auf dem Fels ein Sänger[2] lag,
Eingekerkert dort schon Jahr und Tag
Auf der Veste.

Aus dem Kerker
Brach er einst bei mitternächt'ger Weil',
Wollt' herab sich lassen an dem Seil
Von dem Erker.

Doch zerschmettert
Fanden ihn die Wächter morgens schon;
s' war im Spätherbst, und der Buchen Kron'
Laubentblättert. —

Aus den welken
Grauen Flechten, die sein Blut benetzt,
Sind nun aufgesproßt und blühen jetzt
Felsennelken.

Aus den Moosen,
Aus den Steinen, die sein Blut bespritzt,
Sind nun aufgesproßt und blühen itzt
Skabiosen.

Augenspiegel[3]
Schweben um die Nelk' und Skabios',
Um die weiß und rote Waldesros'
Auf dem Hügel.

Augenspiegel
Schweben hier im blauen Freiheitssaal,
Blut'ge Tröpflein wie ein blut'ges Mal
Auf dem Flügel. —

Laß das Trauern!
Von des Leibes Banden ausgeschirrt,
Seine Seele nun als Falter irrt
Ob den Mauern.

---

[1]) Hohen-Urach.

[2]) Nikodemus Frischlin † 1590.

[3]) Der Apollofalter, „Roter Augenspiegel", Schmetterling, dessen Hinterflügel zwei blutrote Augenflecken haben.

III.

(Bitte.)

Zerbröckle, wenn ich tot bin, sel'ges Licht,
Zu Werktagsschlacken mir mein Wesen nicht!

Zu düft'gen Blumen in dem Lenzgefild
Und zu der Rosen hohem Schönheitsbild

Und zu der Lieder sel'gen Melodien,
Schallwellen, die durch Menschenseelen ziehn

Und sie erheben in der Andacht Dom,
Woll'st du verwenden jedes Staubatom!

IV.

(Wiederkehr.)

Von Seligkeiten träumst du nach dem harten
Und mühevollen Leben und Getos;
Die Mühen, die du hast in diesem Garten,
Mitsamt den Freuden wirst du sie nur los;
Wohl andre Freuden werden dich erwarten,
Doch andre Mühen werden sein dein Los,
Bis mehr und mehr das von dir ausgeschieden,
Was deinem Wesen mindern kann den Frieden.

V.

Karfreitagsgedanken.

Des Schicksals Walten, taub ist es und blind,
Ein wildgewordnes scheues Weiderind.

Ein Büffel ist's, der grast auf grüner Heid'
Und leuchten sieht von fern ein rotes Kleid:

Ein Edler naht in seinem Königsschmuck,
Dem Büffel dünkt er wirrer Heidespuk.

Die Hörner senkt er und erhebt den Schweif,
Sein Auge faßt den Purpur und den Reif!

Er stürzt heran, durchbohrt ihn mit dem Horn
Und tritt ihn unter sich in seinem Zorn. —

Karfreitag heut'. — O unglücksel'ger Tag,
An dem ein Gott des Hornes Stoß erlag! —

VI.

Eigentum.

Es ist nicht alles ganz dein, was du dein nennest; es ist eigentlich gar nichts ganz dein als die Wertsachen in deiner Brust, in dem feuerfesten und diebessicheren Kassenschrank deiner Seele. Deine Gärten, deine Äcker und Wiesen hast du erkauft und bezahlt; aber was du nicht erkauft und bezahlt hast, das ist der Tau und der Regen, der deine Gewächse tränkt, das ist die Luft und der freudige Sonnenschein. — Drum siehe: Nicht ganz dein ist deine Ernte. — Siehe, der Herr der Erde, der Luft, des Regens und Sonnenscheins hat dir mitunter arme Menschenkinder, auch Tiere, mitunter Schwachsinnige und Unmündige, auch Herbergslose — ich möchte sagen — ins Ausgeding gegeben mit der gewiß nicht schwer drückenden Bedingung, sie ein wenig zu dulden. — Ja es sind geringe Ausdinger, die von deinen Feldfrüchten naschen, Feldhühner, Waldvögel und Tauben — ja noch geringere: Sperlinge und Mäuse, Maulwürfe und Maikäfer; aber glaube ja nicht, daß dieselben ihrem Schöpfer auch so gering und wertlos erscheinen als dir. — Du wütest mit Feuerrohr, mit Gift und Schlinge unter diesen kleinen naschenden Ausdingern. Siehe wohl zu, daß dich dieselben nicht verklagen! Hüte dich, auf daß dir dein Lehensherr die verliehenen Nutznießungen nicht wieder nehme — die Nutznießungen des Regens und Sonnenscheins, die Nutznießungen der fröhlichen Gesundheit und des Gedeihens! — Und siehe wohl zu, daß deine Religion nicht in deiner Zahlungsfähigkeit bestehe!

VII.

Berufung.

Wer war es, der mich Armen in der Haft
Des kleinen Dörfleins rüstete mit Kraft?

Durchleuchtete mein schattendunkel Nichts? —
O eine Gabe war's des ew'gen Lichts!

Das meine klein' und meine große Welt
Mit seinen Rosenstrahlen mir erhellt

Und Gegenwart und Zukunft machet klar
Und das Vergangene mir offenbar. — —

Ich hatt' nicht Wissenschaft, ich hatt' nicht Kunst, —
Mir wurde beides durch der Götter Gunst,

Und Königen und Fürsten steh' ich gleich,
Doch in der Zukunft schlummert noch mein Reich.

Die beiden Bräute.

(Ballade.)

Von Isolde Kurz in Florenz.

Frau Gertrud, leg' den Goldschmuck an,
Du sollst die stolze Braut empfah'n.
In Züchten tritt vor sie und sprich:
Herrn Rainers Schwester grüßet dich.
Warum fallen ihr die Tränen auf die Wange?

Und als die Braut zum Hofe ritt,
Frau Gertrud ihr entgegenschritt,
Sie beut ihr Gruß und Labewein.
— Was ist so bleich die Schwester dein?
Warum fallen ihr die Tränen auf die Wange?

Die Schwester mein ist bleich und trüb,
Sie trauert um verlorne Lieb',
Mein Freudentag macht ihr Beschwer,
Der ihre scheint wohl nimmermehr.
Warum fallen ihr die Tränen auf die Wange?

Als nun das Paar zur Kammer ging,
Frau Gertrud dienend sie empfing,
Sie löst der Braut das Goldgeschmeid:
Schlaft süß und niemals treff' euch Leid!
Warum fallen ihr die Tränen auf die Wange?

Herr Rainer, macht die Wahrheit kund,
So traurig spricht kein Schwestermund:
Ich sorg', Ihr selber seid der Mann,
Um den sie Herzensnot gewann.
Warum fallen ihr die Tränen auf die Wange?

Ja, edle Frau, ich hehl' es nicht,
Weil jeder Trug vor Euch zerbricht:
Bevor Ihr einzogt hier als Braut,
War sie mir manches Jahr vertraut.
Warum fallen ihr die Tränen auf die Wange?

Habt Ihr zur Trauten sie begehrt
Und haltet sie des Rings nicht wert?
Dem Manne sei mein Herz versagt,
Der von sich stieß so edle Magd!
Warum fallen ihr die Tränen auf die Wange?

Frau Gertrud, laß das Trauern sein,
Mein rotes Gold ist alles dein.
Ich steig' zu Pferde sonder Harm,
Du ruhe sanft in Rainers Arm.
Warum fallen ihr die Tränen auf die Wange?

Württembergische Lyriker.

*

Karl Schönhardt
(geboren am 1. März 1833 in Stuttgart).

Vor J. G. Fischers Denkmal.

Entwandelnd aus der Gassen wirrem Leben,
Zu stillen Pfaden liebtest du zu flüchten,
Versunken in dein Sinnen und dein Dichten,
Der Schöpfung reinen Kräften hingegeben.

Hier, wo dich an der Halde deine Reben,
Dich von den Höhen grüßten deine Fichten,
Hier kommen wir, dein Bildnis aufzurichten:
Hier sollst du stehn in frischer Lüfte Weben.

Dann nahet wohl ein Freund und kehret wieder;
Ob dir ums Haupt des Herbstes Stürme jagen,
Den Frühling ahnend, denkt er deine Lieder.

Und wenn im Maien deine Drosseln schlagen,
Da fühlt er's, und die Träne schleicht ihm nieder:
Du lebst uns, wie in deinen Erdetagen.

*　　*
*

Eduard Paulus
(geboren am 16. Oktober 1837 in Stuttgart).

Palmyra.

Der Perle gleich erglänztest du im Sande
Der braunen Wüste, Palmenwipfel hoben
Sich um die Tempel; — Giebel und Metopen
Erglühn aus purem Gold im Sonnenbrande.

Groß ist das Reich, vom halben Morgenlande
Wird hier der jährliche Tribut erhoben,
Und mächtig herrscht, vom Diadem umwoben,
Zenobia mit göttlichem Verstande.

Zu ihren Füßen sitzt Longin und spricht
Vom ewig Schönen, von dem Gnadenlicht,
Womit manch holdes Wunder schon geschah.

Sie zuckt empor: Was fliegt da für ein Speer
Im Portikus? — „Das ist das Römerheer,
Man bringt die Ketten dir, Zenobia!"

*

Gotische Dome.

Ja, diese Dome heben wie Giganten
Zum Himmel auf durchbrochne Sandsteinmassen,
So stehn sie einsam in den engen Gassen,
Mit Blumenwerk besetzt an allen Kanten.

So glühn sie gleich Rubinen und Demanten,
Wenn schon der Sonnenschein die Stadt verlassen,
Und bringen, wenn die Sterne sanft erblassen,
Den Morgengruß dem großen Unbekannten.

O Menschenkind in Düsternis versenkt,
Dem Tod geweiht und allen Todesschmerzen,
Unendlich steigt aus deinem wunden Herzen

Die Sehnsucht auf, die himmlische, und sprengt
Die Wolkenhülle, und im Ätherlicht
Wird uns ein Strahl aus Gottes Angesicht.

* *
*

Karl Weitbrecht
(geboren am 8. Dezember 1847 in Neuhengstett).

Gruß an Tübingen.

Aus dämmrig kühler Ferne
Aus Lebens Kampf und Not
Wie denk ich dein so gerne,
Du Stadt voll Morgenrot!
Von deiner Veste nieder
Ins blütenweiße Tal
Möcht ich schauen und träumen wieder
Nur noch ein einzigmal!

Dort kommen die Wellen gezogen
Des Neckars in blitzendem Lauf,
An der alten Brücke Bogen
Rauschen sie murmelnd auf;
Und die grauen Giebel schauen
So ernst hinab in die Flut,
Und die fernen Berge blauen
Herüber so treu und so gut.

Und mit den Wellen ziehen
In ruhlos schwellendem Gang
Vieltausend Melodieen
Die grünenden Ufer entlang.

Vieltausend Melodieen
Aus farbig bewegter Zeit
An der Seele vorüberfließen
In trunkener Traurigkeit.

Hier fragt' ich zuerst das Leben:
Was bist du? Was winkst du mir zu?
— Nur Träume hat mir's gegeben,
Sie gingen wie Träume zur Ruh!
O so rasch vertanzte die Welle,
O so rasch sind die Rosen verblüht,
Die hier an des Lebens Schwelle
Mir verheißend entgegengeglüht!

Doch Eins ist mir aufgegangen
Wie leuchtende Morgenglut
Aus Träumen und Traumverlangen:
Ein trotzig freier Mut!
Der soll sich nimmer beugen
In Lebens Kampf und Not,
Soll stets von dir mir zeugen,
Du Stadt voll Morgenrot!

*

Wilhelm Hauffs Geburtshaus.

Zum 29. November 1902.

Morgenrot und finstre Mitternacht,
Märchenmondlicht über Heimathügeln,
Sagenschätze unter Drachenflügeln
Und das Feld der lauten Männerschlacht —
Auf dem Kalksteinfels ein ragend Schloß,
Drunten in der Erde tiefem Schoß
Der verbannte Mann in Tropfsteinklüften
Und das Hirschhornbanner in den Lüften —
Burschenschaft und heiliges Vaterland —
Frischer Kampf mit blanken Witzgeschossen
Gegen Narrenvolk und Modetand —
Träumereien an der Kellerwand,
Goldnen Weines Geister zu Genossen —
Junges, heiterernstes Dichterhaupt,
Schon von dichtem Lorbeerkranz umlaubt
Und umglänzt von milder Liebe Strahl —
Dann ein früher Tod nach raschem Siege:
All dies helle Wunder schlief einmal
Still dort oben in der engen Wiege.

* *
*

Richard Weitbrecht
(geboren am 20. Februar 1851 in Heumaden).

Wia mers sait.

Der Förster ischt a' reachter Ma',
Blos kommt en oft a'-n-O'schick[1]) a';
Doch wenns en a'kommt, woißt er flugs
s reacht Wörtle, s ischt a' schlauer Fuchs.
A'môl beim Waldgang bricht a' Stanga,
Er fällt a' Schuha dreißig na —
„Her Oberförster", tuat er sa,
Desmôl wär i schiergar[2]) ei'ganga!"
Ond nôche mit em Dokter gôht
Er dur da' Wald, a's ischt schau spôt,
Ond stolpret über so-n-a' Wurzel,
Sei' Flent gôht laus bei dem Gepurzel,
Ond vo-n-em Backa tropft em s Bluat.
Er schnauft, stôht uf, suacht nôch em Huat:
„Dia Donnderschuah, wann se frisch gsohlt!
Schiergar hätt mi der Teufel gholt!"
Nô wieder gôht er mit em Pfarr
Uf ebner Strôß — kommt so-n-a' Narr
Vo' Radler, fährt en en da' Graba.
Der Pfarr, der sprengt em tapfer z Hilf:
„s wird doch kei' O'glück geba haba?"
Der Förster pfaucht[3]) und mit Gegilf[4])
Tuats aus em Graba außer bromma:
„Schiergar wär i en Hemmel komma."

* * *

Otto Güntter
(geboren am 30. Oktober 1858 in Stuttgart).

Beati mortui.

Es war in Rom. Vom Monte Pincio sahn
Wir königlich die Sonne niedersteigen,
Und vor der goldnen Ferne hob sich klar
Der schöne Linienzug der Peterskuppel.
Versunken schauten wir hinweg vom Korso,
Der rastlos wogend sich vorüber schoß;
Wir waren wirklich Fremde in der Menge.
Stumm stiegen wir hinab zur alten Stadt
Und lenkten langsam in die Reihen ein,
Die nach San Carlo ihre Schritte wandten.

---

[1]) Unfall. [2]) beinahe. [3]) tut schwer. [4]) Gestöhn.

Von Lichtern hell erglänzte rings die Halle
Und Weihrauchwolken stiegen vom Altar,
Verschwebend in dem dämmernden Gewölbe.
Wir stellten uns in einer Säule Schatten
Und lauschten, wie die Orgel nun begann,
Den Geigen weiche Töne sanft entquollen,
Der Chor dann anfing leise mitzuklagen.

Sie sangen zum Gedächtnis aller Toten.

Und ich vergaß der Stätte, wo ich war.
Vor meinem Blick hob sich ein frisches Grab,
Mit Winterastern völlig überdeckt
Vom Gartenbeet, um das sie oft gespielt,
Ein fröhlich Kind, und eine ragte hoch,
Die neigte sich und schwankte leicht im Winde.
Darüber lag ein nordischer Spätherbstabend,
Ein matt Verdämmern eines trüben Tags.
So war ich von dem Hügel dort geschieden
Vor wenig Wochen erst; in bitterm Schmerz
Hatt' ich mich losgerissen von der Stätte,
Die heilig mir, seit dich sie aufgenommen.
Tief stille war's, nur Mütterchen und ich
Allein noch in dem weiten Gräberfeld.

Und nieder stürzten mir die heißen Tränen,
Daß ich auf immer dich, mein Kind, verloren,
Daß ich dein liebes Stimmchen nie mehr höre,
Dein Ärmchen mir den Hals nicht mehr umklammert,
Dein Händchen nicht in meine mehr sich legt.
Noch an des Weges Wendung hielt ich inne
Und sah zurück nach deinem Blumenhügel
Und sah die Astern sich noch einmal neigen,
Und dunkler immer ward es um uns her.
O warum mußtest du auch von uns gehn,
Du wußtest doch, wie wir so heiß dich liebten,
Wie wir, ohnmächtig, dich zu halten suchten,
Als wir dich unsrer Hand entgleiten fühlten.
Was stiegest du so früh hinab vom Licht
Ins dunkle Grab. O sieh, was du getan,
Wie es in unsrer Seele Tiefen reißt.

Da klang vom hohen Chore eine Stimme
Wie eines Engels Ewigkeitenstimme,
Der nur, was selig er geschaut, verkündet:
Beati mortui! — O dieser Ton,
So selig süß wie liedgewordnes Licht,
Klingt unverlierbar fort in meiner Seele.
Beati mortui! Selig die Toten!

Aufs neue brach die Träne mir vom Auge,
Doch nicht mehr war's die Träne bittern Schmerzes,
Sie löste sanft den Krampf in meiner Brust.
Gepriesen sei, daß du vollendet hast
Und nichts mehr weißt von allem Leid und Schmerz,
Der armen Erdenmenschen hartem Los!
Und immer zittert in der Seele nach
Der sanfte Hauch: Beati mortui!

*

Leben.

Leben ist ein buntes Spiel
Wechselnder Gestalten,
Die in Daseinslustgefühl
Sich für dauernd halten

Und doch schwinden wie ein Zug
Wolken, windgetrieben,
Die sich ändern stets im Flug,
Endlich ganz zerstieben,

Oder wie ein süßer Klang,
Der im Wald sich hebet,
Und am nahen Wiesenhang
Zitternd leis verschwebet.

Strebt auch noch so hoch der Baum,
Einmal muß er sinken;
Schäumt auch noch so hoch der Schaum,
Lang wird er nicht blinken.

Hebst du noch so stolz den Kopf
Und bestimmst die Moden,
Einmal doch als armer Tropf
Liegst du unterm Boden.

Wo sich dann ein Hügel hebt,
Ist bald grüner Rasen,
Und in hundert Jahren gräbt
Man darüber Straßen.

Die dort wohnen, glauben auch
Sich der Erde Herren,
Sie auch wird, nach altem Brauch,
Schein des Lebens närren.

Leben ist ein Gaukelspiel
Wechselnder Gestalten,
Die in Daseinslustgefühl
Sich für dauernd halten.

*　*
*

Otto Gittinger
(geboren am 31. März 1861 in Lauffen a. N).

Kenderspiel.

Em Ernta drenn, wo d' Bauersleut
Für nenz wia's G'schäft em Feld hent Zeit,
Leit sterbeskrank em Bett der Ehne,
Ufs Feld naus ischt der Sohn ond d' Söhne.
Er g'hebt se schwer, lang gôht's net maih,
Ehm ischt an Leib ond Seel so waih.
„Ach!" sait er, „ischt denn alles fort?
Sait miar kein Mensch kein chrischtlichs Wort?
Muaß i denn sterba muaters' lein?"
Horch, was kommt dô zom Fenschter rein?
Dô spiela kleine Mädle drauß
Schualmeischterle's vor's Ehnes Haus.
Sprüchb'hörerles kommt z'erschta därn?
„Kommt her ihr Gesegneten" fangt eine ān
Ond wia se fertich ischt dermit,
Kommt glei de ander ond de dritt
Ond alle dur mit helle Stemma.
Der Ehne horcht, d' Händ laiht er z'semma
Ond betat mit mit Herz ond Händ,
Bis alle Kender fertich send.
Ond wia's nô heißt: „Des hent ar kenna!"
Nô nickt er leis em Stüble drenna,
Schnauft nō môl tiaf ond 's Herz stôht still
Em Frieda — n=ontr' am Kenderspiel.

*   *
*

Theodor Mauch
(geboren am 1. April 1863 in Göppingen).

Liebestraum.

Als eines dem andern ins Auge geschaut
Da hat es dem Auge das Auge vertraut —
Eh Herz sich noch bangend zum Herzen geschmiegt
War Seele schon sehnend in Seele gefügt.
Und Schwüre gelispelt von Mund zu Mund
Verwobens zum Bande, schlossens zum Bund —
So wandelten weiter zwei Hand in Hand
Als schritten sie hin an der Seligen Strand.

*   *
*

August Reiff
(geboren am 29. September 1866 in Eschenbach, O. A. Göppingen).

Dr Früehling fangt a'!

A Kind mit Veigele in dr Hand
Kommt aufer selt am Wiese'rand,
Und uf 'm Bänkle sitzt vor'm Haus
Dr stoialt Ähne und guckt naus;
Guckt naus in dees Wunder von Sonneschei',
Guckt naus, als fürcht 'r, 's kö't 's letschtmôl bald sei'.
'r hôt jô net gwißt maiß, daß d' Welt so schö' ischt,
Dr Winter und 's Alter hent älles verwischt!
Jetz trinkt 'r sich satt an dem Sonneschei'
Und schlôft dabei ganz sachte ei'...
Und träumt und träumt von seller Zeit,
Die's oimôl und net wieder geit,
Und träumt sich in sei' Kindheit zruck,
Als ob sei' Mueter uf en guck...
Und um ihn spielt a Kinderschar,
Und uf dem Dach selt sitzt a Star,
Der singt zue Traum und Spiel sei' Lied,
Sei' uralts Lied und wirds net müed,
Dees Lied, dees kois gnueg haire ka':
„Dr Früehling fangt a'!"

* *
*

Gertrud Ingeborg Klett
(geboren am 1. Juli 1871 in Ludwigsburg).

Stille

Heut — im Taumel froher Lebensfeier —
Hob mein Schicksal leise seinen Schleier:
— All mein Mühn und Hasten ist vergebens,
Du nur bist die Leuchte meines Lebens.

Und ich lächelte ob all den Jahren,
Die mir ohne dich verronnen waren.
Meine Tränen löschten jede Stunde,
Die mir floß in fremder Götter Runde.

Aller Liebesschimmer fremder Herzen,
Blich, wie Flackerflämchen schwacher Kerzen.
Alle Schritte, die mit mir gegangen,
Schwanden in die Ferne und verklangen.

Und ich fühl' in wundervoller Wahrheit'
Wieder meines Lebens tiefste Klarheit:
All mein eignes Hasten ist vergebens —
Du nur bist die Leuchte meines Lebens!

*

Sonnenwende.

Freund, an meines Lebens Sonnenwende
Trafst du auf mich zu mit stillem Gruß.
Eine Fackel trugen deine Hände,
Schwingen trugen deinen raschen Fuß,

Gottesleuchten lag auf deinen Mienen,
Um die Stirne ging ein heller Glanz,
Wo die Sonnen deiner Augen schienen
Stand der Tag im goldnen Sommerkranz.

Meine Seele flog — vom Licht entzündet —
Flammend um der Fackel stumme Glut.
Wie der Sturm, der neuen Frühling kündet
Rauschte durch mein Herz das junge Blut — — —

Über deines Angesichtes Schweigen
Ging ein Lächeln, jung wie Morgenrot —
Und ich sah dich still die Fackel neigen.
Freund, ich liebe dich. Du bist der Tod.

* *
*

Ernst Krauß

(geboren am 28. Februar 1872 in Stammheim bei Calw).

Amor fati.

Chr. Schrempf zu eigen.

Aus dunkeln Fernen spricht ein heilig Wort:
Dring', Sterblicher, zu meiner Ruhe fort!
Hier wird ein Tag mit nie verbleichten Lenzen
Des ew'gen Glücks dir deinen Scheitel kränzen.

Verworrner Laut vom Lebenslabyrinth:
Horch, wie er hier zu Harmonien rinnt!
Hier schmiegt sich Glanz und Weh, und Nah und Ferne
Zur einz'gen Pracht entflammter Himmelssterne.

Doch, nur ein Zauber öffnet dir die Bahn. —
Und drängts mit Staub und Gluten sich heran,
Schlägt heiß ihr Brodem über dir zusammen:
Du hebst das Haupt und wandelst durch die Flammen.

Du glühst und frägst? Wohlan! Der Zauber heißt:
Wenn's Stück um Stück dir von der Seele reißt,
Wenn Glück und Wünsche wolkenweit zerfließen,
Mit seinem Schicksal ringen, doch — es ließen!

* *
*

Hermann Hesse
(geboren am 2. Juli 1877 in Calw).

Im Norden.[1]

Soll ich sagen, was ich träume?
An beglänzten, sonnenstillen
Hügeln Haine dunkler Bäume,
Gelbe Felsen, weiße Villen!

Eine Stadt, im Tal gelegen,
Eine Stadt mit marmorweißen
Kirchen leuchtet mir entgegen,
Und sie ist Florenz geheißen.

Und in einem alten Garten
Eingehegt von schmalen Gassen
Muß das Glück noch auf mich warten,
Das ich dort zurückgelassen.

*

Frühling.

In dämmrigen Grüften
Träumte ich lang
Von deinen Bäumen und blauen Lüften,
Von deinem Duft und Vogelgesang!

Nun liegst du erschlossen
In Gleiß und Zier
Von Licht übergossen
Wie ein Wunder vor mir.

Du kennst mich wieder,
Du lockest mich zart,
Es zittert durch all meine Glieder
Deine selige Gegenwart.

* *
*

[1]) Aus „Gedichte". Berlin. G. Grotesche Verlagsbuchhandlung 1902.

Therese Köstlin
(geboren am 30. Mai 1877 in Maulbronn).

Ihr fragt, warum so trüb mein Singen?

Ihr fragt, warum so trüb mein Singen?
Ich kann von Herzen fröhlich sein,
Doch, wurde mir ein Lied, so klingen
Tieftraurige Akkorde drein.

Nicht eignes Weh läßt mich erbeben,
Denn hell und freundlich fiel mein Los;
Das Leid, von dem ich rings umgeben,
Das Leid der Welt ward mir so groß.

Die Armen in den dunkeln Gassen,
Die Reichen, die der Harm umspinnt,
Die Sünder, die sich selber hassen,
Der Kranke und das Waisenkind,

Die Glaubens- und die Hoffnungslosen,
Die stumme Kreatur im Bann, —
Sie alle schauen mich mit großen,
Verweinten Augen fragend an.

Von allem Leid, von allem Bösen,
Von all dem Kampf und all der Pein
Möcht' ich im Liede sie erlösen,
Im Liede sie und mich befrein.

Doch allzutief hat mir erschüttert
Der andern Weh' das eigne Herz,
Daß immer in den Saiten zittert
Der ganzen Menschheit Kampf und Schmerz.

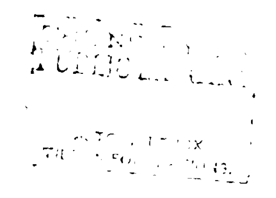
*

Ich glaube ein ewiges Leben ...

Ich glaube ein ewiges Leben ...
Mir sagen es tausend
Unsterbliche Stunden,
Mir sagen es tausend
Lichtgedanken,
Die ungerufen
Aus fernen Welten
Ewiger Schönheit,
Ewiger Wahrheit
Herüberwehten
In meine ringende,
Suchende, kämpfende Erdenseele ...

Jede Welle
Der wogenden Klänge
Im Reich der Töne,
Jedes Gebilde
Schaffender Hände,
Jede Blume und jeder Windhauch
Vom leise flüsternden
Zephyrlüftchen
Bis zu des Sturmes
Donnergebrause
Schließt sich mit meiner
Seele zusammen
In einen jauchzenden,
Bergeversetzenden,
Himmelstürmenden
Siegesruf:
„Ich glaube ein ewiges Leben!“

Verantwortlich: Für den politischen Teil: Friedrich Naumann in Schöneberg; für den wissenschaftlichen Teil: Paul Nikolaus Cossmann in München; für den künstlerischen Teil: Wilhelm Weigand in München-Bogenhausen.



Was ist der Friede?

Von Friedrich Naumann in Schöneberg.

Friede ist Abwesenheit von Krieg, Krieg aber ist methodische Erledigung von Streit, Streit aber ist Naturzustand der Menschheit. Man mag sich den Urzustand der Menschen so oder so denken, als Frieden denkt ihn keiner mehr, der auch nur etwas von ihm weiss. Der Kampf um Brot und Weib, um Lagerplatz und Waffe, der Kampf um die Hilfsmittel des Daseins, ergibt sich aus der einfachen Tatsache, dass immer Menschen dagewesen sind, die irgend einen ungestillten Hunger hatten. Erst dort, wo die Wunschlosigkeit vollkommen ist, verstummt der Streit. Wunschlosigkeit aber ist schwer als allgemeiner Seelenzustand freier Menschen zu denken. Der Einzelne kann wunschlos sein, wenn er ein Philosoph, oder wenn er schwach, oder wenn er unter feuchter Wärme faul geworden ist. Ein Stamm kann wunschlos sein, wenn er nur wenige einfachste Bedürfnisse kennt und gerade diese Befürfnisse reichlich befriedigen kann. Aber die Erdkugel im ganzen ist nicht so, dass es überall Äpfel oder Fische im Überfluss gibt, und — selbst die Apfelesser finden noch immer etwas, um das sie sich streiten. Wo also Friede ist, wurde er im allgemeinen den Menschen aufgezwungen und zwar dadurch, dass man Streite methodisch behandelte.

Wer am besten streiten kann, ist am ersten in der Lage, Ruhe zu schaffen. Er umgibt sich mit einem Gebiet, das bei Todesgefahr nicht beschritten werden darf, sei es ein Gebiet sichtbaren oder unsichtbaren Lebens. Dieses Gebiet ist sein Machtgebiet. Macht ist die Herstellung von Friedensgebieten durch Streit. Im Friedensgebiet dürfen die Unterwürfigen zwar leben, sobald sie aber aufhören, Unterwürfige zu sein, beginnt der Streit. Der Unterworfene kann Frieden haben, der Herrscher nie, denn selbst wenn er Herrscher einer Insel ist, die fern von allem Begehren einer Aussenwelt liegt, kann jeden Tag ein Unterworfener seine Wunschlosigkeit vergessen und damit den Streit wieder wecken. Hat er dann verlernt, Herrscher zu sein, das heisst sieghaft zu streiten, so beginnt der Streit von neuem.

Der Streitbändiger lernt es, dem Unterwürfigen das Streiten abzugewöhnen. Das kann er mit der Peitsche tun oder mit der Predigt. Ob er mehr Tyrann oder mehr Priester ist, seine letzte Frage bleibt immer, ob er genug gefürchtet ist, um auch den Widerwärtigsten seiner Befriedigten noch gerade in Zucht zu halten. Ein Mensch, der stärker ist als Priester und Häuptling, wird der Sturz von beiden. Es gilt also die Stärke methodisch zu sichern. Man muss sie sammeln wie man Getreide sammelt, um im Kriegsfall Brot zu haben. Die Sammlung von Stärke heisst Heeresverfassung, Strafrecht, Polizei, Königstreue, Erziehung. Auf diesen Dingen beruht der Friede. Darum ist es kein übles Wort: das Kaiserreich ist der Friede! Friede ist Folge von Beherrschung.

* * *

Es gehört zur ewigen Ironie, von der unser Dasein so voll ist, dass der Friede nicht aus sich selbst geboren werden kann, sondern nur aus dem Krieg. Diejenigen Leute, die man die friedlichsten nennt, können für den Frieden das wenigste tun, denn selbst wenn sie sich aufregen wollten, würde man sie bald irgendwo an eine Mauer gebunden oder in eine Grube geworfen haben. Wer nämlich nicht imstande ist, unfriedlich aufzutreten, der hat für den Frieden nur eben den Wert, den jetzt der Kaiser von Korea hat. Ist etwa dieser Kaiser deshalb eine Friedensmacht, weil er als Kriegsmacht nichts bedeutet?

Ja, die Ironie geht noch weiter. Wer den Frieden herstellen will, muss kriegerisch gesonnen sein. Es hat für die Streitbändiger, die man Friedensfürsten nennt, sein sehr bedenkliches, wenn sie über ihre Friedensrolle allzu glücklich sind, denn in dem Mass, als sie sich innerlich dem Krieg entfremden, werden sie unfähig, Kriege richtig kommen zu sehen, vorzubereiten und zu verhindern. Auch hierfür gibt es Beispiele.

Selbst den Unterworfenen ist es nicht zu raten, unkriegerisch zu werden. So gern der Friedensfürst gehorsame Untertanen hat, so muss er doch wünschen, dass sie nicht so friedfertig werden, dass nur Stockschläge sie in Schlachtordnung halten können. Auch der friedlichste Untertan soll etwas Pulver in seiner Seele haben. Wenn die Menschen gar zu kriegsscheu werden, kommt gerade über sie der Krieg. Man denke an China!

O Wirnis über Wirnis: je besser die Entwöhnung von Streit gelingt, desto grösser wird die Gefahr! Je braver der Bürger wird, desto unbrauchbarer wird er als Patriot. Der Friedensgeist wird Gift für den Frieden, wenn er zu üppig gedeiht. Ich kannte eine Dame, die es unerhört fand, dass man den Knaben Bleisoldaten schenkte. Diese Dame dachte, dass sie für den Frieden arbeitete.

* * *

Die Fürsten also sind dadurch, dass sie bis an die Zähne gerüstet stehen, Wächter des Friedens. Ein merkwürdiger Gedanke: an jedem Pfeiler steht ein Mensch in voller Rüstung und ist ganz friedlich, bis zu dem Augenblick, wo er sieht, dass ein anderer Gewappneter müde wird oder unachtsam! Eine grosse Stille ist zwischen den Gewappneten, eine Stille, in der Würde und Angst sich nebelhaft mischen.

Das Volk aber sagte: seht diese Fürsten in ihren schweren Rüstungen; sie sind die Friedensstörer, wir aber, wenn wir regieren würden, wir würden die Schwerter weglegen und die Welt zum Paradiese harmlosen Wetteifers machen! Die Männer im Tuchrock wollten die im Eisenrock beseitigen, damit der Friede grösser würde. Aber wie wirft man eiserne Männer hinaus, wenn man nicht selber klirrt und dröhnt? Das sahen auch einst die Redner der Paulskirche ein, dass man mit Gesinnungen keine Herrschaftsmächte brechen kann, es sei denn, dass auch die Gesinnung sich in metallener Weise materialisiert. Da ist die Ironie wieder da: um des Friedens willen möchte man Revolution machen, Revolution aber ist eine Form des organisierten Unfriedens.

Aber wenn denn einmal mit Gewalt und List und Zusammenraffung aller Streitgewohnheiten die Fürsten beseitigt sind, dann wenigstens, so meinten die Gutgläubigen, würden Republiken voll reichen Friedens entstehen, denn „die Völker sind stets voll von Friedenssehnsucht“. Welche Völker? Die Völker, die in Sachen ihres Ruhmes, sobald sie sich selbst regieren, mindestens so empfindlich werden als es Fürsten je sein konnten? Die Völker, die in Südamerika sich selbst regieren? Oder die grosse Nation, die vor unseren Augen in Nordamerika entsteht? Auch sie hatte ihren Bürgerkrieg, und auch sie wird unruhig, wenn jemand anderes als sie den Panamakanal bauen und beherrschen will.

Man spottet darüber, dass die Fürsten bei ihren Zusammenkünften Friedensreden halten, während sie Kriegskombinationen erwägen. An diesem Spott ist das eine falsch, dass man verlangt, sie sollten ohne Kriegspläne vom Frieden reden, denn das würde leeres Geschwätz sein. Nur durch Kriegsbündnisse entsteht Friede. Aber richtig ist an dem Spott, dass man darüber lacht, wenn jeder der gewappneten Männer sich als besonderen Friedensengel hinstellen will, als ob die anderen böse, zanklustige Gesellen, er aber tugendhaft und gütig sei bis an die Grenze des Erlaubten. Es soll so aussehen, als ob der Friede vom guten Herzen irgend eines Cäsars abhinge. Dieser Schein ist es, der die Völker revolutionär macht, denn dieser Heuchelschein veranlasst allerdings, dass der einfache Mann sagt: sie könnten Frieden halten, wenn sie nur wollten, sie wollen aber nicht! Das ist das Grosse an Bismarcks „Gedanken und Erinnerungen“, dass sie von diesem Schein frei sind.

* * *

Und doch wächst der Friede. Europa hat Ruhe trotz aller Kanonen, nein, nicht trotz der Kanonen, sondern durch die Kanonen. Man nehme den Geschichtsatlas zur Hand und sehe sich das mittelalterliche Europa

an! Das war voll Blut und Schädelspalterei, weil es viele Herrscher hatte. Ob die Herrscher geistlich oder weltlich, agrarisch oder städtisch waren, machte nichts aus. Die Verminderung ihrer Zahl war der Weg zum Frieden, der Krieg aber war es, der sie verminderte, Krieg oder Kriegsdrohung. Die Geschichte des Friedens ist die Geschichte der Konzentration der Souveränitäten.

Dieser Vorgang verläuft nach doppeltem Schema. Entweder die kleinere Souveränität wird einfach ausgeschaltet und ihre Rechtsnachfolge geht an den Sieger über, oder der kleine Souverän wird als Bundesgenosse mediatisiert und auf diese Weise der Entscheidung über Krieg und Frieden entkleidet. Nur die Grossen dürfen sich noch streiten. Darin besteht der heutige Weltfriede, soweit er vorhanden ist. Der politische Grossbetrieb, das ist der Friede.

Einst waren es viele hundert Menschen, die imstande waren, Krieg anzusagen. Das war damals, als die Politik noch wie kleines Handwerk betrieben wurde. Die freie Konkurrenz führte zu zahllosen Zusammenstössen. Allmählich wurde durch den Fortschritt der Grossbetriebe die freie Konkurrenz der Staaten zur veraltenden Legende. Die Herrschaft kam in die Hand der Syndikate der Grossmächte. Zweibund, Dreibund sind nur Formen dieser Syndikatsbildung. Kleine Staaten brauchen einen Erlaubnisschein, wenn sie noch streiten wollen. Trifft man sie ohne Erlaubnisschein auf dem Kriegspfad, so werden sie in Haft gebracht. Diese Methodik der Erledigung von Streit macht Fortschritte. Schon dachte man daran, ein Bureau der Syndikate für Ausstellung und Verweigerung von Erlaubnisscheinen einzurichten. Dieses Bureau sollte in Holland sitzen und Schiedsgericht heissen.

* * *

Der heutige Zustand ist der: versteckt in Innerafrika und etlichen asiatischen Gebirgen gibt es noch Landstriche, die von der Methodik der Friedensherstellung unberührt sind, die ganze übrige Erdoberfläche ist reguliertes Terrain; die Mehrzahl aller Menschen und Völker ist ohne Souveränität, und nur acht oder zehn Stellen können noch ernstlich mitreden. Diese acht oder zehn Stellen können innerhalb ihrer Interessensphäre frei schalten und ihre Buren, ihre Hereros oder ihre Armenier methodisch zum Frieden nötigen. Zwischen ihnen selbst aber wird gewürfelt. Das ist die Form, die der Urzustand des Unfriedens durch die Fortschritte der Waffen und der Kriegsüberlegung angenommen hat.

Dasselbe, was sonst den Kleinhandwerker ruiniert hat, hat ihn auch in der Politik depossediert: der Fortschritt der Technik, und zwar nicht nur der Fortschritt der Waffentechnik im engeren Sinne des Wortes, da auch Eisenbahnen, Landkarten, Kornlager und statistische Handbücher zum Krieg gehören. Das Militärwesen ist das erste Gebiet menschlichen Lebens, in dem die Tendenz zum technischen Grossbetrieb sich frei ausleben konnte. Der Grossbetrieb, diese Fesselung der Individualitäten

zugunsten der Gesamtleistung, brachte den Frieden. Das haben die alten Fortschrittsträumer sich nicht gedacht, wenn sie von Fortschritt redeten, und so, wie er kam, wollten sie den Frieden nicht. Er kam, indem die Gebiete der Unfreiheit ausgedehnt wurden.

* * *

Und was kann nun den Frieden noch stören? Einerseits die Abgrenzung der Interessensphären, andererseits das Ohnmächtigwerden einzelner Gewappneter. Beides kann unter Umständen ineinander übergehen. Der jetzige Krieg in Ostasien ist ein fast reinliches Beispiel für einen Kampf zur Fixierung der Friedensgrenze im bisher unregulierten Terrain, aber selbst dieser Kampf hat einen leisen Hintergrund vom Kampf um einen Ohnmächtigen, denn die Mandschurei ist ja chinesisch und China ist — Grossmacht. Ganz rein erscheint die erste Form, wenn man sich der Streite um die Herstellung des Friedens in Samoa erinnert. Ein Krieg aus derartiger Ursache ist immer möglich, denn es gibt noch viele Plätze, die Faschoda heissen könnten, aber die Objekte sind meist zu klein, um die Gefahren und Ausgaben eines Regulierungsstreites wert zu sein. Die eigentliche Gefahr liegt bei den Ohnmächtigen.

Acht oder zehn oder zwölf hungernde Menschen fahren in einem Kahne über das Weltmeer. Wer schwach wird, ist verloren, denn den fressen die andern. Wenn einer den Kopf ein wenig vorn überbeugt, dann recken sich die Hälse der übrigen. Die schreckliche Angst vor einander hält sie alle aufrecht. Alle fühlen, dass ein Todesfall die unausdenklichsten Folgen haben kann. In diesem Sinne sagte schon Nikolaus I. von einem seiner Nachbarn: wir haben einen Kranken im Hause.

Es ist merkwürdig, wie lebenverlängernd die allgemeine Angst wirken kann. Der „kranke Mann“ lebt noch immer. Auch andere Kranke leben noch. Aber irgendwann beginnt die innere Zersetzung und dann entsteht wieder unreguliertes Terrain, dann hat das System der erdumspannenden Friedenssyndikate wieder ein Loch, dann scheidet einer aus und ein anderer wird der nächste dazu.

* * *

Der ewige Friede aber kommt nur dann, wenn sich das Bibelwort erfüllt, „eine Herde und ein Hirt“. Bis dahin ist es noch sehr weit, und kein Mensch kann wissen, ob dieser Endzustand ein möglicher ist. Schon unseren jetzigen Zustand aber würden frühere Zeiten für unmöglich gehalten haben. Die Erde ist jetzt übersehbar geworden. Der Krieg in Ostasien spielt sich vor unseren Augen ab. Es gibt kein dunkles, unberechenbares Hinterland mehr wie in den Zeiten des römischen Friedensreiches. Aber was waren die 60 Millionen Einwohner des alten Römerreiches gegen die Bevölkerung der Erde? Was war das Römerreich gegen China und Indien? Der Gedanke einer Menschheitsorgani-

sation zur Streitvermeidung übersteigt alle verständige Überlegung. Soviel nur ist klar, dass erst noch Todesfälle zu erledigen sein werden, deren Ausgang die Zertrümmerung grosser bisheriger Staatsverbände in sich schliesst. Auch wir Deutschen würden zu den Geopferten gehören müssen, denn es ist unwahrscheinlich, dass wir den letzten und einzigen Hirten der Herde werden stellen können. Und vor uns würden andere fallen und von uns mit verzehrt werden. Was aber nützt alles dieses Spekulieren uns, die wir morgen oder übermorgen sterben und für den ewigen Frieden, selbst wenn er ein Ideal sein sollte, nichts, gar nichts tun können?

Das, was wir tun können, liegt innerhalb des vorhandenen politischen Körpers zu dem wir gehören. Nicht das letzte Ende der Weltgeschichte kann das Ziel unseres Handelns sein, selbst wenn wir glauben sollten, es ahnen zu können. Unser Tun muss darauf gerichtet sein, dass unser Staat nicht ohnmächtig wird. Damit dienen wir nicht der Friedensidee an sich, aber wir helfen mit, dass unsere Kinder nicht in den tödlichen Bereich eines sich auflösenden Körpers hineingeboren werden. Je stärker wir sind, desto grösser ist die Aussicht, dass wir nicht das Schlachtfeld liefern. Das Entstehen neuer Kriege können wir nicht hindern, aber wir können hindern, dass wir es sind, deren Erbe man verteilen will. In diesem Sinn gilt für Grossstaaten: die Macht ist der Friede.

Eins freilich ist für jeden Staatsbürger peinlich: er trägt zur Macht mit bei und ist doch an der Verwendung der Macht im grossen politischen Betriebe unbeteiligt. So ist es in den Monarchien, kaum anders aber auch in den Republiken, denn die Arbeitsteilung, die zu jedem Grossbetriebe gehört, hat die Vorbereitung der Entscheidungen über Krieg und Frieden zur Angelegenheit eines eigenen Hilfsgewerbes gemacht, dessen Schaffen wie jede andere Facharbeit den anderen verborgen bleibt und nicht nur wie jede andere Facharbeit, da gerade hier Geheimnis zur Methode gehört. Die Entscheidungen in der Öffentlichkeit sind nur unvermeidliche Zustimmungserklärungen zu dem, was vorher nur die Eingeweihten kommen sahen oder herbeiführen wollten. Der Friede gehört, soweit er greifbar und erzwingbar ist, uns allen, aber freilich, er wird für uns gesponnen, gut oder schlecht, wir können es nicht ändern, und die Spinnerei arbeitet hinter festen Türen. Oder anders gesprochen: je grösser das Schiff ist, desto weniger kann der einzelne Passagier mitreden; das einzig tröstliche ist, dass er sich sagt: grosse Schiffe fahren im allgemeinen sicherer als kleine.

* * *

Was ist also der Friede? Er ist die Verallgemeinerung des einheitlichen Zwanges über die Erdoberfläche. Ihn ohne Zwang zu denken, ist Gedankenlosigkeit. Das ist es, was seinen Siegesweg trotz ungezählter Vorteile nicht einfach zum Weg des Glückes werden lässt. Auch mitten im Sieg des Friedens erwachsen neue Probleme, die

Probleme, deren Kern etwa ist: ob die, die zum Frieden gekommen sind, noch Charakter haben können? Wenn aller Streit methodisch geregelt sein wird, wenn alles im Grossbetrieb ertrunken ist, so wird uns etwas fehlen, was oft gering geschätzt wurde: die Freiheit des Streites. Die ist es, die auf Erden immer kleiner wird. Das aber ist ja eben — der Friede.

Technisches Beamtentum.

Von Ernst Mayer in Würzburg.

Wie einst seit dem 16., insbesondere seit dem 18. Jahrhundert zuerst von den Theoretikern der Gedanke gefunden wurde, dass der Einzelarbeiter ganz und gar abzulösen sei von der Einordnung in die Produktionsverbände des Mittelalters, unabhängig gestellt werden müsse von der Grundherrschaft, der Zunft, schliesslich auch vom Schutz durch die kleinstaatlichen Zollkörper, so haben wieder zuerst die Theoretiker die kommende Notwendigkeit einer Eingliederung des einzelnen in einen weit grösseren Produktionsverband verkündigt: denn auf nichts anderes gehen jene modernen Einschränkungen der Einzelwirtschaft, die mit gelegentlichem Schutzzoll beginnen, die Staatshilfe für die Landwirtschaft fordern und die sich dann in abstrakter Universalität zum Sozialismus zusammenschliessen. Und mag man über die einzelnen Anregungen denken wie man will, das ist eben doch wohl jedem historisch Denkenden klar geworden, dass die kommenden Zeiten genau so unter dem Zeichen einer fortschreitenden Sozialisierung stehen werden wie die letzten Jahrhunderte an der Befreiung der Einzelkraft sich abmühten. Es handelt sich für die Zukunft nicht mehr um die Richtung im ganzen, die festgelegt ist, sondern um das entscheidende, die mühsame staatsmännische Detailarbeit. Und da erhebt sich nun eine grundsätzliche Frage, die selten genug gestellt wird, so wichtig sie ist und so sehr sie unausgesprochen hinter der ganzen preussischen Schulreform liegt. Die Frage ist: hat der moderne Staat das Beamtenmaterial zu einer starken Beeinflussung der Einzelwirtschaft sich schon bereitet?

Man kann die Frage nicht mehr mit jener Antwort abtun, welche vergangenen Generationen geläufig war, und die auch jetzt noch altmodische Politiker aller Richtungen im Mund führen, nämlich damit, dass man die Möglichkeit eines solchen Beamtentums von vornherein

ableugnet. Das war ja die alte Meinung, dass der einzelne stets viel billiger und zweckmässiger arbeitet wie der Beamte, und von keinem Argument haben die Wirtschaftsbefreier mehr Gebrauch gemacht. Allein die riesenhafte Verdrängung des Einzelgeschäftes durch die Gesellschaften, die Zusammenballung grosser Gewerbszweige in Syndikate haben uns in der ganzen Welt ein privates Wirtschaftsbeamtentum geschaffen, das gerade so wie die Staatsbeamten an dem wirtschaftlichen Gedeihen des Betriebs eben auch nur mit dem Gehalt und mit der Ehre interessiert ist. Die Gehaltsform ist ja freilich eine andere als die im Staate gebräuchliche. Leistungen, welche eine starke Persönlichkeit verlangen, werden höher und im Akkord (Tantièmen) bezahlt, während der Staat überall einen niedrigeren aber stets gleichen Lohn gibt; dort ist die Bestellung widerruflich, hier dauernd. Umgekehrt verwendet, oft genug kann man sagen verschwendet, der Staat für die niederen, rein mechanischen Schreibergeschäfte ein viel höher vorgebildetes und kostspieligeres Personal. Hier eine Annäherung an die Entlohnung, wie sie im Gesellschaftsbetriebe üblich ist, durchzuführen, ist eine mehr komplizierte als schwierige Reform. Im übrigen aber hat das verbreitete Privatbeamtentum unserer Tage die Unrichtigkeit jenes alten Axioms schlagend erwiesen und gezeigt, dass auch der durch richtig bemessenen Gehalt bestimmte Egoismus des Betriebsbeamten eine ausreichend starke Kraft ist, um den Wettbewerb des Betriebes zu ermöglichen. Wie es oft mit solchen Axiomen geht, dass sie eine richtige Beobachtung unrichtig generalisieren, so ist es auch hier: nicht das Beamtentum überhaupt ist zu wirtschaftlichen Arbeiten unfähig, sondern unser geschichtliches Beamtentum ist dazu nicht recht geeignet, weil es in der Masse nur ein juristisches und kein technisches Beamtentum ist.

Am Anfang unserer deutschen Geschichte steht ja nur ein rein technisches Beamtentum. Jene alten Schultheissen und Vögte, welche die öffentlichen Gefälle der Gewalthaber einzogen und von finanziellen Gesichtspunkten aus allmählich die Gerichtsverhandlungen in die Hand bekamen, die Ministerialen und die Meier, welche die Domänen der regierenden Herren verwalteten, sie waren alle Techniker im Sinne jener primitiv agrarischen Zeiten, bald mit den ganz rohen Mitteln der germanischen Wirtschaft, bald mit den feineren des romanischen Grossbesitzers arbeitend. Nur diese Form galt für jene alten Gemeinwesen ohne Geld, in welchen die Naturalgefälle überwiegend wieder an der Ablieferungsstelle aufgebraucht wurden, und nur ein kleiner Überschuss an die Zentralstelle kam. Seit dem spätern Mittelalter aber ist in einer Entwicklung, welche von Westen nach Osten fortschreitet, der Staat zur zentralisierenden Geldwirtschaft übergegangen und damit ist jene staatliche Buchführung notwendig geworden, die man die Bureaukratie nennt. Die schriftliche Fixierung der staatlichen Geschäfte, welche in den grossen Kodifikationen des letzten Jahrhunderts ausklingt, wurde die wichtigste Staatsarbeit, weil sie die ungenaue, unkontrollierbare und doch mit einem übergrossen Menschenapparat wirtschaftende Verwaltung des Naturalstaates beseitigte und deshalb konnten nur diejenigen zu Beamten werden,

welche nach der Zeitlage allein ein staatliches Schreibwesen zu leiten vermochten, nämlich die römisch gebildeten Juristen: seit dem 14. Jahrhundert haben sie in der Stadt, seit dem 15. in den Territorien das Regiment in die Hand bekommen. — Gerade wie es einer der geheimen Mängel unserer modernen Wirtschaft ist und immer wieder zu einer relativ berechtigten Reaktion führt, dass der schreibende, buchende Faktor im Verkehr, der Kaufmann die handarbeitenden, direkt produzierenden Elemente bei der Gewinnverteilung zurückdrängt, ebenso hat der Jurist in der Verwaltung seit dem 16. Jahrhundert immer mehr den Techniker beseitigt. Noch im 17. und 18. Jahrhundert ist der Amtmann oft ein juristischer Laie, und während des 19. Jahrhunderts hat sich diese alte Form in dem Landrat des preussischen Rechts erhalten. Wie aber in der preussischen Verwaltung der Jurist gegenwärtig immer mehr die Herrschaft erlangt, so ist in Süddeutschland, wo die altständischen Verhältnisse dem modernen Staat gegenüber im guten und bösen geringere Widerstandskraft hatten, seit Beginn des 19. Jahrhunderts der Jurist ausschliesslich Herr geworden, und zwar ein in seinem Wissenszweig überfein ausgebildeter Jurist. Denn das ist ein wesentliches und interessantes Element in der Entwicklung, dass der bayerische und badische Verwaltungsbeamte ein trefflicher und soweit seine preussischen Amtsgenossen weit übertreffender Verwaltungsjurist ist, dass aber gerade durch dieses Überwiegen des juristischen Elements in der Verwaltung immer mehr jede technische Initiative verloren geht. Die Geschichte des bayerischen Staates in den letzten 30 Jahren, wo alle technischen Fortschritte nicht von der Regierung, sondern in oft sehr ungeordneter Weise vom Landtag ausgingen und dadurch das jetzt in Bayern herrschende System heraufgeführt ist, belegt das auf das beste. Es ist natürlich verkehrt, abgeschlossenen historischen Erscheinungen gegenüber viel zu fragen, ob sie berechtigt sind: sie sind eben einmal da und können nicht mehr geändert werden. Jedenfalls ist dann auch der Mangel technischen Wissens kein sehr empfindlicher gewesen, in einer Zeit, wo die Staatsaufgaben keine komplizierten waren und umgekehrt die geringere Spezialisierung des menschlichen Wissens den Beamten mehr zu einer Arbeit über sein eigentliches Fachgebiet hinaus befähigte. Vor allem aber hat es sich, wie gesagt, eben für die frühere Zeit darum gehandelt, Ordnung und Rechtsprechung in die Verwaltung zu bringen, selbst wenn darüber technische Interessen vernachlässigt werden mussten.

Solche Vernachlässigungen sind freilich vorgekommen und haben manche rückstrebende Richtungen unseres jetzigen Parteiwesens bewirkt. Der Jurist nicht erst des 19. Jahrhunderts war ein rücksichtsloser Gleichmacher, weil ihm eben der technische Instinkt fehlt: er hat seit dem 18. Jahrhundert die Zunftverfassung beseitigt, aber er hat versäumt, an Stelle des Haltes, den diese Verfassung den meisten gab, ein intensives gewerbliches Fortbildungswesen zu setzen, welches den Übergang zum Kunstgewerbe und damit zu einer unverlierbaren Position ermöglicht hätte. Nur in Württemberg, wo in der entscheidenden Zeit ein Techniker — Steinbeis — an der Spitze stand, hat

man in dem Sinne gearbeitet und sich dadurch auch gegen modernes Zünftlertum geschützt. Anderwärts ist man nicht über die Realschule hinausgekommen, welche den Staat mit Eisenbahn- und Postbeamten überschwemmt und auch noch junge Kaufleute liefert, aber für die technische Produktion gar nichts austrägt. Die Strafe für solche Gedankenlosigkeit ist, dass die gegenwärtigen Handwerker wieder in einem ganz gedankenlosen Zünftlertum ihr Heil suchen und die Staatsmaschine bedenklich bremsen. — Die gleiche Versäumnis ferner hat man bei Aufhebung der Grundherrschaft begangen; man hat erst damals den bäuerlichen Besitz dem städtischen rechtlich gleichgestellt, ohne daran zu denken, dass man mit der Grundherrschaft auch einen starken Schutz gegen Überschuldung beseitigte und dass auch die modernste Landwirtschaft, wie die amerikanische Gesetzgebung lehrt, einen solchen Schutz braucht. — Allein immerhin waren diese Fehler der Vergangenheit erträglich.

Wird aber auch in Zukunft ein ganz untechnisches Beamtentum erträglich sein? Ich sehe von der Rechtsprechung in folgendem ganz ab, wenn auch hier Erscheinungen wie Geschwornen- und Schöffengericht, Kammer für Handelssachen, jetzt auch das Umsichgreifen der Gewerbegerichte, der Versicherungsschiedsgerichte, ja vielleicht die neue Jurisprudenz selbst, welche sich an dem bürgerlichen Gesetzbuch bildet, nicht jeden Zweifel benehmen, ob dem Juristen auch nur auf diesem seinem eigensten Herrschaftsgebiet die Alleinherrschaft bleiben wird. Für diese Blätter steht nur die Verwaltung in Frage. —

Wenn es sich in Zukunft darum handeln sollte, dass der Staat den Kampf gegenüber weltweiten Syndikaten aufnimmt, und nun selber als Käufer oder Produzent im grossen eintritt, wenn z. B. einmal der Kanitzantrag seine Auferstehung feiert, nicht mehr im Interesse der ostelbischen Grundbesitzer, sondern um den deutschen Konsumenten gegen eine ausländische Bewucherung durch monopolistische Verkaufsverbände zu schützen — wie das schon zur Zeit der 60er Jahre ein sehr massgebend und linksstehender schweizer Politiker dachte —, wird da der jetzige Verwaltungsbeamte den Käufer und Händler abgeben können? Können da etwa die Intendanturbeamten ein Muster staatlicher Händler sein? — Oder wo hat der Staat den tüchtigen Bankier, die ungeheuren Kapitalien zweckmässig zu verwalten, die jetzt durch die Versicherungsgesetze in seiner Hand zusammenfliessen? — Oder ein anderes: es ist ein grosser Fehler all jener politischen Gruppen, die man liberale nennt, und hat die Landwirtschaft einer Menge politischer Naturheilkünstler zugetrieben, dass man zwar immer wieder davon redet, der Landwirt solle zur Viehzucht übergehen und werde dann gerade in einer aufblühenden Industrie einen ausgezeichneten Absatz finden, dass man sich aber keine Gedanken darüber macht, wie denn im Detail dieser Übergang stattfinden soll. Wer, wie Schreiber dieser Zeilen, in einem überaus fruchtbaren Gebiet lebt, wo innerhalb der letzten 10 Jahre durch Dürre zweimal das lebende Kapital der Landwirte auf das Heftigste angegriffen, einmal bis auf die Hälfte reduziert wurde, der weiss, dass in einer solchen Gegend, in allen grossen Korngegenden überhaupt, der Ü b e r g a n g nur durch gewaltige Bewässerungs-

anlagen möglich ist und dass diese auf dem Wege der Selbsthilfe nicht zu beschaffen sind. Es muss eben die Staatshilfe einsetzen: aber wo sind dazu geeignete Beamte? — Sind sie überhaupt geeignet für jenes wichtigste Problem der Zukunftspolitik, befähigt dazu, die Menschen durchaus nicht nur als Landwirte, sondern vor allem auch als Industriearbeiter auf das Land zu verteilen? Es werden einmal kommende Geschlechter von der unbegreiflichen Torheit unserer Zeit reden, dass sie gedankenlos, entzückt sogar, dem Wuchern jener riesigen sozialen Geschwulsten zusah, welche zum Tod unserer Gesellschaft führen müssen, wenn sie nicht die Hand eines geschickten Arztes schneidet: ich meine unsere grossen Städte. Denn was Gutes an unserer bürgerlichen Gesellschaft ist, das ist nicht dank, sondern trotz den grossen Städten vorhanden; Schuld dieser unnatürlichen Bildungen aber ist jene geistige Verflachung, jene Armut an Bildern und wesenhaften Vorstellungen, an Gemütsempfindungen, welche zum Ersatz den fürchterlichen hysterischen Hang nach sinnlicher Sensation zeitigt; wie eine Schmutzwelle strömt es darum jetzt über unser Volk. Und Völker sterben überall an sittlicher Verfaulung, nicht an Unglück und wirtschaftlicher Verarmung. Unser ganzes Deutschtum, die Gesittung überhaupt, hängt davon ab, dass unsern Kindern die Naturfreude erhalten bleibt und dass die grosse Industrie überall auf das Land verteilt wird, wo noch jeder einzelne Arbeiter seine Rast und sein Genüge unter Baumesschatten am klaren Bach finden kann. Soweit man zu sehen vermag, sind genug technische Faktoren vorhanden, die eine solche örtliche Verteilung unseres Lebens ermöglichen könnten; aber das Privatinteresse allein wird die Zusammenballung in den grossen Städten nicht überwinden, sondern hier muss der Staat eingreifen. Unser Beamtentum aber sieht kaum das Problem, von dem zu geschweigen, dass es imstande wäre, dasselbe technisch zu lösen. — So könnte man in vielfältiger Anwendung zeigen, wie die Zukunft dem Staat wesentlich technische Aufgaben stellt, und wie es überall am Personal fehlt, die Aufgabe zu lösen. Keine Sozialreform ohne technisches Beamtentum. — Allmählich beginnt man ja das Unvermögen unserer Verwaltung zu fühlen. Entscheidend aber ist, wie man sich die Abhilfe denkt. Natürlich genügt das Rezept alter Aristokratien nicht, welches noch jetzt da und dort, namentlich im Norden befolgt wird, nämlich dass man in die Verwaltung Leute von guten Formen stellt, welche durch den Mangel alles, auch des juristischen Fachwissens, gegen jede doktrinäre Einseitigkeit geschützt scheinen. Der Grundbesitzer, der einige lustige Leutnantsjahre hinter sich hat, oder als flotter Korpsstudent mühselig das erste Examen bestand, ist nicht der Beamte der Zukunft, sondern wie gezeigt, ein Beamter der Vergangenheit, ein Enkel jener alten Ministerialen. — Näher liegt und wird von manchem befürwortet, dass man dem Beamten gleichzeitig eine tüchtige wirtschaftliche Bildung mitgibt; in der Tat hat namentlich im deutschen Süden die Volkswirtschaft und Verwaltungslehre grosse Bedeutung für das Studium der angehenden Juristen gewonnen. Allein den Kernpunkt trifft so etwas so wenig als jenes württembergische Kameralistentum, welches von den Verwaltungsleuten weniger theoretische

Kenntnisse in der Jurisprudenz, mehr theoretische in der Technik fordert. Denn all das wird sich niemals über einen flachen Encyklopädismus erheben: er wird begabte Menschen allerdings zu einem verständnisvollen Eingehen auf Reformen befähigen, welche ihnen von Technikern nahegelegt werden; aber es wird all das keine technische Initiative erzeugen. Der Staat und gerade so die einzelnen Gemeinden gleichen auch da, wo dem Techniker bereits Konzessionen gemacht werden, etwa einer grossen Fabrik, deren bedeutende Ämter alle in der Hand von Juristen liegen, während der Techniker über den Werkmeister und den kleineren Buchhalter nicht hinauskommt; dass so eine Fabrik zugrunde gehen muss, zugrunde gehen namentlich, wenn sie amerikanische Konkurrenten hat, ist klar. Es bleibt nichts übrig, als dass man in die Verwaltung und zwar bis in die obersten Verwaltungsposten hinauf Techniker, — industrielle, landwirtschaftliche, kaufmännische — stellt. Der Jurist wird auch in der Verwaltung nie ganz beseitigt werden; so Schlimmes wünscht der Schreiber dieser Zeilen, der selbst Jurist ist, seinen Fachgenossen nicht; denn an der Organisierung der Verbände, ohne welche jede technische Reform unmöglich ist, wird jener immer entscheidend mitarbeiten: er wird oft besser als der Techniker erkennen, dass verschiedene menschliche Vereinigungen demselben technischen Zweck dienen können, wie er freilich umgekehrt dadurch auch leicht opportunistisch und als Spezialist der Organisation gleichgültig gegen die technischen Zwecke selber wird. — Es wird weiter noch ein Teil der Verwaltung, Verwaltungsrechtsprechung ganz und gar den Juristen reserviert bleiben. Freilich, dass eine Hand die Verwaltungsrechtsprechung mit der aktiven Verwaltung wenigstens für die unteren Instanzen vereinigt, das wird für die Zukunft nicht mehr angehen; denn gerade daher stammt jene doktrinäre Verlangsamung der Verwaltung, an der wir z. B. in Bayern leiden. Entweder lokale Verwaltungsgerichte erster Instanz oder vielleicht noch besser die Rückkehr zu jener Forderung, die man ursprünglich im Kampf um die Verwaltungsgerichte oft erhoben hat, die Zuteilung der publizistischen Justiz an die ordentlichen Gerichte ist hier das Ziel. Im übrigen aber denke ich mir am preussischen Landratamte oder am bayerischen Bezirksamte einen Juristen und einen Techniker nebeneinander, so dass der eine oder andere Amtsvorstand sein kann; jeder der Beamten kann dann bis zum Minister hinauf avancieren. — In den grossen Gemeinden aber müssen vollständig ausgebildete Techniker die Mehrzahl der Beamten ausmachen. —

Die Schwierigkeit einer solchen Reform liegt nicht darin, wie mir das von Politikern da und dort eingewendet worden ist, dass die heutigen Techniker zu einseitig ausgebildet werden, die einen als Elektriker, die anderen als Maschinentechniker; denn die Wahrheit ist, dass in der Industrie eine Menge von Fabrikdirektoren jene universelle Bildung besitzen, jenen Einblick in alle Formen der Industrie und des Handels, den auch der staatliche Techniker nötig hat; und ist auch ein solcher vielleicht auf dem einen technischen Gebiet nicht so erfahren, wie auf dem andern, so übertrifft er doch an Wissen und Können auf technischem Gebiet

den Juristen immerhin weit. Damit ist dann freilich nicht geleugnet, dass es viele Arbeit und Nachdenken kosten wird, die Verwaltungsämter je nach der Art der Techniker einzuteilen, die dort nötig sind: in Niederbayern z. B. oder in der fränkischen Getreidegegend werden Landwirtschaftstechniker nötig sein, bei Nürnberg Industrielle. — Die Hauptschwierigkeit liegt aber doch, wie ich denke, in einem viel unscheinbareren Punkt. Der Staat namentlich hat durch sein Prüfungswesen, so mangelhaft es auch noch im Detail sein mag, in einer allerdings verdeckten Weise dem gesunden demokratischen Gedanken nachgegeben, dass der Würdigste das beste Recht auf das öffentliche Amt hat; die moderne Empfindlichkeit gegen jede ungleichmässige, ungerechte Handhabung der Staatsgewalt steht in einer genauen Wechselbeziehung zu jenem System der Beamtenernennung. Dasselbe Prüfungsrecht, das dem Staatstechniker gegenüber sich natürlich nicht auf eine Erprobung seines theoretischen Wissens beschränken dürfte, wird nun auch für das neue Beamtentum hergestellt werden müssen, um hier alles Protektionswesen zu beseitigen. Schwer ist das besonders in den landwirtschaftlichen und kaufmännischen Materien. Aber unmöglich ist es nicht. Vielleicht darf ich ein anderes Mal ausführen, wie ich mir das technische Vorbildungswesen denke.

Kommunale Hygiene.

Von Julian Marcuse in Mannheim.

Zu den modernen Aufgaben, die Staat und Gesellschaft zu erfüllen haben, wollen sie der Erkenntnis vom Bau und Leben unseres sozialen Organismus gerecht werden, gehört in erster Reihe eine planmässige Gestaltung der öffentlichen Gesundheitspflege. Diese aus der Notwendigkeit herausgeborene Erfahrungswissenschaft, die das wirtschaftliche Aneinanderschweissen breiter Volksmassen erzeugt hat, umfasst alle Bedingungen für den Gesundheitszustand des einzelnen und findet ihre praktische Übertragung in Stadt und Haus durch die Institutionen modernen Völkerlebens, durch Staat, Gemeinde und sozialpolitische Organisationen. „Der sozialen Hygiene ist es gelungen, die Ursachen und die Natur der grossen völkervernichtenden Krankheiten, die Bedingungen der Übertragung, der Aufnahme und der Entwicklung von Giftstoffen, sowie den Zusammenhang der Volkskrankheiten mit den ökonomischen Verhältnissen von dem Gesichtspunkte der Prophylaxis

aus zu beleuchten, sie hat die Ursachen der Sterblichkeit und die Bewegung der Bevölkerung mit Hülfe der Statistik aufgehellt, sie hat die Hygiene des Bodens, des Wassers und der Luft, die der Städte, Spitäler und Schulen so gründlich bearbeitet, dass man heute in der Assanierung der Brutstätten menschlicher Krankheiten ruhig vorgehen kann, ohne fürchten zu müssen, unproduktive Ausgaben zu machen. So ist die Sozialhygiene eine reife Wissenschaft geworden, deren Forschungen kein einziger sich mehr verschliesst, deren Arbeitsgebiet von Jahr zu Jahr grösser wird, deren Bedeutung in zivilisierten Ländern mehr und mehr wächst." (Nossig.) Mit diesen theoretischen Grundlagen, der gefestigten Erkenntnis, wie sie die Hygiene geschaffen hat, wachsen natürlich auch die Aufgaben der obengenannten Institutionen als der Träger modernen gesellschaftlichen Lebens, die innerhalb des Machtkreises ihrer Sphäre zu den Exekutivorganen sozialhygienischer Erkenntnis und zu Pionieren neuer, durch praktische Beobachtung und Erfahrung gewerteter Ideen auf dem grossen Gebiet der öffentlichen Gesundheitspflege werden. Das ist und bleibt eine der vornehmsten und wichtigsten Aufgaben der Gegenwart, der sich vor allem die Kommunen nicht zu entziehen vermögen. Ihre Aufgabe erschöpft sich nicht mit der Durchführung der Kanalisation und der Assanierung des Bodens, mit der Beschaffung guten Trinkwassers und der Prüfung der in den Handel gelangenden Nahrungs- und Genussmittel: Viel weitere Befugnisse und Pflichten steckt ihnen in der Melioration der Lebensbedingungen Gesetz und finanzielle Fähigkeit, so die Verbesserung des Wohnungswesens, wohl die bedeutsamste aller sozialhygienischen Fragen, die Bekämpfung der Tuberkulose, als der verheerendsten der modernen Volkskrankheiten, die Erhaltung der Widerstandskraft des einzelnen durch rationelle sanitäre und hygienische Massnahmen, und endlich der Schutz der Allgemeinheit vor betrügerischer Ausbeutung in gesundheitlicher Hinsicht.

Dieses kommunalhygienische Programm selbst nur in seinen Grundzügen zu skizzieren, würde Zweck und Umfang der vorliegenden Ausführungen weit überschreiten, so dass wir uns darauf beschränken müssen, nur einige der wichtigsten Punkte aus ihm herauszuheben und an ihrer Erfüllung das Kriterium sozialen Erkentnisvermögens anzulegen. Zu den verderblichsten Infektionskrankheiten der Gegenwart gehört die Tuberkulose, deren Anteilnahme an Morbidität und Mortalität der Bevölkerung bekanntlich die aller anderen Volkskrankheiten so weit übersteigt, dass sie nahezu ein Siebentel aller Todesfälle für sich beansprucht. Ihre Bekämpfung hat sich im wesentlichen in der Errichtung von Lungenheilstätten kristallisiert, die zum grössten Teil dem Eintreten der Landesversicherungsanstalten ihre Existenz verdanken. Aber die rückhaltlose Begeisterung, mit der die Heilstättenbewegung inauguriert wurde, ist einer ruhigeren Auffassung gewichen, seitdem sich gezeigt, dass die Erfolge durchaus nicht den Erwartungen entsprechen, die man an sie geknüpft hatte! Wohl sind sie imstande, Leben und Arbeitsfähigkeit des erkrankten Individuums zu verlängern, wohl einen gewissen Stillstand des pathologischen Prozesses herbeizuführen, allein mit der Wiederverpflanzung

in das alte Milieu beginnt von neuem der Kampf mit den zerstörenden Gewalten und in der überaus grossen Mehrzahl der Fälle erliegt der Organismus. Zeitliche und räumliche Fesseln lähmen die Schwingen der Infektion, diese Erkenntnis bahnt den Pfad, um das Niveau der Heilungsmöglichkeit wie des Schutzes weiter Volkskreise zn heben. Auch hier teilen sich die Aufgaben der sozialpolitischen Organisationen von denen der Gemeinden: Während es den ersteren obliegt, Mittel und Wege zu finden, das Heilverfahren entsprechend umzugestalten, fällt den Gemeinden im wesentlichen die Aufgabe der Prophylaxe, der Eindämmung der Seuchenausdehnung, zu. Hierfür sind zwei Wege gangbar: Einmal die Eliminierung der unheilbaren Schwindsüchtigen aus der Gesellschaft und der Familie durch Unterbringung in Heimstätten und weiterhin die Zentralisierung der gesamten Schwindsuchtsbekämpfung in der Armenverwaltung. Dass die öffentliche Armenpflege es als ihre Aufgabe zu erachten hat, in den Kampf gegen die Tuberkulose einzutreten, bedarf bei dem sozialhygienischen Pflichtenkreis, den wir den modernen Städten zuweisen, kaum weiterer Begründung: Zu allem Überfluss sei aber bemerkt, dass die massgebenden Kommentare zum Gesetz über den Unterstützungswohnsitz, sowie zahlreiche Entscheidungen des Bundesamtes die vorliegende Frage bejahen und somit auch die gesetzliche Unterlage für das Eintreten der Armenverwaltung schaffen. Auf Grund derselben haben unter anderen die Städte Charlottenburg und Halle einen Modus der Mitarbeit eingeführt, der in dem engen Zusammenwirken der öffentlichen Armenpflege mit humanitären Organisationen eine Zentralstelle schafft, von der aus sämtliche Hilfsquellen für ein Eintreten mit aller Kraft nutzbar gemacht werden können. Nächst der Fürsorge für den Erkrankten und dessen Überweisung in Erholungsstätten oder Heilstätten konzentrierte sich die Tätigkeit dieser Zentralstellen vor allem auf den Schutz der gesunden Familienmitglieder. Die Absonderung der gefährdeten Kinder, die Beschaffung anderer, gesünderer Wohnungen, mit einem Wort die Umwandlung eines verseuchten in ein seuchenfreies Quartier war ihre Hauptaufgabe, und in dem Gelingen derselben erschöpft sich das souveräne Prinzip der Tuberkulosebekämpfung, die Prophylaxis.

Dieser sozialen Pflicht sich zu erinnern, dürfte auch für eine Reihe süddeutscher Städte der Zeitpunkt gekommen sein, an die teilweise die Wellen dieser Kulturbewegung kaum noch angebrandet sind. Wohl haben die Landesversicherungsanstalten der süddeutschen Staaten, die Parole des internationalen Tuberkulosekongresses vom Jahre 1899 aufnehmend, Heilstätten errichtet, wohl hat Baden als erster unter den deutschen Bundesstaaten die Anzeigepflicht der Tuberkulose eingeführt und vielerorts sich die private Wohltätigkeit geregt, allein die Kommunen spielten, froh in dem Bewusstsein, ihre eigenen Pflichten auf andere Schultern abwälzen zu können, die Rolle des wohlwollenden, aber untätigen Protektors. So reiften Zustände heran, die, wie in Mannheim zum Beispiel, die notgedrungene Folge einer systematischen Lethargie und einer nach aussen gerichteten kommunalen Politik sein mussten,

während im Innern vitale Interessen der Bevölkerung der Vernachlässigung anheimfielen. Die süddeutsche Handelsempore hat in ihrer wirtschaftlichen Entwicklung eine überaus rasche Karriere gemacht und sich auf dem Weltmarkt einen Namen von bestem Klang geschaffen. Ein reger Erwerbstrieb paart sich mit im grossen und ganzen solider Gesinnung und fest fundiert stehen die Mannheimer Handelshäuser, von Stürmen der Krisis und schwindelhaften Spekulationen verhältnismässig wenig berührt. Aus der Kunststadt Karl Theodors, aus der schäumenden Flut, die einen Schiller der Welt offenbarte, ist allerdings im Laufe der Jahrhunderte eine nüchterne, dem Daseinsgenuss und Erwerbsgeiste zugewandte Stadt geworden, in der Kasten- und Krämergeist nicht bloss an der Oberfläche haften, sondern in vielfacher Beziehung auch das Lebensprinzip des autochtonen Geldadels bilden. Der furor poeticus moderner Dichtergestalten, die bei üppigen Konvivien lukullische Pracht und gut gespieltes Mäcenatentum zu sehen bekamen, hat zwar jüngst gelegentlich eines Prunkbazars in Dithyramben Mannheims Bewohner und ihre Metropole gefeiert, allein, was dem nüchternen Beobachter, der nicht lorbeerbekränzt zu Gaste sitzt, von Mannheim bleibt, ist alles andere eher wie Sinn für das pulsierende Leben der Gegenwart, für ernste, über das Alltagsdasein hinaus sich erhebende Ideen, für soziales Denken und für geistiges Emporringen! Wie der Geist der Bevölkerung, so ihre Politik: der Nimbus der Grossstadt zwängt in der Peripherie gelegene Ortschaften in den Bannkreis, man paradiert mit Zahlen und mit jedem neuen Tausend an Menschen schwillt die Selbstschätzung. Dieser Grossstadtdünkel ist allerdings leider ein allgemeines Charakteristikum moderner Städteentwicklung und auf Mannheim nicht beschränkt, und Hand in Hand mit ihm geht der Drang, nach aussen hin eine Gloriole heimischer Institutionen und heimischer Verhältnisse zu verbreiten. Das „Kreuziget ihn“ erschallt auch heute noch gegen jeden, der diese Kreise zu stören wagt, nur sind die Zwangsmittel zum Widerruf, gemäss den veränderten Zeitepochen, andere geworden! Man schlägt Körper und Geist nicht mehr an den Holzpfahl, aber man sucht den Widerhall der in die Öffentlichkeit geflüchteten Anklagen zu ersticken, indem man mit dem Brustton sittlicher Empörung alles leugnet und auf der schwanken Leiter der Beschönigung die misera plebs zu beschwichtigen sucht. „Alles ist aufs beste bestellt in der besten der möglichen Welten.“ So verkündeten es die Väter der Stadtgemeinde Mannheim im Juni 1903, als kurze Zeit vorher auf der Versammlung des Deutschen Komitees zur Errichtung von Lungenheilstätten schwere Anklagen gegen die Unterbringung von Tuberkulösen in Mannheim erhoben worden waren. Zur Entlastung des Krankenhauses hatte man eine alte Notbaracke ausserhalb des städtischen Weichbildes den Lungenschwindsüchtigen eingeräumt und hier nun in völlig ungenügenden und unhygienischen Räumen eine Schar von Kranken untergebracht. Aus dem amtlichen Gutachten, das der Grossherzogliche Bezirksarzt über diese Unterkunftsstätte am 8. März 1903 erstattete, seien folgende Wahrnehmungen auszugsweise wiedergegeben: „Der Fussboden in der Baracke ist sehr schlecht. Seine Fugen

sind im allgemeinen so gross, dass man überall fast einen Finger hineinlegen kann, an einzelnen Stellen sind ganze Ausbrüche aus den Brettern sichtbar. Die Türen sind im ganzen Bau sehr schlecht gefügt, so dass überall grosse Spalten vorhanden sind, durch welche Winters über starke Kälte eindringt. Der Plafond der Krankensäle ist mit einfacher weisser Kalkfarbe angestrichen worden, welche in trockenem Zustand, besonders bei stürmischem Wetter abfällt und die Kranken in ihren Betten überdeckt. Durch die Löcher in den Seitenwänden der Baracke dringt im Winter die Kälte ausserordentlich stark herein, so dass das Wasser in Krügen und Lavoirs sich nachts mit einer Eiskruste bedeckt. — Die vorhandenen Betten haben nur Strohsackmatratzen und sind zu kurz. Dieselben sind recht hart, was bei Schwerkranken, die dauernd liegen müssen, leicht zu Druckbrand führt. Die Öfen waren im letzten Winter teilweise durchgebrannt. Man sollte sich vor allzu eiliger Anwendung des nur der Ersparnis dienlichen Spruches hüten ‚Es tut es noch'. Es scheint, dass im letzten Herbst nach dieser Vorschrift verfahren wurde und dann stellte es sich im Winter heraus, dass die Öfen unbrauchbar waren.“ Ich hatte diesem geradezu vernichtenden Urteil folgendes hinzugefügt: „Die Gesichtspunkte, die mich bei der Verurteilung von Anlage wie System dieses Gebäudes leiteten, sind damit noch nicht erschöpft, heute wie damals erblicke ich in dem Zusammenlegen von 23 Lungenkranken in einen und denselben Raum, selbst wenn für jeden Luftraum und Bodenfläche in wissenschaftlich erforderlichem Umfange gesichert sein sollten, einen Missstand ärgster Art, der das elementarste Prinzip der Tuberkulosebehandlung und -Wartung, die individuelle Selbsterziehung und damit den Schutz der Umgebung, völlig aufhebt. Zugleich aber involviert dieses System in sich eine schwere körperliche wie psychische Störung der Patienten, die vor ihren Augen das Schauspiel des langsamen Dahinsterbens ihrer unglücklichen Schicksalsgenossen sich abspielen sehen und dadurch selbst in ihrer Widerstandsfähigkeit beeinträchtigt werden. Peinlichste Sauberkeit, das unentbehrliche Imponderabile eines Aufenthaltes für Lungenkranke, kann in derartig angefüllten Räumen nie und nimmermehr herrschen! Damit in Zusammenhang steht die mangelnde Auslese und es wäre ein leichtes für mich, an der Hand des vorliegenden Materiales nachzuweisen, dass Tuberkulöse I. Stadiums mit solchen III. Stadiums wochen- und monatelang zusammenhausen und dadurch der Gefahr einer Verschlimmerung ihres Zustandes sich aussetzen mussten.“ Der weitere Verlauf der Dinge gab dem Ankläger die Genugtuung, die die leitenden Organe der Stadtverwaltung ihm versagt hatten: Es wurden eine Reihe baulicher Änderungen vorgenommen, die die gröbsten Missstände beseitigten. Auch hier bewährte sich wieder einmal der Satz, dass, wo die Kraft der Überzeugung treu einer einmal erfassten Sache dient, selbst der frechste Finger redlichen Wirkens Spur nie mehr völlig verwischen kann! — Aber der vorstehend skizzierte Fall hat nicht nur lokale Bedeutung, er ist typisch für die Stellungnahme gewisser Städte zu sozialhygienischen Aufgaben. Hat man die elementarsten Forderungen der öffentlichen Gesundheitspflege, die Durch-

führung der Kanalisation und der Assanierung des Bodens, die Beschaffung guten Trinkwassers erfüllt, so bleiben alle übrigen Fragen curae posteriores. Die Toilette der Stadt, ihr Eindruck nach aussen wird zum leitenden Gesichtspunkt kommunaler Politik, und so erstehen oft weit über den Rahmen lokaler Verhältnisse hinausgehende Prachtbauten, die Millionen verschlingen und jedwede Ausgabe für unbedingt notwendige Zwecke unmöglich machen. Auch dies ist ein Stück Grossstadtdünkel, und wir sehen diese Phase der Entwicklung auch in Mannheim vor uns. Ein grandioser Bau erstand, die Festhalle, nahezu drei Millionen beanspruchte sie zu ihrer Fertigstellung, ohne dass der Grund und Boden, dessen Wert wohl ebenfalls auf ein bis zwei siebenstellige Zahlen anzusetzen ist, darin einbezogen wäre. Und nur um die Zinsschuld dieses Prachtbaues zu decken, muss der Stadtsäckel aller Voraussicht nach bereits im ersten Jahre einen Zuschuss von über 170000 Mark leisten, und wie ein grinsendes Gespenst wird dieses „Debet“ nun in dem alljährlichen Haushaltungsetat immer wieder erscheinen und einen düsteren Schatten auf die laute Freude am Besitz werfen. Da ist es kein Wunder, wenn es überall hapert, wenn am notwendigsten gespart, wenn das Prinzip des laisser aller selbst in hygienischen Fragen massgebend wird. Unbegrenzt ist die Leistungsfähigkeit der Gemeinden allerdings nicht, denn von Jahr zu Jahr steigen die Anforderungen an sie, aber eine wirklich weise Politik sollte imstande sein, zu unterscheiden zwischen unaufschiebbaren und für das öffentliche Wohl unerlässlichen Postulaten und Luxusbauten, die, so künstlerisch vollendet sie auch sein mögen, doch gegenüber vitalen Fragen des gesellschaftlichen Lebensprozesses zurückzutreten haben. Im Vordergrund dieser steht das Krankenhaus, dessen Bedeutung in der Gegenwart durch die verschiedensten Momente zu einer souveränen geworden ist. Einmal sind es Momente medizinischer und technischer Natur — die Begründung der Antisepsis, die Vielgestaltigkeit und Kompliziertheit des modernen Heilverfahrens — und weiterhin solche politischer Natur, die hierfür ausschlaggebend geworden sind. Als solche sind zu nennen die Reichsgesetze über den Unterstützungswohnsitz und die Krankenversicherung. Das erstere setzte für die Gemeinden die gesetzliche Verpflichtung fest, jedem hilfsbedürftigen Deutschen oder Ausländer die erforderliche Pflege in Krankheitsfällen zu gewähren, das Krankenversicherungsgesetz gab den Krankenkassen das Recht, an die Stelle der Zahlung von Krankengeld und Gewährung ärztlicher Behandlung die freie Kur und Verpflegung in einem Krankenhause eintreten zu lassen. Aus dem Einflusse dieser Faktoren erklärt sich die rasche Zunahme der Krankenanstalten in der Periode von 1870 an. Die wachsende Inanspruchnahme der Krankenhäuser aber, die in vielen Fällen proportional grösser wie die der Bevölkerungszunahme ist, erfordert eine Ergänzung des Heilverfahrens und zwar nach der Richtung der Rekonvaleszenz hin. In diesem Punkte vereinigen sich die Forderungen der städtischen Wirtschaft mit denen der modernen Krankenpflege. Die Krankenhäuser gelten daher durchaus nicht als Plätze, die für die Rekonvaleszenz geeignet sind,

denn die Pflege der Rekonvaleszenten erfordert eine weit andere Lage der Anstalt und völlig andere Einrichtungen, als sie das Krankenhaus zu bieten vermag. So gelangte als erste die Berliner Stadtverwaltung im Jahre 1877 dazu, zwei Heimstätten für Genesende zu errichten, die eine ausserordentlich rasche Entwicklung durchmachten; ihr folgten München mit seiner hervorragenden Anlage bei Harlaching, weiterhin Breslau, Dortmund, Dresden, Mainz und andere Städte.

Auch diesen Problemen ist Mannheim bisher nicht näher getreten, hat es ja selbst nicht einmal den Wettlauf der deutschen Städte um mustergültige Krankenhausbauten mitgemacht. Ein alter Häuserblock, der von Jahr zu Jahr durch Anbauten einen etwas erträglicheren Anstrich erhalten hat, inmitten der Stadt gelegen, von allen Seiten von bewohnten Häusern umschlossen, stellt das Mannheimer Krankenhaus dar, dessen unwürdige Verhältnisse allein schon dadurch gegeben sind, dass die nicht bettlägerig Kranken und Rekonvaleszenten die dumpfen Gänge und den steinigen Boden des luftlosen Hofes als einzigen Erholungsraum besitzen. Kein fussbreit Garten steht diesem Territorium zu Gebote, kein Blick ins Freie, in die Natur, dieser nie versiegenden Helferin menschlicher Leiden! Wo es daran ermangelt, da ist es auch kein Wunder, dass alles Weitere zurücktreten muss, dass die Errichtung einer grossen städtischen Badeanstalt, dass die Kreierung von Schulärzten und andere sozialhygienische Postulate für utopische Probleme angesehen werden! Und dies um so mehr, als die geborenen Leiter des Volkes und seiner Gesundheit, die Ärzte, sie, die in ihrer überwiegend grossen Mehrzahl die sozialhygienischen Aufgaben der Medizin erkannt und sich wissensfreudig in den Dienst neuer, kulturfördernder Ziele gestellt, in Mannheim völlig versagt haben. Dem Geiste der dominierenden Klassen sich willig beugend, um des wirtschaftlichen Kampfes praktisches Endziel einzig und allein bekümmert, sind sie an dem engen Gehäuse haften geblieben, in dem die Medizin als ein mechanisches Triebwerk jahrhundertelang lief und haben den Anprall des pulsierenden Lebens nie vernommen, nie vernehmen wollen. Hier kann kein Echo in der Volksseele geweckt, kein Finger auf eine eiternde Wunde gelegt, kein Ansporn zu gemeinnützigem Tun gegeben werden. So fehlt den leitenden Männern des Gemeinwesens sachdienlicher Rat, es fehlen die freidenkenden Vertreter der Wissenschaft, die unbekümmert um Flüstern und Raunen ihre Überzeugung offenbaren, und dies mildert der ersteren Schuld.

Nur der Sturmwind der öffentlichen Meinung, der Boden, auf dem sich die Elemente kultureller Entwicklung finden und zu gemeinsamer Arbeit vereinigen, kann hier Wandel schaffen und die Kommunen zur Erfüllung ihrer sozialhygienischen Pflichten wachrütteln.

Briefe aus Italien. II.

Von Friedrich Th. Vischer.

Mitgeteilt von Robert Vischer in Göttingen.

Lieber Bruder und Schwägerin, liebe Schwester nebst Kindern, Freunde und wer mir gut ist! Lest mit Verstand, ich schreibe aus Rom!

Ich sitze so in meinem freundlichen Stübchen in der via Sistina auf Monte Pincio, dem alten collis hortulorum. Ein fürchterlicher Platzregen (wenn es in Italien regnet, so regnet's gleich recht) hat eben nachgelassen, und ein Giessbach, der sich in der Strasse gebildet hat, macht der ganzen Nachbarschaft Unterhaltung. Ein halbnackter teufelswilder Junge hat eine Mulde, oder was es ist, gestohlen, watet bis ans Knie im Wasser und treibt sein Holz als Schiff hinunter. Unten ist die Passage gehemmt, da stehen nun die Passagiere wie die Ochsen am Berge, denn die Italiener sind schlechte Gymnastiker; probirts hie und da Einer und macht einen komischen Hopf, wie soeben ein langer Abbate, der dabei seinen schwarzen Kittel gar zierlich bis an den podex hinaufschob, so will die dunkelbraune, breitnackige, schwarzlockige Römerin, die da drüben im Fenster liegt, sich zu Tode lachen; endlich kommt ein blonder deutscher Maler und ist ohne Ansatz mit einem kräftigen Sprunge drüben: Ecco il tedesco! Che salta bene! Da habe ich doch Respect. Ein alter Bettler mit langem weissem Barte stürzt sogleich auf ihn zu, als wäre er nur herüber gesprungen, ihm einen Bajocco zu geben: povero vecchio! povero vecchio! per carità! per la Madonna Santissima! Aber der deutsche Bengel will nichts von der Madonna Santissima und geht weiter, indem er einen wunderschönen Kerl, der faul an der Ecke lehnt, das classische Gesicht in einem Walde schöngelockter rabenschwarzer Bart- u. Haupthaare, obendrauf eine rothe Schiffermütze, scharf fixirt, ob er nicht etwa als Modell zu haben wäre. Ein kreischender, melancholischer Ton von Schalmeyen erhebt sich, es ziehen einige pifferari daher, Bauern aus den Gebirgen mit Wämsern aus Schaafspelz u. roth verbrämt, braune Mäntel darüber, spitze Hüte, Sandalen an den Füssen, sie kommen seit undenklicher Zeit um Weihnachten in die Stadt und blasen vor den Marienbildern u. in den Trattorien. Zwei Landmädchen im besten Staate gesellen sich hinzu, der braune Kopf sticht trefflich von dem Dach aus schneeweissen Linnen, das ihn breit bedeckt, und der braune Hals von den schneeweissen Aermeln ab, grüne Sammtröcke und ein rothes Tuch, das als Schaal und in andern Gestalten dient, malerisch um die Hüfte geworfen und mit dem Arm in grossen Falten aufgezogen; das sind 2 Figuren und Köpfe von alt-italienischem Schlag, aus der tiefen Bräune der Haut blitzt auf schneeweissem, bläulicht angeflogenem Grunde ein stolzes, ernstes, beerschwarzes Auge; da tappt Einer ungeschickt in den Bach, und plötzlich löst sich der Ernst in das lauteste Gelächter auf, wobei sie eine Kette von Zähnen zeigen.

So ist es freilich nicht immer und überall in Rom. Unten auf dem Corso ist man in einer rein modernen Stadt u. wird von englischen, französ., russ. Equipagen fast überfahren. Rom ist eine Stadt voll moderner raffinirter Corruption: aber dazwischen sehen wie in der Architectur, so in Sitte, Tracht, Gebäude, Haltung, Sinn doch überall noch die Ruinen untergegangener Grösse hervor, u. der gemeinste Römer ist immer ein Römer. Was ist ein Klang in dem Wort! Roma! Da hört man den dumpfen Donner der alten Siegeswagen auf der via sacra, derselben, auf deren Resten ich jetzt wandle, und wo man noch Spuren der alten Wagengeleise sieht, unter dem Triumphbogen des Titus durch, wo auf dem Relief der jüdische Tempelleuchter noch heut zu sehen ist, den die Sieger aus Jerusalem schleppten. — Es gibt Momente, wo man es nicht glauben kann, dass man in Rom sei, dass es möglich sei, hier, ganz ordentlich u. eigentlich hier, wo all die grossen und all die schrecklichen alten Männer wandelten, hier als ein spitznasiger, blond- und glatthariger Deutscher mit Handschuh u. Cravatte herumzugehen. Ehe ich hieher kam, hatte ich das entgegengesetzte Gefühl; jetzt glaube ich nicht zu sein u. zu bestehen auf Einem Raume mit diesen ungeheuren Erinnerungen; damals glaubte ich nicht recht, dass Rom existire. Versteht mich nicht falsch, meine Trefflichen, ich meine es ganz wörtlich. Ich hatte aus Büchern u. Erzählungen als Mann von Kopf allerdings gemerkt, dass es eine solche Stadt gebe, welche das alte Rom ist, dass Titus die Juden, M. Aurel die Quaden u. Marcomannen, Cäsar die Gallier besiegt hat u. s. w. Ich dachte aber als feiner Kopf, all diese Sachen erzählt man zwar, aber ich bin nicht dabei gewesen; weiss der Henker ob sie wahr sind; die Zerstörung Jerusalems, Carthagos, so viele andere ungeheure Schauspiele sind wohl nur grosse Schattenspiele der Phantasie. Aber siehe, da sind nun die handgreiflichen Reste: dieser Mörtel ist wirklich von Menschen aus jener Zeit angemacht, da stehen noch die Säulen, die Triumphbogen, in diesem Colosseum erhob sich wirklich das Gebrüll der Tiger u. Löwen, das Waffengeklirr der Fechter, — da tritt aus dem Schulstaube, der die Classiker dir bisher umgab, plötzlich die alte Welt vertraut und hell vor die Augen, du siehst ihr ins Angesicht, sie lebt. Ich bin h i e r, das kann man auch sagen, wenn man in Degerloch, Lustnau, Derendingen ist, nur nicht hinzusetzen: Cäsar war auch hier, Pompejus auch hier, u. dieser Fleck Erde hat einst die Welt erobert.

Aber ich vergesse ganz, dass ich erzählen wollte.

In Florenz studirte ich noch die Kunstschätze mit Genauigkeit durch und genoss so manche schöne Stunde in den reichen Sälen der Uffizien, die mit grösster Liberalität unentgeldlich alle Tage geöffnet sind, vor den Broncethüren des Ghiberti am Baptisterium, von denen einst M. Angelo sagte sie wären würdig die Pforten des Paradieses zu sein, in den Kirchen, wo die interessantesten Fresken sowohl aus den ersten, naiven Zeiten des Cimabue und Giotto, als aus dem grossen Fortschritt des herrlichen Masaccio u. endlich der Blütezeit des Fra Bartolomeo und Andrea del Sarto die Hauptepochen der mittelalterl. Malerei darstellen. Es ist auch

behaglich leben in Florenz, nicht theuer und ein höfliches, gutes Volk dort; die Toscaner sind die italienischen Sachsen. Gewöhnlich ass ich mit dem Archäologen Dr. Gaye, übrigens einem gar säuerlichen, übermüthig schweigsamen Menschen, gegen den ich zugleich immer auf den Hinterbeinen sein musste. Mit grossem Genuss sah ich ein italienisches Ballspiel, das ich einmal mündlich beschreiben will.[1]) Da sieht man Männer, Köpfe, Stellungen, Leben, so antik! — Das Wetter hatte ich glühend heiss getroffen, zuletzt gieng es durch einige Gewitter mit Platzregen in empfindliche Kälte über. Ich reiste am 30. October nach Siena ab. Gute Gesellschaft von lauter Italienern in der Chaise, worunter eine Frau mit Gemahl, ganz honett, aber im Gespräch von einer Natürlichkeit, wobey ein Deutscher, der es noch nicht gewohnt gewesen wäre, sich auf den Kopf gestellt hätte. Z. B. Es stiegen Einige aus ob certam necessitatem. Die Frau sagte: Jo sono donna, non smonto mai, sono stata a cavallo dieci miglia e non sono smontata mai. Das war aber auf mein Wort eine ganz honette Frau von viel Anstand. Und doch sind die Italiener in andern Dingen viel strenger decent als wir. Auf dem Theater darf kein Kuss auf die Wange, auch nicht scheinbar gegeben werden, sondern nur auf die Hand. Ueberhaupt gilt Küssen als etwas durchaus verfängliches. Ein Beweis der Verdorbenheit, denn je verdorbener die Sitten, desto ängstlicher die Decenz. Selbst in der Kirche ist mir zu Pisa ein schändlicher Antrag gemacht worden, worauf ich aber ganz still meinen schönen, braungebeizten Reisestock von starkem eichenem Kaliber dem Antragesteller dicht vor die Nase hielt, der dieses deutsch augenblicklich verstand. Siena hat einen wunderherrlichen Dom u. so vieles andere Schöne, das ich nur leider wegen des nasskalten Regenwetters in schlechter Beleuchtung u. unbehaglichem Zustande sah. Ich war da einem Sprachlehrer Cypriani empfohlen, einem gar ehrlichen Mann, der in der italienischen Garde gedient hat. Die Sieneser sind überhaupt nette Leute, u. ihre Sprache ist durch das Sprichwort berühmt: lingua Toscana in bocca (Mund) Romana. Im Caffee hatte ich Abends den eigenthümlichen Genuss, mit einem Bibliothecar, dem man in seiner italienischen Sammtjacke und dem jugendlichen Lockenwald den Gelehrten nicht ansah, über Schiller zu disputiren; die Italiener sind gewaltig für das Sentimentale, er nahm aber doch meine Bemerkungen zu Berichtigung seiner Begriffe sehr willig auf u. fasste im Moment den Unterschied zwischen rhetorisch u. poëtisch. Ueberhaupt was ist das für ein Volk, welche Fassungskraft! welch liebenswürdiger Kern, wie heiter, wie frisch, wie wohlgestimmt! Was wäre aus dem Volke zu machen, da es ohne alle Volkserziehung so wild aufwächst u. doch das ist, was es ist! Besonders die Knaben liebe ich. Sie sind entsetzlich unartig, man sieht selten eine Katze, der sie nicht den Schwanz abgeschnitten hatten. Doch abgesehen von diesen Strassen-Unarten, erscheinen sie so naiv klug, gegen Erwachsene freimüthig und doch edel bescheiden, dass man nicht ohne Unwillen an die verwünschte deutsche Erziehung denken kann, die den

---

[1]) Ballonenspiel.

Menschen fast bis zum 30. Jahr als unfrei u. dumm behandelt, wovon die Folge ist, dass er es wird. Im Rathe der Erwachsenen darf der Knabe hier in Italien frei mitsprechen, da horcht er aufmerksam auf die Hand gestützt, die dicken Locken fallen ihm leichtsinnig unter der Mütze auf die Stirne herunter, da bringt er denn auch seinen Senf herbei, hat zu fragen, zu urtheilen, zu erzählen, u. die Alten lassen ihn billig mitankommen. Sagt er was dummes, so belehrt man ihn lachend, sagt er was kluges, so heisst es, der Kleine hat Recht u. s. w. Ebenso behandelt man die Dienstboten als Menschen; im Anfang verwunderte sich meine deutsche Corporalsstocknatur nicht wenig, wenn eine Dienstmagd oder ein Bedienter im Vorzimmer einer Familie auf eine Frage nicht einfach antwortete, sondern eine Bemerkung machte, wodurch er sich mit mir auf den Fuss der Unterhaltung zwischen Menschen von gleicher Würde setzte. Dort fährt eine glänzende Equipage über den Corso, bei der Familie sitzt eine Amme in ländlicher Tracht u. unterhält sich mit Herr u. Frau wie ein Glied der Familie, u. das ist von diesen keine Herablassung, sondern Gefühl der Menschlichkeit, Menschenwürde. Man meine nicht, das begünstige die Unbescheidenheit, nein, der Sclave wird unbescheiden.

Von Siena nahm ich einen Vetturin nach Perugia auf 2 Tage. Obwohl Cypriani mir ihn gerathen hatte (kein Italiener hindert je den Andern in spitzbübischen Prellereien der Fremden; kein noch so honetter Wirth sagt dir: so u. so viel Geld ist vom Vetturin, Fachin u. s. w. überfordert, den oder jenen Vetturin nimm nicht u. s. w. Alle sind im Complott), so war doch die Vettura grundschlecht und der Vetturin ein Erzspitzbube. Ich fuhr früh Morgens ab, hatte nicht gefrühstückt, es kam ein kalter Platzregen, ich verkältete mich und sass in der Trattoria des nächsten Städtchens in recht üblem Zustande auf dem Heerde, wohin man mir den Stuhl gesezt, nach üblicher Manier, am Feuer. Es regnete fort, der Vetturin hatte immer mit den Wirthsleuten zu flüstern, er meinte, ich merke in meiner Apathie nichts. Seine Absicht war, heute nicht weiter zu fahren, wodurch der ganze Contrakt verwirrt worden wäre, zu diesem Behuf liess er sich ein Essen bringen, das als Verzögerungs-Vorwand dienen sollte. Ich liess alles geschehen, als könnte ich nicht fünf zählen, weil ich bei m. Leibweh und dem Regen selbst unentschlossen war, doch begannen die heiml. Umtriebe, die der Vetturin aus reiner Lust zur Heimlichkeit offenem Vorschlage vorzog, mich zu ärgern. Endlich beschloss man, mir in einem eignen Zimmer das Kamin anzuzünden, was ich nicht befohlen hatte, um so mich zu gängeln und zu bestimmen. Plötzlich brach mir die Geduld, ich war mit einem Sprung vom Heerde und vor dem Vetturin, schrie: wer ist Herr? Ich oder ihr? In dem nächsten Moment ist angespannt oder ihr bekommt keinen Quadrin Trinkgeld! Das wirkte, und in derselben Viertelstunde war ich unterwegs, das Wetter wieder hell, das Leibweh weg. — Den andern Tag sah ich das merkwürdige Chiusi, das alte Clusium, eine der 12 etruskischen Republiken, deren Lukumone Porsenna war, derselbe, der vor Rom zog. Es war ein grauer, melancholischer Tag,

ganz geeignet zu Erinnerungen an das finstere Wesen der alten Etrusker; die Stadt liegt hoch gegen Westen, mit der Aussicht auf ernste Eichenwälder. Ausser dem Museum der ausgegrabenen Urnen, Bronzen u. s. w. versäumte ich nicht, Eines der gefundenen Gräber zu besuchen, das schönste. Ich kannte die Form dieser Gräber gut aus dem Werk von Inghirami, aber wie anders, wenn man die Sache selbst sieht und das Antike Einem plötzlich wahr, wirklich, gegenwärtig wird! Eine Kammer in die feste Lehm-Erde des Berges gehauen, mit steinerner Thür, mit Farben und heitern Bildern von Tänzerinnen, Gauklern u. dergleichen in dem harten, aber doch edlen etrurischen Style bemalt, frisch und glänzend, als wäre es von gestern; hier standen nebst den Vasen u. Anderem die Aschen-Urnen, viereckige Kästchen mit Relief, auf dem Deckel hingestreckt das Bild des Todten — die finstern, mürrischen Etrusker-Köpfe, doch auch liebliche Gruppen, eine Mutter, das kl. Töchterchen im Arm, das liebreich zu ihr aufblickt. Der Tag war empfindlich kalt, hier unter der Erde war eine dumpfe Hitze, was den eigentlichen Eindruck bei der mystischen Lampenbeleuchtung vollendete. — Mit diesem Momente begann eigentlich für mich das Gefühl des Antiken, d. h. das Gefühl in der Heimath des Antiken zu sein, bisher war es mehr das Mittelalter mit s. Baukunst u. Malerei gewesen, was mich beschäftigte. Den Ort zu betreten, wo handgreifliche Spuren darthun, dass hier einst „das Antike neu“ war — diess gibt dem Gemüth den ersten starken, durchgreifenden Eindruck. Uebernacht in Città della Pieve, dem Geburtsort des herrl. Pietro Perugino, u. eine herrl. Freske desselben gesehen.

Am 3. Novb. nach Perugia, ebenfalls eine der etrusk. 12 Städte, später von Augustus erobert und förmlich unter Rom gebracht. Es liegt sehr hoch über einem Bergrücken hingelagert, ein paar der bekannten schönen Ochsen Unter-Italiens zogen als Vorspann die Chaise hinauf. Perugia hat mich nach allen Seiten äusserst gemüthlich angesprochen. Die Leute sind gar freundlich und gutartig, gleich am ersten Abend, wo ich mich nicht nach meiner Wohnung (casa Zannetti, dieser ist ein Bruder der Bildhauerin Braun in Stuttgart) zurückfinden konnte, führten mich 2 Frauen, die mich fragen hörten, der Kleidung nach vom Honoratioren-Stande, mehrere Strassen weit selbst u. ohne Interesse, denn sie waren bejahrt. Thäte das eine deutsche Frau? Doch ja, du liebe Majorin, thätest es,[1]) u. überhaupt lasse ich den deutschen Frauen nichts geschehen, streiche sie auch den Italienerinnen höllisch heraus, u. diese, die fast keine Kunst verstehen, als die ars amandi, von welcher der heidnische Dichter Ovidius ein Buch in Versen verfasst hat, bewundern besonders die zierlichen Werke ihrer kunstreichen Hände, u. deine Brieftasche l. Schwägerin, geniesst verdiente Lobsprüche. — In 2 Pallästen, von denen der Eine ein gar köstliches Madonnenbild von Raphael besitzt, führten mich die jungen Besitzer selbst herum, mit Mönchen in den herrlich gelegenen Klöstern conversirte ich gar behaglich, denn alle Italiener hören gar gern ihr Land, ihr Besitzthum u. s. w. loben.

---

[1]) S. oben S. 380.

Kirchen und öffentliche Bauten sind voll der tiefempfundenen Gemälde Peruginos, der hier als Ehrenbürger lebte u. Raphael unterrichtete. Die Aussicht auf die Kette der Gebirge mit jenem tiefblauen Dufte, den nur Italien hat u. der seinen Landschaften die Idealität gibt, mit den herrl. gezogenen Linien, — hier verspürte ich endlich wieder das Ding, das Göthe Stimmung nennt, ich lege das Produkt, zwei Gedichte bei, sie scheinen mir zu lang, ich weiss überhaupt nicht, ob sie etwas werth sind; gemacht sind sie mit aller Neigung; sind sie's werth, so kannst du, l. Strauss, sie vielleicht in einem geeigneten Blatte als Gruss an die entfernteren Freunde abdrucken. (Dass die Gothen nicht von Norden sondern von Osten kamen, weiss ich, aber sie waren ursprünglich doch nordisch, u. so mag der 2. Vers des 2. Gedichts stehen bleiben).[1])

Einen Tag bestimmte ich für das 3 Stunden entfernte Assisi, wo der h. Franziscus s. berühmten Wunder erlebt hat, über dessen Grabe 2 wundervolle gothische Kirchen erbaut sind, die Eine halb unterirdisch, mystisch dunkel, blaues Gewölb mit Sternen an den Wänden, Fresken der ältesten Florentiner Maler. Ich sass hier in den höchst malerischen Dämmerschein vertieft, u. wusste noch nicht, dass ich soeben meine Brieftasche mit Pass u. Creditbrief verloren hatte. Beim Herauskommen vermisse ich sie, stürze zurück, suche alles hundertmal durch, vergebens; Assisi ist als ein completes Pfaffen-Nest auch ein completes Spitzbuben-Nest. Die Bettler fressen einen fast, ich gab sie schon verloren, da redet mich auf dem Marktplatz ein Lazzaroni an, ob ich etwas verloren, er hab's gefunden, auf der Polizei niedergelegt, er sei ein galantuomo (ein Ehrenmann), aber hoffentlich werde ich ein erkleckliches Trinkgeld geben. Dass kein Geld in der Brieftasche war u. dass in demselben Moment noch ein zweiter sie auf der Strasse bemerkte, der den Erstern controlirte, das war meine Rettung. — Ich machte der Priorinn eines Klosters deutscher Nonnen eine Aufwartung, die mich aber kein Wort verstand, bis ich tyrolisch zu reden anfieng, und die nicht wusste, dass der Kaiser von Oestreich einen Theil von Italien hat (was mir viel Sympathie einflösste, denn es sind kaum 7 Jahre dass ich es zufällig erfuhr.) Kaum aus dem Kloster, hält mich ein fetter Pfaffe auf der Strasse an u. erzählt mir unter dem behaglichsten Lachen, er habe eben zur Beichte gesessen, als ich in der Nähe des Beichtstuhls einen Menschen verzweifelt ausfragte, ob er nichts von meiner Brieftasche gesehen, der Mensch sei aber halbtaub u. ein Simpel, er habe Alles so bemerkt und doch nichts sagen können, weil er eben Beichte gehört. Ueber diese Situation wollte sich der gemästete Kalbsschlegel kropfig lachen, ob ich m. Tasche gefunden, oder nicht war ihm ganz gleichgültig.

Am 8. Novbr. ab nach Rom. In der Vettura sass als Gesellschaft für 4 Tage 1) eine hässliche Frau, verheirathet, aber jetzt nicht in Gesellschaft ihres Mannes, sondern des Cicisbeo, 2) ein Federhändler von Florenz, 3) 2 Dominikaner, denn anders thut es die liebe Vorsehung nicht,

[1]) Diese Gedichte wurden im Morgenblatt veröffentlicht, und auch Fr. Vischers Lyrische Gänge, Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt, 3. Aufl., S. 60ff. enthalten sie.

steige ich in eine Chaise, so hockt heilig ein Pfaffe drinn. So muss man ja mehr und mehr für den Himmel reifen. In Otricoli gieng, da es Sontag war, die ganze übrige Gesellschaft zur Messe, die Frau sagte mir, sie habe, als man an den Kirchengang dachte, die 2 Heiligen zu einander sagen hören: jetzt muss es sich zeigen, ob er ein Protestant ist. Als die Gesellschaft von der Kirche kam, sass ich unter der Osteria auf einem Balken u. verzehrte behaglich Castanien, wo dann freilich ganz klar wurde, dass ich Ketzer bin. — Abends sah ich den wunderschönen Wasserfall von Terni, — weit über allem, was ich von der Art gesehen. — Der Kellner in Terni war unbescheiden, ich putzte ihn, wusste aber nicht was Flegel auf Italienisch heisst, er wollte entfliehen, ich hielt ihn aber fest am Frack mit der Einen Hand, indessen ich mit der Andern im Lexicon aufsuchte. Man sollte es in ein Lustspiel bringen, es ist wie gemacht dazu. —

Am 11. Novbr. zog ich Abends in Rom ein. Ich wusste vorher, was von dem ersten Eindruck zu erwarten war, nämlich wenig und steifte mich nicht im mindesten auf grosse Gefühle. Ueberhaupt nur sich auf keine Gefühle forçiren, nur nicht sentimental sein, das ist nirgends mehr zu rathen als in Italien. Wenn man nemlich von der Porta del Popolo hineinfährt, so sieht man zuerst nur das neue Rom, das so ziemlich den Anblick einer gewöhnlichen modernen Stadt darbietet. Die Architektur des ganzen neuen Roms an Kirchen u. Pallästen ist bekanntlich lauter Zopf. Rom war seine Wiege und fruchtbarste Residenz. Ich will statt hundert anderer Beispiele nur das schauderhafte anführen, dass in den von den schönen Säulen des alten Tempels der Faustina eingeschlossenen Raum eine Zopf-Kirche mit der hier gezeichneten unerträglichen Façade gebaut ist. Dieser Styl nun gefiel sich bekanntlich besonders in der Kuppelform, u. es geben die vielen Kuppeln neuerer Zeit, so weit dieselben auch von der herrlichen, viel flacher gehaltenen Kuppel des Pantheons abweichen, dem modernen Rom in der Perspektive ein allerdings grossartiges Aussehen. Tritt man aber ins Innere dieser Kirchen, so herrscht hier der Berninische Zopf in allen Formen des Abgeschmackten. Die Peters Kirche ist bekanntlich ebenfalls bereits Zopf und verfehlt ganz den grossen Eindruck, den ihre ungeheure Höhe beabsichtigte. Der Grund des letztern ist namentlich, dass aller Schmuck an Gelenken, alle Gemälde, Statuen, welche die ungeheuren hohen Wände und Kuppeln schmücken, perspektivisch so berechnet sind, dass die Figuren für das Auge in gewöhnlicher Grösse erscheinen. Sie sind neml. je höher, desto grösser ausgeführt, statt dass, wenn alle denselben Maasstab hätten, die Figuren, je entfernter, desto kleiner erschienen und so dem Auge ein Maas der grandiosen Höhe gäben. Im Style des Mittelalters hat Rom an Pallästen u. Kirchen fast nichts aufzuweisen, u. so bleiben ihm nur die Ruinen der Römerzeit u. der Zopf. Man kann sich das schon gefallen lassen, denn so haben diese Ruinen keine Nebenbuhler und stehen in tragischer Einsamkeit um so ergreifender da. Dagegen sind die byzantinischen Basiliken, meist ausser der Stadt, aus den ersten christl. Jahrhunderten, höchst lehrreich für die erste Baukunst des Mittelalters.

Ich war kaum abgestiegen, so machte ich mich nach dem antiken Rom, dessen Lage ich aus der Lectüre ungefähr kannte. Es war nach empfindlichen frostigen Tagen ein warmer heller, ja dumpfheisser Abend, denn es wehte Scirocco. Nach einer halben Stunde hatte ich das forum Trajani, das Colosseum, den Tempel des Friedens, Constantinsbogen, Vesta Tempel für den ersten flüchtigen Anblick gesehen und gerieth im Heimweg in der Dämmerung auf das Kapitol, das ich im Dunkeln nur an der Statue M. Aurels erkannte. Meine Freunde, da wir nachher gemeinschaftliche Spaziergänge machten, verwunderten sich nicht wenig, da ich, wenn sie mich nach dieser, jetzt nach jener Ruine führten, fast überall sagte, habs schon gesehen, und doch kaum angekommen war. Zuerst fand ich den wackern Lieutenant der Landwehr u. Architekt Römer im Café greco, der mein häufiger Umgang und naher Nachbar ist, eine gar ehrenfeste deusche Natur, ich hatte ihn wie er euch geschrieben in Venedig kennen gelernt. Bald fand sich Müller mit seiner Gesellschaft u. waren manche neue Bekantschaften gemacht, worunter besonders Secretär Vollard, dem ich empfohlen war u. der mich sehr freundlich in seine Familie einführte. Abends gehe ich in die Künstler-Kneipe, eine wahre Spelunke, wo die liebe Natur zu allen Löchern hereinpfeift, der nasskalte Regen durch die Thüre, die Kälte aus dem steinernen Boden eindringt, aber die Unterhaltung um so heiterer ist. Gar nette Leute sind da, Reinick von Düsseldorf (der das Liederbuch mit den allerliebsten Zeichnungen herausgegeben),[1]) Schirmer v. Düsseldorf, ein liebenswürdiger Mann,[2]) der alte Landschaftsmaler Reinhard,[3]) in den 80, aber so rüstig, dass er jetzt noch in dieser kalten Nässe Sommerhosen trägt u. 2 Flaschen trinkt, wo wir Jungen Eine, ein Fels von Mann, derb, polternd u. eifriger Protestant, der einst zu einem Cardinal auf die Frage: voi siete catholico? sagte: No, grazie à Dio, sono protestante, dabei frei an Geist u. ein Verehrer deiner Ansichten, l. Strauss. Auch Rittmeister Maler hat mich sehr freundlich aufgenommen. Ich miethete mich zuerst bei einer alten Frau nebst Mops ein. Aber das Zimmer gefiel mir wegen seiner melancholischen Farbe in die Länge nicht, u. dem Mops konnte ich keine moralische Achtung zollen, da er nichts als fressen und bellen konnte und gar keinen Humor hatte. Ich trat daher dieses Logis dem Dr. C. ab, der sich nun auch hier eingefunden hat, aber durch seine Hegelschen Phrasen, die er den Künstlern auf den Leib wirft, sich etwas beschwerlich macht, u. zog in ein anderes Logis in der Nähe, wo sich eine Katze fand, die an Herz u. Geist vorzügliche Eigenschaften vereinigte.

In der ersten schönen Woche machte ich Ausflüge nach Ruinen Villen Punkten schöner Aussichten. Das Colosseum sah ich besonders eines Abends in wundervoll warmer, goldiger Beleuchtung, das Blau drang so klar zwischen den altersgrauen Bögen hindurch, die Lichter der Abend-

---

1) R. Reinick, geb. 1807 zu Danzig, gest. 1852 in Dresden.

2) Joh. Wilh. Schirmer, geb. 1807 in Jülich, gest. 1864 in Karlsruhe.

3) J. Chr. Reinhard, geb. 1761 bei Hof in Oberfranken, gest. 1847 in Rom.

sonne flossen an dem Epheu u. anderm Schlingkraut wie flüssiges Feuer nieder. Fast hätte ich aber mein, nicht mehr junges, Leben eingebüsst, da wir über einen dünnen Bogen von Backsteinen in bedeutender Höhe kletterten, u. ein Stück unter meinen Füssen in die gewaltige Tiefe mit dumpfen Getöse rollte. Himmlische Aussichten auf die Campagna habe ich genossen. Diese weite Oede um Rom, theilweise von den Albaner und Sabiner Gebirgen abgeschlossen, an den übrigen Punkten als unendliche Fläche sich im Horizont verlierend, bietet ein Farbenspiel, einen bläulich silbernen Duft der Ferne, der den Maler entzückt u. dem Laien vielleicht besser als irgend ein Fleck der Erde sagt, was Schönheit der Landschaft sei. Wenig Mittel, nichts Bestechendes, Alles einfach, aber Grösse und Stille der Götter. Wer einmal die Campagna gesehen hat, der eilt von den reichsten und glänzendsten Landschaften Neapels sehnsüchtig zu ihrer melancholischen Grösse, ihrer ernsten Einsamkeit zurück. Ja, meine l. Freunde, ich lerne, ich lerne viel; als ich kam, war mein Auge noch wie ein ungeschliffenes Glas, jetzt fange ich an zu sehen.

Die Kunstwelt Roms, der Statuen-Wald des Vatikans, die Stanzen u. Loggien Raphaels eigne ich mir in kleinen, aber nahrhaften Portionen langsam an. Es ist so viel, man taumelt; man muss sehr diät leben. Endlich wird mir Raphael klar. Ich betrachtete ihn früher, weil ich ihn nur von dieser Seite kannte, blos als religiösen Maler, und allerdings steht mir noch jetzt seine Sistinische Madonna in Dresden am höchsten unter seinen Leistungen, dieses Wunder der Malerei, an das ich nicht ohne die tiefste Rührung zurückdenken kann, diese höchste Vereinigung heiliger u. menschlich naturgemässer Schönheit, Spitze und Abschluss der Malerei des Mittelalters. Hier in Rom lernt man nun aber Raphael erst kennen in der Composition figurenreicher, zu einer Handlung vereinigter Gruppen; wie er dort als Abschluss der Malerei des Mittelalters steht, so hier als Beginn der historischen Malerei, wie sie nur der neuern Zeit möglich, aber bisher freilich nicht erreicht ist, besonders in den wundervollen Tapeten. — Doch genug von Kunst, denn wo aufhören, wenn ich recht anfienge?

Der Winter macht sich beschwerlich. Es regnet u. regnet immer, man hat beständig nasse Füsse, u. der Italiener ist auf den Winter gar nicht eingerichtet, auch viel härter und ausdauernder gegen Frost u. Erkältung als der Nordländer. Diess wird euch paradox scheinen: aber es ist sehr natürlich. Jede Nation schützt sich so viel wie möglich gegen das Uebel, das ihrem Clima eigen ist, und macht sich durch diese Schutzmittel gerade gegen dieses Uebel empfindlich; wir verweichlichen die Haut durch unsere unsinnigen Federbetten und andere Wärmemittel, der Italiener fürchtet die Hitze, schützt sich vielmöglichst gegen sie, sucht daher besonders das Freie, und das härtet die Haut ab. Alle Deutschen und andere Nordländer ertragen die Hitze Italiens leichter als den kurzen italienischen Winter, der Italiener aber klagt wie ein Kind über mässige Hitze und erträgt die nasse Kälte leicht. Ich sah bei empfindlich kaltfeuchtem Wetter halbnackte Kinder auf der nassen Chaussee, indem der Vater daneben arbeitete, fest schlafen, sah bei Florenz bei ähnlichem

Wetter einen Mann ganz nackt, bis auf einen Bund um die Hüften, Schiffe ziehen — eine ganz plastische antike Erscheinung.

Lebt wohl behaltet mich lieb, fürchtet nichts. Von Terni hieher kam ich zum Theil bei Nacht durch die verrufensten Gegenden, wo gegen die Räuber Militärposten von Punkt zu Punkt an der Strasse postirt sind, die beiden Pfaffen standen grosse Aengsten aus, während ich mit dem Federhändler auf dem Bock getrost meine Cigarre rauchte. Ich gehe an keinem gewaltsamen Unglück zu Grund, sondern stolpere über einen Strohhalm. — Den Papst sah ich in den ersten Tagen. — Addio.

Rom d. 5. Decbr. 1839.

Gedanken.

Von August Pauly in München.

*

Der Philosoph strebt von der großen verhüllten Gestalt, die in der Natur als ihr gesetzmäßiges Wesen verborgen ist, ein zusammenhängendes Stück auszugraben oder die ganze Figur in ihren Umrissen zu fühlen; der Naturforscher ist mit jedem aufgedeckten unverstandenen Bruchstück zufrieden, ob es mit den andern Zusammenhang habe oder nicht, wenn es nur wirklich ist.

*

Echte Gedanken strömen hervor wie Lava aus dem Berg. Sie bringen die Wärme einer unbekannten Tiefe mit sich.

*

Wenn wir in unsere Maschinen Urteilsvermögen einsetzen könnten, würden Menschen aus ihnen; wenn wir es aus den Organismen herausnehmen könnten, würden Maschinen daraus. Das erstere könnte man sich ausmalen, das zweite nicht. Die Mechanisten aber halten das zweite nicht nur für möglich, sondern sogar für wirklich.

*

Der Philosoph begreift mehr, als er beweisen kann, der Naturforscher erforscht mehr, als er begreifen kann; der eine hat mehr Einsicht, als sein Verstand bewältigen kann, der andere mehr Kenntnisse, als sein Verstand bezwingen kann.

*

Der Weg der Wissenschaft geht nicht durch harte Köpfe hindurch, sondern an ihnen vorbei.

*

In dem Mißverhältnis, welches zwischen der unübersehbaren Menge von Tatsachen besteht, die wir zu Tage gefördert, und dem Minimum von zutreffender theoretischer Erkenntnis, die wir für diese Tatsachen aufgebracht haben, wird sich für unsere Nachkommen das Mißverhältnis unserer Arbeitskraft zu unsern Verstandeskräften mit einer geradezu lächerlichen Deutlichkeit aussprechen.

*

Es ist etwas Merkwürdiges um so ein fertiges Tier, das seine ganze Schulbildung im Mutterleib durchgemacht hat und nun nichts weiter braucht, als seine Fähigkeiten spielen zu lassen und sich und seine kleine Welt zu genießen.

*

Die Weltgeschichte macht es wie unsere Bauern: wenn sie Pferde nicht haben kann, spannt sie Ochsen ein.

*

Urteile über Menschen und Dinge der Welt, die als Bilder in uns liegen und so viel Zweige haben, als ein Baum Wurzeln hat und ebenso langsam gewachsen sind wie ein solcher, lassen sich nicht in einem Sprung aus einem Kopf in den andern verpflanzen.

*

Laßt ihnen allen die Freiheit zu schaffen und ans Licht zu kommen, den Begabten wie den Unbegabten, den Gescheiten wie den Dummen, den Vernünftigen wie den Narren. Einer wird es dabei doch immer am härtesten haben, durchzukommen: das Genie.

*

Für viele sind Kirchen nur Versicherungsgesellschaften gegen Unfälle im Jenseits.

*

Wärme und Kälte unserer Welt, ihr Licht und ihre Dunkelheit gehen von unserem Herzen aus. Sie selbst liegt draußen in ihrem unveränderlichen Wert, in ihrem ewigen Treiben und ihrer ewigen Gleichgültigkeit gegen uns.

*

Es gibt keine materielle Macht, welche den sittlichen Mächten über den Kopf wachsen könnte, ohne den Untergang ihrer selbst vorzubereiten.

*

Würde ist ein goldener Sattel, der jedem Esel aufgelegt werden kann.

*

Das Weib verbirgt seine Erwartungen und Empfindungen nicht nur nach außen, sondern auch vor sich selbst. Sie strahlen nur dem Fühlenden vernehmbar aus seinem Wesen hervor, aber kein Wort berührt sie. Das ist nicht bloß echte Weiblichkeit, sondern die Art aller Naturen, und den Menschen aller Rassen eigen, welche empfinden. Diese wortlosen Gefühle

reden in Blick und Ausdruck, in Gang und Gebärde eine feine Sprache und sind das kostbarste Gut des Menschen, sein inneres Leben, der Nährboden aller Künste, sein Glück und seine Größe. Sie sind das Gebiet seiner wärmsten Einsamkeit, seiner größten Weltempfindung; sie sind die höchste Blüte der Welt, würdig all der Veranstaltungen, welche in deren Entwicklung auf sie abzielen. Menschen, welche diese Wärme, diese Verschämtheit, dieses innere Licht ganz verloren und durch einen kalten Verstand ersetzt haben, haben ihre Natur, haben den Adel des Menschen verloren.

*

Wenn Arbeit dem Menschen nicht mehr Zeit läßt, zu sich selbst zu kommen, verarmt sie ihn und seine Kultur. Diese Gefahr bringen alle Willensmenschen und -völker sich und andern.

*

Unter den mannigfaltigen Zielen, die sich der Ehrgeiz steckt, ist auch ein seltenes: einer großen Wahrheit gegenüber der einzige Narr in der Welt zu sein, der sie nicht glaubt.

*

Sie würden nicht mit dem falschen Geld der Höflichkeit zufrieden sein, wenn sie sich das echte Gold der Achtung verdienen könnten.

*

Sie sind vom Schuh bis zum Hut, von ihrer Meinung über diese bis zu ihrer Meinung über Gott das Werk Anderer und dünken sich doch ganze Leute.

*

Starke Individualitäten sind widerspenstig gegen Erziehung, weil sie schon einen Erzieher in sich haben, der dem zweiten widerspricht.

*

So ist es: das kalte Geld erwärmt ihre Seelen, und die wärmste Kunst läßt sie kalt.

*

Der moderne Mensch hat seine Körperoberfläche so sehr vergessen, daß ihm seine Kleider besser gefallen als seine Haut.

*

Was die Menschen Glück nennen, ist das Gemeinste am Leben, den Niederträchtigsten am leichtesten erreichbar.

*

Das ist dein von der Welt, was du in deiner Brust sammelst und warm hältst von ihr. Sie weiß nichts von deinem Schatz, sie scheint kalt gegen ihn zu sein, aber sie hat eine Unendlichkeit solcher Schätze in sich.

*

Ein Mensch ohne Phantasie ist wie ein Sumpf. Der Stein, den du hineinwirfst, erzeugt keine Wellen.

*

Der schlimmste Feind aller Kunst ist ein unbescheidener Verstand, der ihre Gesetze besser kennen will als sie selbst.

*

Es gibt im Seelenleben des Menschen feine, liebliche Dinge, die so zart sind, daß sie zerstört werden, wenn man sie mit Worten berührt.

*

Gewohnheit ist die ärgste Feindin der künstlerischen Wahrheit.

*

Man denkt sich den Priester der Kunst, der Wissenschaft oder der Religion so sehr in seine ideale Welt versunken, daß ihm die nutzenbringende wirkliche darüber ganz verloren geht; in Wahrheit aber vergessen die meisten von ihnen nicht diese, sondern jene.

*

Der sicherste Weg, an dem geistigen Inhalt eines Kunstwerks vorbeizugehen, ist: daß man zuerst den Verstand zu ihm hinschickt.

*

Es kommt eine Zeit in unserem Leben, in welcher wir mit Lächeln auf unsere eigene Vergänglichkeit herabblicken und den Tag, an dem sie sich erfüllen wird, nicht für wichtiger achten als denjenigen, an dem irgend ein bescheidenes kleines Tier sein Ende erleidet. Es ist die Zeit, in der wir uns so tief in das unauslöschliche Leben der Welt hinein empfunden haben, daß wir über der kleinen Trauer unseres Todes die unendliche Heiterkeit ewigen Lebens strahlen fühlen.



Carl Spitteler.

Ein künstlerisches Erlebnis

von Felix Weingartner in München.

Ein junger Komponist? — Ein aufgetauchtes Dirigentengenie? — Am Ende gar der Titel einer neuen realistischen Oper? — So werden vielleicht viele Leser fragen, wenn sie Überschrift und Verfasser dieses Aufsatzes nebeneinander sehen. Nein, meine Verehrten, diesmal handelt es sich nicht um Musik, wenigstens nicht um solche, die durch Notenköpfe darstellbar ist, sondern um einen Dichter, und zwar um

einen sehr grossen. — Wie kommt aber der Musiker dazu, darüber zu schreiben? — Ja, sehen Sie, wenn ein Dichter, der eine beträchtliche Anzahl Werke von allerhöchstem Werte geschaffen hat, beinahe das sechzigste Lebensjahr erreicht, und sein Name nicht nur im grossen Publikum, sondern auch, mit Ausnahme etwa seines engeren Vaterlandes, der Schweiz, in Kreisen, die in der zeitgenössischen Litteratur gut Bescheid wissen, fast unbekannt ist, so ist es schliesslich nicht zu verwundern, wenn es sich in der benachbarten Schwesterkunst regt, und ein Musiker die Eindrücke mitteilt, die er Carl Spitteler, dem Dichter verdankt. Mehr will ich auch nicht versuchen. Ich will nicht kritisieren, nicht polemisieren, will Spitteler mit keinem andern lebenden Dichter vergleichen, was ich, nebenbei bemerkt, auch nicht könnte, will keine gelehrte Abhandlung schreiben, will, mit einem Wort, sehr unlitterarisch verfahren. Nur Anregung will ich geben, die Bücher, von denen im weiteren die Rede sein soll, zu lesen, aus dem einfachen Grunde, weil ich's Menschen, die mit einer Seele begnadet sind, von Herzen gönne.

Es war im Sommer 1901, als ich auf dem Bahnhof in Aussee das gerade angekommene Morgenblatt der „Neuen freien Presse" kaufte. Merkwürdiges Spiel des Schicksals! Hätte ich einen andern der zahlreichen Sommerzüge benutzt, oder einen gedankenlosen Griff nach einem andern Zeitungsblatt getan, so wäre mir einer der grössten und bedeutendsten Kunstgenüsse meines Lebens vielleicht noch auf Jahre hinaus vorenthalten geblieben, denn in keiner einzigen Zeitung bin ich dem Namen, den ich an diesem Tage kennen lernte, wieder begegnet, bis mich vor kurzem das Interesse antrieb, das wenige auszuforschen, was bisher über seinen Träger geschrieben worden ist.

Das betreffende Blatt der „Neuen freien Presse" enthielt einen „Hera, die Braut" betitelten Artikel des bekannten Berner Dichters und Schriftstellers J. V. Widmann, der so beginnt: „Die anonyme Dichtung ‚Primavera Olimpica' (Olympischer Frühling), die Professor Gagliardi im Palazzo Piccolomini in Siena neulich entdeckt hat, dürfte derselben Zeit angehören, in der Domenichino sein berühmtes Bild ‚Die Jagd der Diana' schuf (Galerie Borghese, Rom). Wenigstens strahlt uns aus dem nun auch im Druck zugänglich gewordenen Manuskript dieselbe Freude an den schönen Gestalten der griechischen Götterwelt entgegen, der die blendenden Reize jenes Gemäldes ihren Ursprung verdanken." Es folgt eine kurze Inhaltsangabe und zwei Zitate von wundervollen deutschen Versreihen. Widmann fährt nun fort: „Ich fühle, dass ich hier von den Lesern unterbrochen werde, und zwar mit der sehr berechtigten Frage: ‚Bitte! Von wem ist denn die sprachlich so originelle deutsche Übersetzung des italienischen Epos? Die ist ja an und für sich ein Kunstwerk. Etwa gar von Ihnen?' ‚Ach! Leider nein!' muss ich der Wahrheit gemäss und zerknirscht antworten, und meine Verlegenheit wächst, indem ich mir nicht verhehlen kann, dass mit dieser Unterbrechung meine ganze Fiktion zusammenfällt." — Er gesteht nun, dass es weder einen Professor Gagliardi, noch eine Primavera Olimpica gibt, dass aber die gezogene Parallele ruhig bestehen könne, wenn man statt

„Jagd der Diana“ von Domenichino „Spiel der Wellen“ von Arnold Böcklin setzt, und statt der Primavera Olimpica eines fingierten italienischen Dichters der Renaissance das bei Eugen Diederichs in Leipzig 1900 und 1901 erschienene epische Gedicht „Olympischer Frühling“ von Carl Spitteler, einem in Luzern lebenden Landsmann Böcklins.

Warum er, Widmann nämlich, so „raffiniert“ gelogen habe? Die Antwort gibt er uns sofort selbst: „Man darf doch anständigerweise deutschen Lesern nicht so wie aus den Wolken herab mit einem lebendigen deutschen Dichter — vollends mit dem Anachronismus eines Epikers! — ins Haus fallen, man muss sich ihrer Wohlgeneigtheit erst dadurch versichern, dass man ihn mit einem ausländischen Geschmäcklein und Würzgeruch parfümiert und ihm die interessante Blässe der Längstverstorbenheit gibt.“ — Welch glücklicher Schachzug Widmanns, das Interesse des Lesers von vornherein zu gewinnen, aber auch welch feiner und herber Stich auf den Geschmack des deutschen Publikums, das schlechten Übersetzungen ausländischer Romane zu zahlreichen Auflagen verhilft, wertvolle deutsche Dichtungen aber skeptisch ignoriert, bis der Verfasser gestorben ist, und sie mitunter auch dann nicht liest.

Der genannte Artikel war für mich die Veranlassung, das so geistreich empfohlene Werk sofort zu kaufen. Die beiden mässig starken Bände trugen neben dem gemeinsamen Titel „Olympischer Frühling“ die Untertitel „Die Auffahrt, Ouvertüre“ und „Hera, die Braut“. Als ich einmal begonnen hatte zu lesen, wurde es mir schwer aufzuhören; nötigten mich dann äussere Umstände dazu, so konnte ich es kaum erwarten, das Buch wieder zur Hand zu nehmen. Schliesslich zwang mir die Überfülle des zu Empfangenden ein ruhigeres Lesetempo auf. Bilder auf Bilder zauberte der Dichter vor mein geistiges Auge mit so handgreiflicher Deutlichkeit, dass ich meinte, sie malen zu müssen, und mit so überzeugender Kraft, dass ich sicher wusste, sie nie vergessen zu können, obwohl ich nichts Ähnliches früher kennengelernt hatte. Zwar waren es bekannte Namen, die ich las: Hades zunächst, dann die Sibyllen. Sie sprachen von Hera, vom Olymp, von Kronos. Später tauchten aus dem anfänglich summarisch behandelten Göttergeschlechte andere vertraute Gestalten auf, Zeus, Apollon, Aphrodite, Poseidon und die übrigen Grossen und Kleinen des griechischen Mythos. Aber was sie taten und erlitten, war neu, ganz neu, unerhört neu vom Anfang bis zum Ende. —

Zur Unterwelt führt uns der Anfang der Dichtung; Hades, ihr Gebieter, bewahrt und bewacht die Götter der Zukunft, die in schlafähnlichem Zustande der Zeit harren, da ihnen bestimmt ist, die Herrschaft der Oberwelt anzutreten. Ein Bote meldet den Sturz des Kronos und seiner Anhänger. Dies ist der erwartete Augenblick. Hades weckt die Schlafumfangenen und versammelt sie in der Tempelhalle. Dann richtet er die feierliche Frage an sie:

„Brüder, — erst bekennt den Namen
Des, der dem Leibe Leben leiht und Saft dem Samen,

Dem alles, hoch und niedrig, knechtisch untertan,
Götter und Menschen; der nach seinem finstern Plan
Der Sterne Lauf bestimmt und der Gedanken Gang."
Er sprach's. Und Antwort gab ein Murmeln ernst und bang:
Sein Name heisst Ananke, der gezwungene Zwang."

Mit dieser Antwort ist der Grundton der ganzen Dichtung gegeben. Dieser Grundton ist pessimistisch, denn wo Ananke, die unerbittliche Notwendigkeit, alles Lebende beherrscht, da gibt es von Leid und Qual kein Entrinnen. Darin deckt sich die Weltanschauung unseres Dichters mit der der Griechen. So wie aber diese nicht zur Verleugnung des Daseinswertes, zur Askese, gelangten, wie die buddhistischen Inder, sondern die das Leben hemmenden Einflüsse mit Kraft und Schönheit zu bezwingen suchten, und der Daseinsfreude ebenso ihr Recht liessen, wie dem Schmerze, so predigt uns auch die vorliegende Dichtung trotz ihres Pessimismus nicht von Entsagung, sondern entfaltet die Phänomene des Lebens in üppigster Blüte. Wir erleben Greuel und Frevel in riesigem Massstabe, denen sich hochherzige Güte entgegenstellt, aber auch Lust und Schönheit stürmen mit einer Unbändigkeit auf uns ein, die ein Empfinden, das im modernen, vielfach auf nivellierender Übereinkunft beruhenden Leben herangewachsen ist, vielleicht erschauern lässt, bevor es sich dem vollen Entzücken hingeben kann. Besser, im heutigen moralischen Sinne, waren die Griechen gewiss nicht als wir, aber freier waren sie, schöner, stärker und aufrichtiger in allen Äusserungen ihres Wesens; sie waren Ganz-Naturen im Guten wie im Bösen. Darum blieb auch nach zwei und einem halben Jahrtausend den auf uns gekommenen Wirkungsresten dieses herrlichen Volkes so viel Lebenskraft bewahrt, dass sie der Jungbrunnen geworden sind, von dem bis in ferne Zeiten schaffenstrunkene Naturen um so begieriger trinken werden, je mehr gewisse Richtungs-Menschlein glauben, über die „verstaubte Antike" die Nase rümpfen zudürfen. Diese begreifen nicht, dass niemals veralten kann, was das Ewigtypische der Welt zu packen und, sei es im grossen oder kleinen, darzustellen wusste, und dass nur das Halbe, das Angepasste seine Eindrucksfähigkeit verliert, sobald die Zeit mit ihrer Geschmacksrichtung vorbei ist, für die es gerade gemacht war. Unsterblich aber vor allen andern werden die Griechen bleiben, denn niemals ist die menschliche Natur auf eine solche Höhe erhoben worden, als in den Jahrhunderten, da dieses Volk in der Blüte seiner Entwicklung stand. Unser Vollkommenheits-Ideal ist damals geboren worden, das kein im Namen der göttlichen Liebe geführter Schwertstreich und kein Fluch von bleichen Büsserlippen ausroden konnte. Entrang sich darum der Phantasie eines Dichters eine Welt von Übermenschen, oder wie es in einem Luzerner Blatt über Spittelers Werk treffend heist: „ein weiter entwickeltes Menschengeschlecht mit hervorragenden Edeltypen, Menschen von kraft- und hoheitsvoller Erscheinung, voll physischer Stärke und selbstfrohen Kraftgefühls", so waren dies von selbst schon Griechen, bevor noch der erste Vers geschrieben war, denn nur als solche, wenn ich so sagen darf, im griechischen Milieu, konnten die Gestalten

jene Grösse, Wahrhaftigkeit und von aller Convention freie Plastik gewinnen, die Spitteler ihnen gegeben hat.

Auch das landschaftliche Element der Dichtung blieb davon nicht unberührt. Zwar merkt man hier in zahlreichen Bildern und Vorgängen, dass Spitteler Schweizer ist und zu deutlichster Anschaulichkeit von dem angeregt worden ist, was ihn am nächsten und häufigsten umgab. Er gleicht hierin jenen naiven Malern, die, ohne Rücksicht auf das Historische, Römer und Judäer im Kostüm der damaligen Gegenwart und in der Umgebung ihres Wohnorts darstellten. Aber über diesen Fluhen und Matten, die Spitteler uns schildert, auf diesen Gipfeln und Schroffen weht die dunstlose Luft des Südens, liegen die Farben, der Glanz und die unvergleichliche Perspektive der meerumspülten klassischen Eilande. Dies ergibt Stimmungen von ungewöhnlicher Leuchtkraft.

Auffallen muss, dass Spitteler ein antikes Versmass vermieden hat. Ist es nicht seltsam? Goethe wählt für sein kleinbürgerliches „Hermann und Dorothea" den Hexameter und rückt dadurch den Stoff in die Ferne, indem er ihm gleichzeitig ein dem Epos angemessenes monumentales Gepräge verleiht. Spitteler schenkt uns griechische Göttermärchen in sechsfüssigen Jamben, und gewinnt durch die unserem Gefühle vertrauten paarweisen Reime für den fernen Stoff die trauliche Nähe und Wärme. Torheit, dem Dichter die Wahl dieses Versmasses zum Vorwurf zu machen, weil es zu holperig, oder gar, weil es nicht mehr zeitgemäss sei! Es kommt doch wahrhaftig verschwindend weniger darauf an, in welchem Versmass ein Gedicht verfasst ist, als darauf, dass die Verse gut sind. „Diese harten Alexandriner[1]) sind weder so kräftig, noch so ätherisch, dass sie Götter tragen können, es sind rumpelnde (!) Streitwagen für pelasgische (!) Ritter", lese ich in einer Kritik. Nun höre man den Hymnus der aus dem Hades aufsteigenden Götter an die Sonne, die sie zum erstenmal erblicken:

„Wer bist du, hohes Wesen, freundlich und erlaucht,
Das Berg und Tal zumal in goldnen Frohsinn taucht?
Vom Himmel fern in stolzer Abgeschiedenheit
Malst du das Weltall mit geschmolzner Seligkeit,
Erfüllst mit süssem Inhalt den verdrossnen Raum
Und Schein und Wesen einigst du versöhnt im Traum.
Mit welchem Gruss und Namen soll ich dir begegnen?
Ich weiss es nicht, doch deine Werke lass mich segnen."

Rumpelnde Streitwagen für pelasgische Ritter!! Es mag ja allerdings recht bequem sein, sich aus ästhetischen oder kunsthistorischen Lehrbüchern einige Urteilsbegriffe zusammenzuschachteln und, was da nicht hineinpasst, mit geistreich sein sollenden Phrasen abzutun, aber solche Art von Kritik muss eben gewärtig sein, bei Gelegenheit wieder kritisiert zu werden. Zu diesen Schachtelurteilen gehört auch, dass sich heutzutage kein Mensch mehr für Mythologie interessiere. Ich könnte da eine schneidige Bemerkung Spittelers aus einem seiner Vorträge

---

[1]) Die Bezeichnung „Alexandriner" ist nur zum kleinsten Teil richtig. Der Alexandriner hat nach der 6. Silbe eine Cäsur, die bei Spitteler sehr selten vorkommt.

über das Epos zitieren, unterlasse es aber und sage einfach: wer sich nicht dafür interessiert, ei zum Teufel, der soll doch davonbleiben. Die übrigen befinden sich dann wenigstens in besserer Gesellschaft. Doch halt — ich versprach, nicht polemisch zuwerden, will also diese, meinem Wahrheitsbedürfnis entspringende Neigung fortan in ein verschwiegenes Kämmerchen meines Herzens verbannen.

Hier möchte ich den Leser aufmerksam machen, dass bei Spitteler Wortbildungen und -anwendungen zu finden sind, die überraschen. Da ich die Ansicht vertrete, dass das Ungewohnte keinesfalls schlecht sein müsse, so rate ich, auch hier zu prüfen, welcher Sinn in dem Worte stecke und ob nicht gerade an der betreffenden Stelle jedes andere Wort unangebracht wäre. Z. B. Den Göttern, die den Erebos verlassen wollen, schwirren unzählige Lästervögel entgegen, ein elendes Sumpfgezücht, das jeden in den Kot ziehen will, der nicht mit ihm klappert und plappert. Als sie ihren giftigen Unrat nach den Göttern speien, sagt Hades von ihnen:

Sie würden nämlich ohne jegliches Bedenken,
Glaubt mir, wenn ich nicht wäre, euch zu Boden stänken.

Jemand meinte tadelnd, es müsse „stänkern“ heissen, was jedoch eine ganz andere Bedeutung hätte. „Er stänkt etwas zu Boden“ (oder will es wenigstens) kann man von einem kleinlichen, rachsüchtigen, perfiden Gegner sagen, der nachher, im Falle des Misslingen, es mit dem „stänkern“ versucht. — Von einem Geier sagt der Dichter:

Dachauf, dachab vom Giebel bis zum Zinnenkranze
Humpft' er umher in schauerlichem Klauentanze.

„Humpfen“, weder „hüpfen“ noch „humpeln“, gibt die unheimlichen Bewegungen des Leichenvogels mit onomatopoetischer Kraft wieder. — Die Bergbäche, die Poseidon aufwärtszwingen will, lässt er, ihm zum Trotz, ihre Gewässer frech zu Tale „schneuzen“; ein guter Ausdruck für die schnaubenden Wasserfälle der Alpen. Den Sonnenwagen des Helios nennt er ein „Schöngetüm“, d. h. Riesengrösse mit Schönheit vereinigt, im Gegensatz zum hässlichen „Ungetüm“. Auch schweizerische Dialektwörter wird der Kundige herausfinden, die mit wenigen Silben mehr sagen, als lange Umschreibungen.

Im folgenden habe ich nicht die Absicht, den Inhalt genau zu erzählen. Das hiesse dem Leser des Werkes eines der schönsten Gefühle bei der ersten Lektüre, die erwartungsvolle Spannung, vorwegnehmen. Übrigens sei gleich bemerkt, dass der Genuss beim zweiten Lesen, wenn man „weiss was kommt“, nicht etwa geringer wird. Im Gegenteil, die Freude am herrlichen Aufbau, an der bilderreichen Sprache wächst, wenn die Beschaulichkeit des Geniessens durch jene erste Spannung nicht mehr gestört wird. Es gibt geschickt gemachte Theaterstücke und Romane, deren Wirkung ausschliesslich im Erzeugen dieser Spannung beruht. Man sieht, man liest sie einmal mit Interesse, und ist das zweitemal ernüchtert, weil man den Hergang nun kennt und nichts Neues mehr erlebt. Bei grossen Kunstwerken fängt die Haupt-

Freude an, wenn man sie ganz genau kennt, weil sie so reich sind, dass man sie nie erschöpfen, nie mit ihnen fertig werden kann, durch die Erkenntnis dieser Unmöglichkeit aber die Fülle ihres Reichtums erst versteht. Zu diesen Werken gehört der „Olympische Frühling".

Ich will nun den Faden der Begebenheiten lose in der Hand behalten und bei einigen besonders bemerkenswerten Episoden etwas verweilen. Wollte ich's bei allen, so müsste ich die Dichtung einfach abschreiben, denn da ist keine Zeile, die nicht inhaltreich, kein Wort, das nicht bedeutsam wäre.

Die Götter haben die Unterwelt verlassen, nachdem sie, von Hades treulich geführt, die sieben „erebinischen Gefahren", die uns der Dichter mit kühner Phantasie schildert, ohne Schaden überwunden haben und steigen den „Morgenberg" zur Oberwelt hinan. In einem Lawinenbett begegnen sie dem gestürzten Kronos mit den alten Göttern, die Anankens Wille erbarmungslos in die finstern Tiefen hinabtreibt, denen ihre glücklichen Nachfolger soeben entronnen sind. Diese Begegnung ist von tiefster tragischer Bedeutsamkeit. Wer sie liest, ohne im Innersten erschüttert zu sein, der lege das Buch aus der Hand; es ist nicht für ihn geschrieben.

Als echter Künstler kennt Spitteler sehr wohl die Wirkung und Notwendigkeit des Gegensatzes. Darum sorgt er weise dafür, dass dem düsteren ein heiteres Bild folge. Die Götter, kleinlaut und verzagt durch die Begegnung mit Kronos, in düsterem Ahnen ihr eigenes, dereinstiges Schicksal erschauend, klimmen schweigend nach oben, bis sie auf weiten, schattenlosen Wiesen kraftlos in der Sonnenglut zusammenbrechen.

> Da blitzt ein Jauchzer über ihnen silberhell,
> Der hüpft durch die blum'gen Matten froh und schnell.
> — — —
> Und sieh am Horizonte droben auf der Weid
> Wuchs aus dem blauen Himmel eine schlanke Maid',
> An Tracht und Ansehn einer schlichten Hirtin gleich,
> Doch schimmernd wie ein Engel aus dem Himmelreich.
> Die hohlen Händ' als Muschel hielt sie vor den Mund,
> Draus stiess sie Jauchzerketten in den Alpengrund.

Leichten Fusses springt sie zu den Lechzenden herab und bietet ihnen labende Speise zur Erquickung dar.

> „Gesegnet seist du", dankten sie, „und benedeit,
> Du holdes Mädchenangesicht, in Ewigkeit.
> Nie bracht' ein schön'rer Bote eine schön're Post.
> Fürwahr, dass nenn ich eine wundertät'ge Kost.
> Wir spüren lauter Wonne, keine Unlust mehr.
> Doch sprich: wie heisst dein Name? und wo kommst du her?"

Uranos hat sie gesandt „der Herr des Sterngewimmels", der Mitleid mit den Entkräfteten empfand.

> „Doch wollt ihr meinen Namen wissen, nennt mich Hebe."

Zum „Baum der Hesperiden",

Von dem die Sage meldet, dass aus seinem Samen
Sämtliche Pflanzen aller Welt den Ursprung nahmen,

wandern die neugestärkten mit der holden Hebe und vertreiben sich in seinem wundersamen Schatten mit Erzählen von Märchen, mit der „Dichtung Purpurbildern“ die Zeit, bis sich die Sonne zum Horizont neigt. Doch auch den furchtbaren Ernst des Daseins müssen sie wiederum kennen lernen.

„Oben in diesem Forst, in einer schroffen Kluft!“
Erklärte schaudernd sie,[1]) „starrt eine Mördergruft,
Von waldgekrönten Mauerwänden ringsumgeben.
Das ist, die jeder flieht, die Grotte ‚Tod und Leben‘.
Zwei Höhlen lugen oben aus dem Felsenhaus
Und jede Höhle läuft in eine Treppe aus,
Die fallen durch ein Dickicht, wo der Blick erlischt,
In einen Teich, der immerfort im Aufruhr zischt
Und speit und sprudelt lästerliche Fluchgebete.
Willst du des Teiches Namen wissen, nenn' ihn ‚Lethe‘.
Merkt: Aus der einen Höhle, grässlich zu erzählen,
Verwirft des Todes Rachen die erwürgten Seelen
Der Tier und Menschen. Auf der anderen Treppe Stufen
Ziehen sie empor, zu neuem Erdengang berufen“.
— — —
Und alle steigen triefend aus dem Zauberbad
Und straucheln auf die Treppe nach dem Lebenspfad.
Wohl schütteln sie und schleudern angstvoll Haupt und Glieder,
Doch aus dem Netz des Fleisches zieht sich keiner wieder.
Der heil'gen Seele ist der Schleim nun Herr und Meister,
Du lebst, du klebst, verkittet in den blut'gen Kleister.

Ungläubig lächeln die Götter, doch Hebe führt sie auf die Brücke oberhalb der verhängnisvollen Grotte, nachdem sie ihnen erst Nüsse gegeben hat,

„deren Zimt,
Dem, der sie isst, den herben Schmack des Mitleids nimmt.“

Grausend erschauen sie den „Wirbelsturm der fürchterlichen Geistermühle“. Da stockt einen Augenblick der grausige Kreislauf und traurig „mit innigen Augen“ schauen die Tiere zu den Göttern auf:

„O sagt uns, welch Verbrechen haben wir verschuldet,
Dass solch ein blutig Schicksal wird von uns erduldet?
Auch ich bin Geist, mit eurem Fühlen fühlen wir,
Weswegen sind wir Tiere, aber Götter ihr?“

Doch der Ton ihrer Stimme wird zu unverständlichem Grunzen und Gröhlen,

Und wie sie flehentlich die Hände streckten, boten
Sie keine Hände, sondern Krallen, Tatzen, Pfoten.

In wildem Zorne fluchen die Götter der Grausamkeit Anankes.

Der wild dahinstürmende dritte Gesang erzählt uns von Aktaion, der die Erde von den Ungeheuern säubert, bis der Unbezwingliche selbst

[1]) Hebe.

von der Liebe Wahnsinn grausam bezwungen wird. Der sechste schildert mit feinem Humor die Eifersüchteleien zwischen Pallas und Aphrodite. Die Krone des Ganzen aber, ein Gedicht, nach meinem Gefühl nur den allerhöchsten Erzeugnissen der Weltlitteratur an die Seite zu stellen, ist der vierte Gesang „Apoll der Entdecker". Apollon ist das Gegenstück zu Poseidon; ein vergleichender Gegensatz drängt sich daher auch hier unwillkürlich auf; der ernst strebende, hochfliegende, wahrhaftige Künstler im Gegensatz zu dem nach Knalleffekten lüsternen Macher.

Zu seinem Dämon spricht Apoll:

„Weisst du mir einmal einen frischen Himmelsbogen,
Hoch, frei und rein, darin noch niemals ward gelogen,
Den keine Pfiffigkeit befleckte mit Verrat,
Weil ihn kein Schlechter kennt, kein Feiger je betrat. — —"
„Was du bedingst," versprach der Dämon, „bring' ich dir:
In einen frischen Raum, Entdecker, folge mir."

Ein „Firnlicht" sieht Apoll im Auge seines Dämons glänzen, auf springt er, die Seele voll kühnen Wagemuts, und hinauf klettern sie ins Hochgebirg. Ein Weib kommt Apoll entgegen. Artemis ist's, die treue Freundin, die ihm schon früher im Wettlauf um Hera aufmunternd zur Seite blieb. Auf Bergeshöhen, das wusste sie, ist Apoll zu finden. Ein freudiges Rauschen ertönt, ein strahlendes Licht zuckt auf und flammenlodernd kommt der Sonnenwagen dahergerollt, von Helios geführt. Helios erkennt Apoll nicht, belehrt ihn daher ausführlich über das Triebwerk der Sonnenschmiede und beantwortet dann seine Frage, warum er die Sonne am Seile und den Wagen ängstlich längs des Felsgeländes führe, und nicht lieber ins Freie, Weite schweife, mit den nicht gerade höflichen Worten:

„Was einer nicht versteht, das lass' er unterwegen."

Von der lachenden Artemis über seine Unkenntnis aufgeklärt, überfliesst er von Entschuldigungen, worauf ihm Apollon die schöne und grosse Antwort gibt:

„Den Vorteil deiner Lehre mocht' ich gern geniessen.
Denn niemand ist so gross, und reicht er zu den Sternen,
Eh' dass er etwas kann, muss er's bescheiden lernen."

Apollon löst die Sonne von den fesselnden Stricken und besteigt selbst mit Artemis den Wagen.

Jetzt gleich, wie unterm Sattel ein erlesen Pferd
Schön hüpft, wenn es den Reiter merkt, der seiner wert,
Und gleich dem Schwan, der stolzen Flügelschlags den Gischt
Aufpeitscht und aus gebognem Halse Hochmut zischt,
So segelte die Sonne, als sie kaum verspürte,
Dass selbst der königliche Held Apoll sie führte,
Mit aufgeblähtem Wimpelwald in ebnem Flug
Glückaus ins Blau, durch Ätherglanz und Wolkenzug.

Hinauf geht die Reise über den letzten Erdensaum hinaus in den unbewohnten Weltenraum, in die wesenlose Leere. Die Adler, die noch

eine Weile mitgeflogen, fallen ab, die Mücken, die letzten Lebensboten der Erde, schwirren Unheil, und selbst Artemis erbangt, das Herz bedrängt von grauenvoller Einsamkeit. Endlos scheint die Fahrt durch die Ätherwüste. Da — ein Rauchwölkchen, ein Blatt, ein fremder Vogelschrei und vor einer Wolkenwand, dahinter wonnige Laute tönen, hält der Wagen. Einen einzigen Punkt in dieser Wand, haarscharf, dem Auge unsichtbar, muss Apollon mit dem Pfeile treffen; ein Fehlschuss, und sie bleibt für ewig geschlossen. Bogen und Pfeile fliegen ihm zu. Erbangend, zweifelnd, erschauernd vor Unmöglichem lässt er den Bogen immer wieder entmutigt sinken, bis ein plötzlicher Entschluss ihm Kraft verleiht, und er den Pfeil entsendet.

> „Weh mir und Mitleid! fehlt' ich?" frug der Schütze bang.
> Doch sieh, da schwankte, teilte sich der Wolkenhang,
> Und aus dem Schleier trat, gleich einer Jungfrau hold,
> Das Land der Oberwelt in Glück und Farbengold.
> Ein Wald von Blumen, ein Vulkan von Schmetterlingen
> Und Berg und Täler, laut von Silberquellen springen.
> Die Hände reichten sich, ergriffen, inverschwiegen
> Apoll und Artemis, worauf ans Land sie stiegen.

Wir sind nach Metakosmos gelangt, der lichten Überwelt. Sie existiert vorstellbar nur im Kunstwerk und im Gleichnis; beides gibt uns der Dichter. Unbetreten ist der Weg, unbeirrt muss ihn der Künstler wandeln und haarscharf muss er den Zweck — so nennt auch Spitteler Apollons Ziel in der Wolkenwand — den idealen Zweck, natürlich, erraten und treffen, soll das Geschaffene vollkommen sein. Mit Mühsal, Sorge, Enttäuschung und Mutlosigkeit wird er kämpfen müssen, vergeblich wird oft all seine Arbeit sein, bis ein Blitz niederzuckt und das Ziel erleuchtet, dem er nun mit neugestärkter Kraft zueilt. — Indem ich Spittelers Gleichnis zu erklären versuche, fange ich selbst an, im Gleichnis zu sprechen; ein Beweis für die Kraft dieser Poesie, die eine rein verstandesmässige Deutung nicht zulässt, somit nie zur eigentlichen Allegorie hinabsinkt, sondern, wenn sie schon eine Umdeutung erfahren soll, nur eine solche ins Psychische duldet. Ich zitiere hier ein Wort des Dichters aus einem seiner früheren, nachher zu erwähnenden Werke, das Klarheit gibt, wie er selbst darüber denkt: „Der ‚frostigen' (rhetorischen) Allegorie rede ich nicht im mindesten das Wort; wo aber die Allegorie nicht ‚frostig' und rhetorisch, sondern warm und poetisch auftritt, da gibt sie meines Erachtens einer Erzählung, weit entfernt ihr zu schaden, einen vermehrten Reiz: der tiefere Sinn gleitet parallel unter der Handlung dahin, wie die Spiegelung eines segelnden Schiffes im Wasser" (Extramundana.)

„Gleichnis" wird hier aber wohl in jedem Fall eine bessere Bezeichnung sein als „Allegorie", und zwar möchte ich die soeben erwähnte Art ideale Gleichnisse nennen im Gegensatz zu den realen, wo der Dichter einen anschaulichen Vorgang der Natur zum Vergleich mit einer Seelenstimmung heranzieht, z. B. wenn er am Anfang seines Epos das allmählige Erwachen der Götter aus ihrer traumhaften Trauer mit dem Knospen der Blumen vergleicht. Derartige Gleichnisse, deren

es viele im „Olympischen Frühling“ gibt, bilden Parallelen — nicht etwa Reminiszenzen — zu ähnlich gearteten Stellen der Homerischen Gesänge.

In Metakosmos blüht und duftet es geradezu von Gleichnissen, allerdings nur von idealen, denn Vorgänge der irdischen Natur gehören dort nicht mehr hinein. Das schönste ist das vom „Tal Eidophane“, wo jeder sein eigenes Ich, losgelöst von der Leiblichkeit, erblickt. Dort erschauen auch Apollon und Artemis ihre schlackenlosen, goldreinen Seelen und schliessen den Freundschaftsbund für die Ewigkeit. Der ganze Gesang aber schliesst mit den innigen Worten:

> „und hoffe niemand zu entzweien,
> — —
> Die einst ins Tal Eidophane geblickt zu zweien.“
> „Da war's, als ob ein Schatten aus dem Dickicht wankte,
> Und riesenhaften Schrittes nach der Kanzel schwankte,
> Die Hand zum Griff bereit. Von bleichem Schreck erfasst,
> Entflohen kreischend sie mit atemloser Hast. —

Der Einfluss Schopenhauers und der ehrwürdigen indischen Lehre von der Wiedergeburt auf unsern Dichter ist hier unverkennbar. Jedoch gibt er, das Wesen seiner Kunst genau erkennend, nicht gereimte Philosophie, sondern hier wie immer und überall, ein anschauliches, ergreifendes poetisches Bild.

Die folgenden Partien sind wohl die schönsten im ersten Teil. Weiter steigen die Götter auf Flügelpferden, die Uranos gesandt, von der Erde aufwärts himmelan. Sie sehen

> Die Sonnenrosse weiden auf den roten Flühen,

dann

> „die Hindinnen der Nacht,
> Die vor dem Tal der Träume halten stille Wacht,
> Wehmüt'ge Märchen aus den grossen Augen staunend
> Und ahnungstiefe Rätsel mit den Lippen raunend.
> — — —
> — — bis dass sie schliesslich kamen auf die Silbermatt,
> Wo man den Mond zur Hand, die Welt zu Füssen hat.

Mit einer grosszügigen Naivetät sondergleichen ist dann die Himmelsburg beschrieben und der Empfang bei Uranos, dem gütigen Greise, der väterlich für seine Gäste sorgt, sie bedient, ihnen die vom Wandern wunden Füsse badet (worin der Kritiker eines klerikalen Blattes eine unerlaubte Anspielung auf Christus erblickt hat) und sie mit Speise und Trank erquickt. Auf diesen Höhen, meinen die Götter, gäbe es nur eitel Glanz und Wonne. Doch Uranos belehrt sie bald eines andern. Er erzählt den Staunenden vom höllischen Dämon, den er allnächtlich mit Schild und Schwert bekämpfen muss und zeigt ihnen die Narben seiner Brust, die er im Kampfe davongetragen. Ferner berichtet er ihnen vom Minotaurus, dem „ewigen Ochsen“,

> der das Himmelsfundament
> Tagaus tagein mit nimmermüdem Horn berennt.
> Warum? Das weiss man nicht. Aus Dummheit offenbar.

Sechs Stunden täglich schenkt ich ihm Belehrung zwar,
Ihm klapp beweisend, dass der Himmel jedenfalls,
Wofern er einstürzt, fällt auf seinen Hals.
Endlich begreift er's, kratzt sich, leckt die Ohren, muht,
Worauf er ungesäumt den alten Unfug tut. —

Aber noch grössere, ernstere Dinge sollen sie schauen. Hier will ich ein Beispiel unter zahllosen herausgreifen, wie es Spitteler gelingt, mit wenigen Worten, oft mit dem Erwecken einer einzigen Vorstellung, in uns die Stimmung hervorzurufen, die zum vollen Erfassen der nachfolgenden Erzählung notwendig ist. Uranos führt

durch die Enge
Geheimer und verworr'ner Wendelgänge.
Sie[1]) vor ein rätselhaftes, gläsern Wagenhaus.
Ein blasser Ampelschimmer zitterte daraus.
Und an den Fenstern hingen grosse fremde Fliegen,
Die eine andere Welt verrieten und verschwiegen.
„Dies", sprach er, „ist des Himmelskönigs Reisewagen."

Nicht die umständlichsten Verheissungen könnten die dämmerungsschaurige Erwartung, in nie betretene Gegenden einzudringen, so vorbereiten, wie diese „grossen fremden Fliegen", die uns wie märchenhafte Träume erscheinen, vorausgesandt als Vorgeschmack der Wunderwelt, die wir bald erschauen sollen. In diesem Reisewagen fahren sie nun zu einem lärmerfüllten Haus, wo mit eisernen Griffeln in ein stets sich erneuendes Walzenband von Stein das „Weltenklagebuch" eingemeisselt wird. Jedes Weh der Kreatur ist dort aufgezeichnet,

„Auf dass am jüngsten Tag und schliesslichem Gerichte
Das Buch den namenlosen Schuldigen bezichte."

Weiter geht die Reise zu einem morschen, spinnwebüberzogenen Pförtchen. Uranos entriegelt es, und — der See „Nirwana" beut sich den Blicken dar. Hier erstirbt aller Lebenswille und Anankes Macht hat ein Ende. Unendlich scheint die graue Flut, und mit dumpfem Schall schlagen die schweren, langgezogenen Wogen an die Küste.

„Doch jenseits in den Wolken grüsst ein Widerschein,
Als könnt' ein weltenfernes Land dahinten sein."
„Man glaubt von einem Lande Meon,[2]) dass es wäre,
Die Hoffnung betet, dass der Glaube sich bewähre."

Über Nirwana hinaus, wo die tiefste Philosophie endet, gibt es doch noch ein Höheres, das wieder zum Leben führt, zu einem Leben aber, das erhaben ist über Anankes Macht. Auch Uranos kann das ferne Land nur ahnen, nicht betreten. Ein Engel aber schläft in einem Kirchlein unter einem Felsen, an der Scheidegrenze der Welt,

Und wenn den Atem zieht der Engel aus und ein,
Erblaut die Luft von seines Hauches Sonnenschein.

Es ist die Hoffnung, der urewige Trost aller Völker, aller Re-

---

[1]) Die Götter.
[2]) μειον = besser.

ligionen, aller vernunftbegabten Wesen, jene Hoffnung nach einem Jenseits, die kein Realist, kein Zyniker und kein Nietzsche ausrotten werden, nach einem Lande Meon, wo der ersehnte Erlöser weilt, den ein Engel, die Hoffnung selbst, am ersten Schöpfungstag aus Anankes Mörderhand gerettet und hinübergetragen hat nach dem Lande, aus dem jetzt, über Nirwanas graue Flut, ein fernes Licht herüberschimmert. Dorther wird er dereinst kommen, das Lilienbanner in der Hand, den Flammenstift auf der Lanze, die zischend in den unheilschwangern Weltenschoss sausen wird, um aufleuchtend das Morgenrot des letzten Tages von Anankes Herrschaft zu verkünden. — Müssen wir aber in transzendentale Vorstellungskreise schweifen, um des Dichters Bild zu verstehen? Deutet es nicht oft genug das tägliche Leben aus? — Dunkel ist es um uns her. Von Trübsal belastet verrichten Leib und Seele nur mühsam die aufgezwungene Arbeit. Da bringt ein unbedeutendes Ereignis, vielleicht nur ein Gedanke die Hoffnung mit. Es muss ja nicht so sein, es kann ja anders werden, es wird — —. Der Blick wird hell, die Arbeit leicht. Es blaut um uns die Luft und die Sonne scheint, wenn auch in Wirklichkeit der Regen recht dicht herniederprasselt. —

Spät ist es am folgenden Tag, als die Götter nach ihren ereignisreichen Weltenfahrten erwachen. Die sieben Töchter des Uranos, sanfte, schöne Wesen voll Güte und Seelensonnenlicht begrüssen die Gäste. In heiteren Spielen fliegen die Stunden den Glücklichen dahin. Sie geniessen das reine Glück schuldloser Kinder und nie sich trennen zu müssen ist ihr einziger Wunsch. Eos, die jüngste und liebste Tochter bittet den gestrengen Vater, Uranos gewährt, und die vorgeschriebene Fahrt nach dem Olymp, der Götter künftigen Herrschersitz, wird versäumt, aufgeschoben ins Unbestimmte. Ich möchte aus diesem Gesang nichts zitieren. Die Sprache wird hier zur heitersten, himmlischesten Musik, und jedes Hervorheben einer Einzelheit wäre Sünde gegen die Harmonie des Kunstwerks.

Die Harmonie der Seelen ist bald genug gestört. Wenn nicht äussere Begebenheiten eingreifen, so vernichtet gar oft der Überdruss das Glück. Dies ist in der menschlichen Natur tief begründet, und auch Spittelers Götter, wie die Homers, haben menschliche Herzen. Wär's nicht so, kein Mensch könnte sich für sie interessieren. Gar mancher Dichter hätte nun mit den feinsten psychologischen Zügen geschildert, wie sich die Götter allmählich von den Himmelstöchtern abwenden, bis ihnen schliesslich verhasst wird, was vordem ihre Seligkeit war. Spitteler aber, der Epiker von Gottes Gnaden, weiss, dass anschauliche Vorgänge, und nicht nur erzählte Gemütsstimmungen wichtige Wendungen herbeiführen müssen. Aber wiederum nicht auf loser Willkürlichkeit, sondern auf dem tiefen Grunde des Geschehens müssen diese Vorgänge wurzeln, sollen sie wertvoll genug sein, dass Himmel und Welt sich dafür in Bewegung setzen. So ist es auch hier Ananke „mit den runden Tigeraugen", der eingreift.[1]) Er hat nun einmal be-

[1]) Spitteler personifiziert Ananke als Herrn der Welt; das Wort ist daher bei

stimmt, dass die Götter Herren des Olymp werden. Dagegen gibt es keine Auflehnung, keinen Widerspruch.

„Ich will doch sehen! Fürwahr, das wär' ein tolles Stück:
Ich glaube gar die Unverschämten wollen Glück."
— — —
„Luft und Erde hören
Mein Wort und eitle Mägdlein wollen mich betören?"

So ruft er hohnlachend und eilt nach seinem Schierlingsgarten, „wo alle Gifte gierig auf Erlaubnis warten". Vom „Krötenpilz" bläst er den Samen und stäubt ihn zur Himmelsburg hinauf, wo die dornbewehrten Sporen „auf unhörbaren Schlitten durch der Freier Schlund" hinabgleiten „in des Herzens dunklen Grund". Sogleich ist des Glückes Quell „versäuert und vergiftet" und „der Königstöchter edles Angesicht, ihr lockig Haar, ihr grosses Auge schön und licht, und ihres keuschen Leibes Gegenwart" den Göttern zur Last. Abseits in einem Holzverschlag, in einem „wildverstruppten Dornenhag" verstecken sie sich schmollend und grollend, bis Uranos sie auffordert, ihrer Bestimmung zu folgen und zum Olymp hinabzureisen. Das Luftschiff ist gerüstet, klagend nehmen sie von Uranos und den holden Schwestern Abschied, nun erst erkennend, was sie verloren haben, und fort geht die Fahrt, hinab zum farbigen Olymp, ihrem künftigen Wohnort, wo sie feierlich empfangen werden. Die Reise und die Ankunft sind mit einer Pracht und einem Reichtum an Bildern geschildert, von denen ich dem Leser hier nichts verraten will.

Hera heisst die Königin des Olymp, von einem Gott gezeugt, von einem Amazonenweib geboren. Darum ist sie sterblich. Beschlossen ist vom Rate der Geronten und Prytanen, dass sie sich vermähle; einen der jungen Götter muss sie wählen. Im Kunstgesang, im Wettlauf und in der Traumweissagung muss als Erster hervorgehen, wer sie besitzen darf. In allen Prüfungen erringt Apollon die Palme, von seinem Siegesdämon geleitet. Doch Ananke hat es anders beschlossen. Die Herrschaft eines Licht- und Liebesgottes ist undenkbar in einer Welt, wo die unerbittliche Notwendigkeit grausam gebietet. Darum muss Zeus, gegen den Beschluss der Preisrichter, gegen den Willen des Volkes, ja gegen seinen eigenen Willen, durch schmählichen Verrat die Krone und Hera gewinnen, die selbst den edlen Apoll verrät. So ist die junge Weltherrschaft schon in ihrem Anfange mit dem Fluche der Schuld belastet. Dies ist im wesentlichen der Inhalt des zweiten Teiles unseres Epos, dessen grossartigen Schluss ich wörtlich anführe. Abseits der Welt, in einem stillen Haine weilt Apollon, der um Ruhm, Krone und Weib Betrogene. Am dritten Tage, nachdem Zeus Hochzeit mit Hera gefeiert hat, rauscht ein schwarzer Schatten aus dem Walde hervor, und der düstere Zeus spricht also zum lichten Apoll:

„vernimm denn meiner Ankunft Grund.
Willst du, so lass uns schliessen einen Fürstenbund.

---

ihm männlich, während es im Griechischen ἡ ἀναγκη (Die Notwendigkeit) heisst, also weiblich ist.

Zwar du bedarfst mich nicht, ich kann dir nichts gewähren,
Ich aber und mein Volk kann deiner nicht entbehren.
In dieser Welt, von Übeln krank, von Blute rot,
Tut Geist und Schönheit, tut ein Fleckchen Himmel not,
Ein Glücklicher, der nichts vom Pfuhl des Jammers weiss,
Ein Edler, rein von Schuld, ein Held, des Helmbusch weiss.
Ich kann nicht dulden, dass du feindlich ferne weilest,
Ich fordre dich, dass du die Herrschaft mit mir teilest.
Zwar mir der Weltenlärm, der Völker Not und Streit,
Die strenge Rute, waltend der Notwendigkeit,
Doch dir im lichten Ätherglanz das Reich des Schönen,
Wo hoch im freien Raume die Gedanken tönen.
Ich setz' dir im Gebirg ein unabhängig Schloss,
Darin als Fürst du schaltest mit Gesind und Tross;
Vor seiner Schwelle ende meines Szepters Fug.
Ich heische kein Entgelt. Dein Dasein gilt genug.
Nun lass durchs Ohr ins Herz dir meine Rede rinnen."
Apoll erwiderte: „Ich heische kein Besinnen.
Vom Bösen bist du, Unhold, aber gross und wahr.
Die Freundschaft schlag' ich aus, das Bündnis nehm' ich dar."
Er sprach's. Mit diesem schieden friedlich und versöhnt
Er, der die Welt beherrscht und der, der sie verschönt. —

Abseits von der rauchenden Werkstatt der Welt liegt unter fernem, reinem Himmel das Reich des Schönen.

Ich habe mich absichtlich beim zweiten Teil nur kurz aufgehalten, um länger beim jüngst erschienenen dritten verweilen zu können. — „Die hohe Zeit" nennt sich das Buch, in dem uns der Dichter zeigt, wie die Götter, während Zeus und Hera ihre Flitterwochen feiern, mit Ungebundenheit die weite Welt durchstreifen. Jetzt ist der olympische Frühling in Wahrheit angebrochen. Dieses Buch bedeutet somit den Mittel- und Höhepunkt der noch nicht vollendetenDichtung. Die ersten beiden Teile waren die Einleitung. Was auf den dritten noch folgt wird gleichsam die Coda bilden.

Eine Vorbemerkung will ich hier einschalten, um einer missverständlichen Auffassung des Werkes, und speziell dieses dritten Buches, vorzubeugen. Es wäre gänzlich verfehlt, wollte man zu ergrübeln versuchen, was die köstlichen Märchen, die uns da erzählt werden „bedeuten", oder was etwa der Dichter mit ihnen beabsichtigt habe. Dies würde nur vom einzig Wichtigen, nämlich von der Dichtung selbst abziehen. Es versteht sich von selbst, dass eine so kühne und reiche poetische Schöpfung, wie der „Olympische Frühling" im Leser Gedanken anregen wird, die mit seinem Leben, seiner Umgebung, seinen Anschauungen und Urteilen übereinstimmen. In diesen Gedanken aber den Ursprung der Dichtung suchen zu wollen, wäre ein grosser Irrtum. Wie aus einem schönen Musikstück sich jeder Hörer eine ganze Geschichte herausdeuten kann, ohne dass dem Tondichter auch nur Ähnliches vorgeschwebt haben mag, da diesem, wenn er kein Scheinmusiker ist, Aufbau, Klarheit, Stimmungskraft und Ausdruck seiner Komposition mehr am Herzen liegen wird, als poetische Fiktionen, so war Carl Spitteler, dem echten Dichter, der abstrakte Gedanke stets Nebensache, alles

hingegen der zu deutlicher Anschaulichkeit gesteigerte, in seinen grössten und in seinen feinsten Zügen unmittelbar wahrnehmbare Vorgang selbst, oder, wie Jacob Burkhardt einmal das, worauf es beim Epos ankommt, einfach und treffend bezeichnet hat: „Die Freude am glanzvollen Geschehen."

Spitteler ist weder ein historischer, noch ein tendenziöser, weder ein archaistischer, noch ein moderner, weder ein idealistischer, noch ein realistischer, sondern ein naiver Dichter, der uns schlicht erzählt, was in seiner Phantasie lebt und webt. Da gibt es kein Kostüm und keine Richtung, keine Predigt und keine Volksaufklärung, mit einem Worte keine von all den Krücken, die so mancher Dichter zur Aufrichtung seiner Schöpfungen bedarf, sondern alles lebt durch sich selbst und ist aus sich selbst verständlich. Der Dichter scheut sich darum auch nicht im geringsten, vollkommen anachronistisch zu verfahren, z. B. das Luftschiff der Götter als Dampfmaschine darzustellen, im Olymp von Klingelzügen zu sprechen, die verlötet werden müssen, oder uns den Glockenturm zu schildern, von dem Moira die Frühlingsbotschaft ausläuten lässt. Wer darüber lächelt, lese zunächst das Gedicht selbst und frage sich, ob er von dieser Darstellungsweise nicht frischer, unmittelbarer berührt wird, als z. B. von „Quo vadis?" oder ähnlichen Romanen, wo es freilich keine historischen Ungenauigkeiten gibt. Er erinnere sich ferner, ob es ihn in Shakespeares „Wintermärchen" belästigt, dass Böhmen am Meer liegt, oder dass im „Julius Cäsar" ein Römer von Brillen spricht, die einige Jahrhunderte später erfunden worden sind. Gerade die Naivität des sich um historische Einengung nicht kümmernden Stiles gibt der Darstellung rein menschliche Grösse und unmittelbare Lebenskraft, dass sie auf unser übermüdetes Gefühl wirkt wie der Duft der Erdfläche, deren festes Gefüge der scharfe Pflug soeben gründlich durcheinander gewühlt hat. Wir können glauben an diesen Zeus, diesen Apollon, an alle diese Wunderwesen der Luft- und Wasserwelt, als ob wir tagtäglich mit ihnen umgingen. Freilich ist es viel schwerer, ein solches Epos zu schreiben, als z. B. ein soziales oder politisches Schauspiel. Das bewusste Kunstschaffen des alle Mittel voll beherrschenden Meisters wird durch den naiven Stil Spittelers nicht etwa ausgeschlossen, sondern vielmehr im höchsten Grade erfordert, denn das gänzlich neue, von aller Erfahrung Unabhängige muss dem, der es empfangen soll, in weit festgefügterer Form, weit plastischer und fasslicher entgegen treten, soll es ihm aufnehmbar werden, als das auf vorhandenen Voraussetzungen Aufgebaute, für dessen Verständnis er schon eine ganze Anzahl Faktoren in seinem Bewusstsein vorrätig hat. Nicht nur in die Welt des Dichters sich hineindenken, sondern leibhaftig in ihr wandeln muss er können, sich darin heimisch fühlen und sich als einen Teil von ihr empfinden. Wenn Floerke einmal ungefähr sagt, dass Boecklins Seejungfern, Tritonen und Kentauern wirklich leben, nur werde sich Boecklin wohl hüten, die Herren Naturwissenschaftler an die einsamen Orte zu führen, wo er sie sah, so gilt dies auch von Spittelers Gestalten. Da ist alles erschaut, erlebt in

Pracht und Wahrheit, mit bewundernswerter Kunst festgehalten und wiedergegeben, nicht aber auf dem Wege des Denkens mühsam kombiniert. Was er damit wollte? — Nichts weiter als dass seine „unnützen Fabeleien", so sagt er selbst, nicht wieder vergessen würden. Das hat er erreicht. —

„Das Knäblein Eidolon, mit Namen Glück genannt," ist vom „Gärtlein Unbekannt" mit seinem schemenbelasteten Wägelein ins Schloss zu Hera und Zeus getrippelt, und scheucht dem hohen Paare die schweren Weltherrschaftsgedanken von der Stirne. Sogar die gestrenge Schicksalsgöttin Moira, Anankes Tochter, bekränzt sich beim Anblick des Kindes und umgibt die Schultern mit dem „weissen Kleid der Gnade". Sie fordert und erhält von Ananke, ihrem Vater, die Erlaubnis zu einem Weltenfrühlingsfest. Mit urwüchsigem Humor wird nun geschildert, wie Erde und Himmel blank gescheuert und geputzt werden, wie die Luft ein „wärmer Blau", der Wald ein „frischer Grün" erhält. Zwölf Schicksalsboten aber reiten, eine Tafel hochhaltend, zum Olymp empor.

> „Den Göttern sämtlich," schrieb die Tafel, „kund zu wissen:
> Moira die Schicksalsgöttin, gnad- und huldbeflissen,
> Gestattet in Anankes Namen und gewährt,
> So lang die Fahne Olbia[1]) auf dem Schlossdach währt,
> Euch allen eine unumschränkte Anarchie,
> Keinem befehlend noch verbietend was und wie."

Wie eines Knaben Stock den Ameisenhaufen, so rüttelt die frohe Botschaft die „glückverschlafenen Götter" auf. Bündnisse, Freundschaften werden geschlossen und „jauchzerfrohen Jubels" rüstet sich Alt und Jung zur Wanderung. Dies der Inhalt des ersten Gesanges dem acht weitere folgen. Sie hängen nicht direkt unter einander zusammen; jeder erzählt ein Götterschicksal, bildet für sich ein abgeschlossenes Ganze und kann ausser der Reihenfolge gelesen werden. Dennoch ist die tiefe Wurzel einer gemeinsamen Grundidee unverkennbar und besteht ein innerer Zusammenhang, gleichwie die Farben des Prisma, verschieden unter einander, doch alle dem einheitlichen weissen Sonnenstrahle entspringen. Von Urkraft und schrankenlosem Übermut singt uns der zweite Gesang. In einem Wolkenschiff sausen die Winde, an der Spitze Boreas und die wilde Harpalyke, vorbei beim Häuschen des alten mürrischen Aiolos, wo die Nebelknechte in Felsenhöhlen schmausen, und die Gewitter mit den Tatzen durch die Gitter ihrer Käfige hauen, hinab zum Erdenland. Auf dem Bergesriff „Emporion" wirft das Schiff Anker. Nach allen Richtungen stürmen die luftigen Geister und peitschen die Erde auf. Mit dem Hifthorn bläst Harpalyke in die Höhlen der Troglodyten, die „vor jedem Lichtstrahl bocken", „vor tausendjährgem Unsinn Ehrerbietung rutschen" und „dem Quell, der Kraft, dem Glauben Hohngelächter zinsen". Mit „Tugendkrächzen und Sittio" flieht das aufgescheuchte Nachtgeschlecht vor Boreas kraftbeschwingter,

---

[1]) ὄλβιος = glücklich.

beherzter Geissel. — Bis zu der Erde Ende gelangt dann das Götterpaar, wo die Sphinx, die unerforschlich tiefe Göttin „Ma“ sich immerfort in den eigenen Hinterhuf beisst und dabei klagt:

„Wer gibt, wer gibt mir vor den bösen Zähnen Ruh?“

Als Boreas ihr verwundert zuruft „Lass es einfach sein“, sträuben sich empört die Borsten der Sphinx und ein greiser Eremit tritt mit den strafenden Worten hervor:

Bet an das Schöpfungswunder, dessen Sinn vergebens,
Erschaffner Geist, du spürst die Tage deines Lebens.
Sieh dort von tausend Philosophen die Gerippe.
Es hat der Denkerhäupter weise Stirn und Lippe
Doch niemals noch, wie viel Systeme sie geschweisst,
Erklärt, warum die tiefe Ma sich selber beisst.

Ist überhaupt ein Vergleich gestattet, so höre ich aus dieser Scene das Lachen des Humors, der mir aus manchen der letzten Schöpfungen Beethovens erklingt. — Zurück aus der Wüstenei der unbegreiflichen Ma stürmen Boreas und Harpalyke zu neuen tollen Streichen. Als sie aber in ihrem Übermut ein reifes Kornfeld durchwühlen, empfangen sie eine überaus drastische Zurechtweisung von Erechtheus, dem Erdgeist, der ihnen durch seinen Abgesandten die edle Mahnung zuruft:

„Genug, dass ihr die Welt mit Lust und Lärm betäubt,
Den Luftraum fegt, der Erde Oberfläche stäubt.
Doch innen munkeln dunkle Dinge allerhand,
Die liegen ausser eurem sonnigen Verstand.
Und geisselt nicht den Grund und schändet nicht das Brot,
Denn Tränen kleben dran, gepresst aus heilger Not.“

Von Güte und Edelsinn, der hier anklingt, erzählt uns vor allem der letzte „Hermes der Erlöser“ betitelte Gesang. Den Gott, der einsam durch den Erdenwald wandert, erreicht Kunde von Maja, der Nymphenfürstin im Lande Gaia. Schmerzumwölkt ist ihr Geist durch den Tod Plutons, ihres mächtigen Gemahls, und in der Knechtschaft der Unterdrückung schmachtet ihr Volk. Zwar Majas Güte ist unverwandelt, doch:

„Von fremden Leichnamspfaffen wird ihr Schmerz verhandelt,
Die, um sich Ämter, Ehren, Ansehn zu erschleichen,
Dem abergött'schen Witwenleid der Fürstin schmeicheln.
Unnütze, unverschämte, hündische Eunuchen,
Die jeden Spuck und Druck des sel'gen Herren buchen.“

Um Hilfe flehen Hermes die Bewohner Gaias an. Zweimal weist er sie zurück, denn „Frauensiechtum, das aus Gräberschollen schattet“ ist unheilbar, und dem Spiesse widersteht das „Schleimgezücht“. Erst als er hört, dass Majas Knäblein heimlich gestohlen und lebend begraben ist in einem steinernen „Riesendenkhaus zu des Vaters Ehren“, von dessen Dach die „Heuchelherde, lammsanft von Tritt, doch nicht zu sanft zum Meuchelmorde“ den Namen Plutons mit „frechmäuligem Lobtoben“ predigt, „dass man nicht höre aus der Grube das Gewimmer“,

beschliesst er, die Fürstin zu heilen, das Knäblein zu retten und das gezwungene Volk zu entketten. Mit überlegener Geisteskraft und kluger Wachsamkeit seines adeligen Herzens vollbringt er das schwere Werk.

— und schön und reich
Erblüht ein junges Glück in Majas Königreich.

Spitteler ist hier wie überall Meister der Stimmung. Seine Bilder und Gesänge entwachsen einem Grundakkorde, sowie ein Musikstück einer Tonart, und jede, auch die scheinbar sehr weit abliegende Einzelheit ist auf diesen Grundakkord abgestimmt, sowie die entlegenste Modulation schliesslich auf die Haupttonart zurückführen muss.

Wie ein Komponist mitunter den Hauptsatz seiner Symphonie durch eine Einleitung vorbereitet, so leitet Spitteler den tiefernsten siebenten Gesang, betitelt „Dionysos, der Seher", durch eine kurze, wunderbar bildkräftige Erzählung ein, die ich hier ganz wiedergebe:

Am späten Tag, als Dämmrung das Gefild umfing,
Gefiel es Zeus, dass er die Stadt durchstreifen ging.
Sechs Männeraugen sah er aus dem Düster blitzen
Auf einer Bank. „Ist's unzuviel euch beizusitzen?"
„Dein Haupt, erhabner Herr, ist uns erbetne Spende.
Willkommen, König Zeus," und reichten ihm die Hände.
„Verwahrt, du mögest in Geduld dich willig fügen,
Mit wunderlichem Volk, wie wir sich zu begnügen.
Der Mund ist unbered't, doch unsre Herzen danken."
Zeus sprach: „Wo Männer schweigen, reden die Gedanken."
Demalso setzt er sich den düstern Männern bei,
Mit spärlichem Gespräch, ein Stündchen zwei und drei.
Doch als die Nacht jemehr die Stadtgeräusche schweigte,
Im Schleierwolkenhof der leise Mond sich zeigte,
Stand von den Männern einer auf: „Mich zwingt's zu sagen.
Ob gern, ob ungern. Um Erlaubnis lasst mich fragen.
Von einem armen Knaben schmerzt mich die Geschichte."
„Erzähl' uns von dem Knaben," mahnte Zeus, „berichte.
Ist's denkenswert und fühlbar, hör ich's gläubig an."
„'s ist fühlbar," sprach der Unbekannte und begann:

Und nun folgt die ergreifende Erzählung von Dionysos, dem vom Wahrheitsrausch begeisterten Jüngling, der Heimat und Eltern verlässt, Not und Entbehrung, Spott und Verhöhnung erduldet, sein Ideal zu suchen dem Glück entflieht, das ihm die liebliche Ariagne opferfreudig entgegenbringt, bis ihn fanatische Priesterinnen zerreissen, weil er die sternenumstrahlte Astraia seine Göttin nennt und nicht Astaroth. Die Raben sättigen sich an seinem Prophetenfleische: Aber als nach langen, langen Jahren ein Fremdling ins Land kommt, gewahrt er den grossen, goldnen Dom des Dionysos und einen feierlichen Zug, der zu einer Kapelle wallfahrtet, dem „Gnadenort, der Wunderstelle, da unser Herr die heilige Ariagne fand."

Hörst du das Geschrei:
„Ohe! Ewö?" Der ganze Adel ist dabei
Mit seinen stolzen Fraun und Jungfrauen, schönen, weissen.
Doch knie nun hurtig ab, dass sie dich nicht zerreissen"

belehren ihn vorsorglich die Einheimischen. — Schweigend haben „beim Mondenmunkeln“ Zeus und die Männer dem rätselhaften Erzähler gelauscht. „Das hast du nicht erfunden, Freund, das ist gereift“ sagt ihm Zeus. Ein Lob spendet dann sein königlicher Mund der holden Ariagne, die in fernem Grabesgrunde ruht. Dreimal unterbricht er seine Rede mit dem feierlichen Ausruf „Pathos“. Dies kann Leid und Leidenschaft heissen. Übersetzt darf dieses Wort hier nicht werden; wer den Gesang richtig empfunden hat, wird auch das Wort verstehen. Ein kurzer Abschied, und einsam wandert Zeus wieder hinauf zur Königsburg.

Voll des wundersamsten Zaubers, einem hellen Lichtstrahl gleichend, der über Blüten dahinhuscht, leuchtet der achte Gesang „Hylas und Kaleidusa über Berg und Tal“. Mit groteskem Humor rasselt der fünfte „Poseidon mit dem Donner“. Poseidon, der vom „Ich-einzig-Wahn“ besessen ist, will es eben durchaus anders machen, ohne zu fragen, ob Sinn in seinem Handeln sei, und leidet dabei kläglich Schiffbruch. Hier liegen allerdings satirische Vergleiche mit so manchen modernen Originalitätshaschereien so nahe, dass sie kaum von der Hand zu weisen sind. Doch das ist sekundär. Das zyklopische Gedicht bedarf der Auslegung nicht. Es wirkt als Ereignis durch sich selbst. Die allererste poetische Anregung mag der Dichter vielleicht durch den eigentümlichen Reiz empfangen haben, den es gewährt, das unaufhaltsame Herabströmen des Wassers von der Quelle hoch oben auf dem Berg bis hinab zum weiten Meere zu verfolgen. Noch einmal, in einer anderen Dichtung (die Erdenwanderung Pandoras in „Prometheus und Epimetheus“), hat er diesen Reiz poetisch verwertet, wie auch sonst für viele seiner Erzählungen der unmittelbare Ursprung in Naturanschauungen erratbar ist.

Hiermit will ich die Betrachtung über den „Olympischen Frühling“ schliessen. Wie die jungen Götter aus dem Hades auferstanden sind, so ist mit diesem Werke ein neuer inhalt- und bilderschwerer Mythos, von einem überragenden Geiste erdacht, von einer Meisterhand geformt, zum Licht des Tages emporgestiegen. Fürwahr, ein beseligendes Unterpfand, dass die hohe Poesie lebt und immer wieder ihr leuchtendes Antlitz uns zuwenden wird, wenn es auch von Zeit zu Zeit durch die trüben Nebel eines falschen Realismus verschleiert wird. Dem Dichter aber gebühren dieselben herrlichen Worte, die der Herr von Metakosmos, der niemand anderer ist als Apollons eigener Siegesdämon, diesem zuruft:

„Dreifach ist deines Ruhmes Fürstenkrone:
Du hast's geglaubt, das zeugt, dass Adel in dir wohne.
Du hast's gewollt, das spricht, dass Heldenmut dich stählt,
Du hat's gekonnt: du bist aus Tausenden erwählt.“

— — —

In seinen jüngeren Jahren schrieb Spitteler unter dem Namen C. Felix Tandem. „Der glückliche Trotzdem“ übersetze ich mir's, d. h. glücklich ist, wer trotz allem, was ihm innerlich und äusserlich feindlich entgegenarbeitet, unentwegt dabeibleibt, das zu tun, was er für

gut und richtig hält. Ob dies Spittelers Gedanke war, will ich nicht untersuchen, erwähne seines Pseudonyms auch nur, um die unter dem Namen „Tandem" erschienenen Schriften dem Leser auffindbar zu machen. Es sind dies „Prometheus und Epimetheus" (erschienen bei Sauerländer in Aarau) und „Extramundana" (erschienen bei Haessel in Leipzig). Beide Werke sind gänzlich unbekannt und harren der Auferstehung aus mehr als zwanzigjähriger Nichtbeachtung. Popularität im gewöhnlichen Sinne ist mit dieser Auferstehung nicht gemeint, ja, diesen beiden Dichtungen vielleicht auch nicht zu wünschen. Empfange ich einen grossen künstlerischen Eindruck, so keimt mir gleichzeitig immer der Wunsch auf, dass nur solche Personen die Gelegenheit bekämen, denselben Eindruck zu empfangen, die fähig sind, ihn aufzunehmen. Um dies zu können, ist es notwendig, den springenden Punkt zu erfassen, der das Charakteristische eines Werkes und somit seinen eigentlichen Vorzug ausmacht. Dieser Punkt liegt aber meistens tief verborgen, um so tiefer, je bedeutender das Werk ist, und nur seine Ausstrahlungen sind es, die wir als die verschiedenartigen vorzüglichen Eigenschaften einer Meisterschöpfung erkennen, die aber eben gerade nur durch ihren einheitlichen Ursprung Wert und Bedeutung besitzen. Gar viele begnügen sich nun, diese Ausstrahlungen ganz oder teilweise auf sich wirken zu lassen, sie mitunter vielleicht auch nach innen zu verfolgen, ohne aber den Kernpunkt selbst zu treffen, wodurch sie dann in der Verschiedenartigkeit der Eigenschaften Widersprüche zu finden glauben, die ihnen, je festere Wurzel dieser Glaube fasst, um so mehr die Freude am Ganzen verkümmern. Daher kommt wohl auch die immer und immer sich wiederholende Tatsache, dass gerade die grössten Kunstwerke lange Zeit den grössten Missverständnissen ausgesetzt sind. Zwar ist es mitunter bedeutenden Werken, die die Fähigkeit besitzen, stark in einer Empfindungsrichtung zu wirken, vergönnt, verhältnismässig rasch ihr Publikum zu finden. Der „Freischütz" entfachte sofort die gemütliche Neigung des Deutschen für das romantisch-gruselige Halbdunkel seiner Wälder, von dem sich Agathens blonde Poesie liebreizend abhebt; vom bunten Kaleidoskop des „Oberon" hingegen ist trotz der an Melodie- und Klangzauber so reichen Musik nur die Ouvertüre wirklich ins Publikum gedrungen. Während Goethes „Werther" die Tränendrüsen aller Welt heftig affizierte, ist sein „Tasso", die am feinsten gegliederte Seelentragödie der Weltlitteratur, heute noch unpopulär. Die vulkanische, feuergarbige C-moll Symphonie von Beethoven war beliebt, als die Eroica mit ihren sternstrahligen Schönheiten noch so selten als möglich aufgeführt wurde, und untersuchen möchte ich nicht, wie so mancher Zuhörer noch heute urteilte, wenn es möglich wäre, ihm den ersten und dritten Satz der neunten Symphonie mit ihrem reichen Wechsel der Empfindungen als Werke eines unbekannten Komponisten zu suggerieren, während das durchwegs dämonische Scherzo schon bei der ersten Aufführung einen unmittelbaren Beifallssturm entfesselt haben soll, und wohl stets eines der auch äusserlich wirkungsvollsten Orchesterstücke bleiben wird. Wie nun so mancher z. B. für ein besonders farbenprächtiges Bild von Boecklin eingenommen sein

mag, bevor er sich klar gemacht hat, was da eigentlich gemalt ist, so halte ich es nicht für unwahrscheinlich, dass die Bilderpracht und schönheitstrunkene Sprache dem „Olympischen Frühling“ Spittelers in absehbarer Zeit zu einem Erfolge verhelfen werden, der zwar dem Werte der Dichtung noch nicht annähernd entsprechen, wohl aber des Dichters Namen in die weitesten Kreise tragen wird. Sollten dann auch seine beiden älteren Werke „Prometheus“ und „Extramundana“ in den Kreis der Lektüre und Besprechung gezogen werden, so erwarte ich heute schon mit Bangen die Urteile, die man vernehmen wird, wenn sie den vier „Temperamenten“ in die Hände fallen, nämlich den Melancholikern, die stets darüber jammern, dass der Künstler nicht lieber etwas anderes gemacht habe, als gerade das vorliegende, wozu er leider gar nicht das Zeug habe, den Phlegmatikern, die sich nie aufregen, und über Shakespeare und einen Kolportageroman mit denselben schneckenweichen Phrasen dahinschleichen, den Sanguinikern, die alles genau hören, was der Künstler nie gesagt hat, und endlich den Cholerikern, die schimpfen und wüten, weil das zum Handwerk gehört. Gerade diesen beiden Büchern wünschte ich aber, dass sie Geheimschriften blieben für Auserwählte, die sich in stillen, weltenfernen Stunden daran erbauen mögen. Ich behaupte sogar, dass ihr tatsächliches Populärwerden eine höhere Kultur voraussetzte, als sich das menschliche Geschlecht bisher erringen konnte, denn sie stehen zu dem, was wir heute Bildung und Fortschritt nennen, nicht in Übereinstimmung, sondern im Widerspruch. Ihr Inhalt ist ungewöhnlich und gänzlich verschieden von allem, was wir sonst gelesen haben. Wir werden in Gebiete, wohin sich nur ein dunkles Ahnen wagte, vom Dichter mit so intensiver Vorstellungskraft geführt, dass wir dort klare Dinge erschauen, wo wir bisher mit unsicherer Hand getastet haben. Fast scheue ich mich, über diese Dichtungen zu sprechen, und den geheimnisvollen Schleier, der beglückende und erhabene, oft aber auch grauenhafte und fürchterliche Mysterien den Augen der Welt verhüllt, zu lüften. Ich tue es auch nur, indem ich ausdrücklich die folgende Warnung vorausschicke: Wer Zerstreuung, Unterhaltung, Lektüre im gewöhnlichen Sinne, womit man müssige Stunden totschlägt, oder ausruhende Ablenkung von des Tages Geschäften zu finden hofft, der nehme sie gar nicht zur Hand. Die Enttäuschung ist unausbleiblich. Wer aber einem grossartigen Dichter durch Himmel und Hölle und darüber hinaus in nie betretene Welten folgen will, wer Neigung verspürt, die tiefsten Empfindungen des menschlichen Herzens in Verkörperungen voll eigentümlichster Poesie zu erschauen, der lasse sich von diesen Zeilen bewegen, mit ehrfürchtigem Gefühl, so wie man sich zu einer heiligen Handlung anschickt, diese Bücher aufzuschlagen und mit hingebender Aufmerksamkeit zu lesen. Nicht Voreingenommenheit will ich mit diesen Worten erzeugen, wohl aber einen Schimmer der heiligen und ehrfürchtigen Empfindungen, die ich selbst den genannten Schriften verdanke, ihren künftigen Lesern in die Seele werfen, damit das Ausserordentliche, das sie erwartet, ihr Gemüt nicht ganz unvorbereitet treffe und es vielleicht allzu gewaltig erschüttere.

Auch ein freundlicher Rat möge mir gestattet sein. Scheint der Sinn an manchen Stellen dunkel, so lese man gerade diese Stellen wiederholt, langsam und gründlich. Findet sich die Aufklärung dann noch nicht, so wird beim Weiterlesen vielleicht ein Rückschluss von einer späteren auf die frühere Stelle, vor allem aber eine grössere, allmählich wachsende Vertrautheit mit des Dichters Eigenart Licht verbreiten. Vor allem suche man aber stets das poetische Bild zu erfassen, und fahnde nicht nach Erklärungen, wo diese sich nicht unwillkürlich aufdrängen. Ich glaube dann, dass keinem offenen Gemüte, das sich von menschlichen und litterarischen Vorurteilen freizuhalten vermochte, auch nur ein Wort unverständlich bleiben kann, denn was da steht, ist einfach und klar, schlicht und natürlich, so eigentümlich es ist. Wer durchaus zu keinem Verständnis kommen kann, der suche aber den Grund lieber in sich selbst, als in den Büchern, denn bekanntlich liegt es ja auch nicht am Berge, wenn der Beschauer dessen Form und Grösse nicht richtig beurteilt, sondern an der Stelle, von der aus er ihn betrachtet.

Ist der „Olympische Frühling" das Schönste, was Spitteler geschaffen hat, so ist „Prometheus und Epimetheus" wohl das Tiefste und Grösste. Zunächst will ich bemerken, dass wir es nicht mit dem griechischen Prometheus zu tun haben. Die mythologischen Namen sind bunt durcheinandergewürfelt. Neben Prometheus finden wir Jehova, Doxa neben Behemot, Messias neben Mythos und Adam neben Proserpina. Keineswegs sollen auch die Namen irgendwie wissenschaftlich gedeutet werden. Spielend wählt sie der Dichter, „wie man auf dem Spaziergang im Walde Blätter abrupft", so sagt er einmal selbst. Leuchteten im „Olympischen Frühling" die einzelnen Gleichnisse wie Edelsteine aus goldener Fassung hervor, so ist hier das ganze Buch ein einziges Gleichnis. So betitelt es auch der Dichter. Prometheus ist der freie Mensch, der seiner Seele folgt, weil er ihrer gewaltigen Schönheit folgen muss. Epimetheus aber folgt dem Geiste der Klugheit. Er verhandelt seine freie Seele für ein Gewissen, das ihm deutlich melde „Ja" und „Nein" und ihm lehre „Heit" und „Keit". — Ungefähre Auslegung: Die moralischen Begriffe sind nichts von Ewigkeit zu Ewigkeit Feststehendes. Sie sind unfertig, vieldeutig und wechselvoll, jenachdem man sie anwendet, und abhängig unter vielen anderen, von Zeit, Ort, Klima, Völkerschaft, allgemeiner Wohlfahrt und Persönlichkeit. Dem Durchschnittsmenschen mögen sie notwendig sein. Dem starken Individuum verhindern sie die eigenkräftige Entwicklung. — Prometheus wird verstossen in Nacht und Elend, Epimetheus, der Gefügige, auf den Thron der Weltherrschaft erhoben. — Ungefähre Auslegung: Wer nicht mit den Wölfen heult, wird von ihnen zerrissen. — In Epimetheus' Reich ereignet sich Verfall, Verrat und Zusammenbruch, bis Prometheus als Retter erscheint und aufrichtet. — Ungefähre Auslegung: Die Kleinen und Abhängigen verfolgen die Grossen und Freien, um sich an ihre Stelle setzen zu können. Ist ihnen dies gelungen, so verderben sie alles so gründlich, dass die Verstossenen wiederkommen und nach dem Rechten sehen müssen. Die Fähigkeit dazu liegt aber gerade wieder nur in dem, was früher ihre Verfolgung

herbeigeführt hat, nämlich, dass sie „Heit" und „Keit" nicht kennen, auch nicht immer ängstlich ihr Gewissen nach „Ja" und „Nein" fragen müssen, sondern von selbst wissen, was not tut, weil sie eine freie Seele haben, die dort erst zu leben beginnt, wo die andern schon nicht mehr atmen können, dann aber auch, weil diese ihre freie Seele nicht, wie die Verfolger meinen und hoffen, im Kampfe gebrochen und vernichtet, sondern vielmehr gestärkt worden ist zu immer neuem Aufflug ins Unendliche, zu immer grösserem und seligerem Schaffen im Reiche des Ewigen und Schönen.

Dieses uralte und doch immer wieder neue Problem bildet im wesentlichen den Inhalt der Dichtung, und ihm ordnen sich alle Einzelheiten unter. Die Reihenfolge der Begebenheiten wäre nun wohl wiederzugeben, aber die dürren, logischen Worte klängen in vielen Fällen banal und hülfen dem Leser im ganzen wenig zum Verständnis des überquellenden Reichtums und der Ursprünglichkeit des Werkes, falls ich mich nicht entschlösse, noch mehr Zitate zu bringen, als ich es bei der Abhandlung über den „Olympischen Frühling" getan habe, was aber den Umfang, den diese Schrift einnehmen darf, weit überstiege. Ich will mich deshalb zunächst darauf beschränken, eine einzige Episode, deren schmerzliche Ironie mir gerade gegenwärtige Zustände besonders scharf zu treffen scheint, in gedrängtester Form, soweit dies möglich ist, zu erzählen.

Pandora, die edle Gottestochter, trägt erbarmungsvoll vom hohen Himmel herab ein köstliches Kleinod zu den leidvollen Menschen auf Erden. Unter einem prachtvollen Nussbaum bettet sie es behutsam unter hohen Halmen. Dort finden es sieben Bauern, von einem stummen Hirtenknaben darauf aufmerksam gemacht, und beschliessen, nach längerem verdutzten Hin- und Herraten, es dem Könige zu bringen, da es wohl ein Schatz sei, der ihre Not lindern könne. Aber Epimetheus' sonst so sicheres Gewissen gibt keine Antwort, und so weist sie der König zu den Priestern, die im roten Dom „maassen ihrer täglichen Gewohnheit" versammelt sind. Als aber Hiphil-Hophal, der Oberpriester, das Kleinod gewahrt, bekreuzigt er sich und ruft: „Hinweg mit diesem Hohn, denn etwas Widergöttliches beruht in ihm und fleischlich ist sein Herz und Frechheit blickt aus seinen Augen." Dann weist er die Bauern zu den Lehrern, „die da wohnen bei der hohen Schule". Aber diese Hochweisen lachen darüber und meinen, der Goldschmied wisse wohl eher, was mit dem kuriosen Ding anzufangen sei; der könne es vielleicht nach dem Gewichte vergüten. Der Goldschmied prüft und brennt und glüht daran herum, erklärt aber schliesslich das Bild für unecht und seinen Glanz für falsch. Die entmutigten Bauern bringen nun ihren Schatz zum Markt. Die dunklen Beeren in den vielen Körben spüren den Himmelsodem und singen: „Du adeliges Kind aus einem höhern Walde, der sich spiegelt über reinerm Bach; welch Schicksal führt dich her? und ist zu eng dir deine schöne Heimat?" Aber des Marktes Hüter herrscht die Bauern an: „Wohnt auch ein Herz in eurem Leib, und ruht auch in eurer Seele ein Gewissen, dass ihr solches wagt und leget also öffentlich vor

aller Augen diese blosse unverschämte geile Nacktheit." Wie Diebe eilen die Bauern davon. Fest eingehüllt in einen Sack tragen sie ihr Kleinod, dass es ja niemand gewahre. Vor den Toren der Stadt werfen sie es ingrimmig auf die Strasse, dass es jammernd aufstöhnt; den stummen Hirtenknaben aber, der zögernd und harrend am Stadttor wartet, überfallen sie mit wütenden Schlägen. Schliesslich verstecken sie das Kleinod abseits unter einem Strauch, als brächt' es Pest und Unheil, und hasten davon, froh, von der unnützen Last befreit zu sein. — Ein Jude aber ist ihren Schritten gefolgt. Mit sonderbarem Grinsen schleicht er zum Strauch. „Und als er nunmehr wieder sich erhob, da war verwandelt seine ganze Art und steifen Rückens eilt er jetzt davon, erhobnen Haupts mit kräft'gen Schritten! Der Hirtenknabe aber schrie und schluchzete, wie wem die ganze Welt geraubt, und wem das Herz zersprengt ein namenloses Sehnen."

Der Sinn dieser schönen Erzählung ist, dass die Kunst, das herrliche Geschenk einer Gottheit, durch der Menschen Unwert und Unverstand in Mammons Hände geraten ist, und dass sie verkauft und verschachert wird, wie jedes andere geringe Ding.

Die Form der ganzen Dichtung ist episch, die Sprache durchwegs rhythmisch gehobene, ich möchte sagen, biblische Prosa. Ein einziges Werk kann zum Vergleich herangezogen werden, nämlich Nietzsches „Also sprach Zarathustra", und zwar hauptsächlich deshalb, weil Nietzsche den vor 30 Jahren erschienenen „Prometheus" Spittelers gekannt hat und, wie der Leser vielleicht schon aus einigen Andeutungen bemerkt haben wird, sichtlich von ihm beeinflusst worden ist. Dies äussert sich nicht nur darin, dass in beiden Werken der Held von zwei Tiergestalten begleitet wird, Prometheus von Löwe und Hündchen, Zarathustra von Adler und Schlange, sondern auch vielfach in den Gedankengängen, den Bildern und der Sprache. Trotz den aus dieser Beeinflussung entstandenen Ähnlichkeiten bestehen aber zwischen beiden Werken die schwerwiegendsten Unterschiede.

Nietzsche bemüht sich, seine philosophischen Absichten in dichterische Formen zu kleiden. Doch sein Bemühen bringt nur blutlose Schemen hervor, die sämtlich ein und dasselbe Antlitz, nämlich das ihres Erzeugers tragen, und durch deren pathetische Reden immer und immer die Worte klingen: „Enträtsle, was ich dir sage." Keine Lebewesen sind diese Gestalten, sondern körperlose mit dem Schein der Persönlichkeit ausgestattete Begriffe. — Spittelers Buch strotzt hingegen von Anschaulichkeit. Nichts ist unglaubhaft, trotz der realen Ausserweltlichkeit, und plastische Bilder, Vorgänge von tiefstem Stimmungsgehalt und Szenen von geradezu niederschmetternder Dramatik gibt uns der Dichter auch noch dort, wo seine Phantasie in den transzendentalen Fernen der Metaphysik schweift. — Nietzsche ist scheinbarer, Spitteler wirklicher Dichter.

Nietzsches Buch fliesst von Selbstbespiegelung über. Wie das physische Auge seines Verfassers so kurzsichtig geworden war, dass er eigentlich wohl nur noch sich selbst deutlich sah, so hatte seine Krankheit,

vielleicht auch die unnatürliche Einsamkeit seines Lebens seinen Geist schliesslich so umsponnen, dass er alles, was die Welt um ihn her enthielt, nur auf seine eigene Person und sein eigenes Denken und Fühlen bezog und nur durch das Sieb seines Ich alles ausserhalb Liegende zu sich gelangen liess. Je grösser nun durch sein Zerstören, durch sein „Umwerten" dessen, was er nicht zu sich einliess, oder gewaltsam aus sich entfernt hatte, die Trümmerstätte um ihn herum wurde, desto mehr glaubte er, selbst zu wachsen, bis er, da er nun an Stelle des Zerstörten bauen, an Stelle des Umgewerteten positive Werte setzen wollte, keinen Platz mehr fand, da er überall, wohin er in seiner Bedrängnis irrte, nur wieder sein scheinbar zur Ungeheuerlichkeit angewachsenes Ich, in Wirklichkeit aber die Trümmerstätte fand, die er selbst aufgehäuft hatte, und die ihm jeden Ausweg versperrte. Nun verwandelten sich die hochstrebenden Gedanken in seinem, schon vom Grinsen des Wahnsinns leise entstellten Munde zu grellem Hohn und abenteuerlichen Schmähungen, mit denen er in steigender Ohnmacht gegen Kleines und Grosses wütete, bis er endlich, ein trauriges Zerrbild dessen, was er unter glücklichen Umständen hätte sein können, kraftlos zusammenbrach. — Aus Spittelers Buch spricht die geistesklare Schlichtheit des wahrhaft grossen Menschen, der unbeugsame Kraft mit Bescheidenheit, stolzes Selbstbewusstsein mit Verehrungsfähigkeit in sich vereinigt. — Nietzsche vernichtet, Spitteler schafft.

Bei Nietzsche sind prachtvolle Einfälle und hochpoetische Ansätze mit grosstuenden Widersprüchen und bramarbasierenden Phrasen wahllos durcheinander geworfen. — Spitteler hat den Überreichtum seiner Phantasie mit Meisterhand gefasst, gesichtet, geordnet und zu überschaubarer Einheitlichkeit verdichtet. Nicht ein buntes Gemengsel farbiger Steine gibt er uns, sondern herrliche Mosaiken. — Nietzsche ist Experimentator, Spitteler Künstler.

Kein Buch ragt so seltsam in unsere Zeit hinein, wie „Prometheus und Epimetheus". Fast verletzt es mich, es im üblichen kleinen Format und gewöhnlichen Lettern, ein Buch unter Büchern, vor mir zu sehen. Ich wünschte es mir in riesiger Grösse, mit prachtvoll gemalten Initialen und Randverzierungen, auf dickem Pergament mit kunstvollen Buchstaben wie die Inkunabeln gedruckt, im Allerheiligsten der Behausung aufgestellt.

Gottfried Keller schrieb über dieses Werk an Widmann: „Das Buch ist von vorn bis hinten voll der auserlesensten Schönheiten. Schon der wahrhaft epische und ehrwürdige Strom der Sprache in diesen jambischen, jedesmal mit einem Trochäus abschliessenden Absätzen umhüllt uns gleich mit eigentümlicher Stimmung, ehe man das Geheimnis der Form noch wahrgenommen hat. — — Ich bin gerührt und erstaunt von der selbständigen Kraft und Schönheit der Darstellung der dunklen Gebilde. Trotz der kosmischen, mythologischen und menschheitlich zuständigen Zerflossenheit und Unmöglichkeit ist doch alles so glänzend anschaulich, dass man im Augenblick immer voll aufgeht. — Die Sache kommt mir beinahe vor, wie wenn ein urweltlicher Poet aus der

Zeit, wo die Religionen und Göttersagen wuchsen und doch schon vieles erlebt war, heute unvermittelt ans Licht träte und seinen mysteriösen und grossartig naiven Gesang anstimmte."

Warum hat wohl Keller dieses sein Urteil niemals öffentlich ausgesprochen? Hätte sich eine so gewichtige Stimme wie die seinige für Spitteler erhoben, so wären diesem die zahllosen Bitternisse jahrzehntelanger Nichtbeachtung vielleicht erspart geblieben. Wie dem auch sei, Kellers Brief ist ein erfreuliches Zeichen der geistigen Frische, mit der der berühmte Dichter auch einer ihm völlig entgegengesetzten Erscheinung gegenübertrat, und die nochmalige Veröffentlichung — einmal war er bereits vollständig in der Beilage zur Münchener Allgemeinen Zeitung vom 12. April 1897 abgedruckt — soll nicht nur Spitteler, sondern auch Gottfried Keller ehren.

Eine Stelle der Dichtung will ich vollständig zitieren und dabei die Überzeugung aussprechen, dass kein Philosoph jemals eine so tiefe und herrliche Deutung des grossen Rätsels vom unlösbaren Widerspruch in allem Seienden gegeben hat, wie Spitteler in der nachfolgenden Erzählung vom Gotteskinde Hiero (Prometheus II. Teil).

„Und es geschah, ob dieser Stimme Rufen[1]) widerhalleten die Saiten und die Harfen durch den ganzen weiten Erdenplan, und über dieses Liedes Inhalt fing es an zu keimen in den Lüften, stiegen aus des Äthers schwarzer unergründlicher Versenkung die vergang'nen Dinge, senkte leuchtend sich die reine, duft'ge Gotteswelt hernieder auf das plumpe Dasein.

Die Gotteswelt, die reine, die beseelte, wie sie Gott der Schöpfer ahnte, als er am verhängnisvollen Abend liebestrunken wankte zu Usia,[2]) seiner angetrauten keuschen Braut, doch überm Walde, wo am heissen Stein die Brombeer'n leuchteten im Abendsonnenstrahl, da kam des Wegs entgegen Physis,[3]) das gewalt'ge, üpp'ge Weib, gemein an Seele und Bewegung, klein von Geist und grausam an Gesinnung, aber heftig und gerade war ihr Wesen, samt von kräftiger gesunder Schönheit ihres Körpers prächt'ger Bau und es geschah nach sanfter Leute Brauch und Sitte fasste Leidenschaft sein weich Gemüt, und da nun jene künstlich spielte mit den Augen, mit dem Munde, mit den weissen Gliedern, auch in Wahnsinn tobten seine Sinne, irrt' er einen kleinen Augenblick, und ob auch alsobald ein ungezähmter Ekel ihn befreite, ob er sie verfluchte mit den fürchterlichsten Schwüren, ob in Reu' und Gram er sich verzehrt' in alle Ewigkeit, so war's geschehen und alles Unheil stammt daher und also ward geboren eine Bastardwelt, gemein von Wesen, aber schön von Gliedern, stark zugleich und grob und grausam, kraft der schlechten Mutter treuem Ebenbild und Erbteil.

Und jene andre Welt, die ungeborene, darinnen herrscht Gemüt und Liebe, senkte sich hernieder bei des rätselhaften Vogels sehnsuchtsvollem Singen, dass von abertausend seligen Gestalten sich erfüllete der ungeheure Raum — und knieend auf dem Wagen starrte Hiero inmitten dieser Wunder, konnt' er alles nicht bewältigen in seinem kleinen Herzchen, rang und kämpfte mit ersticktem Atem, weil ein unverstand'nes Weh verletzte seine tiefste Seele."

Der Gedanke, der dieser Erzählung zugrunde liegt, beherrscht im wesentlichen auch das dritte grosse Werk Spittelers, die „Extramundana",

---

[1]) Die Stimme eines Vogels.
[2]) ουσια = Wesenheit.
[3]) φυσις = Naturkraft.

zu deutsch ungefähr „Ausserweltliches“. Er ist gleichsam das Thema, das in sieben poetischen Erzählungen variiert wird. Gibt es ein Gottesreich voll Frieden und Schönheit, warum müssen wir dann kämpfen und leiden? Was hat uns abgetrennt von dort? Wer hat es verschuldet? Wo ist — um mit des Dichters eigenen Worten zu reden — „der böse Bruch, von dem entfiel die Welt?“[1]) — Diese Fragen geben den ernsten Grundton der Dichtung. Siebenfach ist die Antwort. — Gewandert sind wir von einer lichten Urheimat zu immer ferneren Stätten bis in die Wüste, wo das Leben nur mehr mühsam in Gräbern von Sand röchelt. Weltenkönig ist der fürchterliche Samum. Aber Ajescha, die Fürstin des Himmels, kommt vom Paradiese hergeritten auf einem weissen Zelter. Schnaubend stampft das edle Ross die Gräber auf, aus denen zuerst zitternd und zagend, dann immer mutiger und vertrauender die Seelen emportauchen, von Ajescha mit holdem Zuspruch gestärkt. Wütend braust Samum daher, doch mit den blossen Armen wirft ihm Ajescha den Sand entgegen, bis er tot zur Erde sinkt. Rückwärts ziehen die Erlösten mit der hohen Führerin aus der Wüste über die Stätten, woher sie gekommen waren, der Himmelsheimat entgegen.

„Wenn wir kommen zu dem goldnen Gitter,
Steigt die Himmelskönigin vom Pferde
Und beginnt mit ihrer süssen Stimme:
‚Also ist der schöne Sieg errungen,
Seid willkommen nun in meinem Hause,
Aber ehe wir zum Schlosse steigen,
Sollt ihr erst erwarten eure Kinder,
Die zu eurem Dienst ich herberufen.‘

Welche Kinder sollen wir erwarten?
Sieh, da regt sich's in der weiten Ferne,
Köpfe tauchen auf und vieles Fussvolk,
Und in reichen, buntgestickten Kleidern
Nahen jetzt die Mägdlein und die Knaben,
Schön und lieblich von Gestalt und Antlitz.
Aber bleich mit schuldbeladnen Mienen
Und die Köpfchen hangend auf den Busen.

Sind die Leiden aus dem Weltengrabe —
Nicht die gottverfluchten Leibesleiden,
Nicht die Todes- und die Lebenskämpfe
Fürchterlichen dummen Angedenkens —
Doch die segensvollen Seelenleiden,
Jene, die in nächtlicher Erinnerung
Leuchten wie mit goldnen Traumesfarben.
Stummen Mundes fleh'n sie um Verzeihung,
Lauten Jubels werden sie empfangen,
Wie man annimmt Feiertagsgeschenke:
Glücklich wer die meisten nennt sein eigen.

Und Ajescha öffnet jetzt das Gitter
Und wir ziehn mit wogenden Gesängen,

---

[1]) Olymp. Frühling, 3. Teil, Seite 62.

Hold umschwirrt von tausend lichten Schwalben,
Froh und selig nach der letzten Heimat.
— Komme bald, du liebliche Ajescha!"

In diesem poetischen Bilde stellt sich die Antwort der ersten Erzählung „Der verlorene Sohn" dar.

Ihre Kräfte wollen Adonai und Satan messen. Satan baut sich eine riesige Kugel aus Erz, füllt sie, da sie ihm zu leicht erscheint, mit schlechtem Kehricht, Scherben, Unkraut, Gewürm und mit „was da immer dienen mag zur Füllnis". Mit ungeheurer Mühe stemmt er sie in die Höhe und hat gerade noch die Kraft, sie Adonai in die Hand zu legen. Doch dieser wägt sie leicht, trägt sie spielend hinauf zur Zinne der Burg und schleudert sie mit gewaltigem Wurf in die Weite. Die Lanze ergreift er dann und wirft sie der fliegenden nach. Mittendurchgespalten zerplatzt der gewaltige Ball; flammenlodernd saust sein Inhalt in feurig durcheinanderkreisenden Kugeln durch die Lüfte. — Gott hat die Welt von sich gestossen. Dies die Antwort der zweiten Erzählung „Die Weltenkugel".

Hart an der Grenze zwischen Poesie und Allegorie steht „Lucilia", die dritte Erzählung. Lucilia, das holde Mägdelein, ist das Licht, das seine göttlichen Strahlen liebreich senkt in die Seele Homos, des zur fernen Insel Tellus verbannten Bruders, damit er erstarke zu der ihm bestimmten Weltherrschaft. Homo ist der Mensch, Tellus die Erde.

Die grösste poetische Kraft verrät wohl die vierte „Der Prophet und die Sibylle" betitelte Erzählung, die uns auch gleich am Anfang ein wundervolles Bild enthüllt.

„Rings umschlossen liegt ein einsam Bergtal,
Das kein Auge jemals hat ergründet;
Statt des Nebels aus dem tiefen Kessel
Steigt empor ein mitternächtiges Dunkel,
Statt der Wasserbäche von den Felsen
Hängt geheimnisvoll ein blasses Schweigen
Und die schwarze Luft ist starr vom Tode.

Überm Tal auf hohem Bergesgipfel
Steht ein Riese seltsam von Gebaren:
Schlafend steht er mit geschlossnen Augen,
Einwärts schauend nach dem Traumesleben,
Während er mit lauter, schöner Stimme
Unaufhörlich dichtet durch das Bergtal
Ewige unsterbliche Gesänge,
Nicht Gesänge von vergangnen Taten,
Nicht von Dingen, die im Raum vorhanden,
Sondern prophezeiend seine Psalmen,
Einzig aus dem eignen tiefen Wesen, — — —

Ihm entgegen überm dunkeln Tale,
Wo die Felsenmauer trotzig aufsteigt,
Sitzt ein Riesenweib auf einer Steinbank,
Eine Schulter an den Felsen lehnend
Und die Hände in dem Schoss gefaltet;
Blickt hinüber nach dem fernen Sänger

Grossen Blickes aus dem schönen Auge,
Wie man blickt ins Antlitz des Geliebten."

Gott und die Natur sind die beiden Riesengestalten, die sich unverstanden gegenüberstehen. Er kann sie nicht sehen, weil seine Augen im Dichtertraum geschlossen sind. Sie kann nicht sprechen, weil Stolz ihre Lippen verschliesst. Wenn aber dereinst des Weibes Liebe so übermächtig in ihr erstarkt, dass sie ihm das befreiende Wort entgegenjauchzen kann, dann wird er die Augen öffnen, das herrliche Weib erschauen, und die beiden werden sich finden, in seliger Vereinigung ihre ewige Jugendhochzeit zu feiern. — Die überaus reiche dichterische Ausgestaltung dieses Gleichnisses hier auch nur anzudeuten, ist mir unmöglich.

Als die verbrecherische Tat einer Hexe und eines von Eifersucht verzehrten Mannes wird die Schöpfung der Welt in „Kosmoxera, oder die Armbandgeschichte", als Pfuscherei eines Strebers in der letzten „Das Weltbaugericht" überschriebenen Erzählung geschildert. — Vorher gestattet sich der Dichter einen Scherz, so wie etwa ein Komponist sich erlauben würde, eine seiner Variationen trotz des düstern Themas in burleskem Stile zu halten. In der vorletzten Erzählung „Die Algebristen" versucht Allah mit seinem Hofastronomen die Gottheit durch Ausrechnen der unendlichen Zahl zu gewinnen. Eines schönen Tages aber begegnet ihm das Unglück, eine 13 in sein Rechenbuch zu schreiben, die sofort aus der bisher erreichten Summe herausspringt, übermässig anschwillt und alle anderen Zahlen auffrisst, bis sie sich selber in Blut und Feuer verzehrt. Aus dem roten Unheilsmeer taucht aber unabwendbar und fürchterlich die Teufelszahl 7 hervor, die sich zu einem Weltall auseinanderspaltet, das

Siebenförmig von Gesicht und Misswachs,
Siebenartig nach dem innern Wesen,
Siebentönig auch an falschem Missklang.

Mit Differential- und Integralrechnung bemühen sich nun die bestürzten Gelehrten, ihr Werk wieder auf Null zu bringen, aber

„Eine böse Sieben ist das Weltall,
Besser wär' der Luftraum schwarz und einsam.
Wollten suchen eine Gottessumme
Und der Teufel ist herausgekommen.

Mögen nunmehr ewig sich zermühen
So mit Brillen als mit Almanachen,
So mit einem grossen Volk von Schreibern
Als mit roten Hof-Alkaligraphen,
Schwerlich finden sie den Integralen.

Denn die Welt ist leichter, scheint's, zu rechnen
Als sie wieder weg zu dividieren.
Ähnlich geht's mit jedem bösen Werke.

— — —

Enthüllen uns die besprochenen epischen Dichtungen die grossartige dichterische Persönlichkeit, so lernen wir in einer Sammlung von Essays, die unter dem Titel „Lachende Wahrheiten" bei Diederichs in Leipzig erschienen sind, den Menschen Carl Spitteler näher kennen. Als Äusserungen eines unabhängigen, schaffensfreudigen und kampfbereiten Geistes werden diese in prachtvollem Deutsch geschriebenen Abhandlungen auch dort fesseln, wo unsere Ansicht zufällig nicht die des Verfassers ist. Als Musiker möchte ich dem Dichter hier danken für seinen wundervollen Aufsatz über Schuberts Klaviersonaten, der das Schönste enthält, was ich über Schubert gelesen habe, den ich, je öfter ich von seinem Genius berührt werde, immer mehr geneigt bin, für denjenigen Tondichter zu halten, aus dem die Gottheit am allerunmittelbarsten zu uns spricht. Wer nicht übermusikalisch und daher unverdorben genug ist, den herrlichen Zauber Schubertscher Sonaten, Quartette und Symphonien zu geniessen, wird aufjubeln, wenn er folgenden Satz liest: „Wenn wir Schubert zwischen Blumen im Grase liegen sehen — und dies ist seine gewöhnliche Stellung[1]) — sind wir geneigt, ihn als harmlosen Schäfer und Schläfer zu betrachten. Steht er aber einmal auf, so erstaunen wir über seinen Riesenwuchs, über die Majestät seiner Bewegungen, über die herkulische Kraft seiner Leistungen." — Ja fürwahr, ein Riesenkind, das seinem himmlischen Heimatgau entlief, und sich für eine kurze Weile auf unsern Erdball verirrte, — das war Schubert.

Von kleineren Dichterwerken Spittelers ragen hervor die „Balladen" und die „Litterarischen Gleichnisse" (beide im Verlag von Adolf Müller in Zürich). Das zuletzt genannte Büchlein enthält in seinen 85 Seiten mehr Weisheit als manches Hundert dicker Folianten. Mit freundlicher Erlaubnis des Verlegers lasse ich hier eines jener halb poetischen, halb satirischen Gedichte unverkürzt folgen, da es einen scharfen und sehr zeitgemässen Hieb auf die moderne Originalitätsstreberei darstellt.

Abt Chilperich und die Schreiber.

Abt Chilperich der Zweite von Sanct Gallen
Ein Schalk und Original,
Fand am Charakteristischen Gefallen,
Trivial, das war ihm Qual.
Aus diesen, wie aus andern Gründen,
Liess er zu Ostern einen Preis verkünden
Demjenigen Schreiber, der mit seinem Federstriche
Einzig sich selbst und keinem andern gliche.
Und siehe da, am andern Tag begannen
Ein unbeschreiblich Sudeln seine tapfern Allemannen.
Nämlich damit ein jeder keinem andern gleiche,
Ersannen allesamt dieselben dummen Streiche.
Verrenkten krankhaft sich die Muskeln,
Verdrehten und verschnörkelten Majuskeln und Minuskeln.
Die ganze Klerisei beklexte
Nach Kräften schief und krumm die Texte.
Von früh bis spät, vom Vesper bis zur Mette
Pfuschte der Rhein- und Thurgau um die Wette.

---

[1]) D. h. als Lyriker.

Einzig ein Laienbruder Hreginhard,
Erzählt die Chronik, brummt in seinen Bart:
„Was brauch' ich jemand anders nicht zu gleichen?
Hochwürden sind ein Wisent ohnegleichen!
Ich pfeif' auf seinen Preis und seine Gnade,
Ich schreibe einfach reinlich, richtig und gerade."
Da kam der Abt. „Freunde," begann er, „Sudeln
Ist keine Seltenheit und Pfuscher gibt's in Rudeln.
Auch hat gottlob die Kirche niemals müssen darben
An Klexern jeder Tonart und von allen Farben.
Den Preis gewähr' ich Hreiner:
So schön schreibt keiner."

Einfach, reinlich, richtig und gerade! So sollen es alle halten, die mit der Kunst zu tun haben. —

Der Leser, der mir bisher freundlich gefolgt ist, wird erstaunt sein über die Fülle der wundersamen Dinge, die ich ihm erzählen konnte. Wenn ich ihm nun sage, dass ich nur einige Blüten aus einem dufterfüllten Garten gepflückt habe, wenn ich weiter sage, dass bei Abfassung dieser Schrift meine grösste Sorge nicht das betraf, was ich sagen könnte, sondern das, was ich verschweigen müsse, um nicht durch zu vielerlei im kleinen Raum zu verwirren, und dass ich, um einen Überblick über den logischen Zusammenhang der einzelnen Werke zu ermöglichen und eine Vorstellung ihres Wertes zu geben, mich begnügt habe, ein dürftiges Gerüst zwischen den einzelnen Zitaten zu spannen, so wird er ermessen, welcher Genuss ihm bevorsteht, wenn er die Bücher, auf die ich hinwies, selbst zur Hand nimmt.

Warum der Weltruhm so bedeutender Werke bisher ausgeblieben ist, heute, wo Berühmtheit im Handumdrehen erworben wird? — die Antwort ist unschwer zu geben. Hier steht ein Mann und Künstler, der nicht fragt, welcher Geschmack, welche Richtung gerade obenauf ist, der nicht mit jedem Federhelden gemeinsame Sache macht, um in der Zeitung gelobt zu werden, der vielleicht schon oft die Gelegenheit, protegiert zu werden, vorbeigehen liess, weil er sie gar nicht wahrgenommen hat, der aber einsam und ehrlich mit seinen Gedanken ringt, um sie in edler Form darstellen zu können, weil er erkannt hat, dass Kunst nur in edler Form möglich ist, der nicht ruht, bis er in Vollendung gestaltet hat, was ihm vorschwebte, der dann aber auch in vornehmer Zurückhaltung verharrt, bis die Welt ihn findet. — Und die Welt wird Carl Spitteler finden. — Noch leuchtender aber als ein Jünglingsantlitz umstrahlt der Ruhm ein Haupt, dessen weitschauende Augen uns von den Freuden und Leiden eines reifen Menschendaseins erzählen und dessen Mund bedeutsam verklärt ist vom Hauch der schönheitstrunkenen Wahrheiten, die er nach langen Kämpfen, von schwer erreichter Höhe aus, den andächtig Lauschenden mit weithin tönender, klangvoller Stimme verkündigt.

Sein Sieg.

Erzählung von Helene Raff in München.

Der Novemberwind fegte heulend über die bereiften Stoppelfelder, knickte hier und da einem Baum ein paar dürre Zweige und raschelte in dem rostfarbenen, am Waldrand aufgehäuften Laub. Mit wahrer Wut warf er sich auf die Häuser des kleinen Landstädtchens, das so recht schutzlos mitten in der Ebene lag, pfiff durch die engen Straßen und machte den Käufern, die feilschend an den Buden und Viehständen herumlungerten, ihren Marktag so ungemütlich als möglich.

Sie kürzten denn auch die Handelschaft ab und beeilten sich, ihre leeren oder gespickten Geldbeutel unter Dach und Fach zu bringen. Die meisten suchten den gastlichen Schutz des „goldenen Löwen", eines altertümlichen Giebelhauses inmitten der Hauptstraße, mit dessen vergoldeten Wirtsschilde der Wind sein klirrendes Spiel trieb und sich emsig bemühte, die bemalte Holzfigur des heiligen Florian überm Eingang herabzuwerfen. Im Nu war die niedrige Gaststube im Erdgeschoß des „Löwen" von Gästen besetzt, deren ungelüftete Winterkleider, vereint mit dem Dampf ländlichen Tabaks und einem brenzlichen Fettgeruch aus der Küche eine ziemliche Stickluft zu wege brachten. Der Wirt und die Kellnerin hatten alle Hände voll zu tun. Letztere, über die viele Arbeit höchst ungehalten, fuhr lärmend umher, richtete wenig und vergaß alles. Der Wirt erwischte sie beim Schürzenzipfel und sagte halblaut, aber nachdrücklich: „Du, hör': den Kopf darfst ein bisl besser z'sammnehmen; so eine Raffel kann ich net brauchen." — Er selbst hatte die Augen überall und versorgte seine Gäste der Reihe nach, ohne Überstürzung, bisweilen einem Ungestümen Geduld predigend: „Willst nach Amerika, du daß's gar so pressiert?" — oder „Ein Vierhänder is unsereins net, mein Lieber." — So hielt er sich und die Andern bei Laune.

Wenn man ein junger Wirt ist und auf dem Hause, das man erst kurz erworben hat, sein Gedeihen finden will, so muß man sich rühren und den Leuten eine Manier zeigen können. Der Löwenwirt tat das. Er hatte auch dem Trupp älterer Männer, die vorhin eingetreten waren, in Begleitung einer großen bunten Seidenfahne, selbst die Plätze an dem für sie aufbewahrten Tische gewiesen und zum Dank ein gemütlich vertrauliches Lächeln ihres Anführers geerntet. Es waren Veteranen, die einem toten Kameraden das letzte Geleit gegeben hatten und jetzt im Wirtshaus zukehrten auf einen Gedächtnistrunk.

Ehedem mochten es lauter stattliche Männer gewesen sein; aber die Jahre hatten diesem ein Spitzbäuchlein zugelegt, jenen zusammenschrumpfen lassen, daß er in seinem Bratenrock herumschlotterte und manchem die Nase kupfrig gefärbt. Trotz der Denkmünze des Siebenziger Krieges und dem militärischen Ehrenzeichen, das sie sämtlich auf der Brust trugen, spürten etliche der jüngeren Gäste etwas wie überlegenes Mitleid mit den „alten Tatteln".

Den Vorsitz führte ein wohlhäbiger, noch rüstiger Graukopf, mit starkem Doppelkinn und vergnügt blinzelnden Augen. Diesem schräg gegenüber saß ein anderer, der mehr einen knurrigen Eindruck machte: die lange hagere Nase hing ihm nach unten, die Enden des grauen Schnurbarts desgleichen, und man fühlte deutlich, daß auch die Mundwinkel unter diesem herabgezogen seien. Er beteiligte sich wenig an dem Gespräch, das sich hauptsächlich um die Tugenden des verstorbenen Kameraden drehte. Allmählich geriet man von diesen auf andre gemeinsame Erinnerungen, auf die Kriegszeit, auf Frankreich. —

„Weißt, um die Zeit san ma dazumal auf Paris marschiert!" — rief einer vom Tischende herauf, dem Schweigsamen zu. Der nahm die Pfeife aus dem Mund, aus der er bislang heftig gedampft hatte und sagte: „Stimmt!" —

Der Wohlhäbige hatte indessen fleißig seinem Kruge zugesprochen und mit den Nebensitzenden angestoßen. Nun sah er plötzlich sein Gegenüber an und der fidele Ausdruck in seinen Zügen wandelte sich. Er stand langsam auf und begnnn indem er sich bemühte, klar und fest zu sprechen, was seiner Zunge nicht ganz glückte — mehr aus innerer Bewegung als infolge des mäßigen Zechens:

„Meine Herren! — Achtung! Meine Herren! — Ich hab das Sprüchmachen und Redenhalten sonst nicht an mir. G'wiß net. Aber — hm — in dieser Stunde drängt es mich — manchmal is's Herz halt voll. Wir haben einen Verlust — schon viel Verluste gehabt; san überhaupts nur mehr unser Achte. Und wer weiß, wie bald! — Aber grad deszwegn is es uns eine Genugtuung — eine Ge-nug-tuung, sag ich — daß wir hier versammelt sind und daß unser lieber Niggl-Alisi noch dabei is! Was des für einer is, was er überhaupts geleistet hat, das wissn mir allesam — oder net? Also wollen wir anstoßen und auf sein spezielles Wohl trinken, daß er uns noch lange — Niggl, Prost; sollst leben! Hoch, hoch, hoch!"

Die Veteranen hatten sich einmütig erhoben, auch der so Angetoastete, über dessen Antlitz ein gewisses Zucken ging, da sie alle mit ihm anstießen. Als er auf den Redner zukam, ward das eiserne Kreuz vorne an seinem schwarzen Rocke sichtbar. Er hielt nunmehr seinem beleibten Kameraden die Hand hin und sagte mit stockender Stimme: „Aber weißt, Sterzbacher, das is schier z'viel! Ich dank dir recht schön! Wir kennen einand'." „Ja, freilich kennen wir uns" — bestätigte der andere; sie wechselten einen kurzen festen Blick und Händedruck, dann ging der Hagere auf seinen Platz zurück.

„Möcht schon wissen, was die Zwei mitsammen gehabt haben" — dachte der Wirt, der den Vorgang zufällig beobachtet hatte. Noch eine Weile saßen die Alten beieinander, bis das Gespräch immer einsilbiger wurde und die Krüge fast alle leer waren. Dann zahlten die Veteranen, holten die seidene Fahne aus dem Winkel, in dem sie lehnte, und brachen einer nach dem andern auf. Mit ihnen auch der Inhaber des eisernen Kreuzes, nachdem er dem Dicken nochmal die Hand geschüttelt hatte. Der selbst blieb allein zurück in der fast leer gewordenen Gaststube.

„Au weh, au weh — jetzt müss'n ma hoam —" sagte er zu dem aufräumenden Wirt und warf einen unruhigen Blick durchs Fenster auf die kahlen Bäume, die der Sturm noch immer zur Seite bog.

„Bleib noch ein bisl hocken, bis der Wind nachlaßt!“ riet der Wirt. „Hast eh den schlechtesten Heimweg, so weit draußt, wie du wohnst! Und i hätt grad der Weil, daß i rechnen könnt mit dir — i hab die Abzahlung schon herg'richt't.“

„Das braucht's net, hat keine Eil!“ wehrte der ältere zwar ab, doch ließ er sich zum Verweilen bereden, und der Wirt, nachdem er noch in der Küche einige Befehle gegeben, kam mit einer Brieftasche herein und setzte sich zu ihm. Als der Wirt vor etlichen Monaten das Haus gekauft, hatte er die volle Kaufsumme nicht in bar besessen und sich deswegen an den Ökonomen Sterzbacher gewandt, den man ihm als einen der Vermöglichsten am Orte und einen braven Mann bezeichnet hatte. Nun zahlte er seinem Helfer das Darlehen pünktlich ab.

„Bist ein akkurater Mensch, du“ — sagte dieser, während er die Banknoten einschob. „Pünktlich auf die Minuten. Das hab i dir gleich ankennt, wie du her'kommen bist: bei dem fehlt sich nix. Und daß i Recht b'halten hab', siehgst, des g'freut mi an dir.“

Unwillkürlich gedachte der junge Wirt des kleinen Auftrittes von vorhin und fragte: „Sag jetz einmal: der Niggl Alisi is wohl dein liebster Spezi?“ — Sterzbacher ließ ein leises Pfeifen vernehmen. „Könnt i grad net sagen! Beinah 's Gegenteil is er amal g'wesen.“

„Ah geh zu! I hätt mir denkt: im Krieg dazumal hätt er dir vielleicht 's Leben gerett't oder so was.“

„'s Leben, meinst? Eigentlich hat er si selber 's Leben g'rett't, das heißt: mir aa — und die andern — wie man's nimmt.“ — Er weidete sich an des Jüngeren sichtlicher Verständnislosigkeit und fragte dann gutmütig schmunzelnd, wie er ihn schon vorher beim Eintreten begrüßt hatte: „Gelt, Wirt, jetzt spannst erst recht nix? Die G'schicht vom Alisi und mir wenn'st erfahren könnt'st, da möcht'st spitzen.“

„Ja“ — gab der Wirt ehrlich zu — „die tät mich verinteressieren. Sei net fad, Sterzbacher — erzähl mir's halt! Ich trag nix weiter, und nix is mir lieber wie so eine G'schicht vom Krieg.“

Der Veteran zog die Schultern hoch als fröstle es ihn. „Weißt, ich wünsch dir fein net, daß d' einen mitmachen mußt. Was man da siecht und hört —“

„Sei so gut!“ — begehrte der Wirt auf. „Mir Jungen täten unsern Mann so gut stell'n wie Ihr seinerzeit, das darfst schon glaub'n!“

Der Alte betrachtete ihn mit einer Art von väterlichem Wohlwollen. „Jetz g'fallst mir! Es ist do was Schön's um so einen aufrichtigen und herzhaften Menschen.“ — Er sah wieder hinaus. „Bald wird's irgend wo runterschnei'n; dann wird Ruh, eher net. Ja, weil wir doch so grübig beieinandhocken — und du schon eigentlich was wissen sollst von die Leut, die einkehren bei dir und von dem, was vor deiner Zeit war — meintswegen derfst die Begebenheit gern inne werden. Wenn sie für mich auch keine Ehr is, so ist sie's für 'n Niggl; und das g'schieht mir grad recht. Also paß auf!“

* * *

„Mein Haus und mein Grundstück vor'n Stadtl draußt kennst a so. Das hat schon mein Alten gehört; und i bin da drauf geboren.

Weil's in so einem Haus, wo viel Viech is und wo's auf ein Haferl g'steckelte Milch oder eine Schüssel voll Krapfen am Feiertag net z'sammengeht, den Buben alleweil gut g'fallt, sind alle meine Schulkameraden gern zukehrt bei mir. Der liebere war mir von alle miteinand der Niggl-Alisi. So ein g'scheiter Bursch und so g'setzt; viel Wort hat er zwar nie net g'macht, aber was er g'sagt hat — das hat jedesmal Hand und Fuß g'habt. Bloß daß i ihn manchmal hab ein bisl herunterschimpfen und einen Heimtücker heißen müssen, weil er mir von si net halbeter so viel erzählt hat, wie i ihm von mir. Aber desz'weg'n is die Freundschaft doch net in die Brüch gangen. I brauch net erst von all die Dummheiten z'reden, die wir als junge Schliffel g'macht habn — das weißt schon a so. Kurz: wir sind aus der Schul kommen und haben unsere sonstigen Lehrjahr hinter uns g'habt und sind ein jeder seim Vater im G'schäft an die Hand gangen. Dem Alisi der seinige war Inhaber von an Schnittwareng'schäft. No, und weil wir halt keine Bettelbuben waren und auch sonst sauber beieinand, sind wir die jungen Madeln ziemlich in die Augen g'stochen, i übrigens — in aller Aufrichtigkeit g'redt — no mehr wie der Alisi, weil i der Fidelere und Vermöglichere g'wesen bin. Meine Leut haben deshalb in einer Angst g'lebt, i möcht auf die leichte Seiten kommen, und Vater wie Mutter hätten nir so gern g'sehn, als daß i heiraten sollt, wie ehnder wie lieber.

Mir war das Ding no zu früh, und z'erst hab i mi drücken wollen davon — der Mensch muß doch was haben von seine schönsten Jahr — aber da haben die andern einen Nothelfer kriegt, der hat kurzen Prozeß mit mir gemacht. So ein Madel wie die — an Faßnacht haben wir tanzt miteinand, bloß ein paar Mal — und g'habt hat's mi. Wenn i sag: i war verliebt wie ein Narr, das langt net. Mindestens wie zwei. Sie hat so eine Art an si gehabt, so kindgut und treuherzig, ganz als ob sie von fern an kein Mannsbild net denken tät — und dann mittendrin so ein G'schau, so ein merkwürdigs, das eim förmlich die Hitz hat aufsteign lassen — basta! Wir haben sie an eim Tag kennen g'lernt auf dem Tanzboden, der Alisi und i, und i war glei ganz weg — ihm, obschon er si nie so ausg'sprochen hat, is s auch in die Augen g'stochen. Zum Anfang hat's ausg'schaut, als mag sie ihn lieber als wie mich, vielleicht grad weil er's nie so mit die Madeln g'habt hat. Aber nachher is sie mir doch zwischen drein so freundlich g'wesen, daß i mir was hab einbilden müssen! Eine von meine Töchter, wenn heutzutags so wär, die tät eine Watschen fangen von mir; dazumal freilich, als junger Esel, hab i g'meint: nir Wunderbareres gibt's überhaupts nimmer. I mein i siehg's, wie s mir einmal auf der Straßen in Weg kommt — ins Hochamt will's gehn, weil Sonntag is; und i bleib stehn, tu mein Hut sauber runter und sag so, per Spaß: „Fräuln Mathild, tun S' fein für mich auch ein paar Vaterunser beten!" — „Ja, ein Greil[1]) fallen lassen und nir sagen derzu" — gibt's zur Antwort und schaut weg von mir, daß i merk, sie hat was gegen mi. I natürlich setz ihr zu mit

[1]) Greil, Perle vom Rosenkranz.

Fragen, und auf ein Mal hat s die Augen voll Wasser und rückt ganz kläglich damit heraus, wie i sie nur so martern kann und hinhalten; völlig das Herz möcht's ihr abdrucken — ungefähr so hat sie's rausbracht. Jetzt bin i mir schon wie ein rechtes Rindvieh und Scheusal vorkommen und hab den lieben Engel nicht länger leiden lassen mögn, sondern mi glei erklärt und mit ihr verlobt. Meine Alten zwar haben z'erst einen argen Lärm aufg'schlagen wegen der Brautschaft; da bin i aber furteufelswild worn. „Z'erst wollt's mi mit aller Gwalt zum Ehekrüppel machen, und jetz, wo i die recht g'funden hab, is 's wieder nix!" — Ganz auseinander war i vor Zorn; denn das hab i no bis auf die heutig Stund, daß i mi ganz verbeißen kann in ein Ding, von dem i mein, daß es sein muß, und daß mi jede Widerred höllisch fuchtig macht. Meine Eltern haben z'letzt einkennt, es bleibt ihnen nix übrig als wie nachgeben — und so bin i halt Bräutigam g'wesen — ein glückseliger obendrein.

Der erste, den ich der Mathilde in unserm Brautstand vorg'stellt hab, war natürli mein bester Freund, der Alisi. Und sie ist so lieb mit ihm g'wesen in aller Ehrbarkeit und Bescheidenheit, daß i mi net g'nug hab ärgern können über dem andern sei Steifheit und Fadheit. Kaum, daß er ihr hat Antwort geben mögen! I hab ihn desz'wegn auch net schlecht ang'sungen, wie i allein war mit ihm. Der ganze Nutzen aber davon aber is g'wesen, daß er 's nächste Mal, wo i ihn mit meiner Braut hätt einladen wollen, abg'sagt hat und 's übernächste Mal wieder. „Zwingen tu i di net, Tropf', spinneter" — hab i mir denkt und mi bloß g'wundert, daß er so sein kann, nachdem er z'erst, ehvor daß er sie kennt hat, die Gutmütigkeit selber war im Anhören von meine verliebten Schmerzen und G'schichten. Um so mehr bin i jetzt auf ihn g'laden g'wesen und hab mi ganz z'rückzogen von ihm, denn meine Braut hat si auch beklagt, so ein unhöflicher Mensch wär ihr noch net vorkommen. Überhaupts habn wir g'nug zu tun g'habt mit der Ausstattung und die Papier zur Trauung — sie sekkieren eim ja beim Amt damit, daß eins g'langt! Alle Augenblick hab i nach München fahren dürfen — mein Alter hat auch immer ein Geschäft und eine Besorgung für mi g'habt — und in München drin hab i 's erfahren, daß's hübsch windig ausschaugt in der Welt. Die Franzosen heben Krieg an mit die Preußen, hat's g'heißen, und bal unser König zu die Preußen hilft, so kanns sein, daß wir auch zu'n Handkuß kommen.

I weiß noch wie heut: grad bin i g'schickt g'wesen, daß ich heimfahr an eim Tag im Juli — da hör i so ein Getu und G'schrei von einer Masse Leut! durcheinander, und auf mein Fragen bin i bericht't worden: der König, unser Ludwig — Herr gib ihm die ewig Ruh — hat den Bündnisfall anerkannt, wir Bayern müssen mit nach Frankreich!

I glei heim mit meiner Neuigkeit, aber was, meinst, hat mein Alter g'sagt? „Das gibts net, daß wir mit die Preußen gehn," hat er g'meint, „und in der Stadt san lauter so Überspannte drin, die machen Lärm, wo nix dran is." — Auf der Ansicht is er etliche Tag verblieben, bis er do hat dran glauben müssen — wie nämlich die Einberufungsordre kommen is für mi!

Grad extra fidel war i net, offen g'standen: so kurz vor der Hochzeit.

Die Mutter hat hellauf g'weint; der Vater, jetzt ganz g'faßt, hat g'sagt, „In Gotts Namen" — und mir ang'schafft, daß i ein Schneid zeigen soll als Soldat. Die hätt i mir so wie so net abkaufen lassen! Übrigens is net viel Zeit zum B'sinnen g'wesen: grad die nötigsten Vorbereitungen hat man treffen können und eine heilige Meß hören; dann hab i g'sagt: „Mutter" — hab i g'sagt — „i spring no g'schwind zu der Mathild!, daß i ihr Pfüat Gott sag, und dem Alisi brauch i 's net sagen, denn der muß so zum Militär, und zudem haben wir uns ja ein wengl zerhackelt."

Also i nimm die Füß in die Hand und renn zur Mathild. Das Haus von ihre Leut hat ein Türl vom Hof aus g'habt, was mir in dem Fall das Liebere war; denn so auf 's letzte Mal redt man si mit seim Schatz leichter ohne die ganz Familie. G'schwind ins Haus nein, die hintere Stiegen nauf, die Klinken von ihrer Kammer aufdruckt und — Himmel herrgottsakra: da war schon einer drin beim Abschied nehmen! —

In so eim Augenblick weißt nimmer, wo d bist und was d tust! I hab die Mathild aufkreischen hören, aber net sie ang'schaut, sondern den Alisi, der sie aus n Arm g'lassen hat und dag'standen ist wie beim jüngsten G'richt. Da is mir's aufg'stiegen wie's höllische Feuer — ganz wütig hab i auf ihn zustürzen wollen — aber die Mathild hängt si mir an die Kniee und winselt: „Um Jesu Christi willen, Schorschl tu kein Unglück anstellen!" — I hab net los können von ihr und do net auf sie treten mögen; so schrei i mit geballter Faust zu ihm nüber: „Du Hundsfott du miserabliger eiskalter!" — „Stimmt!" — hat er ganz heiser g'sagt — „vor dir bin i einer g'wesen." — Indem wird's auf dem Gang lebendig — dem Mädel seine Eltern haben die Metten g'hört und sind raufkommen. Die sind dir weiters net erschrocken, wie i die Mathild vom Boden aufzerr und ihr einen Renner gib und schrei dazu: „Da habt's es euer saubers Früchtl, und könnt's es g'halten!" — Darauf bin i fort, wie unsinnig heimg'rennt, ohne Umschauen.

Daheim im Hausflur hat die Mutter schon auf mi paßt; i nehm s in mein Stüberl nein und will ihr sagen, was is, und kann net; denn mit einem Mal is mir's Schluchzen ankommen und hat mi grad so g'stoßn wie ein Buben. Da hat sie sis, scheint's, zusammen klauben können, was los war; sie hat meinen Kopf an ihr Brust g'legt und ganz stad g'sagt: die Weiberleut aus der Verwandtschaft hätten ihr schon ein paarmal was zutragen wollen über die Mathild, aber sie hätt si taub g'stellt mir z'lieb. — Wie sie dann so nach und nach alles rausg'fragt hat aus mir, und i kann gar net Schelt- und Fluchworte g'nug zusammenbringen für den Alisi, da hat sie mir zwar Recht geben, aber dann hat sie mir ein Licht aufzündt, was so ein miserabliges Weibsbild alles durchdruckt, das durch und durch falsch und verlogen is. Grad wenn einer si wehrt gegen das G'fallen, das er hat an ihr, und 's Grasen im fremden Garten obendrein scheut, dann is so eine am versessensten auf ihn. Heut als alter Mensch, kenn i mi aus und weiß, daß der anständigste Kerl in seiner verliebten Narretei oft ein gar anderer wird — damals aber hab i von meiner Mutter ihrem Verstand nix profitiert. I war z' wild und totsterbensunglücklich!

In der Verfassung hab i meine guten Alten Pfüat Gott sagen und

nach München nein fahren müssen. Und wissen, daß hinter meiner der Alisi fahrt! Aber mein Vater hat mi bei der Hand genommen, no in der letzten Minuten. „Mach fein keine Dummheiten, Schorschl hörst! Du und der, ihr gehörts nimmer euch zwei, sondern eurem Vaterland! Das versprichst mir hoch und heilig!" — „Is schon recht, Vater! Vergelt's Gott, Mutter! Tut's beten für mi!"

Und dann is das Nächtigen in der Kasern drin in München kommen, und dann die Abfahrt ins Feld. Die Züg voller Menschen, die da abgangen sind! Der reinste Viechtransport, so eng waren wir beieinand! Und die Leut, die wo haben zuhaus bleiben müssen, mein i, haben Tücher g'schwenkt und etliche haben g'weint zum Herzbrechen. Aber von uns, darf ich sagen, hat keiner der Not einen Schwung g'lassen, so hart das Ding die Mehreren ankommen is. Lieder habens dir g'sungen in jedem Waggon, und denkt hat si jeder: „Denen Malefiz-Franzosen wollen wir's schon zeigen, was ein richtiger Bayer is."

Von allen mitsamm glaub i, wars mir beinah am elendigsten zumut! Denn i hab mi net im Herzen auf den Krieg vorbereit, auf Siegen oder Sterben, sondern alleweil meine Wut auf den Alisi in mich nunter g'fressen. Er is net der gleichen Kompagnie zuteilt g'wesen wie i, aber dem gleichen Regiment; das war no das Ärgere. Den falschen Kerl so und so oft sehen müssen unterm Feldzug und ihm in keiner Weis nix antun dürfen, weil wir doch Soldaten g'west sind und unter strenger Mannszucht — i hab gemeint, das halt i net aus.

Es is wohl dumm zu sagen: das hat mir den ganzen Krieg verdorben, denn so ein Krieg ist z'erst keine Gaudi. Aber das Abrichten im Lager Lechfeld und die ersten Märsche hab i mitg'macht wie in eim schweren Traum — weil i mir das Denken an die Ander, das scheinheilige Ding, auch erst hab mit G'walt abg'wöhnen müssen. Das Erste, was mir ankönnen hat von außen her, war die Nachricht, daß die Franzosen schon einmal Schläg kriegt haben, bei Weißenburg — und gleich darnach, wie's geheißen hat: Jetzt marschieren wir über die französische Grenz.

Richtig wach worden bin i durch einen Anblick, bei dem 's die meisten von uns beutelt hat: die ersten Toten! So ein Leiterwagen voll starre blutige Leiber — oder mitten am Weg ein paar graue G'sichter mit glasige Augen unter Gottes freiem Himmel — Niemand kann si's denken, wie das einschlagt! Aber mitten in das Grausen 'nein, das mich ganz g'worfen hat, is mir jählings und deutlich der Gedanke kommen: „Was wär's jetzt, wenn der Alisi so da liegen tät? Eigentlich dürftst ihm dann nix mehr nachtragen, und ihr hätt's eure Ruh, alle Zwei!" — Wie eine Erlösung hat mir das scheinen wollen; und von Stund an hab i mi dadrein verbissen: der Alisi darf net heimkommen, er muß hin werden, geht's wie's will; und wenn alles gar ist, und kein Franzos hat ihm derschossen, so derschieß ihn i!"

Das is mein Credo g'west, sozusagen, während die andern denkt haben, wie s ihr Schuldigkeit tun wollen für 's Vaterland. Ehr' wars keine für mi, die Ausnahm! Übrigens: getan hab i s doch auch, mei verfluchte Schuldigkeit, wo wir's erste Mal ins Feuer kommen sind, bei Wörth und Fröschweiler. Du, das war was! Das brennende Nest am Berghang droben

und wir immer wieder hinaufkraxelt und das Chassepotfeuer von die Rothoseten zum Empfang! Z'erst marschiert man in strammer Ordnung an, aber dann hat's was, kaum daß man im Feuer steht, gibt's kein Plan und Vorsatz mehr. Nur drauf! Nicht z'rückwerfen lassen, hauen und schießen, was geht — nur drauf, drauf! Wie wenn i einen Mordsrausch g'habt hätt so is mir die ganze G'schicht vorkommen. Noch heut weiß i net, wie wir eigentlich hinein kommen sind in das Herrgottsnest.

Erst da hat man si einmal ausschnaufen können und fragen: lebt man oder lebt man net! Und si wieder z'sammsuchen, denn unsre Abteilungen waren mit alle mögliche andere Mannschaften durcheinander, die G'fangenen net z' vergessen. Jetzt hast für die auch sorgen dürfen, und für die Verwundeten! Unsre Verluste — heut noch tut mir's weh, wenn i dran denk! So viel brave Kameraden, so viel patente Soldaten — grad der Alisi hat net dabei sein können.

Es is g'wesen, als ob keine Kugel ihm ankann oder als ob's der Herrgott mir und meiner unchristlichen Marterei mit Fleiß tut — auch bei Bazeilles ist er heil blieben. Ja: Bazeilles! Wenn Fröschweiler 's Fegefeuer hätt vorstellen sollen, so war Bazeilles die Höll! Jedes Haus bereits eine Festung, aus der so ein paar Lumpen raus g'schossen haben auf uns, und das Geschwirr von die sakrischen Mitrailleusen um uns, und in Flammen drin stehn wie die armen Seelen, die man manchmal auf Marterln g'malt sieht! I hätt 's früher net glaubt, daß so unmenschlich viel Greuel und Leiden auf eim Fleck bei einand sein kann und daß man's sieht und aushalt in dem ein Gedanken: Net auslassen! Durch mußt jetz! Und es laßt sich während der Schlacht alles noch eher tragen wie hinterher. Wenn man hundertmal g'siegt hat und steht dann mitten unter die Toten — ach was: Tot ist noch besser! — aber unter die Verwundeten drin, die stöhnen und schreien und die armen Viecher, die Rösser! — Hast du schon einmal ein Roß schreien hören? Ein Roß, das eigentlich die Geduld selber is und zu der ärgsten Schinderei 's Maul halt't?

Basta: mi wundert's net, daß i mi am zweiten September in einen Winkel vom Biwack druckt hab und g'heult dazu wie ein Kalbl. Trotz 'n größten Hunger hab i nix essen mögen, von wegen dem Blutgeruch! Mit einem Mal hör i die Musik aufziehn und singen und juchezen, wie net g'scheit. Eine Ordonanz kommt herg'sprengt — „die Festung Sedan hat kapituliert — Napoleon ist gefangen mit der ganzen französischen Armee."

Nein, so was! Etliche haben g'jodelt, etliche haben Heil unserm König Heil ang'stimmt — Wildfremde Menschen sind einander um den Hals g'fallen: es is eine Glückseligkeit g'wesen mitten im Jammer, net zum Sagen! Einer, den s' grad zum Verbandplatz g'fahren haben — seine Füß war'n weg bis zum Knie — hebt die Händ auf und sagt: „Herr Gott im Himmel, ich dank dir." — Eine halbe Stunde drauf war er hin. — Und da — da in dem Jubel kommt unversehens der Alisi zu mir her, schaut mi ganz dasig von unten her an und hält mir langsam die Hand hin; das hätt heißen sollen: „Sind wir wieder gut!" — Mi aber hat der Zorn grad so im Hals g'würgt. — „Nein" — hab i g'sagt und ihm den Buckl dreht, denn mi hat's ganz g'rissen, wie i ihn so vor mir stehn siech. Da

hinten sammeln s' die Leichen von unsere liebe g'fallene Landsleut und der schlechte Kerl is kreuz wohlauf — und i muß mi kränken über sein Leben wie über die andern ihren Tod. „Herr Gott, wo is da dei Gerechtigkeit?!"

Übrigens haben wir g'meint: jetzt wird Fried; aber gar kein Schein! — Auf nach Paris! hat's also g'heißen, und wir sind vorwärts g'schoben, gegen Orleans 'nauf, an die Loire. Das Ding hat sein gutes für mich g'habt: die Strapatzen und das Hunger- und Durstleiden machen den Menschen stumpf und mürb; und weil i in der Zeit so viel Großes und Entsetzliches hab erleben müssen, ist mir's allmählich vorkommen, wie wenn das Bittere, das mir daheim g'schehn is, schon vor viele viele Jahre passiert wär. Man g'wöhnt ja alles — so wie wir den Lieblingsspruch von unsre Herrn Quartiergeber g'wöhnt haben: „Bavarois caput!" Das war ihr Segenswunsch für uns. Net als ob wir net recht mitleidige Leut und ein ganz gutes Quartier mitunter auch derwischt hätten — aber den Mehrern waren wir wie dem Teufel das Weihwasser, begreiflicherweis'. Die von Orleans waren besonders keck. Erst ganz nett und zutraulich soweit; aber wie wir Orleans 's erste Mal haben räumen müssen, fuchtig bis dort 'naus, nachher haben sie uns derbleckt auf unverschämte Art. „Wart 's nur, wir kommen schon no amal z'samm" — haben wir uns denkt! Gar so g'schwind ist das freilich net gangen. Dazwischen hat Villepion kommen müssen und Loigny und Artenay. Das war die Zeit, wo i selber g'meint hab, i mach's nimmer lang: meine Glieder sind vom Frost so bockstarr g'wesen, daß i mi schier nimmer hab rühren können; und g'schunden war i auch ein bisl von ei'm Granatsplitter, der hat mir ein Stück aus 'n Ärmel g'rissen und ein Loch in die Armhaut brennt. Aber samt dem hab i 's durchg'rissen. Der Alisi dagegen is von Artenay weg ins Feldspital kommen, verwundet zwar bloß leicht, aber ganz und gar marod. — „Hat's di auch einmal derwischt, du Lump! hab i mir denkt und mi weiter nix mehr um ihn kümmert, denn wir waren ja auf dem Rückmarsch nach Orleans, unserem Orleans, das uns schon einmal durchg'schlupft war. Der Stolz, wie wir wieder drin g'wesen sind und einen Tag haben ausrasten dürfen — endlich! Die Stadt hat mir riesig gut g'fallen, die Kathedral namentlich; überhaupt sind fein wunderschöne Kirchen in dem Frankreich drin. Und das Standbild von der Jungfrau von Orleans — heißt das: es sind ihrer drei — aber das große auf dem Hauptplatze ist mir am meisten im Gedächtnis blieben, weil's gar so g'spaßig ausg'schaut hat, wo der Schnee wie ein Kapperl auf der Jungfrau ihrem Helm g'legen is; und grad unter dem Bild hat unser General von der Tann g'halten, wie wir 's zweite Mal einzogen sind.

Meinen lieben Alten hab i fleißig Karten g'schrieben, so oft Gelegenheit war — und sie mir natürlich auch, bloß über die eine malefizische Angelegenheit net, weil i 'n Vater bitt hab, er soll die G'schicht mit der Mathild ihre Leut manierlich zur Auflösung bringen — i mag nix mehr hören davon.

Mit lauter Notleiden und Franzosenprügeln sind wir dann schön stad bis vor Paris kommen. Da hast gegen die Kälten net empfindlich sein dürfen — obschon wir warme Sachen rechtzeitig g'faßt haben — und

g'schleckig auch net! Aus den Weinbergen hab'n die Pflöck hermüssen zum Einheizen; und mit 'n Essen hat's g'heißen: Schau, was d kriegst! I hab einmal, indem daß i das ewige Hammelfleisch nimmer hab schmecken können, mit ei'm andern zusammen ein Haferl alte Kartoffel verzehrt. Aber weil sie, wie g'sagt, schon hübsch alt waren, sind die auch net recht 'nuntergangen. Da haben wir ein Stranitzl voll Zimt, das der andre per Zufall bei sich g'habt hat, drüber g'schütt't; damit haben wir sie dann gessen. Eigentlich war das schon ein Elend! Und fad is die G'schicht g'wesen obendrein: alle Tag von die Herrn Pariser 'naufg'schossen werden, wie sie nur 's Nasenspitzl von einem sehn, und herwarten, bis es ihnen doch zu dumm wird und sie die Stadt übergeben! — In den schönen Zustand hinein is noch eine extra Freud für mi g'fallen: die Ankunft vom Alisi, der si wieder herausklaubt hat und als Ersatzmann in unsre Kompagnie eing'stellt worden is. „Unkraut verdirbt net" — hab i mir denkt und mir möglichst Müh geben, daß i ihn net viel sehn muß. Denn wenn auch die laute Wut herum war, is die stade Verbissenheit in mir um so fester g'sessen.

Also einmal hocken wir im Biwak drin, in so einem Vorwerk von Paris, wo wir in die verlassenen Häuser einquartiert waren. Wir wollen grad abkochen und haben Wasser g'faßt; i hab mi plagt, daß i ein Scheitl Holz überm Knie voneinand brich und hab mi mit dem Rücken gegen den Alisi g'stellt, der am G'schirr hantiert hat. Die Kameraden waren alle ganz schnackerlfidel soweit.

Da pfeift's von draußt herein — ssst — uit! Wie ein Ratz oder eine Maus! Herrschaft: eine Bomben, ein Sprengg'schoß, das reinfliegt beim Fenster mitten auf unser altes wackligs Trumm von Tisch! So ein Schlag vor 's Hirn — einer käsweiß wie der andre; und so viel Mann da sind, so viel paar Augen starren auf den Tisch. Da liegt s und is noch ganz, aber sie muß ja platzen — in derselbigen Minuten muß sie platzen. Wir stehen da wie ang'malt: Keiner traut sich rühren — auf dem Tisch liegt der Tod, und wir sind nüchtern, net so wie in der Schlacht! — Aber da langt jemand mit die Arm übern Tisch, greift hin, so mäuserlstad, als ob er nach ei'm wütigen Hund faßt — Jesus: der Alisi!!

Auf seine zwei Händ tragt er die Bomben 'naus; schneller als eins „Amen" sagen kann, hat si das zutragen. Aber grad so schnell is aufg'stiegen vor meiner: „So, jetzt kannst dein Willen ja haben; jetz derreißt's ihn sofort. Zehn gegen eins, daß es gleich losschnallt und dem Alisi sein Kopf fliegt hüst und sein Arm hott. — So freu dich doch, du Giftnickel, du rachsüchtiger!"

Und da is 's g'wesen, als ob si was umdraht in mir, mit zudruckte Augen hab i bett: „Herr Gott, tu mir meine Sünd net anrechnen und dem Alisi auch net — laß ihn net z' Grund gehn!"

I weiß nimmer — war's eine Minuten oder anderthalbe — mir sind's wie eine kleine Ewigkeit vorkommen — da tut's draußen den Kracher und i hab g'spürt: meine Kniee lassen aus. Aber wie i d Augen aufmach, steht der Alisi g'sund und aufrecht in der Tür. I bin so weg, daß i d Arm weit ausstreck nach ihm — „Alisi, alter Spezi!" schrei i — und da liegt er mir schon am Hals, und wir tun einander abbusseln! — So ruhig wie

er zuvor war, da sind ihm so gut ein paar Tropfen in den Schnurrbart g'ronnen wie mir.

Es war ein unbändiges Glück, daß das Teufelsg'lump ihm nicht in die Händ krepiert is, sondern erst im Augenblick, wo er's weit weg g'schmissen hat. Grad ein paar Splitter sind herg'flogen auf ihn, die haben ihm nichts getan. — Aber natürlich sind jetzt die Kameraden herkommen, haben ihm die Hand g'schüttelt und ihm g'lobt, daß 's rein aus war. Unser Hauptmann hat ganz wunderschön mit ihm g'redt über seine Heldentat; aber der Alisi sagt recht bagatellmäßig: „Mein, Herr Hauptmann; ich hab halt denkt: Besser sollen doch meine Pratzen oder meintswegen der ganze Kerl hin sein, wie so viele brave Leut." — So ein Mordsmensch, gelt? Und das war mein Freund!

Wir haben nimmer viel disk'riert über das andere, was doch vorbei und net zum ändern war, sondern den Krieg mitsammen durchg'macht wie einstmals unsere Schulzeit. Wenn wir alle zwei glücklich heim nach Bayern kommen, so wollen wir nach Altötting wallfahrten und miteinander ein großes Kreuz auffischleppen — so haben wir uns verlobt. Und wie wir wirklich heimkommen sind nach 'n Friedensschluß, haben wir das auch getan."

* * *

Der Alte hatte seine Erzählung beendigt und stand nun auf. „So, jetz is 's stad draußen. I krieg ein gutes Heimgehen." — „Wart einen Augenblick und tu mi mitnehmen" — sagte der Wirt — „i b'gleit di ein Stückl." Er sprang eilfertig nach Hut und Lodenmantel; denn er hatte das bestimmte Gefühl, er könne sich noch nicht von seinem Gefährten trennen.

Schweigend gingen die beiden Männer unter dem abendlichen hellgrauen Himmel dahin, an dem nur ein paar Schneewölkchen standen. Die Luft war still und klar. Sie gelangten bis an die hölzerne Umfriedigung draußen, die das Haus des Alten samt Ökonomiegebäuden einschloß. „Jetz hätten wir's ja" — sagte Sterzbacher — „i dank für 's G'leit, Wirt, und hoffentlich hab i di net g'langweilt mit meiner Rederei."

Der Wirt schüttelte ihm mehrmals die Hand, so kräftig als wolle er dem unbändigen Respekt, der ihn erfüllte, dadurch Luft schaffen. „'s danken is an mir" — sagte er — „i sag vielmals Vergeltsgott — es war mir eine b'sondere Ehr, daß du zukehrt bist bei mir — wahrhaftig!"

Er hatte aber noch etwas auf dem Herzen; als Sterzbacher seine Zauntüre aufklinkte, hielt er ihn zurück. — „Mit Verlaub, jetz möcht i bloß no eins wiss'n, was denn aus der — der Mathild, mein i, worden is?"

„Ja die!" — Der Veteran pfiff durch die Zähne. „Die hat net warten mögen, wie der Krieg ausgeht, sondern si um einen dritten g'schaut, einen Auswärtigen, der sie auch g'heirat't hat. I meinesteils hab mir nix mehr drausg'macht; der Alisi aber, obschon er zu mir nie net davon g'redt hat, is recht schwer drüber 'nauskommen und war noch lang ledig wie i schon mitten im Glück g'sessen bin mit mein jetzigen braven Weib. Is halt ein tiefgründiger b'sonderer Mensch, der Alisi. Pfüat Gott!"

Der junge Wirt trat langsam seinen Rückweg nach der Stadt an. Am Himmelsrand, dessen Gewölk sich mehr und mehr lichtete, traten die Vorberge heraus, ganz bedeckt mit Neuschnee. Der Wirt indes war noch völlig im Bann des Gehörten und seine Vorstellungen konnten nicht davon los.

Da vor ihm, in dunstigen Umrissen, lag die kleine Stadt, bescheiden in sich zusammengeschmiegt. Für den einsam Dahinschreitenden aber hatte sie ihr Aussehen verändert. Sie wuchs ihm zu einem endlosen Häusermeer mit Kuppeln und Türmen, von dessen Wällen der Rauch der Geschütze aufging.

Er sah nicht mehr die kahle Münchener Hochebene um sich, mit der beschneiten fernen Bergkette, sondern die winterlichen Felder und Rebgärten von Frankreich. Und das Abendlicht, das in leuchtenden Streifen über dem Vorgebirg emporflammte, schien ihm rot wie Blut.

Das Abenteuer des Dekans Schreck.

Eine Erzählung von Wilhelm Weigand in München-Bogenhausen.

Alljährlich um die Zeit der Weinlese, wenn der Duft des jungen Mostes in den Gassen Bissingens lag, pflegte der hochwürdige Pfarrherr Kilian Schreck seiner Base Sabine, die an den sogenannten Hofbauern in Schwarzenbrunn verheiratet war, einen Besuch zu machen. Einige Wochen vorher empfand die Bäuerin regelmäßig das fromme Bedürfnis, einem Hochamt in Bissingen anzuwohnen, um den hochwürdigen Herrn Vetter, dessen Stimme weit und breit berühmt war, singen zu hören. An dem bestimmten Tage stand sie in der Frühe um drei Uhr auf, zog ein sonntägliches Gewand und eine seidene Schürze an, packte einen kleinen Ballen goldgelber Tafelbutter, einen Kapaun oder ein fettes Huhn mit einem ausgesuchten Schinken in einen Handkorb und machte sich auf den Weg nach dem vetterlichen Dorfe, das auf schlechten Feldwegen in drei Stunden raschen Gehens zu erreichen war. Sie wußte ihren Gang so abzumessen, daß sie erst nach Beginn des Gottesdienstes in die Kirche kam, wo sie als bescheidene Fremde andächtig hinten an der Kirchentüre stehen blieb, bis der Vetter sein „Ite, missa est“ mit lauter Stimme in die halbleere Werktagskirche hineingesungen hatte.

Die alte Pfarrköchin Sofie, welche jedem Kirchengänger hinter dem feurigen Blumenflor eines Pfarrhausfensterchens durch ihre Hornbrille nachzusehen pflegte und sich inzwischen schon auf den Besuch eingerichtet hatte, kam jedes Jahr aus der Überraschung über diesen baslichen Besuch nicht

heraus, und selbst ihre Hände wollten vor Erstaunen nicht zur Ruhe kommen. Sie nahm der Besucherin dienstfertig ihren Korb ab, nicht ohne rasch den Deckel wie aus Versehen zu lüpfen, um zu sehen, ob er auch richtig wieder die alten Herrlichkeiten enthalte, und nötigte dann die Base, an dem Küchentische Platz zu nehmen, auf dem im Schatten einer mächtigen Kaffeekanne schon die geblümten Tassen bereit standen. Sie tat es nicht anders, die Bäuerin mußte von dem Kaffee trinken, der für den hochwürdigen Herrn selbst bestimmt war, und die Base ließ sich, wie es sich schickt, zur ersten Tasse zweimal und zur dritten dreimal oder gar viermal nötigen.

Wenn dann die beiden Frauen alle Neuigkeiten beredet nnd der Herr Vetter seinen Honig, seine Eier und seinen Kaffee mit geistlicher Muße genossen hatte, legte die Hofbäuerin ihr Gesicht in heilige Falten, nahm ihren kostbaren, in Rom geweihten Rosenkranz, das Gebetbuch und das klein gefältete Taschentuch in ihre linke Hand und machte sich auf, um den Hochwürdigen in seiner Stube zu besuchen und zu bitten, er möchte ihrem Haus doch auch wieder einmal die Ehre seines geistlichen Besuches antun.

Als sie sich in diesem Jahre der Pfarrstubentüre näherte, hörte sie den Pfarrherrn innen schelten; außen an dem Türpfosten stand eine lange Schäferschippe, und von der Pfarrhaustreppe her kam das leise Winseln eines Hundes.

Die Bäuerin mußte zweimal klopfen, ehe die aufgeregte Stimme des Pfarrers „herein“ rief, und als sie bescheidenen Schrittes und neugierigen Auges das Zimmer betrat, sah sie neben der Türe einen jungen, großen Menschen stehen, welcher einen abgeschabten Radmantel aus Tuch, wie ihn die Schäfer in Franken tragen, um die Schultern hängen hatte und seinen finsteren Blick auf eine tuchene Schildmütze gesenkt hielt, die er mit zitternden Händen umdrehte.

„So, und nun mach’, daß du fort kommst,“ rief der Pfarrer, als er die Base eintreten sah. „Und wenn ich noch einmal was hör’, sollst du mich kennen lernen.“

Der Bursche blieb, ohne die Augen zu erheben, einen Augenblick stehen, als ob er noch etwas vorbringen wolle; dann sagte er plötzlich: „Gelobt sei Jesus Christus“ und verschwand eiligst durch die Türe. Gleich darauf erklang von der Straße herein das lärmend freudige Gebell eines Hundes.

„Kein Tag vergeht ohne Sorgen,“ sagte der Pfarer, der die Base sehr freundlich Platz nehmen hieß und hierauf die üblichen Fragen nach ihrem Mann, ihren Kindern und der Ernte tat. Der Hofbäuerin aber, die das blühende Gesicht des geistlichen Vetters nicht aus den Augen ließ, fiel es sofort auf, daß der hochwürdige Herr nicht niedersaß und zuweilen ihre Antworten gar nicht abwartete, sondern einigemale in kaum verhehlter Unrast und Zerstreutheit um den Tisch herumging, auf dem ein mächtiges Schreiben mit rotem Siegel lag. Als sie sich endlich verabschieden wollte, ließ der Pfarrer, dessen glänzendes Gesicht von innerem Glücke strahlte, scheinbar nachlässig die Worte fallen: „Soeben ist meine Ernennung zum Dekan gekommen. Ja ja! Wieder eine Last mehr zu den übrigen Lasten“.

Die Bäuerin, die unwillkürlich einen tiefen Neiger machte, konnte sich nicht enthalten, ihre Meinung, daß der Herr Vetter diese Ehre schon längst verdient habe, vor dem Abschied dreimal vorzubringen. Auf dem ganzen

Heimweg dachte sie angelegentlich darüber nach, in welcher Weise sie selbst diese Ehrung, die den Herrn Vetter erst in die richtige geistliche Höhe hob, nach Gebühr feiern könnte.

Als der hochwürdige Dekan zwei Tage später die pupurgelbe Herbstpracht der Obstgärten, die das Dorf umkränzen, durchschritt, um seinen Schwarzenbrunner Besuch zu absolvieren, begegnete er einem alten, verhutzelten Weiblein, das einen Wellen Rebholz auf dem Rücken daherschleppte. Der Daherwandelnde nahm seinen goldbeknöpften Stock unter den linken Arm, kreuzte die Hände auf dem Rücken und blieb vor der Bäuerin stehen, die vor solcher Ehre schier in den Boden sinken wollte und gar nicht wußte, was sie mit ihrem Holze machen sollte. Ihr „Gelobt sei Jesus Christus" klang wie zitternde Ehrfurcht vor dem geistlichen Herrn, der sie mit milder Stimme anredete: „No, Appels-Franz, ich habe vorgestern mit dem Schäfersjörg geredet. Er wird Eure Emerenz in Zukunft in Ruh' lassen, denk' ich."

Das Weiblein schlug die Hände zusammen und nickte mehrmals mit dem Kopfe: „I soag halt vergelt's Gott tausendmol, Hochwürden. 's is' scho' a recht's Kreuz, wann mer a Wittfraa is. Wann er nor net von Bilze wär'! Åwer meiner Mutter ihrem Bruder sei' Geschwisterkindstochtersfraa hot allaweil g'soat, wann an'r von Bilze is, is er halt von Bilze. Sunscht wär er gor net unäibe, un' broav is er aa. Åwer er hot halt goar nix, mei, mei, und wann mer halt goar nix hat, hot mer halt goar nix."

„Wo ist denn Eure Tochter?"

„Im Galcheberig's Wingert doube."

„So? Und Ihr habt keine Angst, daß der Schäfersjörg in der Nähe hüten könnte?"

Die Appels-Franz entgegnete nach einer Pause: „Jo, die Schoaf ho' i scho g'sehe."

Der Dekan konnte sich eines Lächelns nicht erwehren: „Wo Schafe sind, ist auch der Schäfer nicht weit".

„Oh, mei', oh mei', is des a Kreuz," jammerte das Weiblein, und ehe noch der Dekan eine weitere Bemerkung machen konnte, hatte es sein Wellholz wieder auf den Rücken genommen und eiligst Kehrt gemacht.

„Ja, wo wollt Ihr denn hin, Appels-Franz?" rief der hochwürdige Herr der Davonhumpelnden nach.

„Nochsehe muß i, nochsehe," erwiderte die Alte, die in ihrem Schrecken gar nicht daran dachte, daß es sich nicht schicke, den hochwürdigen Herrn Dekan so mir nichts dir nichts stehen zu lassen.

Der Dekan aber blickte der Alten nicht ohne innere Belustigung nach; dann zog er seine silberne Dose, klopfte mit den rundlichen Fingern auf den Deckel und entnahm der duftigen Füllung eine mächtige Prise; ja, er bot sogar dem Schulzen, der grad' vorbei kam, die Dose an, worauf er gemächlich seinen Weg fortsetzte, der durch die breiten Talwiesen führte, auf denen jetzt die Stallkühe des Dorfes der Herbstweide oblagen.

In köstlichem Behagen ging er durch den Glanz des goldenen Oktobernachmittags dahin. Sein geistliches Gemüt glich einem klaren See, aus dessen Tiefe ihn zuweilen Bilder der Erinnerung anglänzten, wie Wolkenbilder, die in Himmelstiefen stehen. Mit einem Zwinkern seines linken Auges

sah er zwei Confratres heraufschielen, die sich gleich ihm mit der süßen Hoffnung getragen hatten, der Würden des Dekanats teilhaftig zu werden. Er gestand sich aber ruhig ein, daß er dem einen nicht nur als Forellenschmecker, sondern auch als gewiegter Kenner fränkischer Altertümer und Geschichte, dem von seiner Jugend her noch das heimatliche Gelächter altfränkischen Lebens in der Seele nachhallte, weit überlegen war; denn ihm allein verdankte seine eigene Gemeinde die Erhaltung einer kleinen prächtigen Kapelle, in der einst der große Fürstbischof Julius Echter von Mespelbrunn den gewaltigen Kriegsherrn Jörg von Riedern beigesetzt hatte, und auch sonst besaß sein Kennerwort gewichtige Geltung. Den anderen Mitbruder aber hatte er nach langen Kämpfen endlich zur strengen Schönheit des cäcilianischen Kirchengesangs bekehrt und bewogen, die alten tändelnden Rokokomessen, die noch immer von den Emporen der Dorfkirchen herab erklangen, ein für allemal abzuschaffen. Zur Steigerung seines satten Glückes fiel ihm nun vollends ein, daß er morgen die Nummer einer Zeitschrift erwartete, in welcher er nicht nur für die streng kirchliche Tonkunst mit dem Eifer eines Kenners eingetreten war, sondern auch ein duftiges Marienlied stehen hatte, und ganz im Hintergrunde seiner Seele schlummerte der Plan zu einer gründlichen Geschichte seines Dekanats, die nicht nur die Schicksale der einzelnen Dörfer und Schlösser behandeln, sondern auch ein Inventarium aller Kunstreste bieten sollte, die in Bildstöcken und Kirchenbildern, in Amtsstuben und Sakristeien noch einen Abglanz altfränkischer Herrlichkeit und echter Religion verbreiteten. Auch die Einzelgeschicke der Gemeinden während des unseligen Bauernkrieges konnten einen Kenner in die Stuben locken, wo die ungehobenen Dokumente schlummerten und der Duft verschollenen Lebens über gilbenden Papieren webte. Er sah eine nahe Welt voll geistlicher und weltlicher Ehren, voll Arbeit und Ruhm vor sich herglänzen; sein Schritt wurde fester, und seine Lippen preßten sich in festem Entschluß aufeinander. Er machte sich indessen kein Hehl daraus, daß er sich bei vielen seiner Amtsbrüder, die in der üblichen Verbauerung dahinlebten, keiner besonderen Beliebtheit erfreute; allein er war gesonnen, in allen Dingen, die sein heiliges Amt betrafen, keine Rücksicht walten zu lassen und den Weg, der ihn aus bittrer Sorgenarmut auf seine jetzige Höhe emporgeführt, mit jenem unbeugsamen Sinn zu gehen, der einem Arbeiter in dem Weinberg des Herrn geziemt.

Voll solcher demütig-trotziger Gedanken, die nur hier und da durch ein Hirtenkind unterbrochen wurden, das über die Herbstzeitlosen dahergelaufen kam, um dem Herrn Dekan die fromme Hand zu küssen, war er an den alten Weg gelangt, der aus dem Wiesental zur Hochebene emporführt, die in einer ihrer Wellenmulden auch den Weiler Schwarzenbrunn birgt. Dort oben auf dem Galgenberge, dessen südlicher Hang bis tief herab Reben trägt, war einst das Schloß der Freiherren von Riedern gestanden, das im dreißigjährigen Kriege von den Schweden dem Erdboden gleich gemacht worden war und im Munde seiner Pfarrkinder nur noch als versunkene Stätte herrlicher Schätze einige Wichtigkeit besaß; immer noch setzte von Zeit zu Zeit ein Bäuerlein ein Sümmchen daran, um das Geld zu heben oder wenigstens jene Weinkeller aufzufinden, in denen Fässer lagen, gegen die das Heidel-

berger Schloßfaß ein reines Spielzeug war. Im übrigen war der Galgenberg weit und breit als Ort verrufen, an dem es „nicht richtig" sei, weil sich da oben zu gewissen Zeiten der Schimmelreiter und andere Gespenster sehen ließen.

Der alte gepflasterte Burgweg, den dichte Haselbüsche umsäumten, zog sich wohlerhalten und in sanfter Steigung zwischen den Rebgütern hinan; daneben aber führte ein zweiter Pfad in starker Steigung auf die Höhe, und der Dekan, der sich als rüstigen Fußgänger fühlte, beschloß diesen steilen Pfad zu gehen.

Auf halber Höhe weckte ihn ein kräftiges Jauchzen, dem ein heller Schrei aus einem Mädchenmunde Antwort gab, aus der Versunkenheit des Steigens, und als er, stehen bleibend, um sich blickte, sah er unter sich auf dem alten Burgweg ein junges Pärchen langsam aufwärts streben: es war der Schäfersjörg und die Emerenz, die da mit gesenkten Köpfen glückselig nebeneinander hergingen. Zuweilen entzog ein goldbelaubter Haselbusch das Paar den Blicken seines Pfarrherrn, der sofort rascher zu steigen begann, um die Sünder oben, wo die beiden Wege ineinander liefen, mit einem heiligen Donnerwetter abzufangen. Er pflegte sich sonst im allgemeinen nicht in die Heirats- und Liebessachen seiner Pfarrkinder zu mischen; allein die Art und Weise, wie es dieser hereingeschneite Schäferbursche mit der Emerenz, gegen den Willen der Appels-Franz, vor der ganzen Gemeinde trieb, legte ihm die geistliche Pflicht auf, gegen die Liebesleute einzuschreiten.

Als er aber oben auf der Höhe stand, war weit und breit kein Mensch zu sehen; das Pärchen mußte den gestrengen Pfarrherrn bemerkt haben und zwischen den Reben, deren rostbraunes Laub noch überall an den Stöcken hing, verschwunden sein.

Der Dekan blieb stehen, um mit finsteren Brauen einen Augenblick bei dem Bilde zu verweilen, das vor seinen Augen lag. Kein Laut regte sich in der märchenhaften Stille dieser Höhe; ein seltsam bitterer Geruch schwamm in der feuchten Oktoberluft, und nur zuweilen klang aus dem gewundenen Tal, durch das der silberne Faden eines Mühlbaches lief, das helle Jauchzen der Hirtenknaben herauf, die um ein Feuer sprangen, dessen blauer Rauch sich langsam an die braunen Rebenhänge legte. In der durchsichtigen Luft des Spätnachmittags glänzte die brandrote Pracht der Buchenwälder, die weiter aufwärts über dem Tälchen ineinanderflammte, seltsam nahe, und nur die fernsten Hügel verschwammen zart in einem wässerigen Blau.

„Wir bekommen Nebel oder Regen," dachte der geistliche Herr, indem er, rasch ausschreitend, nach seinem Brevier griff, um die Gedanken los zu werden, die das tückische Paar in seiner Brust geweckt hatte. Doch zwischen den Zeilen des frommen Textes tauchte allmählich eine quälende Erinnerung auf, der er niemals gestattete, sich in das helle Tageslicht seines Lebens heraufzustehlen: auch er war einst, als junger Mann, der sich dem Priesterstande geweiht, mit einem Mädchen selig durch den Glanz eines Oktobertages dahingegangen, und nur mit Mühe war es seiner Mutter gelungen, von seiner Familie die Schmach abzuwälzen, die unausbleiblich gewesen wäre, wenn er noch in letzter Stunde vor den heiligen Weihen sein Gelöbnis verlassen hätte. Das Mädchen war später, vergrämt und verkümmert, nach

Amerika ausgewandert, und er selbst vermied die Frage, ob er eine Schuld trage oder ob er recht getan, den begonnenen Weg nicht zu verlassen.

Die Hofbäuerin war, wie jedes Jahr, außer sich vor Erstaunen, daß der Herr Vetter ihr Haus mit seinem priesterlichen Besuche beehrte, und der Dekan, der diesmal den stattlichen Hof mit heißem, finsterem Gesicht betrat, nahm die Tatsache, daß die kleine Frau, obwohl es Werktag war, eine lilaseidene Sonntagsschürze trug, stillschweigend hin. Der hochwürdige Herr wurde zuerst in ein Zimmer links von dem mit Sandsteinplatten belegten Hauseingang geleitet, wo ein alter Eichentisch im Schmucke eines blendend weißen Tischtuches glänzte. Nachdem er selber auf der festen Bank am Fenster Platz genommen, setzte sich die Bäuerin auf einen Stuhl vor dem Tisch und ließ ihre Blicke suchend nach der Flurtüre schweifen, durch die auch alsbald eine junge Magd im Sonntagsputze eintrat, um ein Brett mit glänzender Kaffeekanne und einem mächtigen Gugelhupf vor den hochwürdigen Besuch hinzusetzen. Der Dekan widmete sich nun, ohne viel zu reden, dem duftigen Getränk und dem schmelzenden Kuchen, und erst nachdem er sein dritte Tasse geschlürft und dazwischen mit eingekniffenem linken Auge gefragt hatte, ob die Base die alte Standuhr, die in einer Ecke tickte, immer noch nicht um einen guten Batzen hergeben wolle, kam es zu einem rechten geistlichen Gespräch.

Diese Uhr, ein großväterliches Erbstück der Base, bot alljährlich eine genußreiche Gelegenheit, die verwandtschaftlichen Beziehungen, die zwischen der Großbäuerin und dem Herrn Dekan bestanden, von allen Seiten gründlich zu würdigen. Der Großvater der Hofbäuerin war Rentamtmann der Freiherren von Riedern gewesen; ihre Mutter hatte den Engelwirt in Bissingen geheiratet, und sie selbst war als vielumworbene Wirtstochter in die Hofbauernschaft hineingeraten, aus der ihr jüngster Sohn, der eben in Quinta saß, das alte Beamtengeblüt wieder in die höhere Menschlichkeit emporführen sollte. Der Dekan selbst stammte aus Bischofsheim und war der Sohn kleiner Stadtbauern, die rasch hinweggestorben waren, als sie den hochwürdigen Herrn Sohn als Kaplan versorgt sahen.

Nachdem diese genußreiche „Freundschaft" in allen Graden noch einmal sicher festgestellt worden war, erschienen auch die Kinder der Bäuerin im Sonntagsstaat, um dem hochwürdigen Herrn Vetter ihre Aufwartung zu machen: es waren dies zwei blonde Mädchen mit geflochtenen Zöpfen, im Alter von acht und neun Jahren, und drei flachsköpfige Jungen, deren Jüngster die Quintanermütze mit beiden Händen vor dem Leib hielt. Als Andenken an den Besuch erhielten sie Hauchbildchen, die der Herr Dekan seinem Brevier entnahm und den Kindern mit der feierlichen Mahnung überreichte, auch so brav wie die lieben Heiligen zu werden; und endlich stapfte auch der Hofbauer Sebastian Illig herein, ein hagerer, ungelenker Mann, der sich eben frisch rasiert hatte und ein halbes Dutzend Pflästerchen im ledernen Gesicht trug.

„No, tun Sie uns auch wieder einmal die Ehr' an, Herr Dekan?" fragte er mit unsicherer Stimme, während sein Blick auf der gestrengen Hausfrau ruhte, die den ganzen Hof regierte. Dem Bauern war es offenbar nicht recht geheuer in der geistlichen Gesellschaft; denn er spitzte von Zeit

zu Zeit aufhorchend die Ohren und schlich bald hinaus, um sich erst beim Abschied des hohen Gastes wieder zu zeigen.

Die Großbäuerin aber, die nur auf das Ende dieser Zeremonie gewartet hatte, wußte nun das Gespräch auf das heilige Feld der Theologie zu lenken, indem sie seufzend auf ein Bild seiner Heiligkeit des Papstes Leo XIII. blickte, das zwischen zwei Fenstern hing und mit jenem segnenden Lächeln in die Welt blickte, das nur frommen Päpsten und schönen Sünderinnen eigen ist.

Damit aber das Leibliche bei diesen geistlichen Gesprächen nicht zu Schaden komme, erschien auch die Magd wieder und brachte die Vorboten des Abendmahles in Gestalt tiefer, bunter Teller, einiger schlanker Gläser und einer versiegelten Flasche, die sie mit der Demut, die der heiligen Martha eigen war, vor den geistlichen Herrn hinpflanzte. Und alsbald folgten auch die dampfenden Schüsseln des Abendessens: da gab es zuerst ein goldbraunes Fleischsüpplein mit Markklößlein, deren saftige Zubereitung die ehemalige Wirtstochter sofort mit einigen Seitenblicken auf die kunstlose Küche der Unterbäuerin erklärte. Der Dekan aber sprach still sein Tischgebet vor sich hin und löffelte seinen Teller mit dem andächtigen Behagen eines Kenners aus, worauf er sich in ernstem Tone über die Lage des heiligen Vaters vernehmen ließ, die der ganzen Christenheit zur Schmach gereiche. Die Frage der Base aber, ob der heilige Vater wirklich, wie sie von einem terminierenden Kapuziner kurz vorher gehört, auf Stroh schlafen müsse, beantwortete er, nachdem er ein leichtes Husten unterdrückt, mit der Erklärung, daß damit nicht wirkliches, sondern sozusagen ein geistiges Stroh gemeint sei, auf dem der ehrwürdige Papst im Vatikan die Pein der Gefangenschaft erdulde. Hierauf machte er sich daran, die versiegelte Flasche zu öffnen, welcher der Duft eines wunderbaren alten Steinweins entquoll; den goldhellen Tropfen aber goß er mit der ernsten Sorgfalt ein, die mit heiligen Weinen umzugehen weiß, und die ersten Schlucke ließ er andächtig auf seiner Zunge warm werden.

Inzwischen waren fränkische Bratwürste mit Schinken und Spinat erschienen, und auch hier konnte sich die Bäuerin, die gleichsam als zuschauender Chor an dem Mahle teilnahm, nicht versagen, die einzig richtige Bereitung dieser leckeren Kunstgebilde Frankens von ihrem Anfang bis zu deren seligem Ende anzugeben. Der Dekan aber beantwortete dazwischen die Frage der Base nach dem Hauptunterschiede zwischen dem katholischen und dem protestantischen Glauben kurz und bündig dahin, daß protestantisch gut leben, katholisch aber gut sterben sei.

Auf dem Grunde der beblümten Platte voller Schinkenschnitten waren indessen allmählich, gleich bunten Inseln, glänzende Blumen aufgetaucht, und der Dekan, der die nächste Zukunft ahnte, schloß zunächst diesen Gang mit einem stillen Seufzer ab. Im gleichen Augenblick setzte die dienstfertige Magd aber auch schon einen mächtigen Kalbsbraten, der einen zarten Duft aushauchte und in knusprig braunem Schmelz erglänzte, mit dem nötigen Zubehör, mit röschem Salat und allerlei eingemachten Früchten, auf den Tisch.

„Rosalie, Sie entwickeln sich," scherzte der geistliche Herr, der nun zusehends munterer zu werden begann, und ein seliger Schimmer über-

menschlichen Glückes überhauchte die blühenden Backen des Mädchens, als es einer solchen geistlichen Ansprache gewürdigt wurde. Die Base aber, die jetzt mit ihren Fragen bei der wirksamen Gnade angekommen war, ließ das Glas des hochwürdigen Herrn Vetters nicht mehr aus dem Auge, und der Dekan, der auch dem röschen Braten alle Ehre antat, war schon mitten in der zweiten Flasche, als er endlich das Abendessen mit einem stillen Gebet, dem die Bäuerin stehend anwohnte, beendigte.

Langsam und sicher war er auf dem Gipfel geistlichen Behagens angelangt; er goß jetzt auch der Base, die sich nicht mehr sträubte, ein Glas ein, zündete sich eine Zigarre an, deren Duft das Zimmer mit Wohlgeruch erfüllte, und ließ seinen lauten Gedanken unter breitem Gelächter ihren Lauf. Von der Lage der Kirche, die sich ja in Deutschland sehr gebessert habe, kam er auf die Kirchenmusik und auf Bismarck; von den Freimaurern schwenkte er auf das Weingesetz ab, und auch die Emerenz und die Appels-Franz durchschritten einmal seine Gedanken. Die Hofbäuerin konnte sich nicht entsinnen, den geistlichen Herrrn Vetter jemals in so heiterer Stimmung gesehen zu haben; ja, so dachte sie, hier zeigte es sich wieder deutlich, daß die rechte Leutseligkeit eigentlich mit der Größe der geistlichen Herren wächst, und als sie den ersten Schluck vom zweiten Glas nahm, ertappte sie sich auf dem Gedanken, wie herrlich und erbaulich es erst sein müßte, einmal einen heiligen Bischof tafeln zu sehen. —

Es war spät in der Nacht, als der Gast sich endlich, nach dem leutseligsten Abschied von der ganzen Hofbauernfamilie, auf den Heimweg machte. Auf der Treppe des Hauses blieb er mit etwas unsicheren Beinen wohl eine Minute lang stehen und sog den Hauch der warmen, feuchten Herbstnacht ein, in der ein scharfer Rauchduft lag. Am nächtlichen Himmel war kein einziger Stern zu sehen; nur ein matter Schleier hielt das dunkle Firnament umsponnen, und über den Buckeln des Geländes webte eine ungewisse Helle.

Mit raschen Schritten ging der Pfarrherr vorwärts; er hatte das Gefühl, daß er heute doch ein bißchen zu viel gesprochen habe, und freute sich nun des raschen Gehens in der frischen Luft, das keine Gedanken aufkommen ließ, sondern nur eine Wirrheit seligen Behagens im Einklang mit dem raschen Gang erhielt. Die Gedanken aber, die nun wie versprengte Nachzügler einer verschollenen Reihe doch aus seiner Seele tauchten, trugen jetzt eine andere Farbe als am Nachmittag; eine leichte Trunkenheit webte über seinen Sinnen.

Und plötzlich, mitten im raschen Dahinschreiten, schien es ihm, als ob jemand tappend hinter ihm herginge; er blieb stehen, um zu lauschen; allein er hörte nichts als das Sau'en seines eigenen Blutes in den Ohren. Weit und breit herrschte tiefste Todesstille über den kahlen herbstlichen Gefilden, und nur ein blasser Nebelstreif, der sich über einer Höhenmulde wand, war die einzige Erscheinung, die sich in seiner Nähe regte.

Mit um so mächtigeren Schritten begann er wieder auszuschreiten; doch die Gedanken, die im wirren Spiel und Treiben durch seine Seele zogen, zeigten jetzt die Züge neckischer Gebilde, über die er selbst nicht mehr Herr war. Er sah die Dorfmusikanten, mit denen er sich am vergangenen Sonntag erst herumgezankt, mit ihren ledernen Gesichtern und bösen, pfiffigen

Augen duckmäusig vorüberwandeln und schimpfend im Wirtshaus beim Krätzer sitzen, weil sie von nun ab nicht mehr bei heiligen Ämtern in der Kirche blasen und fiedeln durften. Doch die feierliche Woge einer strengen alten Kirchenweise löschte das Bauerngelächter rasch aus und füllte seine Kirche, die er über alles liebte, mit dem mächtig brausenden Getön uralter Heiligkeit. Die heilige Jungfrau selbst, die auf dem Hochaltar in himmlischer Verzückung auf einer rosigen Wolke pausbäckiger Engelsköpfe thronte, schritt ihm nach dem Klange dieser Weise aus den Tiefen des duftdurchwallten Gotteshauses entgegen, huldvoll mächtig, und ihr zur Seite gingen still und feierlich die Heiligen der Nebenaltäre: der heilige Wendelin mit seiner Schäferschippe und die heilige Notburga mit ihrer goldenen Erntesichel. Die überirdische Gesellschaft bewegte sich in jenem würdevollen Schritt einher, den alle Seligen im Himmel am ersten Tag schon lernen, und ihr Lächeln füllte den farbenbunten Raum der Rokokokirche mit überirdisch reinem Strahlengolde. Doch eh' er sich's versehen, quollen auch schon wieder andere Melodien unter den Füßen der Schreitenden auf: es waren die lockeren Weisen eben jener Kirchenmessen, deren schmachtendes Getändel seinen geistlichen Ohren früher schon als Schändung des heiligsten Mysteriums erschienen war. Die weichen Geigen seufzten schmelzend, und die Flötentriller stürzten sich wie Schmetterlinge aus dem Schiffe auf die andächtig lauschende Gemeinde nieder: die Mutter Gottes selbst setzte jetzt ihren goldbeschuhten Fuß aus der Engelswolke ein ganz klein wenig vor, als wolle sie, voll innern Glücks, versuchen, wie sich's nach dieser Schelmenweise gehen ließe, und in das Aug' der heiligen Notburga kam ein zärtlich süßes Licht. Die Engelswolke unter dem strahlenden Fuß der Himmelsfürstin aber löste sich plötzlich auf und schwebte, mit den Flügeln schlagend, wie ein heller Taubenflug, wie ein Wölkchen süßer Perlentriller an der flachen Kirchendecke hin, wo der Weltenrichter saß und mit mächtiger Theatergeste die Schafe von den Böcken schied. Und dort auf heiligen Fluren ging eine leuchtende Gestalt in überirdischem Verklärungsglanz einher — —

Ein halber Fluch entfuhr den Lippen des Dekans; er war über einen großen Feldstein gestolpert und konnte sich kaum noch aufrecht erhalten; doch rasch gefaßt blickte er lauschend um sich, um die Gegend zu erkennen; allein ein dünnes Nebelgespinst hatte sich um ihn zusammengezogen, und soweit sein Auge in die weiße Dämmerung reichte, sah er nichts als kahle, öde Stoppelfelder.

„Der Steinwein ist doch stärker, als man annimmt," sagte der geistliche Herr zwinkernd vor sich hin, und diese Erkenntnis gab ihm seine ganze Spannkraft wieder. Er nahm den Pfad noch tüchtiger zwischen seine Beine und sein Schreiten wurde ganz allmählich fast zum Laufen; denn er sehnte sich darnach, endlich auf die sichere Gemarkung seines eigenen Kirchspiels zu kommen. Doch mit jedem Schritte, den er machte, kam er tiefer in den Nebel, und wieder stand er still, um in die Nacht hinein zu lauschen. Da tönte ferne aus den nebeligen Tiefen der Schlag der Glocken auf, von rechts und links, von hinten und von vorn, wie ein verlorener Klang aus ferner Ewigkeit; ein seltsamer Schauer überschlich den Lauschenden, und wieder stürzte er in wilder Eile vorwärts.

Da, endlich, tauchte aus dem feuchten Nebelmeere, das sich dicht und dichter um ihn schloß, die mächtige Masse eines Baumes auf, den er zu kennen glaubte: es war die sogenannte Heidenulme, die an der östlichen Gemarkungsgrenze seines Kirchspiels stand.

So hatte er den Weg doch nicht verloren; er ging sofort gemessener, um seine eigene Sicherheit zu genießen. Allein der Nebel, der nun auch den Pfad verschlungen hatte, wollte und wollte kein Ende nehmen, und nach einer halben Stunde, die ihm wie eine Ewigkeit erschien, sah er wieder einen schattenhaften Riesenbaum zu seiner Linken aus dem Nebel wachsen: doch mit Entsetzen erkannte er, als er davorstand, in dem ragenden Phantom die alte Heidenulme wieder, die er kurz zuvor zur Rechten gelassen hatte. Mit weiten Augen blieb er stehen, um sich den Angstschweiß von der Stirn zu wischen und in die Nacht hinein zu lauschen: denn in dem dichten Nebelmeere hatte soeben ein seltsames Raunen begonnen; es flüsterte in seiner Nähe, hastig leise, und ferne Schritte wanderten und schwanden wieder hin; ein Hund war hinter ihm und bellte wieder aus der Ferne; ein Wagen rollte jetzt einher; ein Atem ging, und ein leiser Ruf verhallte. Von Grauen gepackt, machte er Kehrt, indem er sich vornahm, über Stock und Stein in gerader Richtung vorwärts zu eilen, um so an den Rand der Hochebene zu geraten und durch die Reben die Talstraße zu erreichen. Doch das ebene Ackerfeld zog sich unendlich hin; er lief und lief in einer Dunkelheit, in der es jetzt wie der Wind eines geheimnisvollen Schicksals einherbrauste. Die Glocken schlugen immer wieder, nah und fern; doch er war nicht mehr imstande, ihren Schlag zu zählen. Er ging und ging, und eine wundersame tiefe Rührung überkam ihn ganz allmählich; es war ihm zu Mute, als müßte er sich, seligmüde, auf die Erde legen, um nur immer auf den Glockenklang zu lauschen und die fernen Schläge mit kindischem Behagen zu zählen. Doch hörte er erst auf zu gehen, als sein Fuß an einen ungeheuren Steinblock stieß, der mitten auf einem Stoppelacker dalag. „Du — du Klotz,“ sagte er, kindisch lallend, und lallend und stolpernd tastete er sich langsam um den Stein herum, um die Mächtigkeit des Blockes zu prüfen; als er endlich sah, daß der Block kein Hirngespinst war, sondern standhielt, lehnte er sich mit wankenden Knien an die feuchte Seitenwand des Steins, und sein Haupt sank nickend und schwer auf seine Brust herab.

Da hörte er mit einemmale ein zages kleines Glöcklein durch den nahen Nebel klingen, und ehe er, mit weiten, starren Augen, noch überdenken konnte, woher das dünne, klagende Geläute klinge, stand die Gestalt eines alten Mannes wie aus dem Boden gewachsen vor ihm. „Seine Gestrengen läßt den hochwürdigen Herrn bitten,“ sagte der Alte, der in seiner rechten Hand eine Hubertusmütze hielt.

„Wo — wo bin ich denn?“

Die Gestalt des Alten schien ein leises Lachen zu erschüttern. „Es geit heut Regen,“ sagte er, indem er seine Mütze aufsetzte und dem Dekan ohne weiteres voranschritt.

Bald wuchs aus der weißen Nebelnacht ein hohes, vielgiebeliges Haus mit einem stumpfen Turm empor, das dem Dekan bekannt schien, obwohl er sich vergeblich besann, wo er diesen Bau gesehen haben könnte. Sie über-

schritten eine Brücke, und dem Schreitenden fiel es im wunderlichen Gehen auf, daß ihre raschen Schritte keinen Hall erweckten; dann gingen sie durch einen Hof, wo ein dünnes Brünnlein rauschte, und gelangten über eine Wendeltreppe in ein matt beleuchtetes Gemach, wo hinter einem mächtigen Tisch, auf dem zwei schlanke zinnerne Kannen standen, eine Mannsgestalt in einem Lederkoller saß und ruhig sitzen blieb.

„Ist Er's, hochwürdiger Herr?" rief eine rauhe Stimme. „Die Nacht ist niemands Freund. Als ich Ihn heute gehen sah, da dacht' ich mir: das trifft sich gut. Ich brauche Seinen Rat in einer Sach, die mich nit wenig tribuliert. Setz Er sich her und tu Bescheid. Der Wein ist gut, kurmainzisches Gewächs."

Der Dekan, den ein seltsam Staunen wortlos umsponnen hielt, ließ sich am Tische nieder und verwandte kein Auge von dem schattenhaften Sprecher, dem an dem hagern Kinn ein kleines eisgraues Bärtchen klebte. Der Hagere aber tat einen mächtigen Trunk, als wolle er in der Kanne übernachten, und fing sofort wieder an:

„Er hat, hochwürdiger Herr, wohl auch in alten Poeten gelesen, daß Fortuna die treuloseste aller Göttinnen sei, so die Menschen tribuliert und heimsucht. Mich dünkt aber, diese fürsorglichen Poeten hätten nit recht getan, der seltsamen Fortuna solche Nücken und Tücken auf den Hals zu laden; denn ich habe sie meiner Seel als das treueste Weib, ja treuer als Penolopen erfunden, und ist auch itzt noch meine Meinung, daß sie des Nachts, wenn die Menschen schlafen, in einem blumigen Himmelswinkel sitzt und güldne Fädlein spinnet, mit denen sie die Menschen an ihr Schicksal bindet. Denn daß die drei Parzen, Clotho, Lachesis und Atropos geheißen, solche himmlische Narrenfädlein spinnen, will mir nit richtig scheinen. Auch hat sie das allerbeste Frauengedächtnis, und sonderlich, wenn Ihr was getan habt, daß Euch Leib und Seele zwackt, sorgt sie dafür, daß Ihr es nit vergeßt; da geht sie fein fraulich hinter Euch her und sagt Euch dies und das ins Ohr, und wenn Ihr laufen wollt, schneid't Euch das Stricklein, das sie Euch ohne Wissen fein um das Gelenk gedreht, ins Fleisch, und Ihr stolpert und fallet in den alten Dreck.

„Item, er soll sehen, daß ich Ursach hab, die Fortuna für eine feine Strickleinspinnerin zu halten. Ihr müßt wissen, daß ich zu jener Zeit, da die Schwedischen unter ihrem König Gustavus Adolphus nach Franken zu ziehen gedachten, in Diensten meines gnädigen Herrn, Seiner fürstbischöflichen Gnaden, zu Würzburg stund. Als nun meinem gnädigen Herrn gemeldet wurde, die Schwedischen hätten eine Schlacht bei Breitenfeld gewonnen, gab er mir einen versiegelten Brief, den sollte ich Seiner kurfürstlichen Gnaden, dem Herrn Erzkanzler und Erzbischof Georg Friedrich nach Mainz bringen. Ich durfte dazu auch zwanzig Mann, einen Pagen und einen Trompeter nehmen, damit er unterwegs meine Herrlichkeit in die Luft blasen könnt. Was in obgesagtem Brief gestanden, weiß ich nit: wird nit von Gült und Zins gewesen sein. Das aber weiß ich, daß es ein schwerer Geschäft ist, den ganzen Hofstaat eines frommen Kurfürsten, die Kammerjunker, Hofjunker, Räte, Kämmerer, Domherren und Kapläne mit Wein zuzudecken, als zwanzig Maidlein in einer Bischofstadt, wo man vom Beten her schon Übung hat,

zu lehren, wie man beim Kuß das Mündlein spitzen soll. Als ich nun dergestalt in Mainz beim Schlemmen und Demmen und Pokulieren meine güldnen Batzen in Weingold umgewechselt, ritt ich nach einem gnädigen Abschied von Seiner kurfürstlichen Gnaden mit einem gleichen Brief wieder heim. Als wir durch Frankenthal zogen, saß da grad ein spinnendürres Männlein, das die ‚Ehrbarkeiten‘ gelästert, rittlings auf einem Esel und hielt den Schwanz in seiner Hand. Da ich den Weinsumpf so zugerichtet durch die Gassen reiten sah, wußt ich auch, warum es heißt: Er hat den Esel beim Schwanz aufgezäumt! Mich lächerte aber die Sach mit dem Eselsreiter dermaßen, daß ich einen gewaltigen Hunger verspürte und daher mit meinen Leuten erst spät in den Spessert kam, wo sich die Wölf sonst gute Nacht geben. Uns aber haben sie nur guten Tag gegeben, und mein Page trug einen Schlitz im Wams und einen Biß im Arm davon, daß ich in Würzburg gleich zu einem Chirurgen gehen mußt und meinem gnädigen Herrn nit mehr am gleichen Tag vermelden konnte, wie meine Sendung abgeloffen.

„Mein Trompeter Lorenz aber blies seine Freude in der Domgasse so närrisch in die Luft, daß ich mir dachte: Oh du Weinsumpf, hast du ein Schätzlein hier am Ort?

„Als ich nun am nächsten Morgen in das bischöfliche Gemach kam, fand ich bei meinem gnädigen Herrn zwei Franzosen mit weiten Hosen, die waren in Samt und Seide und mit Bändern so behangen, daß man meinte, ein welscher Bajazzo habe Hoflaunen bekommen und wölle merken, wie der Wind an bischöflichen Tafeln geht. Rechts und links am Gesicht hingen ihnen lange Zöpf herunter, und unter die Nasen hatte ihnen der welsche Wind zwei schwarze Flöcklein Bart hingeweht. Seine bischöfliche Gnaden aber saß vor zwei Tapezereien, die der Kardinal Richelieu ihm als Verehrung zugeschickt, und waren die beiden formidablen Kavaliere die Gesandten Seiner Eminenz, von der man, wie Ihm wohl bekannt ist, nit viel guts erzählte.

„‚Ihr seid's?‘ sagte Seine bischöfliche Gnaden, ließ sich aber in der Betrachtung der Tapezereien nit stören, deren eine Alexandrum magnum darstellte, wie er vor dem gordischen Knoten steht und das Schwert hebt, um ihn durchzuhauen, und das andere die Sirenen.

„‚Die Sirenen sind,‘ so sagte Seine bischöfliche Gnaden, ‚wie Ihr vielleicht wißt, wunderseltsame Frauenzimmer gewesen, die da unten am mittelländischen Meer zwischen Italien und Sizilien ihre Wohnung gehabt haben und am Oberteil ihres Leibes trefflich schön gewesen sind, gleich jungen Mägdlein; unten aber sind die gestaltet gewesen wie grüne Schlangen und Wasserhunde. Diese Sirenen haben aber dermaßen schön gesungen, daß sie alle Leute angelockt und hernach zerrissen haben.‘

„‚Bei unseren Sirenen braucht man nit übers Meer zu fahren, sondern nur über ein Pfützlein zu springen,‘ sagte ich darauf zu Seiner Gnaden. Da lachte der gnädige Herr und antwortete: ‚Die Sirenen sind nichts anderes als die Wollüste, welche die Menschen ins Verderben stürzen, ob sie auch anfangs sehr süß zu sein scheinen.‘ Dann nahm er meinen Brief, verzog aber gleich beim Lesen sein Gesicht, als ob er Schlehen im Oktober verzehrte.

Da dacht' ich mir mein Teil und sagte nach einer Weil: ‚Wenn es Euer bischöflichen Gnaden recht ist, will ich heut heim reiten, um einmal nach dem Rechten in meinem Hause zu sehen.'

„‚Tut das, mein lieber Riedern,' sagte Seine Gnaden, und ich machte meine Reverenz und ließ den hochfürstlichen Herrn bei seinem gordischen Knoten und den Sirenen sitzen.

„Als ich aber über den Markt ging, um mein Leibliches in der Herberg zu stärken und meinen Gaul zu satteln, traf ich unversehens auf einen Haufen, der um zwei alte Bauren und einen Ochsen herumstand. Der eine Bauer aber, ein alter Kracher, deutete auf den Ochsen und sagte: ‚Es ist ein geistlicher Herr!' Und dann kniff er sein Aug' zusammen und redete dem Vieh etwas ins Ohr, das ich nit verstand. Die Würzburger aber schrien und lachten wie besessen; denn daß ein geistlicher Herr ein Ochse sein sollt, das hatten sie noch nit erlebt. Ich stellte mich dazu und sagte: ‚Schelm erzähl!' Da sagte er: ‚Gestern bin ich vom Ochsenfurter Gau hereingefahren mit Kraut, und da meine Ochsen den Weg so gut kennen, wie ein bischöflicher Hauptmann (daß dich, denk ich!), hab ich auf dem Kraut geschlafen. Als ich aufwach, steht mein Fuhrwerk hart am Main, und der eine Ochs ist weg; aber dafür steht ein Pater Kapuziner im Zeug. Der läßt mich aber nit lang wundern und erzählt mir, sein Abt hätt ihn in einen Ochsen verwandelt, weil er lieber mit den Kannen geläut't als mit den Klosterglocken, und dann, anstatt ihn im Klosterstall zu füttern, in Ochsenfurt verkaufen lassen. (Dort hab ich ihn gekauft, nit wissend, wen ich in meinen Stall gebracht.) Jetzund sei seine Ochsenzeit abgeloffen und er bitte mich um Gotteswillen um ein Almosen. Ich laß den geistlichen Herrn aufsitzen und er verspricht mir noch am Tor, wo er in eine Herberg schlüpft, er wolle drei Rosenkränze für mein ewig Seelenheil beten. Und jetzt find ich den geistlichen Herrn, den Kannenläuter, zum zweitenmal als Ochsen wieder. Da guckt, da vorn am Kopf seht Ihr die Platte. Aber ich bin nit mehr so dumm und warn auch jeden, das Vieh zu kaufen.'

„Da schrie der andere Bauersmann: ‚Du Knollfink! Der Ochs ist echt; ich hab ihn von einem Pater Kapuziner gekauft.' Da sagte ich: ‚Ihr seid geprellt worden, Landsmann! Zwei Schelme haben Euch geprellt; der eine hat Euch, derweil Ihr schliefet, Euern Ochsen ausgespannt und der andere sich in das Zeug gestellt.' Die Würzburger aber zeigten wieder, daß sie nit allein geistlich lachen kunnten. Als ich aber meiner Wege weiter ging, dacht ich mir: Was doch in einer heiligen Stadt für Wunder passieren! Doch kaum hab ich den Gedanken ausgedacht, als ich meinen Trompeter mit einem Steckenknecht daherkommen sah; dem armen Schelm waren die Hände kreuzweis gebunden, und ich merkte gleich, daß ihm etwas zugestoßen sein müsse. ‚Reit dich der Teufel, Lorenz,' sag ich, ‚wie kommst denn du in die Gesellschaft?' Da sagt der Schelm: ‚Der Teufel reit mich nit; aber ein Domherr hat mir die Suppe eingebrockt.'

„‚Was hast du mit der Geistlichkeit zu tun?' ‚Das will ich Euch erzählen, gnädiger Herr, wenn Ihr mitkommen und beim Gericht für mich gutstehen wollt. Gestern abend, als ich meinen Gaul versorgt, bin ich ganz ausgehungert zu meinem Schätzlein gangen, um mir Gut's zu tun; sie ist

aus meinem Ort, aus Bütthart, und dient beim Stangenbeck in der Domgasse. Sie spülte in der Küche und war schier außer sich vor Freud, als sie mich kommen sieht, und steigt auch gleich in den Keller, um Wein zu holen, derweil ich in der Küche sitzen bleib. Da hör ich Hungermäulchen aber plötzlich Tritte und Getuschel auf dem Ehren[1]) und schlüpfe, da ich nicht weiß, wer kommt, eilends in den Rauchfang und halt mich an den Räucherstangen fest. Wer aber kommt herein? Die Stangenbeckin mit einer Kannen fast zwei Ellen hoch, einem Laib Brot und einem Schinken, und hinter drein watschelt ein Domherr. ‚Die Lies muß aus dem Haus,‘ hör ich das Weibsbild sagen. ‚Sie will mir nit folgen, wie Ihr selbst gesehen habt eben.‘ Dabei legt sie fein alles, was sie trägt, auf den Küchentisch, breitet ein leinen Tuch darüber, und die beiden Leut setzen sich nun davor auf einen Stuhl und fangen an zu schnabulieren. Nimmt er einen Schluck, nimmt sie einen Schluck, und dazwischen spielen sie das Mündleinspiel, bei dem man nit verlieren kann. Endlich sind sie fertig; der hochwürdige Herr wischt sich den Mund und sagt: ‚Gut war's! Jetzt fehlt nur die Musik!‘ Da greif ich, dem der Weinruch und der Schinken in die Nase sticht, nach meiner Trompete, die mir am Hals hängt, und schmettere ihnen das Lied ‚Bruder Liederlich, was saufst dich so voll?‘ in die Küche herunter, daß die da unten vom Stuhl herunterkugeln, und fort, hinaus sind sie! Ich, auch nit faul, laß mich herunterfallen, nehm den Schinken und den Mantel, den der Herr zurückgelassen, und lauf in's goldene Einhorn, wo mich die Schiffer, die da beisammen hocken, für närrisch halten, weil ich nit essen kann vor lauter Lachen. Den Mantel aber verkaufte ich am nächsten Tag an einen Kleiderjuden, der mich kannte; denn mein Beutel ist heuer so mager wie eine Kirchenmaus. Es muß mich aber der Hund verraten haben, denn vorhin kommt der Mann da und will mich aufs Gericht und in das Stockhaus führen.‘

„Inzwischen waren wir aufs Gericht gekommen, und als wir ein Gemach betreten, wo drei Schreiber hinter einem Tisch sitzen, hör ich schon meinen Domherrn schreien: ‚Er muß mir an den Galgen, der Läusedieb. Zwei neue Mäntel hat er mir gestohlen! Den einen hab' ich da, den andern hat er noch.‘

„Da fragt ein Männlein, das hinter einem Tisch quästioniert, was ich mit dem Manne wölle. Ich sage: ‚Der Mann ist mein Trompeter und hat den Mantel redlich verdient.‘ ‚Wie wollt Ihr das beweisen?‘ fragt der Richter wieder. ‚Ei, er hat Hochzeitsmusik gemacht und muß von seinem Amt leben. So und so sieht die Braut aus, gelt, Lorenz?‘ Und ich fang an, die Stangenbeckin, die ein loses Weibsbild ist, leibhaftig zu beschreiben.

„Als der Domherr merkt, daß wir seine Schliche kennen, sagt er plötzlich: ‚Das ist gar nit mein Mantel,‘ und geht hinaus. So bekam ich meinen Trompeter los, sagte ihm aber: ‚Einmal bist du der Stärkere gewesen, aber ein zweites Mal laß ich dich hängen.“

Hier tat der Erzähler einen mächtigen Trunk und sagte: „Verzeih mir der wohlehrwürdige Herr, daß ich ihm solche gottlosen Geschichten auftische;

[1]) Hausflur.

aber das sind vergangene Possen, und ich glaube, unser Herrgott hat uns den verfluchten deutschen Krieg, der jetzt zu End ist, nur deshalb auf den Hals geschickt, daß wir uns in Demut bekehren; denn wir sind allesamt böse Sünder und mangeln der echten Heiligkeit. Die Würzburger Domherren aber sind jetzt lauter heilige Leut, die Tag und Nacht im heiligen Augustinus und anderen frommen Vätern lesen, Wasser trinken und auf Bohnenstroh schlafen, wenn sie nit grad die Meß lesen oder Kindstauf halten.

„Doch ich fahr fort, damit Ihr die List des Glückes, das mir einen Possen zugedacht, recht erfaßt: Dieser Gerichtshandel hatte mich aber dermaßen hingehalten, daß ich erst gen Abend auf mein Pferd gekommen bin. Und als ich die Großrinderfelder Steig gegen Bischofsheim herunterreite, wo mein liebwerter Freund, der Amtmann Kaspar Lerch zu Dürnstein, eine fürtreffliche Weinordnung erlassen, war es finstere Nacht und ein Gewitter im Anzug. Es ist aber selbiges Jahr ein wunderseltsam Jahr gewesen; im September haben noch die Bäume und Rosenhecken geblüht, und die Weinblut ist erst im August zu End gegangen. Wie ich nun als durstiger Mann an die Paragraphos obgemelter Ordnung denke und meine Lefzen lecke, fängt es auf einmal an, hinter mir herzubrausen, als ob die wilde Jagd oder der Schimmelreiter unterwegs wären. Mein Gaul macht einen Sprung in den Graben, und da saust's auch schon vorbei, ein Wagen, der mit einer Blaiche zugedeckt ist, und kein Fuhrmann ist zu sehen. Ich denke, auf einem Wagen fährt der Teufel nit durchs Land und streichle meinen Gaul, der Euch am ganzen Leibe zittert. Er geht auch wieder hundert Schritt; dann bleibt er stehen und ist nit von der Stell zu bringen. Ich steig herunter, um zu sehen, was den Rappen aufhält; da hör' ich ein Weinen, wie wenn ein kleines Kindlein weint, und richtig: vor meinem Gaul liegt in einem Bündlein ein armes Würmlein eingewickelt und setzt das Schreien fort, mit dem es in die Welt gekommen; denn weinend kommen wir alle in dieses Jammertal, als ob wir wahrlich wüßten, was uns da erwartet.

„Ich nehm das Kindlein auf mein Pferd, um es in Bischofsheim im Spittel abzugeben; aber die Spittelweiber schlafen fest, und wie ich auch klopf, kein Lichtlein läßt sich sehen. Was sollt ich tun? So reit ich denn mit meinem Fündling im Arm, in finstrer Nacht bei Wind und Wetter über den Stammberg nach Bissingen herein und den Galgenberg herauf um zwei Uhr in der Früh. —

„Am Morgen seh ich, daß mein Verwalter die Augen voller Wasser hat, und als ich frag, was ihn gebissen hätt, sagt er, ihm sei ein Mägdlein weggestorben. ‚Ich hab Euch wieder eins mitgebracht,‘ sag ich und führ ihn vor die Bank, auf der mein Fündling liegt. Er kratzt sich eine Weile hinter dem Ohr und sagt: ‚In Gottes Namen!‘

„Es war aber kein Windlein da, das uns hätte sagen können, weß Standes das Mägdlein gewesen, das so in mein Haus gekommen und mit dem Büblein des Verwalters, das just ein Jährlein älter gewesen, aufgewachsen ist. Ich selber habe bald darauf noch andere Ritte in meinem Dienst tun müssen und hab auch in der Schwedenzeit mehr Drangsal ausgestanden, als einem Christenmenschen nötig ist, um seine schwersten Sünden abzubüßen. Dreimal haben mir die schwedischen Hunde, die in Schweinberg

drüben auf dem Schloß gelegen, mein Dach angezünd't und zehnmal meinen Keller ausgeplündert. Ihr seht aber, mein Haus stehet dennoch, Gott sei gelobt in Ewigkeit. Amen.

„Das kleine Fündelmägdlein aber, das wir Magdalene taufen ließen, hab ich nur hie und da gesehen, wenn mir der verfluchte Krieg Zeit gelassen nach dem Meinigen zu sehen. Es mochte sieben Jahr nach meinem Mainzer Gesandtenritt sein, da komm ich Sommers einmal in mein Rosengärtlein unten, das auf einem Mauerwerk gen Süden liegt. Da sitzen die beiden Kinder, die meines Kommens nit gewahr werden, beieinander in der Rosenlaube, das holdselige schwarze Ding, dessen Augen wie Karfunkel glühen, neben dem Buben des Verwalters. Das Kind hatte auf dem Kopf ein rotes Rosenkränzlein und ein gelbes Kleidchen an. Sie hielten sich bei den Händlein und sangen vor sich hin, wie Kinder singen, daß Euch eine Wehmut überkommt vor solcher Unschuld, die nichts wissend in die Welt blickt. Dann stand das bräunliche Dinglein auf, faßte sein gelbes loses Röcklein mit den Fingerspitzen, streckte sein nacktes Füßlein vor und fing an, vor dem Büblein einherzutanzen, als ob dieses der König David wär, der sich aufs Tanzen wohl verstanden haben muß, wie's in der heiligen Schrift zu lesen steht. Da faßte mich ein weh Gefühl, und ich ging weg; denn ich hab selbst kein Kind, mein Ehgemahl ist mir im ersten Kindsbett weggestorben und hat den Engel gleich wieder mitgenommen.

„Also wuchsen die Kinder wie durch Gottes Wunder wohlbehütet in dem verfluchten Krieg heran. Oftmals, wenn ich die Steig heraufgeritten bin, hörte ich die Madlene, die von Jahr zu Jahr an Schönheit zugenommen, singen und die Stimme schwebte überm Haus und den Berg herunter, daß die Fuhrleute ihre Gäule unten stehen ließen und auf den süßen Hall horchten. Des Verwalters Söhnchen aber, der als mein Patenkind Velten heißt, lief immer hinter dem lieblichen Mägdlein her, nit anders als ein Hündlein. ‚Die müßt Ihr zusammen geben, Hansjörg,‘ sag ich einmal zu dem Alten. Der sagt nit ja, nit nein, und ich merkte schon, daß er nit Willens war und andre Dinge im Kopfe hatte.

„Als ich in diesem Frühjahr meinen Abschied genommen, — ich mochte nit mehr dem neuen Fürsten dienen — da sagte mir beim Heimkommen der alte Kauz, er habe seinen Sohn mit der Tochter des Schloßverwalters in Königheim versprochen, welcher Ort, wie er, hochwürdiger Herr, wohl weiß, ein Lehen der Krone Böhmen mitten im Land zu Franken ist. ‚Und die Madlene?‘ fragt' ich. ‚Bleibt auf dem Schloß,‘ sagt der Alte, ohne mich anzusehen. Ich wußte aber, daß die reiche Tochter des Schloßverwalters, der ein spitznasiger Böhm ist, einen kleinen Buckel hat, und sagte spöttelnd zu dem Alten: ‚Wenn Euer Velten die Böhmin nimmt, wird ihm seine Ehefrau dankbar sein, wenn er ihr den Buckel abräumt.‘

„An dem Tag aber, wo die Hochzeit sein sollte, war auch die Madlene verschwunden und nirgends aufzufinden. Am Tag darauf in aller Frühe ist sie jedoch schon wieder da, als ob gar nichts geschehen wäre. Sie wollte nur die Braut sehen, sagt sie zu mir, ohne mich anzugucken, und nimmt sich, wie vorher, all der Dinge im Hause an, läßt die Brücke nieder, läutet das Glöcklein und gibt den Armen zu essen; nur das Singen hat sie eingestellt.

„Doch itzt, hochwürdiger Herr, beginnt ein Sommer, wie ich ihn noch nit erlebt. Oft fuhr ich des Nachts aus dem Schlaf auf, die Hunde bellten, und draußen in der Nacht da war ein Gehen, ein Flüstern und ein Gelärm, als wär der Teufel los. An einem Morgen fand man unten an der Mauer vorm Rosengärtlein eines Bauren Sohn aus Brehmen liegen; der hatte ein Messer in der Brust stecken, grad unterm Herzen. Zwei Wochen drauf liegt an der gleichen Stell ein zweiter tot, und reit ich aus, seh ich die Leimstängler und Buhler in die Haselbüsche oder Reben schlüpfen, den ganzen Sommer durch just einen Tag wie den andern."

Hier setzte der Hagere wieder ab, tat einen noch mächtigeren Trunk und erhob hierauf mit dem Kannendeckel ein klapperndes Geläute, das auch den alten Diener wieder hereinlockte, der sofort lautlos mit den leeren Kannen im Dunkel verschwand.

„Merkt Er nun, wohlehrwürdiger Herr, welchen Possen mir das Glück gespielt, als es mir das Kindlein auf den Weg gelegt? Ich komme aus Krieg und Plackereien heim und will — o edles Leben! — in meinem Haus der Altersruhe pflegen und in meinem Weltgärtlein aller Mühseligkeiten und Begierden los und ledig sein und gerate in ein Troja, wo verbuhlte Bauernrüpel eine Helenam belagern und den Diomedem und Ulyssem agieren. Ich glaube ein christlich Werk zu tun und plumpse in eine Teufelsgauklerei, von der ich noch nit weiß, wie sie ausgeht. Dieweil ein loses Weibsbild, das nit auf heiligen Füßen geht, nit weiß, was geistlich Fasten heißt, komm ich zu spät auf meinen Gaul und sitze nun mit Ihm, hochwürdiger Herr, beim Sorgenwein und denke: Hol der und jener jeden Frauenschuh, in dem das Tierlein geht, das Zöpfe hat. Ich bilde mir ein, alle Dinge sind so mit Spott durchtränkt, wie eine Birn mit Saft, und wir sind Gottesnarren, die in einem Spiel mittun, das nit für uns gespielt wird; und lacht ein Narr recht laut, so lacht ein Gott aus ihm, der sich die Possen immer wieder agieren läßt und seiner eigenen goldenen Narretei nit müde wird. Drum hat der alte Poet Homerus, der liebliche Phantast, die Götter der Heiden lachend dargestellt auf einem hohen Berg. Und alles kehret wieder auf dieser Welt, Helena und Troja, nur verändert, wie das tückische Glück es will in unserer armen Gotteszeit.

„Als Sonntags drauf mein Vetter Heinz von Gamburg hergeritten kommt und wir beim Wein und Konfekt sitzen, sagt er: ‚Nun will ich auch das Herlein sehen!‘ ‚Was Herlein?‘ frag ich. „Nun," sagt er, „was man in der Gegend redet. Das Becken-Dörlein hat gestern auf der Leiter in Lauda bekannt, sie sei auf dem Herentanzplatz an der Linde zu Königshofen gewesen. Da seien noch eine Menge Leuts gewesen; ein grüner Jäger habe mitten in der Linde auf einem Katzenschwanz den Tanz gepfiffen: Nun pfeifen wir den Firletanz, den Burlebanz! und der Schinder-Kaspar aus Lauda habe nachher mit der schwarzen Madlene, die sie von der böhmischen Hochzeit her gekannt, über Bäume und Dornhecken hinweggetanzt.‘

„Wir aber reden noch von der Herensalbe, wie man sie kocht und macht, da fängt unten ein Lärmen und ein Schreien an; wir stehen auf und steigen dem Lärm nach ins Rosengärtlein hinab. Da stehet die Madlene oben auf der Mauer und sieht zu, wie sich zwei Burschen unten in den Reben

mit zwei Messern abtun. Sie sagt kein Wort, sie lacht auch nit, sie schaut nur zu. Ich schrei: ‚Die Hunde über euch!‘ Sie hören nit und ruhen nit, bis einer von den Lümmeln da liegt und der andere wie ein Hase blutet.

„Als ich das Mägdlein anseh, geht sie weg, mit einem Aug, wie ich es nie gesehn, so voll des Menschenjammers, daß es mich elendiglich erbarmte. Ich fang an, zu überlegen, was da im Spiel sein möcht; denn in Liebessachen glaub ich nit recht an Hexerei, und das Mädchen sieht zu traurig in die Welt. Ich weiß nit, hochwürdiger Herr, ob Er auf Menschenblicke in seinem geistlichen Leben acht gegeben. Die einen gehn umher und sehen aus, als hätten sie ihre Seele schon aufgegeben und lebten mit den Geistern, die mit himmlischen Füßen in einem Abgrund wandeln. Die andern haben Augen so voll Trauer, daß man meinen könnt, sie hätten im heimlichen Mutterleib schon erfahren, wie es mit dieser Welt bestellt ist, wo selbst ein roter Rosenregen in einem Regen salziger Tränen untergehen müßt. Item, der Blick des Mägdleins ließ mir keine Ruhe, und ich ärgerte mich doch des Mitleids, wenn ich an die Tribulationen dachte, der ich sobald auch nit ledig werden sollt.

„Am Kräutertag[1]) in der Früh zieh ich mein samten Wams an, um in das Hochamt zur Kräuterweih nach Bissingen zu reiten. Da hör ich wieder unten schreien, und als ich in den Hof komm, steht die Madlene da, hat einen Büschel Kräuter in der Hand und guckt an dem Turm in die Höhe, auf dem das Glöcklein hängt. Der Turm war mir von den Schwedenhunden dreimal angesteckt worden und hat kein Dach mehr; aber oben hängt an einem kleinen Galgen ein Glöcklein und wachsen Nesseln, wilde Rosen und Tausendguldenkraut, das man zum Weihbüschel braucht. An dem Glockenseil aber klettert just ein Männlein in die Höhe, und unten steht die Madlene und lacht und lacht ein böses Lachen meiner Seel, wie ich es noch nie aus einem Frauenmunde vernommen. Und wie der Kerl das Lachen hört, da läßt er das Glockenseil los, als hätt ihn ein böser Blick von hinten gestochen und stürzt herunter in den Hof und bricht sich das Genick. Wer aber, meint Ihr, ist's? Der Mann der Böhmin, mein Patenkind, der Velten. ‚Du Hex‘, schreie ich die Madlene an, ‚was machst du da?‘ Doch sie steht da mit stummem Blick, und wird nit rot und wird nit blaß und guckt in einem fort auf den Leichnam, der ganz erschröcklich anzusehen ist. Da laufen meine Leut herbei und schreien und jammern durcheinander, und ich muß die Hexe in den Turm stecken, damit sie ihr nichts antun; denn sie wußten alle, daß sie in Königshofen an der Linde beim Maientanz gewesen. Da sitzt sie nun stumm wie ein Marmorbild und spricht kein Wort und rührt kein Bißlein an. Wollt schon zu Ihm, hochwürdiger Herr, hinunterreiten, um mir Rats zu erholen. Und nun ergeht mein Bitte, Ihr mögt dem Mägdlein ins Gewissen reden und erfahren, ob sie den Mann verhext, daß er sein Leben lassen mußte im Sturz, und wie es mit dem Hexentanz gewesen. He, Lorenz, führ den hochwürdigen Herrn, daß er nit stolpert.“

Dem Dekan war es indessen zumute, als ob ein Wandelzug seltsamer Bilder vor seinen Augen einherschwebe; er erhob sich und folgte dem alten Diener, der eben zwei neue Kannen auf den Tisch gesetzt hatte und sich nun

---

[1]) Mariä Himmelfahrt, am 15. August.

an einem Schlüsselbund zu schaffen machte. Draußen auf dem Gang nahm der Alte ein kleines Laternchen, das auf einer Truhe stand, und leuchtete dem Pfarrherrn voran, der, von einem leisen Grauen geschüttelt, folgte. Sie stiegen eine steinerne Treppe hinab, gingen über einen Hof und betraten einen feuchten Kellergang. „Hier ist sie," sagte der Alte, indem er die Türe zu einem Gelaß öffnete und sofort hinter dem Eintretenden verschloß, nachdem er das Laternlein in eine Maueröffnung gesetzt hatte.

Da hockte in der Ecke auf einem Bündel Stroh eine weibliche Gestalt, die sich nicht rührte und nicht regte; nur in den Augen, die aus den schwanken Finsternissen glühten, als käme ihr Licht aus einer anderen Welt, war etwas wie ein starres Leben. Reglos, wie gebannt von einem Hexenzauber blieb der Pfarrherr vor dem Wesen stehen, bis es ihn mit einem Male wie eine Wandlung des Entsetzens, wie schwindende Erinnerung, wie eine seligsüße, jammervolle Gegenwart erfaßte.

Er hätte schreien mögen: Wie kommst du hierher in dieses Elend? Doch kein Wort will über seine trockenen Lippen, und auch die Augen in dem Dunkel bleiben stumm und fragend, wie ein berauschend wildes Glück und eine dunkle Welt des Jammers, in die er sie einst gehen ließ in mailich holder Zeit. Und — horch — da klingt das Armesünderglöcklein zag und fern; sein Auge sieht — Entsetzen! — einen Holzstoß aufgetürmt; schon nahen Tritte, ein Brausen wie von einer Menge tönt herein; es regt sich in der Ecke und — — eine Stimme vor ihm grüßt erstaunt und schüchtern: „Gelobt sei Jesus Christus!"

Mit weiten Augen blickte der Traumbefangene im Morgengrauen um sich; vor ihm im Nebel stand der Schäfersjörg und starrte den geistlichen Herrn wie ein Gespenst an. Fern aus dem Morgennebel tönte ein kleines Kirchenglöcklein herauf.

„Wo bin ich denn?" fragte der Dekan, dem es wie ein dumpfer Ring um die Stirne lag und der doch eine wunderbare Erleichterung empfand, daß alles, was ihm diese Nacht gezeigt, nur ein wüstes Traumgesicht gewesen war.

„Uff'm Galcheberig, beim Schweden-Schlouß."

„Ich hab' mich im Nebel verirrt," sagte endlich der hochwürdige Herr, der das Bedürfnis fühlte, seine Anwesenheit auf dieser Höhe zu erklären. „Ich komm' von Schwarzenbrunn."

„Jo, der Nebel is uf amol dog'wen," sagte der Schäfersjörg, dem es jetzt wieder unbehaglich in der Nähe des geistlichen Herrn zumute wurde; „ich ho mein Pferch do vorn."

„Weis mir den Weg," sagte der Dekan, in dem nun die Gesichte dieser Nacht und eine quälende Erinnerung zu einer schmerzlich wüsten Dumpfheit ineinander flossen; auch empfand er einen starken Widerwillen gegen den Burschen, der ihn in einer Stunde irdischer Schwachheit gefunden hatte. Nach einer Weile raschen stummen Gehens, als sie an der Stelle standen, wo die beiden Burgwege am Höhenrand sich vereinigen, blieb er vor dem Schäferburschen stehen, dessen hübsches, treuherziges Gesicht eine wachsende Befangenheit verriet; denn er gedachte seines gestrigen Ganges mit der Emerenz und meinte, die Donnerpredigt müsse nun jeden Augenblick losgehen. Der geistliche Herr aber fing in gestrengem Ton an, den Jörg

über seine Eltern, seine Kindheit, seine Lehr- und Militärzeit auszufragen. Der Knecht gab verständige Antworten, deren Bündigkeit dem Frager immer besser gefiel; ja, der Bursche wurde beredt, als er auf die Schafzucht zu sprechen kam und dem Dekan auseinandersetzte, was da alles von den Gemeinden getan werden könne und müsse, um sie zu heben. Der Dekan ging auf alle Einzelheiten ein, um seinen Bauern auch hierin gelegentlich den Meister zeigen zu können, und machte sogar ein geistliches Scherzchen über die Leithämmel, die nicht nur in der Schafzucht eine Rolle spielen!

Dann durchfuhr ein glücklicher Gedanke das dumpfe Hirrn des Pfarrherrn; er horchte in die Tiefe hinab, wo es eben das erstemal zur Messe läutete, und sagte kurz: „Du kannst nächsten Sonntag nach dem Amt zu mir kommen; wenn alles wahr ist, was du mir erzählt hast, sollst du die Emerenz haben. Ich werd' mit ihrer Mutter reden."

Der Schäfersjörg wußte vor Überraschung kein Wort hervorzubringen; er stand noch an der gleichen Stelle, als die dunkle Gestalt des Dekans schon in dem weißem Nebelmeer, das in der Tiefe wogte, verschwunden war.

„Tyras, Tyras!" schrie er plötzlich, und durch die weiße Nacht des Nebels klang dem Dekan ein Jauchzen nach, während er raschen Ganges in die Tiefe schritt, dem wallenden Geläute der Glocken entgegen, das wie aus einer blauen seligen Höhe herabzuklingen schien.

Deutsche Lyrik. III.

Angebinde.

Von Hans Joachim Wagner in München.

Einer Freundin, eines Freundes sei gedacht.
Unserm Bunde sind die Garben
Meiner Lieder zugebracht.
In den Jahren wirrer Trübung,
In den Jahren heiliger Reue
Blieb von allen Fahrtgenossen,
Die entkeimten, die verdarben —
Ihre Stäte, sich're Treue
Ein Vermächtnis guter Welten
Die zu Zeugen, zu Verwesern
Ihrer Schönheit uns bestellten.

Mädchenliebe.

Von Emil Ermatinger in Winterthur.

Ich sprang den frühlinghellen Tag,
Jungjunges Kind, durch Feld und Hag;
Die Sonne wollt ich fangen.
Die Mutter band ein Schleierlein
Mir vors Gesicht: „Behalt es fein!“
Ich riß es von den Wangen,

Und schwang das Tüchlein zart und lind
Und warf es hin dem Frühlingswind —
Hei, war's ein lustig Flattern!
Doch schon am nächsten Hügelsteig
Da mußt' ein grüner Rosenzweig
Das Weh'nde mir ergattern.

Die Mutter schalt. Mir war nicht bang.
Ich lief den lieben Sommer lang
Tagtäglich zu dem Strauche
Und saß, das Herz voll süßer Lust,
Den Schleier flattern aus dem Blust
Im rosenduftigen Hauche.

Nun ist der Sommer längst dahin.
Ich geh hinaus. Die Nebel zieh'n,
Die Sonne will nicht scheinen.
Mein Tüchlein hängt am kahlen Ast,
Ist windzerfetzt und sonnverblaßt,
Und weinen muß ich, weinen.

Heimweh.

Von Emil Ermatinger in Winterthur.

Hoch am Berghang im Gestein
Sitz ich überm weiten Tale.
Als ein schlummerdunkler Wein
Schwillt die Nacht in grüner Schale.

Wie aus Tages lautem Mund
Letzter Glockenton verklungen,
Hat sich aus verschwieg'nem Grund
Heimweh zitternd losgerungen.

Sieh da! Plötzlich in dem Tal
Blitzt aus offnem Hüttenraume
Durch die Nacht ein roter Strahl,
Und ich schaue wie im Traume.

Von der loh'nden Glut umwallt
Seh ein Weib ich an dem Herde,
Hoch, von herrlicher Gestalt,
Und zwei Kinder an der Erde.

Da — vorbei! Ein dumpfer Schlag.
Finsternis schließt ihre Kreise.
Von den Gipfeln bleicht der Tag.
— Heimweh raunt und flüstert leise.

An die Nacht.

Von Martin Boelitz in Nürnberg.

Hirte, treibe deine Herden
Nicht so hoch ins rote Licht.
Will es endlich Abend werden?
Sterne, warum glüht ihr nicht?

Laß mich deine Nähe spüren,
Komm, o komm, geliebte Nacht!
Öffne mir die seligen Türen
Süßer Träume holde Nacht!

Verantwortlich: Für den politischen Teil: Friedrich Naumann in Schöneberg; für den wissenschaftlichen Teil: Paul Nikolaus Cossmann in München; für den künstlerischen Teil: Wilhelm Weigand in München-Bogenhausen.

Süddeutsche Monatshefte

UNTER MITWIRKUNG VON
PAUL NIKOLAUS COSSMANN ◦ JOSEF HOFMILLER
PAUL MARSOP ◦ FRIEDRICH NAUMANN
HANS PFITZNER ◦ HANS THOMA
HERAUSGEGEBEN VON
WILHELM WEIGAND

I. JAHRGANG ◦ 1. HEFT ◦ JANUAR 1904

INHALT:

MÜNCHEN UND LEIPZIG
VERLAG DER SÜDDEUTSCHEN MONATSHEFTE G. M. B. H.
IM BUCHHANDEL BEI GEORG MÜLLER

SÜDDEUTSCHE MONATSHEFTE

Der Jahrespreis beträgt M. 12.—, das Einzelheft kostet M. [illegible]. Abonnements und Bestellungen auf Einzelhefte werden durch alle Buch- [illegible] des In- und Auslandes oder aber auch direkt durch den Verlag entgegengenommen.

Insertionspreise: Die Seite M. [illegible], die halbe Seite M. [illegible], die [illegible] Seite M. 30.—, die achtel Seite M. 15.—. Bei [illegible]maliger Aufnahme [illegible], bei sechsmaliger 8 1/3 %, bei zwölfmaliger 20%. Beilagegebühr M. [illegible]. Grössere Aufträge nach besonderem Übereinkommen.

Um eine freundlichst zugedachte Zusendung von [illegible] zu [illegible]lerischen Unternehmungen, sowie insbesondere von [illegible] erschienenen Werke bitten wir zu unterlassen.

Redaktionelle Zusendungen an die „Redaktion der Süddeutschen Monatshefte, München XXIII.“

Sprechstunden der Redaktion: München-Bogenhausen, [illegible], Samstags von 3–5.

Alle geschäftlichen Zuschriften und Sendungen, [illegible], an den Verlag, München, Königinstrasse 62.

Inhalt des am 15. Januar 1904 erscheinenden 2. (Februar-) Heftes:





Süddeutsche Monatshefte

UNTER MITWIRKUNG VON
PAUL NIKOLAUS COSSMANN ∘ JOSEF HOFMILLER
PAUL MARSOP ∘ FRIEDRICH NAUMANN
HANS PFITZNER ∘ HANS THOMA
HERAUSGEGEBEN VON
WILHELM WEIGAND

I. JAHRGANG ∘ II. HEFT ∘ FEBRUAR 1904

INHALT:

MÜNCHEN UND LEIPZIG
VERLAG DER SÜDDEUTSCHEN MONATSHEFTE G. M. B. H.
IM BUCHHANDEL BEI GEORG MÜLLER

SÜDDEUTSCHE MONATSHEFTE

Der **Jahrespreis** beträgt M. 12.—, das **Einzelheft** kostet M. 1.50. Abonnements und Bestellungen auf Einzelhefte werden durch alle Buch- und Kunsthandlungen des In- und Auslandes und, wo solche nicht leicht erreichbar, durch den Verlag entgegengenommen.

Insertionspreis: Die Seite M. 60.—, die halbe Seite M. 35.—, die viertel Seite M. 20.—, die achtel Seite M. 10.—. Bei dreimaliger Aufnahme 25% Rabatt, bei sechsmaliger 33⅓ %, bei zwölfmaliger 50%. Beilagegebühr M. 10.— pro Tausend. Grössere Aufträge nach besonderem Übereinkommen.

Uns etwa freundlichst zugedachte Zusendung von Eintrittskarten zu künstlerischen Veranstaltungen, sowie insbesondere von Rezensionsexemplaren neu erschienener Werke bitten wir zu unterlassen.

Redaktionelle Zusendungen an die „Redaktion der Süddeutschen Monatshefte, München XXIII."

Sprechstunden der Redaktion: München-Bogenhausen, Sternwartweg 1, Samstags von 3—5.

Alle geschäftlichen Zuschriften und Sendungen, sowie Geldsendungen an den Verlag: München, Königinstrasse 59.

Berichtigung:

Der in unserm ersten Heft veröffentlichte Aufsatz Paul Marsop's ‚Die Kunststadt München' ist bedauerlicherweise durch eine Zeilenverschiebung entstellt worden. Die Zeilen 3 bis 15 auf Seite 45 gehören natürlich auf Seite 44 nach Zeile 7. Diese Verschiebung erfolgte beim Umbrechen, nachdem die Korrekturstreifen vom Verfasser durchgesehen und in Ordnung gefunden worden waren.

Der Gesamtauflage dieses Heftes ist ein Prospekt beigelegt, enthaltend ein Verzeichnis der erschienenen und in Aussicht stehenden Beiträge.

Süddeutsche Monatshefte

UNTER MITWIRKUNG VON
PAUL NIKOLAUS COSSMANN ∘ JOSEF HOFMILLER
PAUL MARSOP ∘ FRIEDRICH NAUMANN
HANS PFITZNER ∘ HANS THOMA
HERAUSGEGEBEN VON
WILHELM WEIGAND

I. JAHRGANG ∘ III. HEFT ∘ MÄRZ 1904

INHALT:

MÜNCHEN UND LEIPZIG
VERLAG DER SÜDDEUTSCHEN MONATSHEFTE G. M. B. H.
IM BUCHHANDEL BEI GEORG MÜLLER

SÜDDEUTSCHE MONATSHEFTE

Der Jahrespreis beträgt M. 12.—, das Einzelheft kostet M. 1.50. Abonnements und Bestellungen auf Einzelhefte werden durch alle Buch- und Kunsthandlungen des In- und Auslandes und, wo solche nicht leicht erreichbar, durch den Verlag entgegengenommen.

Insertionspreis: Die Seite M. 60.—, die halbe Seite M. 35.—, die viertel Seite M. 20.—, die achtel Seite M. 10.—. Bei dreimaliger Aufnahme 25% Rabatt, bei sechsmaliger 33⅓%, bei zwölfmaliger 50%. Beilagegebühr M. 10.— pro Tausend. Grössere Aufträge nach besonderem Übereinkommen.

Uns etwa freundlichst zugedachte Zusendung von Eintrittskarten zu künstlerischen Veranstaltungen, sowie insbesondere von Rezensionsexemplaren neu erschienener Werke bitten wir zu unterlassen.

Redaktionelle Zusendungen an die „Redaktion der Süddeutschen Monatshefte, München XXIII.“

Sprechstunden der Redaktion: München-Bogenhausen, Sternwartweg 3, Samstags von 3—5.

Alle geschäftlichen Zuschriften und Sendungen, sowie Geldsendungen an den Verlag: München, Königinstrasse 59.

Inhalt des am 15. März 1904 erscheinenden 4. (April-) Heftes:

[Änderungen vorbehalten.]

Süddeutsche Monatshefte

UNTER MITWIRKUNG VON
PAUL NIKOLAUS COSSMANN ∘ JOSEF HOFMILLER
FRIEDRICH NAUMANN ∘ HANS PFITZNER
HANS THOMA HERAUSGEGEBEN VON
WILHELM WEIGAND

I. JAHRGANG ∘ IV. HEFT ∘ APRIL 1904

INHALT:

MÜNCHEN UND LEIPZIG
VERLAG DER SÜDDEUTSCHEN MONATSHEFTE G. M. B. H.
IM BUCHHANDEL BEI GEORG MÜLLER

SÜDDEUTSCHE MONATSHEFTE

Der **Jahrespreis** beträgt M. 12.—, der **Quartalspreis** M. 3.50, das **Einzelheft** kostet M. 1.50. Abonnements und Bestellungen auf Einzelhefte werden durch alle Buch- und Kunsthandlungen des In- und Auslandes und, wo solche nicht leicht erreichbar, durch den Verlag entgegengenommen.

Insertionspreis: Die Seite M. 60.—, die halbe Seite M. 35.—, die viertel Seite M. 20.—, die achtel Seite M. 10.—. Bei dreimaliger Aufnahme 25% Rabatt, bei sechsmaliger 33⅓%, bei zwölfmaliger 50%. Beilagegebühr M. 10.— pro Tausend. Grössere Aufträge nach besonderem Übereinkommen.

Uns etwa freundlichst zugedachte Zusendung von Eintrittskarten zu künstlerischen Veranstaltungen, sowie insbesondere von Rezensionsexemplaren neu erschienener Werke bitten wir zu unterlassen.

Redaktionelle Zusendungen an die „Redaktion der Süddeutschen Monatshefte, München XXIII.“ Bei der grossen Anzahl der an uns gelangenden Manuskripte müssen wir bitten, nur deutlich geschriebene Manuskripte mit breitem Rande einzusenden und Rückporto beizulegen.

Sprechstunden der Redaktion: München-Bogenhausen, Sternwartweg [illegible], Samstags von 3—5.

Alle geschäftlichen Zuschriften und Sendungen, sowie Geldsendungen an den Verlag: München, Königinstrasse 50.

Dr. Paul Marsop ist, wegen Arbeitsüberbürdung zu seinem und unserem lebhaften Bedauern genötigt, aus unserem Herausgeberkollegium auszuscheiden, wird aber auch fernerhin als ständiger Mitarbeiter für unsere Zeitschrift tätig sein.

Vielfachen, insbesondere aus den Kreisen des Sortimentsbuchhandels an uns ergangenen Wünschen Rechnung tragend, eröffnen wir vom 2. Quartal ab **auch Quartalsabonnements** auf unsere Zeitschrift. **Der Abonnementspreis beträgt M. 3.50.** Bestellungen werden von allen Buchhandlungen und vom Verlag der Süddeutschen Monatshefte, München entgegengenommen.

In dem am 15. April 1904 erscheinenden 5. (Mai-) Heft werden unsere **Württembergischen Mitarbeiter** zum ersten Male in unserer Zeitschrift das Wort ergreifen.

Süddeutsche Monatshefte

UNTER MITWIRKUNG VON
PAUL NIKOLAUS COSSMANN ∘ JOSEF HOFMILLER
FRIEDRICH NAUMANN ∘ HANS PFITZNER
HANS THOMA HERAUSGEGEBEN VON
WILHELM WEIGAND

I. JAHRGANG ∘ V. HEFT ∘ MAI 1904

INHALT:

MÜNCHEN UND LEIPZIG
VERLAG DER SÜDDEUTSCHEN MONATSHEFTE G. M. B. H.
IM BUCHHANDEL BEI GEORG MÜLLER

SÜDDEUTSCHE MONATSHEFTE

Der Jahrespreis beträgt M. 12.—, der Quartalspreis M. 3.50, das Einzelheft kostet M. 1.50. Abonnements und Bestellungen auf Einzelhefte werden durch alle Buch- und Kunsthandlungen des In- und Auslandes und, wo solche nicht leicht erreichbar, durch den Verlag entgegengenommen.

Insertionspreis: Die Seite M. 60.—, die halbe Seite M. 35.—, die viertel Seite M. 20.—, die achtel Seite M. 10.—. Bei dreimaliger Aufnahme 25% Rabatt, bei sechsmaliger 33⅓%, bei zwölfmaliger 50%. Beilagegebühr M. 10.— pro Tausend. Grössere Aufträge nach besonderem Übereinkommen.

Uns etwa freundlichst zugedachte Zusendung von Eintrittskarten zu künstlerischen Veranstaltungen, sowie insbesondere von Rezensionsexemplaren neu erschienener Werke bitten wir zu unterlassen.

Redaktionelle Zusendungen an die „Redaktion der Süddeutschen Monatshefte, München XXIII." Bei der grossen Anzahl der an uns gelangenden Manuskripte müssen wir bitten, nur deutlich geschriebene Manuskripte mit breitem Rande einzusenden und Rückporto beizulegen.

Sprechstunden der Redaktion: München-Bogenhausen, Sternwartweg 3, Samstags von 3—5.

Alle geschäftlichen Zuschriften und Sendungen, sowie Geldsendungen an den Verlag: München, Königinstrasse 50.

Inhalt des am 15. Mai 1904 erscheinenden 6. (Juni-) Heftes:

(Änderungen vorbehalten.)

Süddeutsche Monatshefte

UNTER MITWIRKUNG VON
PAUL NIKOLAUS COSSMANN ○ JOSEF HOFMILLER
FRIEDRICH NAUMANN ○ HANS PFITZNER;
HANS THOMA HERAUSGEGEBEN VON
WILHELM WEIGAND

I. JAHRGANG ○ VI. HEFT ○ JUNI 1904

INHALT:

MÜNCHEN UND LEIPZIG
VERLAG DER SÜDDEUTSCHEN MONATSHEFTE G. M. B. H.
IM BUCHHANDEL BEI GEORG MÜLLER

SÜDDEUTSCHE MONATSHEFTE

Der Jahrespreis beträgt M. 12.—, der Quartalspreis M. 3.50, das Einzelheft kostet M. 1.50. Abonnements und Bestellungen auf Einzelhefte werden durch alle Buch- und Kunsthandlungen des In- und Auslandes und, wo solche nicht leicht erreichbar, durch den Verlag entgegengenommen.

Insertionspreis: Die Seite M. 60.—, die halbe Seite M. 35.—, die viertel Seite M. 20.—, die achtel Seite M. 10.—. Bei dreimaliger Aufnahme 25% Rabatt, bei sechsmaliger 33⅓%, bei zwölfmaliger 50%. Beilagegebühr M. 10.— pro Tausend. Grössere Aufträge nach besonderem Übereinkommen.

Uns etwa freundlichst zugedachte Zusendung von Eintrittskarten zu künstlerischen Veranstaltungen, sowie insbesondere von Rezensionsexemplaren neu erschienener Werke bitten wir zu unterlassen.

Redaktionelle Zusendungen an die „Redaktion der Süddeutschen Monatshefte, München XXIII." Bei der grossen Anzahl der an uns gelangenden Manuskripte müssen wir bitten, nur deutlich geschriebene Manuskripte mit breitem Rande einzusenden und Rückporto beizulegen.

Sprechstunden der Redaktion: München-Bogenhausen, Sternwartweg 3, Samstags von 3—5.

Alle geschäftlichen Zuschriften und Sendungen, sowie Geldsendungen an den Verlag: München, Königinstrasse 59.

BEILAGE

zum

6. Heft des I. Jahrgangs der
Süddeutschen Monatshefte

Die Tantiemen-Angelegenheit und der Kunstwart

Von

Siegmund von Hausegger

Die Tantiemen-Angelegenheit und der Kunstwart.

Von Siegmund von Hausegger in Frankfurt am Main.

An die Redaktion der Süddeutschen Monatshefte ist folgendes Schreiben gelangt:

Dresden-Blasewitz am 10. 4.

Sehr geehrte Herren!

In der Anmerkung zu seinem „offenen Brief" an Göhler (Süddeutsche Monatshefte S. 306) tut Herr von Hausegger eine Äusserung, die auf einem Missverständnisse beruht und deshalb selber missverstanden werden kann, ich bitte deshalb die folgenden Worte der Aufklärung freundlichst in Ihr nächstes Heft aufnehmen zu wollen. Göhler schloss seinen zweiten Aufsatz in Sachen der Konzerttantiemen im Kunstwart (XVII, 9. S. 561) mit den Zeilen: „und dann antworte uns ein Berufener, aber sachlich, unter der Berücksichtigung aller Verhältnisse." Mit keinem Worte ist davon die Rede, dass nach allem Vorhergegangenen, nach dem langen bisherigen Schweigen der Komponisten auf Göhlers ersten Aufsatz und nach all den mittlerweile in der musikalischen Fachpresse erschienenen Artikeln, diese Antwort im Kunstwart selbst erscheinen möge. Hätte dieser dann Hauseggers Replik aufgenommen, so hätte er auch Göhlers Duplik aufnehmen und schliesslich seinen wirklich knappen Raum zu Ungunsten der weit überwiegenden Mehrzahl der Kunstfragen einer eingehenden Erörterung von musikbetriebs-technischen Spezialfragen widmen müssen, wie sie meiner Überzeugung nach eben in die musikalische Fachpresse gehört. Die Annahme unsres verehrten Gegners Hausegger, wir lüden erst ausdrücklich zum Sprechen bei uns ein, um dann, wenn einer reden will, sofort zu sagen: „nein, du darfst nicht", ist nicht eben schmeichelhaft für unsre Intelligenz. In Wirklichkeit war unsres Amtes zweierlei: erstens die Anregung einer solchen Diskussion zwischen den Sachverständigen, zweitens das Hervorheben ihrer prinzipiellen Wichtigkeit und der Frage, ob nicht durch derartige Ausnutzungen des Urheberrechts ein grösseres Gut zu Gunsten eines kleineren geschädigt werde. Von Ehren- oder

auch nur von Anstandspflichten können ja derartige Raumbeschränkungen natürlich nicht entbinden: Wenn sich die Leiter der Anstalt für musikalisches Aufführungsrecht durch Göhlers Aufsatz persönlich verletzt fühlten, so stand ihnen selbstverständlich der Kunstwart zu einer Entgegnung offen, und ebenso selbstverständlich war es, dass ich die kurze Antwort der Komponisten an Göhler sofort im Kunstwart zum Abdruck brachte. Was Göhler über die Konzerttantiemen in Hinsicht auf den Musikbetrieb noch zu sagen hat, sagt auch er nicht mehr im Kunstwart, sondern in seiner Antworts-Broschüre auf die Flugschrift der Genossenschaft. Das urheberrechtlich Prinzipielle dagegen werde ich im Kunstwart noch besprechen, und bei dieser Gelegenheit auch sagen, weshalb mir Herrn von Hauseggers sachliche Einwände in diesem Falle nicht zuzutreffen scheinen.

Mit vorzüglicher Hochachtung

F. Avenarius,
Herausgeber des Kunstwarts.

In Beziehung auf Vorstehendes sei mir gestattet, den Hergang meiner Korrespondenz mit dem Kunstwart zu skizzieren. Ich hatte am 10. Februar[1]) noch vor Absendung des Manuskriptes Herrn Avenarius telegraphisch um Aufnahme meiner Erwiderung an Dr. Göhler ersucht. Darauf erhielt ich den umgehenden Bescheid, das nächste Kunstwartheft sei schon unter der Maschine. „Ich möchte Sie aber drauf aufmerksam machen, dass wir jetzt, nachdem wir Monate auf Monate gewartet haben, unsererseits unmöglich die Erörterung über diese Frage wieder aufnehmen können. Ich habe deshalb auch bereits Sommer eine Entgegnung abgeschlagen.“ Ich drückte hierauf mein Bedauern darüber aus, dass den von Göhler apostrophierten Komponisten eine Antwort im Kunstwart nicht gestattet sein solle und schloss den Brief mit folgenden Worten „. . . doch glaube ich wohl Anspruch darauf erheben zu können, dass meiner von Ihnen abgewiesenen Entgegnung im nächsten Kunstwartheft mindestens Erwähnung getan wird, weil ich vor dem Vorwurf geschützt zu sein wünsche, als hätte ich auf Göhlers Aufforderung geschwiegen.“ Zu meinem grössten Erstaunen fand sich im nächsten Kunstwartheft kein Wort davon, ebensowenig erhielt ich auch nur eine Zeile der Aufklärung, weshalb den Lesern des Kunstwarts so fürsorglich verheimlicht werden musste, dass Göhlers Angriffe eine Entgegnung gefunden. Als ich darüber Beschwerde führte, schrieb mir Avenarius am 24. Februar: „Wie können Sie mir zutrauen, dass ich auf Ihre Anfragen nicht geantwortet hätte. Ich habe Ihnen sogar in einem langen Brief ausführlich motiviert, weshalb ich Aufsatz und Anfrage nicht bringen konnte. Es ist, nachdem Monat über Monat von seiten

---

[1]) Herrn Musikdirektor Müller-Reuter, der der ganzen Angelegenheit in der „Rheinischen Musik- und Theaterzeitung“ Erwähnung tut, gab ich irrtümlich den 17. Februar an, da ich mich zu der Zeit auf Reisen befand und die Briefe nicht bei mir hatte.

Ihrer Meinungsgenossen ungenutzt vorüber gelassen, ganz unmöglich, in unserm Blatte jetzt Antworten zu bringen, da die Leser ein klares Bild von Göhlers Ausführungen nicht mehr im Kopfe haben können.“ Avenarius befindet sich in einem offenbaren Irrtum, wenn er meint, er habe mir motiviert, weshalb der Kunstwart sich über das Eintreffen meiner Antwort ausgeschwiegen hat. Einzig die Abweisung meines Aufsatzes war mir in dem vom 10. Februar datierten Brief begründet worden; seit meinem zweiten, erst hierauf erfolgten, oben wörtlich zitierten Ersuchen habe ich von Avenarius bis zu jenem 24. Februar überhaupt keinen Brief, nur ein paar Karten anderen Inhalts erhalten.

Wenn Avenarius auf dem Standpunkt steht, nur prinzipielle Erörterungen der Tantiemenfrage könnten im Kunstwart Aufnahme finden, so hätte er vor allem Dr. Göhlers Aufsatz abweisen müssen, der durchaus polemische Angriffe gegen die Genossenschaft und ihre Mitglieder enthält. Nachdem dies nicht geschehen, war meines Erachtens die Konsequenz unvermeidlich, auch die Angegriffenen an derselben Stelle zu Wort kommen zu lassen. Avenarius verweist uns auf die Musikzeitungen. Das nimmt mich Wunder. Wenn wir im Kunstwart antworten würden, besorgt Avenarius, seine Leser könnten nicht mehr genügend über Göhlers Aufsatz in Heft 3 (meine Entgegnung bezieht sich aber bekanntlich auf den zweiten, in Heft 9 erschienenen!) orientiert sein. Meint er vielleicht, die Leser der andern Zeitungen seien besser darüber orientiert? Ich kann nicht umhin, diesen Standpunkt als gänzlich verfehlt zu bezeichnen, da er den Verdacht unabweisbar aufkommen lässt, als sollten die Gegner Göhlers einfach mundtot gemacht werden, was wohl von einem so ernsten Blatte wie dem Kunstwart nicht anzunehmen ist.

Für den Inseratenteil verantwortlich: Georg Müller, München, Königinstrasse 59.
Druck von Herrosé & Ziemsen, Wittenberg.